Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXXIV.

(Januar — Februar — März 1898.)

42145
98

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sctschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. —**Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 94

Inhalts-Verzeichniß

zum

Vierundneunzigsten Bande (Januar — März 1898).

		Seite
I.	Um der Heimath willen. Novelle von **Walther Siegfried.** V./X.	1
II.	Herman Grimm. Zu seinem siebzigsten Geburtstage. Von **Wilhelm Bölsche**	38
III.	Annette von Droste-Hülshoff. Von **Hermann Hüffer.** I./II.	56
IV.	Wissen und Glauben. Von **Erich Adickes**	86
V.	Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von **Julius Rodenberg.** Ein Frühvollendeter. I.	108
VI.	Max Bruch. Von **Carl Krebs**	133
VII.	Der Histrio Zacconi. Von **Paul Schlenther**	136
VIII.	Die Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse	139
IX.	Politische Rundschau	146
X.	Neuere deutsche Belletristik	152
XI.	Die Literatur des Polarmeers	155
XII.	Die Wiener Hofbibliothek	156
XIII.	Literarische Notizen	158
XIV.	Literarische Neuigkeiten	159
XV.	Um der Heimath willen. Novelle von **Walther Siegfried.** XI./XII. (Schluß)	161
XVI.	Annette von Droste-Hülshoff. Von **Hermann Hüffer.** III./V. (Schluß)	175
XVII.	Leben und Reizbarkeit. Von **J. Reinke**	189
XVIII.	Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von **Julius Rodenberg.** Ein Frühvollendeter. II. (Schluß)	205
XIX.	Ein italienischer Romandichter. Gabriele d'Annunzio. Von **Lady Blennerhassett**	228
XX.	Schloß Rohant und seine Marionetten. Von **Edmond Plauchut**	257

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXI.	W. H. Riehl	269
XXII.	Clemens Brentano's neuester Illustrator. Von **Herman Grimm**	278
XXIII.	Kiaotschau. Von **M. von Brandt**	282
XXIV.	Lydia's Ideale. Eine Skizze von **Marie von Bunsen**	287
XXV.	Ueber das neue deutsche Handelsgesetzbuch. Von **Friedrich Goldschmidt**	300
XXVI.	Politische Rundschau	305
XXVII.	Schlenther's Buch über Gerhart Hauptmann. Von **Erich Schmidt**	311
XXVIII.	Die Verwandlungen des Ovid	314
XXIX.	Literarische Notizen	316
XXX.	Literarische Neuigkeiten	319
XXXI.	Ein Meteor. Mittheilungen eines Alltagsmenschen. Von **Max Halbe**	321
XXXII.	Die Berliner Märztage. Ein Stimmungsbild. Von **Karl Frenzel**	355
XXXIII.	Jacob Burckhardt. Ein Essay von **Carl Neumann** in Heidelberg	374
XXXIV.	Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von **Julius Rodenberg.** Ferdinand Freiligrath. I.	401
XXXV.	Die Literatur der Berliner Märztage. Von **Arend Buchholtz**	426
XXXVI.	Maupertuis und Friedrich der Große. Von **Hermann Diels**	439
XXXVII.	Politische Rundschau	461
XXXVIII.	Dr. Wilhelm Cahn's Pariser Gedenkblätter. Von **L. Bamberger**	467
XXXIX.	Das Jubiläum der „Allgemeinen Zeitung"	471
XL.	Neuere deutsche Belletristik. Besprochen von **Willy Pastor** und **Wilhelm Bölsche**	473
XLI.	Literarische Notizen	476
XLII.	Literarische Neuigkeiten	479

Um der Heimath willen.

Novelle

von

Walther Siegfried.

[Nachdruck untersagt.]

V.

Baldwin erhielt den Bericht, als er bereits zu Hause war. Sami hatte ihn vom Bureau, wo er abgegeben worden war, hieher nachgebracht, als er nach Schluß der Baukanzlei zu seinem allabendlichen Hausdienst herüber kam. Erni erwartete an diesem Abend zwei fremde Gelehrte als Gäste und hatte eine Anzahl hervorragender Männer der Stadt geladen, deren Anwesenheit mit ihm zu ehren und zu genießen. Er schritt, bereits umgekleidet, das gelesene kurze Schriftstück Rackold's in der Hand, nachdenklich durch die schönen Räume.

Er that so ungern einem Menschen weh. Daß es nicht möglich war, so gut gegen die Andern zu sein, wie man wollte: das immer neu zu erfahren und nie zu lernen, war eine der schmerzlichsten Ueberraschungen, die das Leben seiner Natur unablässig bereitete.

Er durchschritt jetzt mehrere Zimmer, um im letzten der stattlichen Flucht, die den ersten Stock des Baldwin-Hauses nach vorn einnahm, den Brief des Bauverwalters in seinen Schreibtisch einzuschließen.

Die Wände dieses hohen und mäßig weiten Gemaches waren zum großen Theil mit Erni's Fachbibliothek bedeckt; Gestelle mit Werken, Atlanten und Plänen füllten den übrigen freien Platz. In der Mitte stand eine lange Tafel mit verschiedenen Reißbrettern, am einen Fenster der mächtige Schreibtisch, am andern ein Doppelgestell mit zwei Reliefs in vertieftem Kasten, das Flußgebiet von Altachen darstellend; das erste mit den Naturbedingungen von ehedem, das zweite mit den durch das Baldwin'sche Werk veränderten Verhältnissen. Beide hatte Erni selber mit Beihülfe eines geschickten Arbeiters gemacht.

Vor diesen Reliefs hatte er an seiner großen Aufgabe gearbeitet, sinnend, planend, Höhen und Tiefen erwägend, wie ein Schöpfer an seiner Welt. Die ernsten Wände dieses Arbeitszimmers hatten ihn mit unermüdlicher Ausdauer

ringen, entwerfen, ändern und wieder versuchen sehen. Nach der Conception durch den schauenden Geist war hier der verborgene männliche Kampf um die Ausführung gekämpft worden, bis nach erschöpfendem Studium der vollendete Plan hinaus gegangen war ans Tageslicht der Oeffentlichkeit, seinen Triumphzug anzutreten bei Regierung, Volk und Natur.

In den Zimmern nebenan entzündete eine Magd die letzten Lichter, und jetzt erstrahlten von Wänden und Schränken die erlesenen Bilder und edlen Skulpturen, mit denen Baldwin's vornehmer, geschulter Kunstsinn sich umgeben hatte, während von weiter drüben in genußfroher Schönheit die gedeckte Tafel mit funkelndem Krystall und leuchtenden herbstlichen Blumen herüber schimmerte.

Der Hausherr warf einen letzten Blick über alle Zurichtungen und gab der bewährten Wirthschafterin seine Zufriedenheit kund. Mit einer weißen Dienerschürze bewehrt, aus der das gute alte Gesicht noch einmal so ledern hervorsah, hatte zuhinterst Sami mit Weinflaschen hantirt und zog sich nun zurück, nicht ohne mit einer Miene, als hätte dies Alles eigentlich er zu besorgen gehabt, von der Thür aus ebenfalls nochmals die Tafel prüfend zu überblicken. Als ihm hierbei die gestrenge Sachwalterin leise auf die Schulter schlug, seinen Rückzug etwas zu befördern, weil doch die Gäste jeden Augenblick da sein konnten, trutzte er unwirsch mit dem Kopf und ging in drolliger Entrüstung absichtlich noch langsamer. Hatte er etwa nicht auch seine Sache dabei zu thun?

Ja, ja, er hatte Pflichten und Rechte in diesem Hause, wie irgend Jemand, der Samel! Er war über vierzig Jahre da, und die Frau Wernli, die so that, erst dreizehn! Er war um seinen Erni-Herrn gewesen seit dem ersten Tag seines Lebens. Hm! nahm ihn doch Wunder, ob er sich da so herumstoßen lassen mußte!

Sami Gaberthüel war bei aller Zurückgebliebenheit des Verstandes und der körperlichen Fähigkeiten ein Kleinod an Treue und kindlicher Gewissenhaftigkeit in jeglicher Verrichtung, die ihm anvertraut wurde. Aufgewachsen in einer braven, nach altem Brauche gottesfürchtigen Handwerkersfamilie draußen an der Ringmauer von Altachen, wo die ärmsten Bürgersleute wohnten, hatte er als einziges von der Natur verkürztes Kind unter zahlreichen Geschwistern nur eine um so liebevollere und angelegentlichere Gewöhnung zum Rechten genossen. Die tüchtige Mutter, die ehemals in guten Altacher Häusern gedient hatte, und später neben dem Verdienst des Vaters ihrerseits durch eine Plätterei das Geld zum Heranziehen der vielen Kinder mitbeschaffte, war insbesondere darauf ausgegangen, ihm ein tiefes Pflichtgefühl einzupflanzen und seinem unglücklichen Aeußern durch geduldige Gewöhnung an anständiges Benehmen nachzuhelfen. So war Sami vom Knabenalter an in verschiedenen Kundenhäusern seiner Mutter, wo man deren wackere Bemühungen gern unterstützen wollte, zum Verrichten von allerlei kleinen Besorgungen herangezogen worden, und zumal war es das Baldwin'sche gewesen, wo er regelmäßig beschäftigt wurde und jeden Sonntag zu einem guten Essen erscheinen durfte.

Wie oft hatte der selige Herr Baldwin, Vater, ihn dann mit einem Glase Wein regalirt und ihn ermuthigt, in seiner erwachten Munterkeit einige seiner schwerwiegenden Bemerkungen zum Besten zu geben.

Als er älter, aber nicht viel heller im Kopfe geworden, hatte ihn dennoch die lange Gewöhnung schon recht brauchbar gemacht. Aber nach außen war er mit dem groß gewordenen und vollends mit dem alternden Körper eine immer komischere Erscheinung, und dadurch, wie durch seine gewichtigen Aussprüche, längst eine stadtbeliebte Persönlichkeit geworden. Was Sami Gaberthüel zu jedem wichtigen Ereignisse für eine Meinung abgegeben hatte, lief jeweilen Tage lang als Hauptspaß in der Stadt herum.

Als Erni nach des Vaters Tode das Haus geschlossen, war er besorgt gewesen, dem guten Burschen für die Zeit seiner Abwesenheit bei anderen Kunden genügende Beschäftigung zu verschaffen, um ihn dann bei der Heimkehr gänzlich zu sich zu nehmen und für seine kleinen Dienste einzuschulen. Jetzt war Samel Aufwärter in der Baldwin'schen Kanzlei, und am Abend versah er mit der Pünktlichkeit einer Maschine seine verschiedenen Aemtlein im Hause.

Erni hing mit einem Stück Herzen an dem braven und possierlichen Hausmöbel aus den Tagen seiner Eltern, und Sami seinerseits verehrte seinen Erni-Herrn fast als etwas Uebervirdisches. Vor der Welt nannte er ihn mit einer rührend eingeübten Unfehlbarkeit den Herrn Director und sprach ehrerbietig nur in der dritten Person. Waren sie aber allein und handelte es sich nicht eben um Pflichten, so ging es aus strahlendem Gesichte auf Du. Dies Glück hatte der groß gewordene Erni dem treuen Alten weiter gelassen.

So stellte Baldwin's Junggesellenwirthschaft immerhin ein Hauswesen dar, dem es an stiller Gemüthlichkeit nicht fehlte. Aber eine Herrin des Herzens und des Hauses durfte hier nie ihren Einzug halten. Dieser Verzicht war das größte Opfer, das Baldwin's Charakter dem bestehenden Schicksal gebracht hatte, und seinem heißen Herzen hatte die Kraft dazu in bitteren Kämpfen erwachsen müssen. Sie lagen heute weit hinter ihm, in jenen Jahren, da er durch fremde Länder gewandert war. Dort hatte er schon nach Dem greifen wollen, was ihm als die Verkörperung seiner Träume erschienen war; da schrieb seine Schuld mit dunkler Hand ihr unerbittliches Halt dazwischen. Er durfte kein anderes Wesen an sein Verhängniß ketten! Ihm hielt das Leben nur ein Anrecht offen: auf große Thaten, um deren willen er die Schuld auf sich genommen.

Da hatte er sein Angesicht abgewendet vom Glück. Und Namen und Ort, die ihm damals theuer gewesen, blieben fortan begraben.

Seit er dies geleistet und darum gelitten hatte, betrachtete er sich frei, sein Herz und seine Natur zu entschädigen, wie es ihm freundliche Sterne gönnen mochten.

Inzwischen hatte noch Manche unter den Stolzesten an seinem Lebenswege nach ihm geblickt, und seit der Heimkehr das ganze Altacher Frauengeschlecht auf die Wahl des einzigen Mannes gebangt. Alle eitlen Köpfchen hatte er verdreht, aus gierigen Augen war er gelockt und begehrt worden. Werthvolle

Frauenherzen hatten ihm heimlich geschlagen, leidenschaftliche sich nach ihm verzehrt, und manche dieser unerwiderten Neigungen und fehlgeschlagenen Hoffnungen hatten sich in den zwölf Jahren in einen Haß umgewandelt, der nur durch die Größe der Thaten Baldwin's darnieder gehalten und schließlich unschädlich gemacht wurde, bis die Zeit Alles in Vergessenheit geführt hatte. Jetzt war es mit alledem still geworden; er war ein Aufgegebener. Jedermann war überzeugt, daß dieser starke, lebensfreudige Mann eine abgethane tiefe Herzensgeschichte hinter sich haben müsse, welchen richtigen Glauben er der Welt als beste Lösung beließ.

Als nach aufgehobener Tafel die Thüren sich wieder öffneten und Baldwin's Gäste sich in den anstoßenden Zimmern ergingen, schritten einige hinüber bis zu den Fenstern, wo die beiden Reliefs standen. Und da die Gelehrten von auswärts gekommen waren, am folgenden Tage Baldwin's Flußcorrection zu studiren, so zeigten sie sich sehr erfreut, hier bereits im Kleinen und leicht Uebersehbaren davon ein vorbereitendes Bild zu finden.

Sie notirten sich seine vielen eigenartigen Combinationen, um sie morgen in der ausgeführten Größe der wirklichen Maße zu studiren, und gaben dazwischen ihrer hohen Bewunderung Ausdruck.

„Aber nun," rief Einer, „öffnet auch eure Schleusen, ihr Himmel, und lasset den Meister noch selber das Schauspiel dessen erleben, was er erreicht hat!"

Mit ernstem Lächeln dankte Baldwin und geleitete die Herren nach dem Bibliothekraum zurück, wo inzwischen der Kaffee aufgetragen war und ein Theil der Gesellschaft vor den schönen Abgüssen antiker Bildhauerwerke stand, die dort die Büchergestelle krönten. Dieser Raum, aus zwei Zimmern zusammengebaut und aufs Wohnlichste ausgestattet, war der Ort, wo Baldwin außer in der Natur am liebsten lebte; seine intime Einsamkeit, in der er sich, nur von den besten Werken des menschlichen Geistes umgeben, am wohlsten fühlte, am reinsten hingegeben seiner steten Sehnsucht nach einer vollkommenen Existenz, einer gesammelten Fülle des Empfindens, Denkens und Wollens.

Er ging jetzt darin von Gast zu Gast, zum Trinken ermunternd, seine Rauchkostbarkeiten erschließend, die Unterhaltung anregend, ein Wirth von einem Geschick, daß seine Gäste kaum je dazu kamen, sich des Fehlens einer Frau in diesem Hause bewußt zu werden. So befand sich auch jetzt bald wieder die ganze Herrengesellschaft in dem Genuß und Behagen, das sein selbst im freundschaftlichen Gespräch noch immer schöpferisch thätiger Geist verbreitete.

„Sagen Sie mir nur, was hat Sie eigentlich bestimmen können, sich vom Gebiete Ihrer Wasserbauten weg zu wenden und Ihre jetzige Thätigkeit aufzunehmen?" fragte einer der fremden Gäste, dem Baldwin eben Feuer reichte.

„Die Verzweiflung! möcht' ich beinah sagen," gab dieser zurück und nahm an der Seite des Fragenden Platz. „Die Verzweiflung über die Planlosigkeit, mit der die jetzige Zeit unser altes schönes Stadtbild zu zerstören drohte. Als ich mir vorstellte, daß das hier so fortgehen könnte wie bisher, und die allmähliche bauliche Umgestaltung Altachens ohne rechtes Verständniß und ohne grundlegenden Gedanken nur den Zufällen der schrittweisen Entwicklung über-

lassen bleiben, daß in alle Zukunft die jeweiligen Inhaber des Stadtbauamtes ungebunden der heranwachsenden Stadt den Stempel ihres zweifelhaften Geschmackes sollten aufdrücken dürfen, da ließ mich das nicht mehr ruhig schlafen. Ein paar werthvolle Bauten hatte ich schon bei meiner Heimkehr nach den Studienjahren nicht mehr vorgefunden, aber noch sah ich im Gesammten die köstliche Eigenart Altachens aus der Vergangenheit glücklich herüber gerettet, das ehrwürdig Gefestete, Wohlansehnliche und wiederum so malerisch Trauliche der alten Schweizerstadt. Das uns auf Schritt und Tritt aus Leben und Geschichte unserer Voreltern erzählt und in jeder jungen Generation wieder wärmend das Gefühl inniger Zugehörigkeit zur Scholle erweckt. Auf welche Weise war dies meinem Heimathsort auch in die berechenbare Zukunft zu erhalten? Das beschäftigte mich nun unablässig. Und als ich gewiß war, eine Lösung erkannt zu haben, erschien es mir gradhin als Pflicht, diese Wegweisung zu Papier zu bringen. Noch war ich an der Arbeit, als sich durch einen glücklichen Zufall plötzlich auch die materielle Möglichkeit zur Durchführung zeigte, und damit war mir auch der nächste Schritt gewiesen: nun unverzüglich mit dem Plan hervor zu treten und persönlich seine Verwirklichung zu übernehmen. So habe ich mich, mir selbst fast erstaunlich, eines Tages mitten in einem völlig veränderten Arbeitsgebiet gefunden."

„Gönnen Sie uns vielleicht einen Blick in die Grundideen Ihres Entwurfes?" bat der Gast, und Baldwin, verbindlich willfahrend, holte einen Abdruck herbei.

„In einem wesentlichen Punkte war die Aufgabe mir sehr erleichtert," sagte er bescheiden, indem er die Rolle auseinander faltete, „denn die Grenzen der Ansprüche, die für die fortschreitende Entwicklung einer Stadt sonst so ungeheuer schwer im Voraus richtig in Anschlag zu bringen sind, waren hier besser zu übersehen, weil sie durch die Lage Altachens und durch die allgemeinen Verhältnisse des Landestheiles ziemlich sicher gegeben erscheinen. Aber dennoch sah der Plan mit seinen, auf bloß allmähliche Erfüllung während vieler Jahrzehnte berechneten Grundzügen für die Laien befremdlich genug aus, und die größte Schwierigkeit war keineswegs die, ihn zu machen, sondern die, ihn durch die Menschen, die ihm zustimmen sollten, begreifen zu lassen."

Er wies mit dem Finger über das scheckige Blatt hin. „Sehen Sie, die über die ganze Stadt zerstreuten Lücken, die Sie da bemerken, waren es hauptsächlich, die die Bürgerschaft von heute stutzig machten. Gerade die aber waren meine wesentlichste Forderung. Denn auf sie gründe ich mein gewünschtes Bild des nach und nach entstehenden größeren Altachen der Zukunft. Diese Lücken bedeuten die überall zwischen den bestehenden Häuserreihen durch Abbruch baufälliger oder ungesunder Häuser gewonnenen freien Plätze und sind als verfügbare Baustellen für die verschiedensten Ansprüche der fortschreitenden Zeit gedacht. Es ergaben sich da theure und billige, leere und solche mit wohlerhaltenen Bäumen und ganzen Gärten. Und eben nur so — hielt ich dafür — würden sich die mit Berechnung daraufhin umzugestaltenden Straßen und Plätze einst auch wirklich mit all' den Häusern wechselvoller Art füllen, die ich mir gerne vorstelle. Nur so kann auch die Zukunft, gleich wie es die alte

Zeit gethan, wieder große Bauten neben kleinere, schlichtere neben die reichen stellen, das einzelne Bedeutende gehoben, das Zurücktretende wenigstens zum Werth einer günstigen Mitwirkung gebracht werden. Dies aber ist das einzige Mittel, das ich erkenne, um eine Stadt über ein Jahrhundert weg vor jener Oede zu feien, die in unserer Zeit mit ganzen Straßenzügen von trostloser Einförmigkeit die schönsten alten Städtebilder zerstört. Um dies Bild aber möchte ich als Rahmen dann den grünen Kranz von schattigen Plätzen und Laubgängen gelegt wissen, die auch ungesäumt in Ausführung genommen wurden, sodaß sie schon in fünfundzwanzig oder dreißig Jahren groß genug gewachsen sein werden, ihren Zweck zu erfüllen."

Ein lebhafter Austausch entspann sich um den Plan; der Staatsanwalt Küniger, Erni's nächster Freund aus der Zahl der Altacher Jugendgenossen, streute ergötzliche Schilderungen ein, zu was für drolligen Auffassungen einzelne der Ideen Baldwin's bei der Einwohnerschaft Anlaß gegeben, und es wurde spät, wurde Mitternacht, ehe die Gesellschaft dazu kam, an den Aufbruch zu denken.

Als sich Baldwin mit den Mahnenden schließlich erhob, sah er drüben einen der Herren im hellen Lichte eines Wandleuchters stehen, eine Büste in der Hand, die er von ihrem Platze gehoben hatte und mit tiefem Interesse in dieser besseren Beleuchtung betrachtete.

Es war das Bildniß eines Ettore Aripaccio, der vor Zeiten im Toscanischen begütert gewesen war, und von dem als Stammvater sich die Geschlechter der Arpetsch und Kynberg in Altachen herleiteten. Eine erschütternde Familientragödie hatte dieses Mannes Leben durchzogen. In der Verzweiflung über das Unheil, das ein tückischer Verwandter über Ettore's angebeteten blinden Vater bringen wollte, hatte er den Bedränger erstochen. Nun galt es, dem befreiten Greise diese Mordthat zu verheimlichen, und Ettore war gezwungen, so lange der Vater lebte, Schritt um Schritt weitere Verbrechen zu begehen, um immer wieder den Wissenden die Zunge zu binden, Drohende zu beseitigen, bis er nach des alten Aripaccio Tode, wo das Geschehene dann offenkundig wurde, als ein so verruchter Bösewicht dastand, wie er es eigentlich gar nicht war. Seine Büste, von der Hand eines unbekannten Bildhauers, war ein stilles Meisterwerk italienischer Arbeit des sechzehnten Jahrhunderts.

„Sie müssen doch beglückt sein," wandte sich der Bewunderer jetzt an den nahenden Hausherrn, „den Kopf zu besitzen? So oft ich in diesen Raum komme, zieht er mich in seinen Bann."

Baldwin bejahte mit stummem Nicken.

„Ich kenne in der Sculptur kaum ein Antlitz," fuhr Jener fort, „das mir so viel sagt, auf dessen Zügen ich mit so viel Mitgefühl die innere Geschichte ablese wie hier. Armer Ettore! — das denk' ich mir ein furchtbares Loos, als edelgeartete Seele mit dem wachsenden Fluch einer geheimen Schuld fortzuleben, einer Schuld, die an sich als bloße Nothwendigkeit einer verhängnißvollen Stunde erscheint, aber mit ihren natürlichen Folgen, die nun nicht mehr aufzuhalten sind, den Thäter in ein unentwirrbares Netz von Lüge und Verbrechen begräbt und zuletzt weit über seine wahre Schuld hinaus als Verbrecher vor der Welt enthüllt."

Ein seltsamer Schatten flog beim Anhören dieser Rede über Baldwin's Gesicht. Er trat hinzu und nahm mit einigen höflichen Worten dem Gaste die Mühe ab, das Bildwerk wieder an seinen Platz zu bringen.

Aber als bald darauf die Letzten das Haus verlassen hatten, kehrte er unruhig nochmals in die Bibliothek zurück. Er mußte sich vor der Büste noch einmal jene Worte herzusagen versuchen.

Doch als er die Thüre öffnete, fand er die Lichter gelöscht. Nur der helle Mondschein fiel bis zutiefst in den Raum und umwebte, über Alles hinspielend, das Gewohnte und Vertraute mit stiller, feierlich-fremder Traumhaftigkeit. Der Duft des feinen Rauches lag noch in der Luft, und jene Worte von vorhin schienen überall leise nachzutönen: „Von der Schuld, die mit ihren natürlichen Folgen den Thäter in ein unentwirrbares Netz von Lüge begräbt und zuletzt weit über das wahre Maß hinaus als Verbrecher enthüllt."

Er suchte seine Aripaccio-Büste. Da droben stand sie im bleichen Schimmer eines Mondstrahls, ausdrucksvoller denn je.

Und es war fast, als ob Baldwin einem lebendigen Vertrauten gute Nacht sagte, als er jetzt mit einem langen Blick auf sie zögernd den Raum verließ.

VI.

Durch den klatschenden Regen der finster herein gebrochenen Octobernacht kämpfte sich eine hohe, in einen Mantel gehüllte Gestalt, den Schirm tief vor das Gesicht gezogen, dem Wind entgegen durch das abgelegene Gartengäßchen. Zu beiden Seiten Mauern mit vereinzelten Pförtchen, in der Höhe ein paar verlorene Lichter aus den weit zurückstehenden Häusern. Nirgends umher eines Menschen Tritt.

Durch eines dieser Mauerpförtchen trat die Gestalt schnell und geschmeidig ein, schritt drin im Garten unter dem nassen daher fliegenden Laub und den schräg herein schlagenden Güssen eilig einem dunkeln Hause zu und schloß behutsam die Thür auf. Eine steile Treppe wurde trotz der tiefen Finsterniß sicher erstiegen; droben flog der triefende Mantel über die Lehne, und an Erni Baldwin's Brust hing, vom Lichtschein aus einer aufgerissenen Thüre beleuchtet, ein junges Weib.

„Bist Du da! Bist Du es wirklich? Wie ich Dich heute mit Angst herbeisehnte!"

„Mit Angst, Blandine?" fragte Erni. „Mit Sehnsucht, wolltest Du sagen, mein Herz!"

„Komm, komm!" bat sie und zog ihn hinein in die trauliche Stube, wo, von einem Schirme gedämpft, die Lampe freundlich brannte, und unter getäfelter, dunkler Decke eine kleine Welt geruhsamen Friedens sich breitete. Sie zog ihn zu sich nieder auf die Wandbank und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Ach Erni, mein zerbrechlich Glück!"

Baldwin schüttelte liebevoll den Kopf.

Aber inniger, fast angstvoll drängte sich das erregte Frauenwesen an seine Brust und schien mit einem flehenden Blicke den theuren Mann schützend umhüllen zu wollen.

„Ich habe heute in so düstern Gedanken gelebt," hub sie an. „Du wirst mich schelten und wiederum glauben, meine Liebe sehe schwarz. Aber daß ich Dir's ein neues Mal sage: mir ahnt nichts Gutes von meines Onkels Haß, und ich fürchte, der ruht nicht, bis er Dir ein Leides zu thun findet."

Mit sanfter Hand strich Baldwin ihr das Haar aus den Schläfen. „Woher diese Angst, mein Kind! Hast Du besonderen Anhalt, oder ist das wieder allein in diesem sorgenden Herzen gewachsen, still hier drin, in der Einsamkeit zweier sehnsüchtiger Tage?"

„Ach nein, Liebster, greifbare Gründe genug! Ich war heute beim Onkel, meine kleinen vierteljährlichen Geschäfte mit ihm zu erledigen. Da fand ich ihn wieder in Raserei über Dich. Seit Ihr vor einigen Wochen Euren Auftritt gehabt, kocht es in ihm ohne Ruhe weiter. Bald könne der letzte Tagwerker schon merken, wie er nebenaus sei, wüthete er, und Deine gnädige Komödie vor den Leuten würfe er Dir am liebsten gleich auch noch vor die Füße."

„Meine Komödie," entgegnete Baldwin ernst, „ist das Letzte, was durch Deines Onkels eigene Schuld meinem Mitleid noch möglich ist."

„Sieh," schmeichelte Blandine, „ich will Dir ja nur vor Augen stellen, daß ich wohl weiß, warum ich Dich immer wieder bitte: sei auf Deiner Hut! Wenn ich mir vorstelle, wie Ihr zwei manchmal so hoch auf den Mauern der Abbruchhäuser steht, oder er hinter Dir über die schwanken Bretter tiefer Gewölbe geht — wie sollte ich da nicht zittern, wo ich doch weiß, neben Dir lauert der vernichtungsgierigste Haß? Wir sind nur Menschen, Erni, und der Onkel war nie ein guter Mensch. Das Unglück hat ihn vollends mit böser Verwirrung umstrickt. Gott verzeih' mir, er ist meiner besten Mutter Bruder, aber ich traue ihm Alles zu."

„Blandine! Kind! Wohin führt Dich Dein Bangen um mich wieder einmal! Wer sagt Dir denn, daß ich mit ihm allein auf gefährlichen Mauern und Gewölben herumsteige?"

„Das weiß ich! Ich weiß es!"

„Du weißt das?" wiederholte Baldwin stutzend. „Sahst Du es selber?"

Sie blieb ihm die Antwort schuldig, und als er sie forschend betrachtete, errieth er. „Bist uns heute gar nachgeschlichen, Tollkühne! in der Angst Deines armen, lieben Herzens?"

„Ich habe gemußt!" rief sie leidenschaftlich und sah ihn voll an.

„Treuestes Herz! von alledem, was Du da ausdenkst, geschieht mir nichts, nichts! An derlei bloß zu denken, würde mich lähmen! Ich darf mich verlassen auf meine Sicherheit. Ich will es, ich muß es, von Natur! Denn meine Stärke ist: zu vertrauen! Wer immer auf der Hut sein will, bringt sich um des Augenblickes beste Kraft."

Doch diese Zuversicht beruhigte Blandine nicht, wenn sie gleich schwieg.

An ihn gelehnt, kauerte sie jetzt ganz in sich zusammen und schaute aus ihren großen, dunkeln Augen lange stumm vor sich hinaus. Und ihr ausdrucksvolles Antlitz wurde die verkörperte Sorge.

Blandine Römer gehörte zu jener seltsamen Art von Frauen, von denen man sagen muß, daß sie kein bestimmtes Gesicht haben. Sie hatte in ihrer

außerordentlichen Empfindungsfähigkeit hunderte, in jeder Stimmung ein anderes, und Jeder hielt das fest, welches er in dem Augenblick des Zusammentreffens mit ihr gesehen. Wenn sie ihm aber morgen wieder auf der Straße entgegenschritt, kannte er sie vielleicht nicht mehr. Nur schien sie ihm wieder bedeutend, und war sie vorüber, so wurde er sicher, von ihr schon irgendwo einen tieferen Eindruck empfangen zu haben und suchte sie in seiner Erinnerung auf ihren Platz zu bringen.

„Du verlässest Dich — Du vertraust," sprach sie vor sich hin, schwermüthig ihre Worte betonend, „Ihr könnt das, Ihr Männer! Euch rauscht der laute Tag mit seinem Werklärm die heimlichen Stimmen in Schlaf. Aber wir! . . . Frauenliebe lebt stillhin und wacht! Und sie hat ihre besonderen Fühler. Die strecken sich aus, weithin in Zukunft und Dunkel und tasten an Dinge, die verhüllt da liegen. Verhüllt — aber vorhanden! Und Sorge und Ahnung werfen ihre Schatten auf unsere Blicke, die dem Moment lachen sollten. So eben, wenn ich in diesen Wänden dasitze und denke des Glückes, das sie umschließen, sagt mir eine Stimme: es ist zu groß für ein armes Menschenherz! Solch eine Gnade kann nimmermehr dauern."

Erni schloß ihr den Mund mit einem langen Kuß. „Ich glaube Dir Alles," sagte er, nachdenklich geworden, „auch für uns gibt es Dinge, die wir voraussehen," — er hielt an, dann, wie für sich selber redend, fügte er bedeutsam hinzu: „— und die wir dennoch nicht zu hindern versuchen, weil wir eine Logik in ihnen erkennen, die stärker sein wird als all' unser Bemühen, sie zu verhüten."

„Und dann," ergänzte sie, „geht Ihr stark drüber hinweg und schauet fest in den Tag und lasset das Schicksal dem Morgen Aber mein Wesen, Erni, ist schwächer! Ich bleibe hängen an den aufgestiegenen Schatten und wühle inmitten der Freuden in den Schmerzen des sicheren Endes . . . Sag' doch!" fuhr sie plötzlich auf, „sag' doch! ist nicht Alles, derweil ich es noch lebe, schon unglaubhaft wie ein Traum? Ich, die Verkaufte, die Mißhandelte, selbst der Mutterliebe beraubt, die als Letztes meinem Herzen Trost sein konnte, kehre zurück, von wo ich hoffend ausgezogen war, zerbrochen, fertig, um in diesen Winkel zu kriechen und mich lebend zu begraben. Hin die Jugend! hin das Leben! Ein erbärmliches Wittwendasein vor mir, mit dem Herzen in Trümmern! Und da brüte ich nun und glaube so wenig mehr, als ich hoffe. Keiner kennt mich. Keiner fragt nach mir. Stirb und verdirb in Deinem Winkel! Und da kommst Du, Du! dessen Namen das ganze Land nennt, der Mann, an dessen Gruß die Leute hängen, als an der besten Ehre, um dessen Liebe die vornehmsten unserer Frauen vergeblich geworben — Du, Du! und hebst mich, Dunkle, aus meinem dumpfen Elend empor!" . . . Schluchzend preßte sie sich an ihn.

„Ach, nicht so," wehrte er ab; „dies Alles bin ich ja nicht für Dich! Ein einfaches Herz nur, das Liebe bedurft hat, Liebe sehnend gesucht und sie hier fand, am treuesten Herzen!"

„O, sieh'," fuhr sie fort, „so hoch ist mein Glück, daß ich selber sage, die Welt kann es mir nicht lassen. Wohin ich sehe: Gefahr! Entdeckte es

der Onkel — er erwürgte mich und verderbte Dich; ahnte es die Stadt, sie entwürdigte das Herrliche nach ihrer Weise und wandelte es in Schande!"

„Daß die Welt uns das nicht gönnen kann," warf Erni ein, „was wir uns wider ihre Ordnung genommen haben an Glück — das müssen wir ertragen als Theil unseres Geschicks und müssen uns danach richten. Drum bin ich ja auch klug, um Deinetwillen klug, so wenig ich es für mich sonst zu sein verstehe, noch begehre."

„Ich?" entgegnete sie, und aus ihren zarten Zügen flammte der Trotz — „o, ich stünde freudig der Welt, gälte es um mich allein! Denn ich schulde ihr nichts. Ich habe durch die Menschen so viel gelitten, daß ich mich frei fühle, heute über mich zu verfügen ohne sie!"

„Mein stolzes Herz!" jubelte Erni, und seine Hand streichelte heftig die langen, dunklen Wellen ihres Scheitels, „so kenn' ich Dich! Aber ist sie nicht auch süß, die Heimlichkeit unseres Glücks? Dein Auge sagt ja! So bewahren wir sie in ihrem köstlichen Duft! Und fort nun mit Deinen düstern Gedanken! Laß uns die Stunde genießen! Stets weiter denken, heißt ja: nicht zu leben wissen!" Er zog sie hinweg von der Bank an den Tisch zum traulichen Lampenschein. Die Gläser klangen lieblich zusammen, und ihr gegenüber sitzend, suchte er sie mit Fragen und Erzählen nicht mehr aus der Gegenwart loszulassen.

„Was denkst Du davon," fragte er Blandine, deren Rath er in vielen seiner kleinen Angelegenheiten einholte, „wie mache ich Sami wohl eine Freude? Er wird demnächst sechzig Jahre alt, und da möchte ich ihm vor Allem etwas feststellen, was seiner Dienstzeit entspricht. So lange ich lebe, verbleibt ihm ja sein Plätzlein im Hause; überlebte er mich aber je, so möchte ich ihn geborgen wissen und ihm selber darüber jetzt eine Sicherheit geben. Nun habe ich gedacht, ihm am Geburtstage vielleicht das Einkaufspapier in die reiche Pfrund des Bürgerhauses am Lindengraben zu schenken?"

Blandine dachte nach. „Meinst Du aber nicht," wendete sie ein, „er werde das Leben in einem derartigen Hause als Verschlechterung seiner Lage empfinden? Mögen es die alten Leutlein am Lindengraben noch so gut haben! Er ist bei Dir in zu gütiger Hand alt geworden, als daß für ihn nicht jede strikte Hausordnung einen drückenden Beigeschmack von Anstaltszwang haben wird. Vielleicht wäre es wohlthuender für sein Selbstgefühl, wenn er, falls Du je vor ihm sterben würdest, eine kleine Rente besäße, die jener Einkaufssumme entspricht. Damit könnte er dann nach seiner eigenen Wahl in ein ruhiges Bürgerhaus in Versorgung gehen. Dort würde er der Zahlende und Geehrte sein, und sich gleichsam auf seine Verdienste gebettet fühlen."

„Du triffst sehr glücklich!" stimmte Erni zu. „So etwas war es auch, was ich eigentlich suchte, und so will ich es machen!"

Blandine wurde wieder still. Sie spielte mit ihrem Glase, drehte es im Scheine der Lampe und ließ die wechselnden Lichter der geschliffenen Kanten über ihre Hand hinspielen, dabei wieder ihren Gedanken nachhängend.

Erni suchte, womit er sie zur Heiterkeit brächte. Da lachte er plötzlich laut auf. „Ei, Herz! noch etwas famihaft Prächtiges habe ich Dir ja zu erzählen von gestern Abend!"

Sie hob den Kopf.

„Wichst der Gute im Kämmerlein die Stiefel, das Lämpchen neben sich und die Thüre zum Gang weit offen, da er mich abwesend wußte. Darüber schlief er ein. Als ich nun gegen zehn Uhr nach Hause komme und den Gang entlang gehe, wacht er über meinen Schritten erst auf, wie ich ganz nahe bin. Und wahrscheinlich im Glauben, es sei Frau Wernli, von der er sich in seinem Ehrgeiz um keinen Preis so hätte ertappen lassen mögen — denn er ist ja unverbesserlich eifersüchtig auf sie! — jedenfalls viel mehr als meinetwegen, schießt er auf und packt flugs zu, um heftig weiter zu wichsen. Während seines Schläfchens war ihm aber der Stiefel zu Boden geglitten, und statt dessen hatte sich's Mandi, mein weißer Kater, auf seinem Schoß bequem gemacht. Da schreien im Augenblick, wo ich den Kopf in das Kämmerlein strecke, beide, Sami und der Kater, jämmerlich auf, der Eine vor Entsetzen, wie er sich vergriffen, der Andere, schwarz angewichst, vor Schmerz. Auf dies Gebrüll stürzt auch Frau Wernli herzu — und das Drama war fertig!"

Jetzt lachte Blandine einen Augenblick herzlich mit, und ihre prachtvollen Zähne und der frohe Strahl über dem feinen Gesicht ließen sie verjüngt erscheinen, wie ein Mädchen. Doch bald war sie abermals in ihr Sinnen zurück versunken, und weder ernste noch spaßige Ablenkungsversuche Erni's vermochten sie mehr anders als flüchtig aus der Grundstimmung zu reißen, in der sie diesen Abend einmal lebte. Sie ließ ihn eine ganze Weile freundlich gewähren; aber nach Frauenart empfand sie, was er auch immer unternahm, in ihrer unbeirrbaren Verfassung bloß wie ein gutgemeintes, durchsichtiges Spiel, das die Männer in ihrer kindlicheren Natur immer versuchen, wenn sie den feinverschlungenen Pfaden des weiblichen Gemüthes nicht weiter folgen können oder wollen und ihnen daher eine andere Wendung aufzudrängen streben.

Als sie wohl eine halbe Stunde so gesessen hatten, erhob sich Blandine zuletzt und trat auf Erni zu, liebevoll ihre Hand auf seine Schulter legend.

„Zürne mir nicht, mein Herz will heute nicht Schritt halten. Was Du da auch sagst und versuchst — ich muß fortfahren zu denken und zu betrachten. Wäre ich nur geartet wie Du, Glücklicher! der Du wahrlich nur die Gegenwart kennst. Aber wie verschieden entdecke ich uns heute selbst in der Liebe! Dich sehe ich die Stunde umarmen und darüber die Welt vergessen, wo ich in ihr Vergangenheit und Zukunft mitfassen muß. Wenn Du heute kommst, sehe ich Dich zugleich in der ersten Stunde, da Du kamst, in allen Stunden, die seitdem mein Glück aufbauten, und kann es nicht lassen, zu denken, — zu denken, wie es weiter sein wird."

Sie hielt inne. Sie schien sich zu sammeln, sich in ihr wahres Wesen zurückgekehrt zu fühlen. Ihre Augen hatten ihr dunkles Träumen wieder und schauten ins Unbestimmte. Es war, als suchten sie dort die Bilder des Gewesenen.

Erni betrachtete mit bewundernder Innigkeit das entrückte Frauenbild.

„Sag' mehr von unserem Glück!" drängte er, „ruf' es Dir zurück, Dir und mir, Schritt um Schritt, wenn es Dich erquickt!"

„Ach!“ rief sie aufleuchtend, „heute noch hab' ich das gethan! Dort auf dem braunen Holzkreuz des Bodens stand ich wieder, wo es damals geschah — das Wunder, das Nothwendige meines Lebens, das Unerklärliche! Und heute wie damals ist mir's ein Räthsel. Kein Sterbenswort hatte ich doch je mit Dir gesprochen! Haben denn Blicke solche Macht, das Innerste zu enthüllen? Seit ich das eine Mal durch jenen Zufall Dein Auge traf und den zerstreuten und doch so mächtigen Blick auffing, hatte ich Dich lieben müssen, ach — lieben nicht, anbeten mehr, so, wie man etwas Unerreichbares anbetet, seiner Sehnsucht einen höchsten Gegenstand zu geben. Seitdem mußte ich lauern auf jede Kunde von Dir, mit verzehrender Begier. Vernahm ich Dein Lob, so schlug mir das Blut ins Gesicht, sah ich des Onkels tödtlichen Haß mit an, so fühlte ich, wie ich erbleichte. Zuletzt verrieth mir, wenn bloß Dein Name tönte, ein Herzklopfen zum Zerspringen, was mit mir geschehen war. Da kamst Du an jenem Morgen unverhofft über den Thorplatz gegangen, mir gerade entgegen, und beachtetest mich. Du schienst verwundert und ließest Deinen Blick ehrerbietig auf mir weilen, während ich mich unter ihm verwirrte und verfärbte. Da kamst Du geschickt noch ein zweites Mal vorüber und suchtest mit tiefem Antheil meinen Blick. Aber hätte ich die Augen wirklich aufzuheben versucht, ich wäre versunken! Dreimal gingst Du in den nächsten Tagen unter meinem Garten vorbei, wenn ich droben saß und arbeitete, und verwandtest kein Auge von mir. Woher aber wußtest Du, daß ich das jedesmal gesehen hatte, da ich auch da nicht fähig war, Dir ein einziges Mal ins Gesicht zu blicken? Dann kam das große Fest, und Alles zog hinaus vor die Stadt, und die Gassen waren ausgestorben. Ich aber war daheim geblieben, und Du entdecktest mich am Fenster. Du ahntest, daß ich nicht mitthun konnte mit den fröhlichen Menschen, und verstandest mich; denn mein Schicksal war Dir bekannt. Und plötzlich standest Du in dieser Stube! Dort, auf dem Platze! — jedes Wort erstarb Dir auf den Lippen; ich selbst stand versteinert. Erkläre mir's, Erni!“ schrie sie leidenschaftlich auf, umklammerte ihn, als besäße sie ihn noch immer nicht sicher, und sah ihm ergriffen ins Auge; — „erklär' mir's! Ohne Laut, ohne Frage — vollzogen vom Geschick, von der Natur, wie sag' ich's!

„Ja —“ rief sie plötzlich, wie erleuchtet von dem Rückblick auf dies Unerklärliche, „ja Du hast Recht, laß uns das Geschenk halten, so lange es unter uns ist! Wer einmal, wie wir, auf diesem Gipfel stand, so voll erfüllt vom wunschlosen Glück des Daseins, der muß auch den Rest ertragen, wenn Alles wieder zergeht. Sieh' Erni, — als Mädchen habe ich mir immer gewünscht, in mein Leben ein recht unerhörtes, mich ganz erfüllendes Geheimniß, einen Schmerz, eine Lust, eine That zu bekommen, mit dem im Herzen ich bis zu meinem Ende nichts Weiteres von der Welt verlangen wollte. Zum Glück, zum Ausnützen froher Gegenwart war ich damals schon nicht und seither niemals geartet; Du erst machst mich geizig, sie zu genießen. Aber mein Geheimniß, das habe ich nun gefunden, gefunden über alle kühnsten Wünsche! Und verliere ich Dich morgen — ich besitze es, das seligste Erbe, statt Deiner selbst!“

„So bist Du tapfer!“ rief Erni strahlend — „so bist Du Du selber und Deines Glückes werth! Nun hast Du fürwahr von mir ein Bestes gelernt!“

„Lern' ich nicht Alles?“ fragte sie hingegeben; „hab' nur Geduld!“ Sie faßte seinen Kopf zwischen beide Hände und betrachtete ihn innig: seine grauen, leuchtenden Augen, die tausendmal geschauten, mit den stolzen, kühnen Bogen, seinen schönen entschlossenen Mund, über der reinen Stirn das blond-braune, fast ungeberdig gewellte Haar, Alles, als sähe sie es zum ersten Mal. Und leise, mit einer milden Resignation in all' der Ueberfülle gegenwärtigsten Glückes begannen ihre Lippen zu lispeln:

„Ich besaß es doch einmal
Was so köstlich ist,
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!“

Da entwand sich Erni sanft ihren Armen, nahm selber Blandinens schönes Haupt, das in seinem herrlichsten Ausdruck glänzte, und fuhr, es an sein Herz legend, fort:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

VII.

Die Arbeiten rings um die Stadt nahmen in diesen letzten Herbstwochen mit erfreulicher Raschheit ihren Fortgang. Jeden Morgen unermüdlich schritt der Director mit dem Bauverwalter die Arbeitsplätze ab und sah nach, daß Alles vor dem Eintreten der Winterszeit auf einen Punkt gefördert wurde, wo es ohne Schaden bis zum Frühjahr liegen bleiben konnte.

Sich an Rackold wendend, der es seinen Leuten weiter vermittelte, gab er überall seine Verordnungen und hielt bei dieser ununterbrochenen Ueberschau alle Fäden so in den Händen, daß er im Stande war, in gleichzeitigem Bedenken aller entgegenliegendsten Umstände ein ganzes Heer verschiedenartiger Arbeitskräfte ohne Stockung in zweckmäßiger Wechselwirkung zu erhalten. Jedem Vorrath von Bausteinen aus den niedergelegten Häusern, jeglichem Erträgniß guter Erde von abgegrabenen Bodenerhöhungen, bis herab zum letzten Schutthaufen, wußte er im Vorübergehen seine nächstmögliche Wiederverwendung so glücklich anzuweisen, daß dabei immer das denkbar Wenigste an Fuhrlöhnen und Arbeitszeit ausgegeben wurde, und Rackold selber nicht umhin konnte, auf diesem ihm vertrauten praktischen Gebiete sich das unübertreffliche Geschick des Directors einzugestehen.

Schon wirbelten die ersten kleinen Schneeflocken durch die Novemberluft, als die beiden Männer eines Morgens nach dem Abschreiten aller vollendeten

Parkabtheilungen auf der fünften Parcelle standen und da eben noch schleunig die Ausgleichung einiger unschönen Einsenkungen des Terrains angaben. Der bewußte Verbindungsweg war noch bei guter Witterung fertig geworden und führte, trotz alles Vorgefallenen, nun schließlich doch dicht unter der Mauer entlang.

Denn als Baldwin den Ort damals wieder in Augenschein genommen und den freigewordenen Raum vor sich gesehen hatte, der durch das unbefugte Abtragen der Stützpfeiler nun einmal geschaffen war, hatte er zuerst eine Weile davorgestanden, sinnend und prüfend, dann das Gebiet mehrmals heftig abgeschritten und schließlich rasch den Befehl gegeben, die gerade Fortsetzung der Weglinie, wie sie Rackold ausgesteckt, zu befolgen. Er mochte sich gesagt haben, daß jetzt ein Beharren auf seiner ursprünglichen Anweisung wie Eigensinn aussehen müßte. Und wann hätte er sich die Blöße gegeben, ein Geringstes um seiner Person willen zu verlangen, was der Sache nicht zum Vortheil gereichte!

Darin gerade bestand ja von jeher das Unangreifbare seines Wesens, das ihm keinen Ankläger erstehen ließ, wenn er gleich zeitenweise noch so viele Feinde hatte. Denn Rackold hatte natürlich niemals ganz allein dagestanden mit seinem Haß gegen den Allgewaltigen.

Eines bedeutenden Mannes Wirken an öffentlicher Stelle greift in zu viele Lebensinteressen Anderer ein, um nicht alle Zeit eine gewisse Zahl Unzufriedener zu erzeugen und zu erhalten; und je selbstloser und hingebender ein Solcher selber seinen Pflichten lebt, das Gleiche von den Uebrigen erwartend, in desto größere Schroffheit wird leicht seine Vertrauensseligkeit umschlagen, wenn er in Dingen des Gemeinwohles schamloser Selbstsucht begegnet. Wie viel Machenschaften hatte Baldwin auch allein im Beginn seiner jetzigen Unternehmung zu brandmarken und zu vernichten gehabt, trotzdem diese eine Wohlthat für Alle darstellte! Verschiedene Leute waren dabei von ihm hart an die Wand geworfen worden, wenn er sie als die Urheber der gemeinen Speculationen entdeckte, die, schlau auf die Unumgänglichkeit gewisser Grunderwerbungen aufgebaut, ihm das Bezwingen seiner ungeheuer verwickelten Aufgabe immer wieder stückweise gehemmt hatten. Und so gütig und versöhnlich er in persönlichen Angelegenheiten war, so leidenschaftlich und unerbittlich konnte er bei derartigen Auftritten sein.

Daneben zählte er aus früheren Epochen Zurückgesetzte und Uebertrumpfte zu Gegnern, denen er vielleicht einmal unfähigen Ehrgeiz hatte durchkreuzen, kurzsichtige Bestrebungen oder unzureichende Vorschläge umwerfen müssen. Zwar waren die besseren Naturen fast immer mit der Zeit durch seine Leistungen wieder versöhnt worden, Andere wenigstens zum Stillverhalten gebracht, aber die nachrückenden Letztbeleidigten bildeten stets wieder rührigen Ersatz, so daß Baldwin eine kleine Gegnerschaft nie völlig erlosch.

Selbst unter den öffentlich meistbedeutenden Männern der Stadt saß mehr als einer, der, ohne ihn gerade anzufechten, ihm doch insgeheim nicht gewogen war, und mochte dies oft keine andere Ursache haben, als eine heimliche Bitterniß über die Ungunst jedes Vergleiches mit ihm. Das war auch nur

menschlich. Sogar den Besten wurde es vor ihrer Selbstachtung nicht immer leicht, mit anzusehen, wie unfehlbar Baldwin in allen und jeden Fragen schließlich ihre Einwände besiegte und seinen Ideen durch alle Schwierigkeiten eines vielverzweigten städtischen Verwaltungswesens die Ausführung erstritt.

Für einzelne empfindlichere Glieder der Behörde hatte sogar sein bloßes persönliches Gehaben etwas Verletzendes. In der unbegrenzten Fülle seiner Gaben, im Gefühle seiner immer bereiten Kraft, und getragen von der langen Gewöhnung an fragloses Gelingen, ging er, dessen völlig unbewußt, so dahin, als sei es eigentlich selbstverständlich, daß er der Allsiegende sei, der er war, und bedachte von ferne nicht, daß von jenen bescheidener Ausgerüsteten, die im Rathe saßen, sich vielleicht Der und Jener vorsagte: daß denn doch auch ein wenig von ihnen aus die Durchführung seiner Werke mit ermöglicht worden sei. Manche von diesen wollten dann sogar in der Gütigkeit und Rücksicht, die ihm im persönlichen Verkehr eigen waren, nur eine Art Gnade erkennen, mit der er sie nicht fühlen lassen wolle, wie sehr er der Herr und sie nur seine Werkzeuge seien.

Durch all' dies offenkundig und verborgen Feindselige aber ging Baldwin selber unberührt seinen Weg.

Dichter und dichter hatten sich die Flocken eingestellt. Der Nordwind blies das erste Schneegestöber über Altachen zusammen, und bald verschwammen den Männern auf ihrer Parkfläche Nähe und Ferne in ein einziges graues Geflirre. Als sie gegen Mittag ihren Rundgang beendet hatten, breitete sich bereits eine hohe weiße Decke gleichmäßig über Rasenflächen und Wege und machte aller Arbeit da draußen ein Ende.

Ein Winter kam, wie so streng und lang kaum je einer über der Gegend gelegen hatte.

Daß im December und später nochmals im Februar die Schneehaufen wie fortlaufende Bollwerke den Häuserreihen entlang standen, hinaufreichend bis über die ersten Fenster, dessen entsann sich in dieser milderen Lage der Schweiz kein Mensch. Die mächtigsten Bahnschlitten blieben zuletzt in den Straßen stecken. Fliegende Armeen von Schneeschauflern, die an ihre Stelle traten, boten den Altachern ein ganz ungewohntes Bild und kosteten der Stadtverwaltung ein unliebsames Stück Geld. In einzelnen wenig begangenen Gassen der Stadt, deren Häuser einen zweiten Zugang von der andern Seite und aus einer lebhafter benützten Straße hatten, mußte sogar das Herstellen des Durchpasses oft Tage lang hinausgeschoben werden, damit nur die Arbeit an den verkehrsreichsten Punkten bewältigt werden konnte.

Am Abend eines solchen mühevollen Tages im Februar kehrte Rackold, dem die Leitung dieser Räumungsarbeiten zufiel, aus einem Gasthause des zuletzt durchzogenen Stadtviertels zu später Stunde nach Hause zurück und nahm seinen Weg durch die sonst selten von ihm begangene Bibergasse. Er schritt den Häusern der einen Seite entlang, in der tiefen weichen Nachtstille, und verfolgte die Reihen der Schneehaufen, die sich da vor ihm im Laternenscheine für das morgende Tagewerk ungefähr abzählen ließen.

Nirgends war mehr ein Mensch zu gewahren in dieser abgelegenen Gasse, kaum daß da und dort aus einem Fenster noch ein Licht schläfrig in die Mitternacht hinausblinzelte.

Als Rackold eine Strecke weit gekommen war, hörte er sachte eine nahe Hausthüre gehen und sah hin. Es war am Hause seiner Nichte dort drüben, und eben trat Jemand aus der Thüre hervor. Sie wurde wieder verschlossen, ein Mann schlug, nachdem er sich kurz umgesehen, die Richtung nach der inneren Stadt ein.

Rackold hatte unwillkürlich seinen Schritt angehalten und sich etwas hinter den nächsten Schneehaufen gestellt. Wer in aller Welt konnte bei der abgeschlossen lebenden Verwandten um diese Zeit etwas zu schaffen gehabt haben? Die Gestalt, die ihn nicht erblickt haben konnte, entfernte sich jetzt in mäßiger Eile. Sowie sie aber das Ende der Bibergasse erreicht hatte und in die nächste Straße bog, schien sie den Schritt zu beschleunigen. Rackold machte sich vorsichtig hinterher. Er mußte wissen, wer das war!

Er behielt den Davoneilenden die nächsten Straßen entlang aus gemessener Entfernung beständig im Auge und trachtete, sobald an einem Punkte endlich mehr Menschen des Weges gingen, unauffällig an ihm vorüberzugelangen.

Aber er brauchte gar nicht so lange zu warten, um auf die Spur zu kommen. An der Art, wie der Andere jetzt wieder um eine Ecke bog, glaubte er unverwechselbar — Baldwin zu erkennen.

Baldwin! Baldwin? Dem Bauverwalter drehte sich die Gasse vor den Augen. Er konnte gar keinen Gedanken fassen, nur mit den Händen griff er, als huschte ein flüchtiger, gaukelhaft unermeßlicher Glückstreffer da durch die dunkle Geisterstunde vor ihm her, mit beiden leeren Händen unterm Mantel in die Luft.

Jetzt Gewißheit!

Er rannte dem Enteilenden nach, auf der entgegengesetzten Seite der Straße mit ihm Schritt haltend. Es war so! es war so! Kein Anderer als Baldwin hatte diesen Gang, diese Bewegungen. Noch das Gesicht mußte Rackold sehen — und ungeheuerlich hielt er die Rache in den Händen! Er duckte sich, daß er unkenntlich sein sollte, und schlich Dem drüben zuvor, um in den tiefen Schatten einiger Arkaden an der folgenden Gasse zu gelangen, ehe der Andere dort den heller beleuchteten Straßenübergang kreuzte. Dort mußte er völlig zu erkennen sein.

Und er war es.

Durch die Absperrung des gänzlich in Schnee begrabenen sicheren Gartensträßchens war Baldwin gezwungen gewesen, den Weg zum Hause Blandinens, die ihn zu sprechen gewünscht hatte, heute durch die Bibergasse zu nehmen.

Wie von Teufeln gehetzt, lief Rackold nach Hause. Am liebsten hätte er gleich auf der Gasse die ersten besten Nachtschwärmer zusammengerufen und ihnen seine Entdeckung eröffnet. Aber wer über eine große Sache einmal schläft, weiß bis am Morgen meist anderen und besseren Rath. Rackold fühlte jetzt das Messer in seinen Händen; weit mehr gedachte er auszurichten, wenn er sein erstes Rachegelüste stillschweigend überwand und in scharfer Beobachtung

seine Waffen mehrte, bis er die wahre Gelegenheit gekommen sah, den Verhaßten damit zu überfallen.

In derselben Nacht hatte Blandine noch aufgesessen bis lange nach Mitternacht, in ihrem hohen Lehnstuhl ausgestreckt, und einsam vor sich hin in die dämmerige Stube geblickt. Kopf und Herz waren ihr schwer von widerstreitenden Eindrücken.

Welch einen widerlichen Spaß hatte sie heute Baldwin zu erzählen gehabt!

Am Morgen hatte sie den ohne Vorbereitung erfolgten Heirathsantrag jenes alten Menschen zurückgewiesen, den andere Leute, wie damals auf dem Alpenblick der alte Benz, schon eine Weile als Liebhaber der schönen Frau Römer betrachtet hatten, während ihn Blandine selber kaum dem Namen nach kannte. Nun war Der plötzlich in aller Form erschienen und nach kurzer Einleitung mit der Thüre ins Haus gefallen.

Die Abweisung, die erst mit anmuthigem Spott, dann auf seine kecke und siegesgewisse Eindringlichkeit entschieden erfolgt war, hatte mit einer heftigen Auseinandersetzung geendet, von deren Möglichkeit in ihrem stillen Hause Blandine bitter verletzt geblieben war.

Erni hatte ihr aber gerathen, fürs Erste nichts Weiteres zu thun, da sie dem alten Sünder, wenn er einer derartigen Strafe überhaupt zugänglich sei, mit dem unverhohlenen Ausdruck ihrer Entrüstung am besten versetzt habe, was ihm gehöre. Sollte aber wider Erwarten noch irgend Weiteres von seiner Seite erfolgen, so habe sie die Sache unbedingt, so wenig gern sie auch mit ihrem Oheim zu thun habe, doch Rackold als ihrem einzigen Angehörigen zu übertragen und bei ihm an seine Eigenschaft und Ehre als öffentliche Persönlichkeit zu appelliren.

Der dreiste Freier, Halder, war ein reicher, ja viele behaupteten, sogar sehr reicher Wittwer aus dem mittleren Bürgerstande, genoß aber nicht den besten Ruf. Doch wußte Niemand etwas Bestimmtes über ihn vorzubringen. Er war eine jener häufigen Figuren vorzeitig beschäftigungsloser und nun lediglich auf Wohlleben erpichter Rentner, die daheim im Vaterstädtchen ängstlich das Decorum alternder Biedermänner wahren, aber durch stete unmotivirte Reischen und gelegentliche unkluge Aeußerungen die öffentliche Meinung dahin bringen, sie instinctiv für verspätete unsaubere Genüßlinge zu halten.

Daß sich ein Solcher bloß in eine Persönlichkeit von der Zurückhaltung und Abgeschlossenheit Blandinens zu vergaffen brauchte, um gleich auch den Schritt zu wagen, mit schlecht verhehlter Begehrlichkeit bei ihr einzudringen und ihr die Ehe mit ihm vorzuschlagen, das kränkte die stille Frau tief und rührte ihr schmerzlich ein altes Gefühl ihrer Wehrlosigkeit der Rohheit der Männer gegenüber auf.

Erni hatte sie darin verstanden, tiefer als sie sich aussprach, und sein innerer Zorn war um so bitterer gewesen, als er sich in völliger Unmöglichkeit befand, persönlich irgend etwas in dieser Sache für Blandine zu unternehmen. Ohne Hülfe bieten zu können, hatte er zusehen müssen, wie das geliebte Wesen traurig in seiner Ruhebettecke saß, nachdenklich lange die

Fingerspitzen in die Blumen des Stoffmusters drückte und schließlich ein paar Thränen über die Wangen rollen ließ.

Da war etwas Seltsames geschehen, was ihnen beiden diesen Abend denkwürdig machte.

Blandine schaute nach einer Weile langsam auf, und ihre Augen, die jetzt etwas zu erwarten schienen, begegneten denen Erni's und blieben haften in einem langen Blick. Aber keine Antwort erfolgte. Und sie mußte sie wortlos wieder zu Boden senken.

In diesem stummen und zarten Augenblick hatten ihre beiden von Natur aus reinen und guten Seelen im verborgensten Grunde plötzlich und zum ersten Male mit Schmerz erkannt, daß sie sich im Widerspruch mit den Forderungen der wahren Sittlichkeit befanden. Diese erste unwürdige Berührung der Welt, gegen die sie aufschreien wollten, hatte es ihnen schweigend vorgerückt; denn sie fanden die natürliche Zuflucht in einem reinen Gewissen nicht, die sie gerne gesucht hätten.

Die Verlegenheit ging vorüber. Sie kamen nach der sonderbaren Stille mit einer gezwungenen Lebhaftigkeit wieder auf die nächste Gegenwart zurück — aber das Geschehene blieb für die beiden Liebenden ein stummes Erlebniß.

So bringt uns oft nach langem, ungestörtem Schlafe des Gewissens eine besondere Stunde die plötzliche und unabweisbare Erkenntniß eines Mißklanges, ja vielleicht eines Abgrundes in unserem Leben. Und von Stund an tragen wir das Bewußte, ohne es nun kurzweg forträumen zu können, nachdem wir es einmal geschaffen und so lange geduldet haben, wie eine heimlich fließende Wunde unter tadellosen Kleidern mit uns herum, und wie immer wir die einmal erwachte innere Stimme im Rauschen des Lebens oder in der fortdauernden Musik unserer Leidenschaft übertönen lassen mögen, — in den stillen Stunden der geheimen Abrechnung mit uns selber ist sie fortan da und bestimmt unerbittlich und entscheidend den verborgenen Glücksgrad unseres Daseins mit.

VIII.

Es war April geworden. In all dieser Zeit hatte Frau Blandine Römer von dem alten Halder nicht mehr das Geringste erfahren, und fast wollte sie sich wundern, daß Der es über sich gewonnen haben sollte, mit dem erhaltenen Bescheid so vollständig wieder aus ihrem Gesichtskreis zu verschwinden.

Doch was ihr ferngeblieben war, hatte deswegen nicht zu bestehen aufgehört.

„Es bleibt dabei! Ich erhalte die siebzehntausend Franken meines Guthabens ausbezahlt und dreißigtausend Franken für meine Bemühungen, wenn ich die Sache zu Stande bringe. Nun will ich Mittel und Wege bedenken."

Mit diesen Worten hatte sich eines Abends spät der Bauverwalter Rackold von dem alten Wachstuchsopha seiner dumpfen Amtsstube erhoben, auf dem er seit fast einer Stunde in halblautem Gespräch mit dem verschmähten Freier seiner Nichte gesessen und machte ein paar gewichtige Schritte durch den Raum.

„Es ist mir übrigens lieb," bemerkte er, „daß Sie mich hier und zu dieser Stunde aufgesucht haben, nicht aber in meiner Wohnung; so weiß kein Mensch um Ihren Besuch, und Niemand ahnt eine Verbindung zwischen uns."

„Gewiß, gewiß! ich habe das auch in Rücksicht auf uns beide wohlweislich so gehalten," bestätigte Halder und ließ sich vorsichtig von Rackold durch die halbdunklen Gänge und Treppen des längst vom Personal verlassenen Hauses hinabgeleiten. Behutsam drückte dieser die Klinke der Hausthür. Von draußen schlug ihm ein lauwarmer Regenguß entgegen, und der Föhnsturm, der seit einigen Stunden in das endlich erschienene Thauwetter gefallen war, erbrauste mit solcher Macht, daß, ehe sich Rackold dessen versah, die Zugluft ihm die Thüre aus der Hand riß und knapp hinter dem Alten zuschlug, ohne daß Der ein weiteres Wort zu sagen Zeit fand.

Als der Riegel wieder vorgeschoben war, blieb der Bauverwalter erst einen Augenblick auf dem Fleck stehen und griff sich an die Stirn. Ihm war, er müsse sich vergewissern, ob er etwas Wirkliches erlebt oder bloß geträumt habe. Kopfschüttelnd stieg er die Treppe hinan und begab sich nochmals auf seine Stube.

„Was Teufels einem doch plötzlich durch das Dach hereinschneien kann!" murmelte er vor sich hin, dann begann er sich die Hände zu reiben, wie besessen, und seine kleinen gelben Augen funkelten vor Freude, wie schon lange nicht mehr. Er war stolz, wie schlau er seine Sache gemacht; er hätte am liebsten laut hinausjauchzen mögen. Hielt er jetzt nicht unverhofft zwei Netze in der Hand und brauchte an beiden nur zuzuziehen!

Das, woran er seit Wochen mühsam herumsann, war ihm an diesem Abend fertig vorgelegt worden: Rache an Baldwin. Und obendrein eine Gelegenheit zu geheimem Verdienst, wie er sich nie hätte träumen lassen, im Leben eine zu finden.

Er setzte sich in die Ecke, in der er vorhin mit Halder gesessen, und begann zu überlegen.

Blandine zu der Ehe zu vermögen, die sie dem Alten bereits rundweg und sogar mit Unwillen abgeschlagen, das freilich konnte noch ein hartes Stück Mühe werden. Wahrscheinlich würde es ihm überhaupt nicht gelingen, hätte er nicht seine unschätzbare Entdeckung, die er durch die unablässige Belauerung Baldwin's in den vergangenen Wochen glücklich um so und so viele unanfechtbare Punkte verstärkt hatte. Damit konnte er Blandine zwingen, er konnte kurzweg verlangen, daß sie ihr schmähliches Verhältniß durch diese Ehe wieder gut mache. Wenn sie sich weigerte, brauchte er nur mit der Oeffentlichkeit zu drohen! Und erst Baldwin! Das heißt . . . Baldwin? . . . Des Bauverwalters Triumphzug der Gedanken gerieth einen Augenblick ins Stocken. Denn dem konnte er — wenn Blandine gehorchte — doch eigentlich nicht mehr viel anhaben. Es mußte dann Alles verschwiegen bleiben und begraben zwischen ihm und der Nichte, sonst setzte er wieder das ganze Geschäft mit Halder aufs Spiel.

Ein nagender Aerger beschlich ihn, als er sich das eingestand. So sollte es ihm also benommen bleiben, das andere Netz ebenfalls zuzuziehen. Wie

gerne hätte er Baldwin wenigstens den unangetasteten Ruf recht gründlich zerstört. Aber das konnte er einzig, falls Blandine sich widersetzte. Und dann — schlüge nicht die Schande auf ihn selbst zurück? Er schüttelte den Kopf, mißmuthig über das Labyrinth, in das sich sein Denken verlor, und brach ab mit dem kurzen Entschluß, daß eben unbedingt das Eine gelingen müsse: die Ehe zu Stande zu bringen.

Hiermit erhob er sich und ging an sein Pult. Dort nahm er einen leeren Papierschnitzel und fing an, eifrig darauf zu rechnen, während draußen das Prasseln und Stürmen mit immer steigender Wucht um die Fenster tobte.

„Siebzehn und dreißig" — zählte er — „macht siebenundvierzigtausend Franken! Nicht übel!" Er fand, daß die jährlichen Zinsen davon, zum Gehalt geschlagen, vollauf hinreichten, die heranwachsenden Kinder nach Bedürfniß auszubilden und die größte Enge seines Haushaltes auf immer zu beheben. Wieder rieb er sich die Hände, rasend, wie vorhin, und überließ sich ganz der bewundernden Zufriedenheit mit seinem Verhalten.

War das pfiffig gewesen, wie er Halder die siebzehntausend als eine wirkliche rückständige Schuld dargestellt hatte, die er Blandinen zart verschwiegen habe, weil es ihr in ihren eingeschränkten Verhältnissen doch nicht möglich gewesen wäre, sie zu erstatten, die er aber nichtsdestoweniger eigentlich an ihr zu gut hätte, weil er diese Summe an ihrer verstorbenen Mutter verloren!

Wie verhieß da der Freier so eilig, dies Geld zu erstatten, womit er deutlich genug verrieth, daß ihm kein Opfer zu groß sei.

Ein Hauptstreich! daß er ihm daraufhin die Schwierigkeiten derart dargestellt hatte, daß Halder erkennen mußte, ein Gelingen sei schließlich überhaupt nur noch von den Anstrengungen Rackold's abhängig, und also müsse der Vermittler möglichst stark dabei interessirt werden. Da mochte den Alten die Entschlossenheit der Verzweiflung gepackt haben; er war mit dem unglaublichen Angebot herausgerückt, das sich Rackold selber nicht zum Drittel zu fordern getraut hätte.

Dreißigtausend Franken! Ueber was für Geldhaufen doch reiche Leute verfügen konnten!

Es wollte Rackold fast noch einmal vorkommen, das Ganze müsse als Traum zerrinnen, und wie um sich von seinem Wachsein zu überzeugen, knitterte er an seinem zahlenbeschriebenen Papier und warf es dann in den Ofen. Aber von der Stelle konnte er noch nicht. Er schien in einer Art bannender Wollust der Gedanken hierher gefesselt, wo ihn in all der Muffigkeit der öden Wände, in denen er seit einundzwanzig Jahren arbeitete, dies absonderliche Glück überfallen hatte. Er zog die abgelaufenen Gewichte der Wanduhr auf, ging wieder an das Pult, legte Reißschienen, Stifte, Actenstücke und Rechenbücher mit Geräusch in Reih und Glied und riß zuletzt vom Wandkalender das Datum des zu Ende gehenden Tages weg. Es war der zehnte April. Er nahm sein Notizbuch, blätterte drin herum und überflog die Notizen für die nächsten Tage. Beim siebzehnten, dem Rudolfstage, hielt er an. Da war sein und seiner Frau Doppelgeburtstag. Da pflegte die Nichte Blandine regelmäßig bei ihnen zu erscheinen, freilich mehr um der Tante, als um seinetwillen.

Dort, sagte er sich, gebe sich die Gelegenheit, die Sache zu beginnen. Er würde Blandine unverfänglich auffordern, zu gelegener Stunde hier auf seiner Amtsstube vorzusprechen. Einen geschäftlichen Grund würde er schon vorzuschieben finden. Noch sieben Tage bis dahin! Da blieb ihm reichlich Zeit, sich alles Nähere zurechtzulegen; und allein wollte er es machen, ganz allein. Niemand durfte darum wissen; seine eigene Frau nicht, es war klüger so.

Mit einem Ausdruck von triumphirender Sicherheit auf dem vor Kurzem noch so ruhelosen Gesicht legte er den kleinen Kalender wieder hin und wandte sich zum Gehen.

Noch einmal, ehe er das Licht ausdrehte, schaute er im Zimmer umher, als läge dort im Halbdunkel des Winkels, in dem er mit Halder einig geworden, irgend etwas unbestimmt Verheißendes, etwas Glänzendes, von dem heute eine Hülle gefallen. Dann schritt er zur Thür.

Von heute ab war er es, der die Dinge beim Zipfel hielt!

IX.

Der nächste Morgen fand die Stadt in der höchsten Erregung. Der Fluß war in erschreckendem Steigen, fast bedrohlicher als vor achtzehn Jahren.

Im Laufe des gestrigen Abends und der Nacht hatten Föhn und warmer Gußregen die ungeheuren Schneelasten, die sich diesen Winter im Gebirge und an den schattigen Lehnen der Hügelgebiete aufgehäuft hatten und bis zum April durch immer neue Schneefälle vermehrt worden waren, zu plötzlichem Schmelzen gebracht.

Bei allem Vertrauen in das mächtige Schutzwerk konnte sich die Bevölkerung angesichts der schauerlichen Schnelligkeit, mit dem die Wasser anwuchsen, einer dumpfen Angst nicht erwehren. Wer die Schrecknisse der Katastrophe von damals miterlebt hatte, hielt sie noch in zu furchtbarer Erinnerung. Erst seit gestern dauerte das Schmelzen, und schon so ungeheuer wogte das heran! Was mußte werden, wenn der Föhn weiter anhielt? Die an den Bergen hervortretenden dunkeln Flecken, die verfolgen ließen, wieweit das Abschmelzen gediehen sei, wollten immer nicht größer werden, und doch brausten allenthalben wahre Ströme grauen Wassers zu Thal. Die Schneemassen, die dort noch lagen, vorab an den nördlichen Hängen, schienen unermeßlich.

Ein verzagtes Fragen, kleinlautes Trösten und neues Besprechen aller schlimmen Möglichkeiten erhielt den ganzen Tag hindurch die Bevölkerung in Athem. Man kehrte heim, man kam in ein paar Stunden wieder. Der Föhn ließ nicht nach; immer neue warme Regengüsse schlugen durch die Schwüle hernieder, und höher, höher mit jeder Stunde stieg die Fluth. Dazu rauschte es so drohend weitum in den Lüften, an den Hügeln; eine Angst, ein Druck lag in der schweren tiefen Bläue der Landschaft und legte sich wachsend auf die harrenden Menschen.

Gegen Abend erschien das erste Treibholz, eine Stunde später schon schweres Trümmerwerk, und bald verkündeten entwurzelte Bäume, daß in der Ferne

irgendwo, wahrscheinlich im Bergland, bereits Schlimmes geschehe. Aufgeregt, Jeder in fieberischer Spannung, wogte die Menge am Ufer durcheinander. Auf der Brücke lichtete sich der Menschenschwarm in angstvoller Hast. Nahte denn wirklich das Unglück wieder, oder durfte man heute den Lohn der gebrachten Opfer erleben und das Correctionswerk diese ungeheure Probe siegreich bestehen sehen?

Einsam, hoch droben auf dem Quaderbau einer Kanalschleuse am Ufer stand Baldwin und controllirte seit dem Morgen sein Werk. Zu seinen Füßen prallten und schäumten die wilden Fluthmassen wüthend an die gemauerten Uferwände, warfen dröhnend, was sie trugen, dagegen und versuchten Breschen zu machen. Umsonst. Er spähte von der Nähe in die Weite, flußaufwärts. Aber die Bäche von den Berglehnen schossen durch die breiten granitbewehrten Einläufe trotz all' ihres wilden Brausens sicher in die schweren Flußwogen.

Beim Eintritt der Dämmerung wurden die Treibmassen immer dichter und schwerer und begannen ernstlich die neue Brücke dort unterhalb, im Gebiete der Stadt, zu gefährden. Mit steigender Unruhe schaute die Menge diesem Herantreiben zu und sandte dann wieder ihre Blicke erwartungsvoll hinauf zu dem prüfenden Mann. Der verfolgte das Anwachsen noch eine Weile. Dann zog er ein Tuch aus der Tasche und winkte flußabwärts. Das war ein erwartetes Zeichen. Und ruhig und sicher begann sich die Brücke zu theilen. Sie war verschiebbar construirt. Am Ufer arbeitete eine sinnreiche Vorrichtung, von Baldwin ausgedacht, der Koloß fügte sich gehorsam nach beiden Uferseiten je zur Hälfte zusammen, und binnen Kurzem war das kostbare Bauwerk spielend der Gefahr aus dem Wege gerückt.

Bewunderung ergriff die Zuschauer am Ufer.

Aber die Wasser stiegen weiter. Sie wuchsen die ganze Nacht.

In der grauen Morgenfrühe war schon wieder Alles auf den Beinen, und das Volk fand Baldwin längst wieder auf seinem hohen Auslug. Alles schaute zu ihm hinauf, aber anzureden wagte ihn keiner. Er erschien ihnen heute fast wie etwas Höheres als sie. Nur von seinem Personal trat ab und zu Einer unter den Steinbau und nahm Weisungen entgegen. Unerschütterlich ruhig aber schien der Meister fort und fort nur die wohlberechneten Wirkungen zu verfolgen, die ihm die gefesselte Natur da an seinen glatten granitenen Schutzwänden, seinen Gefällanordnungen und Dammdimensionen vorexperimentirte.

Gegen Mittag endlich, als die Ufer schwarz von Menschen waren, hörte der Regen ganz plötzlich auf. Entgegengesetzter starker Wind fiel ein und trieb mit fliegender Eile das Gewölk auseinander. In der Ferne erschienen allmählich die Berge, sie waren dunkel! — also die Schneeschmelze zu Ende.

Alles zeigte und schaute und suchte Gewißheit. Kaum fand man da und dort in den Klüften noch einen weißlichen Fleck.

Die Gefahr war vorüber! Das Werk war erprobt.

Da hub in der Menge ein Gähren an. Es wogte ein Gemurmel daher. Ein Jubeln, ein Schauern, ein Bewundern faßte die Massen; und es schwoll an und brandete und wälzte sich dem Fuße des Quaderbaues näher. Und

hier brach es hervor, aus hunderten von Kehlen, ein Schrei der Begeisterung, des elementarsten Dankes einer geretteten Stadt.

Bleich vor Erregung, wie damals vor achtzehn Jahren, stand Erni Baldwin oben, gleichsam auf dem Sockel des gewaltigen Monumentes, das er sich selber errichtet, das schöne Haupt im Sturm, und erlebte den höchsten Augenblick seines Lebens.

X.

Noch am gleichen Abend war Baldwin in eine entfernte Stadt berufen worden, die an einem See und zwei Flüssen lag und sich bei dem gewaltigen Naturereignisse in voller Ueberschwemmung befand. Unverzüglich war er dahin abgereist. Er sollte in dem schlimmen Augenblicke seinen Rath leihen und zugleich einen Plan zur künftigen Sicherung ausdenken, solange noch die Größe und Art der Verwüstung zu sehen waren.

Am nächsten Morgen wurde Sami Gaberthüel von einem Bekannten gefragt, wie lange denn die Abwesenheit seines Herrn wohl dauern werde, und konnte nach dessen eigener Angabe versichern, vier bis fünf Tage. Die gleiche Auskunft war auch auf Baldwin's Kanzlei ertheilt worden.

Ein geheimnißvolles Treiben ging hierauf durch die Stadt. Die Vereine hielten am Abend Sitzungen, der Stadtrath versammelte sich ganz außer der Zeit, und man hörte in den Wirthshäusern tönen und wollte Allerlei wissen, was doch Niemand verbürgen konnte. Aber am folgenden Tage stand es fest. Der Director Baldwin sollte bei seiner Heimkehr von der gesammten Bevölkerung Altachens am Bahnhofe abgeholt und mit Fahnen und Musik im Triumph nach dem Rathhause geleitet werden. Dort würde ihm die Behörde öffentlich den Dank nach dem großen Erlebniß aussprechen, und ein Festmahl, das der Stadtrath zu seinen Ehren veranstaltete, sollte diese feierliche Ueberraschung beschließen.

In der Einmüthigkeit und dem frohen Eifer, mit dem nun alle Classen der Einwohnerschaft sich an den Zurüstungen für diesen Ehrentag Baldwin's betheiligten, trat erst mit ganzer Wärme zu Tage, wie tief Dieser auch als Mensch die allgemeine Zuneigung besaß, und wie viele Leute der verschiedensten Stufen sich ihm im Lauf der Jahre persönlich verpflichtet fühlten. Nicht nur seine offene Hand für die Bedürftigen und jedes richtig unternommene gute Werk, nicht seine zarte Fürsorge für viel verborgene Noth allein hatten ihm die Herzen so zugewendet, sondern auch eine glückliche Art, gegen Solche splendid und von feiner Aufmerksamkeit zu sein, die keineswegs bedürftig waren, aber Interessen wissenschaftlicher oder künstlerischer Art mit ihm theilten, die ihm Gelegenheit boten, ihnen aus seinen verständnißvoll gesammelten Schätzen Freude zu bereiten oder mit seinen werthvollen Verbindungen gefällig zu sein.

Tausende aber waren ihm zugethan durch den bloßen Eindruck seiner Person. In seinem offenen Gesicht, in seinem warmen Blick las es ja Jeder, daß er aller Creatur wohlwollte. Seine Scherzworte waren volksthümlich. Zur richtigen Zeit warf er gewiß immer eines hin, das den Nagel

auf den Kopf traf, und manchmal schon in gespannten Zeiten hatte er damit ernstliche Dinge um ihren schlimmsten Zündstoff gebracht. Sogar Sami Gaberthüel's stadtbekannte Figur, die zu so viel harmlosem Spaß diente und für das Gefühl der Leute in unmittelbarem Bezug zu Baldwin stand, wie etwa der populäre Hofnarr eines großen Herrn im Mittelalter, hier freilich der Hofnarr eines guten Herzens, bildete ein Glied in der langen Kette der Ursachen dieser tiefgründigen öffentlichen Zuneigung. Auch zeigte sich jetzt der Vortheil von Baldwin's beharrlichem Verzicht auf jede bedeutendere politische Rolle. Er erfüllte pünktlich und mit Wärme jede seiner Bürgerpflichten, aber er war kein Mann der zahllosen Parteien und Vereine; und jedesmal, wenn für eines seiner Werke der nothwendige Kampf mit der Oeffentlichkeit glücklich durchgeführt war, hatte man ihn alsbald wieder zurücktreten, und abseits von den Händeln des Tages den Weg seines Schaffens weitergehen sehen.

Diese Zurückhaltung hatte ihn vor der großen Menge, so vertraut ihr seine Person erschien, zugleich wieder in jener vortheilhaften bloßen Halbgekanntheit belassen, die für jeden großen Mann, der seine Thaten sprechen lassen kann, eines der stärksten Erhaltungsmittel des Nimbus bleibt. Und zwar ohne jede Berechnung. Er verhielt sich aus innerer Nothwendigkeit so. Er schaute zu klar in die Geschichte der Menschen, die geschriebene sowohl als die lebendige der umgebenden Welt, als daß er eine Hand gerührt oder sich mit einem Worte bemüht hätte, durch ähnliches demokratisches Gethue, wie die meisten anderen großen Herren um ihn her, eine unmögliche Brücke fraternisirender Gleichheit zur Masse des Volkes zu schlagen. Er hielt diese, ungeachtet aller noch so lauten gegentheiligen Schlagwörter der Zeit, in Wahrheit als ewig aus anderem Teig geschaffen. Nicht um ihrer Herkunft und roheren Lebensgewohnheiten willen — wie es auch dem wahren Aristokraten gerne ausgelegt wird, — sondern weil er einen unverträglichen Gegensatz sah zwischen der inneren Erziehung von Seinesgleichen und dem Wesen der Menschen jener Stufe, wo die gleichen ethischen Begriffe entweder nie lebendig geworden sind, oder doch in den Augenblicken des Lebens, wo sie sich zu bewähren hätten, meist erschreckend versagen, die dem wahrhaft Gebildeten unverrückbar zur Richtschnur seines Handelns dienen müssen.

Darum hatte Baldwin den Muth, das zu sein, was er war, und nichts Anderes scheinen zu wollen. Er blieb er; dabei freilich immer ein gütiger und selbstloser Mensch, und das erwies sich für ihn und die Andern als das Richtige. Es zeitigte in diesen Tagen nun den eindrücklichen Beweis, daß einem ganzen Manne solche Erhaltung der Standesschranken nicht nur nichts schadet im Ansehen des Volkes, sondern daß er dabei erst recht dessen Verehrung, ja mehr, selbst dessen Begeisterung für sich gewinnen kann.

Die festlichen Vorbereitungen waren aller Orten beendet. Eine nochmalige Erkundigung ließ Baldwin's Rückkehr nach Altachen nun mit Bestimmtheit über drei weitere Tage, auf den Abend des siebzehnten April erwarten. Die Stadt harrte in freudiger Spannung.

Da geschah es, daß an jenem Theile der Kirchhofsmauer, wo die Stützpfeiler entfernt worden waren, in Folge der schnellen und tiefen Durchweichung

des Bodens durch das Föhnwetter nachträglich ein beträchtliches Stück über Nacht zusammenstürzte, und Morgens sammt den zerstörten Grabtafeln und herausgerissenen Gittern auf dem neuen Wege draußen gefunden wurde.

Rackold, dem man das zunächst meldete, erschrak heftig. Er erkannte wohl, daß er von Baldwin mit Recht die Schuld daran zugewiesen bekommen würde, und überlegte, wie bis zu dessen Rückkehr dem schlimmen Schaden noch am besten zu begegnen sei. Aber an ein unbemerktes Wiederaufrichten des Mauerstückes war nicht zu denken. Dazu war es zu groß, die Zeit zu kurz, und was war mit den vielen zerbrochenen Steintafeln anzufangen! Dem eingestürzten Theil entlang hatten sich lauter ältere Familiengräber befunden, und schlimmer Weise war auch das Baldwin'sche mit beschädigt. Es gab also nichts Anderes, als Steine und Schutt fortzuräumen, Stützvorrichtungen an die Enden der stehen gebliebenen Mauer anzubringen und die entstandene Lücke mit einem starken Holzzaun zu verschließen.

Unverzüglich wurde dies in Angriff genommen. Rackold stellte eine ganze Schar Arbeiter dahin und war selber von früh bis spät zur Stelle, um Alles aufs Schnellste zu Stande zu bringen.

Da wurde am Abend des zweiten Tages, beim Einrammen eines der letzten starken Holzpfosten, aus Unachtsamkeit der Werkleute ein in der aufgegrabenen Erde bloßliegender Sargdeckel zerstoßen, und die Feierabendstunde schlug, ehe man sich weiter darum kümmerte und den Sarg wieder mit Erde gehörig zudeckte.

Als nun die Arbeiter zusammengeräumt hatten und abgezogen waren, kam Rackold beim Nachsehen des gethanen Tagewerkes an diesem eingestoßenen Holzdeckel vorüber. Er stocherte mit seinem Stock ein wenig daran herum und versuchte einen Blick hinein zu thun. Aber er fand oben nur bräunliche Holzspäne. Neugierig bohrte er weiter und entdeckte, daß auch tiefer nur solche kamen, und beim völligen Erbrechen überzeugte er sich, daß der Sarg überhaupt nur Späne und einige große Steine enthielt, aber von menschlichen Ueberresten keine Spur.

Was konnte das sein? Wohin gehören?

Er stand auf, lief eine Strecke zurück und begann auf dem inneren Wege die Grabstätten abzuzählen, zu denen die Tafeln fehlten, deren Namen er sich aber sorgfältig nach der Reihe aus den Büchern herausnotirt hatte.

Der leere Sarg stand im Grabe der Baldwin.

Er zählte wild klopfenden Herzens noch einmal.

Untrüglich!

Satanische Freude packte ihn. Was es damit auch für eine Bewandtniß haben mochte, das gab einen öffentlichen Scandal, und irgend ein böser Makel kam auf die Familienehre seines Feindes. Mitten in die Fanfaren, die Rackold all' die Tage her die Galle aufgewühlt hatten, nun im letzten Augenblick dieser gell Alles schändende Mißton! Toll vor Schadenfreude, deckte er schnell ein paar Bretter über die Höhlung mit dem Sarg und lief über den dämmernden Friedhof dem Ausgang zu.

Eben kam der Kirchhofswärter daher, sich zu überzeugen, ob Niemand mehr da sei. „Haben Sie schon gehört," fügte er seinem Gutenachtgruß an den Herrn Bauverwalter bei, „daß unser Fest für morgen geändert ist?"

Rackold schaute auf. „Hab' nichts gehört!"

„Der Herr Director Baldwin ist ahnungslos schon heute mit dem Dreiuhrzug heimgekehrt, aus unerwarteten geschäftlichen Gründen, und wie der Wind hat es die ganze Stadt gewußt. Nun ist statt der Abholung eine Serenade mit Fackeln und den Fahnen für morgen Abend beschlossen, und der Dank wird ihm vor dem Hause gesprochen. Uebermorgen folgt dann das Bankett."

Rackold raste zur Stadt. „Serenade! — haha, gleich heute, gleich jetzt sollst Du sie haben!"

Im Dahinlaufen aber wollte er sich doch noch klarlegen, wer denn eigentlich in dem Grabe zu liegen hätte. Also der alte Baldwin, dann seine zwei Frauen, und der Sohn der ersten, da der Blödsinnige. Dessen Mutter mußte nun wohl schon vierzig Jahre begraben sein. Die zweite Frau gewiß an die zwanzig Jahre. Ebenso war der Idiot schon sehr lange todt, und beim alten Baldwin — er zählte — mochten es etwa achtzehn Jahre sein. Das lag Alles klar. Wem aber konnte der leere Sarg gehören? Fehlen konnte doch Keines von den Vieren, die er sich da eben vorgestellt hatte! Noch leben? Unmöglich! Also mußte noch irgend ein ihm unbekanntes Glied — aber nein doch! Oder am Ende . . .? Rackold fuhren gleich Blitzen die unsinnigsten Hoffnungen durch den Kopf, ohne daß er doch in seiner Phantasielosigkeit fähig war, irgend einen Verdacht fest zu gestalten.

Dafür formte sich, je näher er der Stadt kam, um so bestimmter sein Plan. Diese Entdeckung, zu der Sache mit Blandine, war nun ein zweischneidiges Schwert. Das wollte er schwingen über des Verhaßten Haupt.

Fort mußte Der jetzt, fort! mußte ihm weichen; das war das Erste! Im Mai war der Termin, an dem der Director zurücktreten konnte. Dazu zwang er ihn nun, und befreit war er vom fressenden Wurm seines Lebens. Und das Zweite: Baldwin selber mußte Blandine dazu bringen, des Oheims Willen zu thun und ihre entdeckte Buhlschaft durch die Halder'sche Ehe gutzumachen. Er mußte, mußte! — war da ein Zweifel? Ein Laut, ein Fingerzeig Rackold's — und statt des Festjubels schlug morgen der Scandal in die Stadt!

Erst in den Gassen mäßigte Rackold seinen erregten Schritt. Am Hirzenhofe waren alle Fenster dunkel bis auf die beiden Räume Baldwin's. Also war er noch oben.

Auf Rackold's Läuten erschien Sami Gaberthüel und gab den Bescheid, daß sein Herr noch arbeite. Der Bauverwalter eilte die Treppe hinan und klopfte dreist an die Thüre. Vorwürfe gab es jetzt nicht mehr, Mauerpfeiler hin oder her.

Es tönte ein zerstreutes „Herein," und er fand Baldwin vertieft in Notizen und Skizzenblätter, von denen er nur einen flüchtigen Augenblick auffah, indem er Rackold noch ein wenig zu warten bat. Er schien sich gar nicht bewußt zu werden, wie auffällig des Bauverwalters Erscheinen zu dieser ungewohnten

Stunde sei. Und wirklich war er gänzlich versunken in jene tiefe Erfülltheit und thätige innere Stille, die einen eben Erfindenden weit aus Stunde und Ort entrücken. Denn er befand sich seit den paar Stunden, da er zurück war, mitten in der Arbeit, um derentwillen er sich so schleunig heimbegeben hatte: unter den frischen Eindrücken die Ideen, die er in dem Unglücksgebiet zu einem neuen, weitgreifenden Werke gefaßt hatte, schnell zu Papier und in ihren übersichtlichen Zusammenhang zu bringen.

Als er jetzt den Stift hinlegte und aufstand, fuhr ihm mit Rackold's Anblick der Gedanke durch den Kopf: „ei, wenn Du wüßtest! — nun wirst Du vielleicht bald wieder alleiniger Herr sein!" Denn ihm schien die neue Aufgabe lauter seine Kraft zu fordern, als der Rest der städtischen Arbeit. Er trat auf Rackold zu, nach seinem Begehren zu fragen, aber noch ehe er zu sprechen kam, fiel ihm das freche Funkeln in dessen Blick auf.

„Vielleicht haben Sie schon erfahren, Herr Director," fing Rackold an, „daß in Folge des Unwetters vom Sonntag und Montag ein Theil der alten Kirchhofmauer eingestürzt ist?"

Baldwin verfärbte sich. Aber nicht die Röthe des Zorns war es, die ihm ins Gesicht stieg über diese Folge von Rackold's Eigenmächtigkeit, sondern Bläße des Schreckens. Doch sofort beherrschte er sich wieder und murmelte ein kaltes „So!"

„Ich habe die Lücke sofort mit einem kräftigen Holzzaun verschließen lassen," fuhr Rackold fort und heftete jetzt sein Auge stechend auf seinen Gegner, „und damit wären wir morgen fertig geworden. Nun aber, Herr Director, bin ich diesen Abend auf etwas sehr Sonderbares gestoßen. In Ihrem Familiengrabe liegt ein leerer Sarg, ohne Leiche, lauter Holzspäne und Steine drin!"

Der Andere hatte sich aufgerichtet, sein Blick maß sich mit dem Lauerblicke Rackold's. Ein paar Secunden hielt er an sich und athmete nicht — er wartete noch auf das nächste „und," um über sein Schicksal gewiß zu sein. Aber im Auge Rackold's las er, daß Der in dieser Entdeckung erst einen ganz unbestimmten Angriffspunkt ahne und alles Weitere erst von ihm zu erspähen gekommen sei.

„Und was denken Sie da zu thun?" fragte er einfach, weil ihm in seiner Erschütterung jedes Wort, das er nun sprechen würde, als der Stoß erschien, der ihn vollends in den geöffneten Abgrund stürzen konnte.

„Ich habe die Pflicht, davon dem Staatsanwalt Anzeige zu machen," erwiderte der Bauverwalter beobachtend, und als Baldwin sich hierauf umdrehte und nach seinem Pulte schritt, um, versteinert vor Entsetzen, nur einige Secunden Ueberlegungszeit zu gewinnen, da flüsterte er ihm nach:

„— wenn der Herr Director nicht vorzieht, die Sache, die noch gänzlich in meiner Hand liegt, zu vertuschen?"

Dem Ertrinkenden bog sich ein rettender Strauch entgegen. Daß Rackold nicht wußte, was er da gefunden hatte, das war gewiß. Er mochte irgend eine dunkle Familiengeschichte vermuthen, aber auf Christoph war er nicht gerathen. „Also eine Möglichkeit, sich zu retten!" zuckte es durch Erni's Hirn,

und eine heftige Regung des Selbsterhaltungstriebes riß ihn wieder empor aus seiner Starrheit. Jetzt hing Alles daran, den Bauverwalter vom weiteren Forschen abzulenken, mit dem Augenblicke zu beschäftigen; ließ er ihm Zeit, der Ahnung näher zu rücken, was er in der Hand hielt, so konnte Alles verloren sein.

Er wandte sich wieder herum. „Was soll das heißen? reden Sie!" forderte er Rackold auf.

„Je nun, Herr Director," meinte Dieser höhnisch, „etwas Kleines ist wohl diese Sarggeschichte nicht! Es wird wahrscheinlich eine Bewandtniß mit Familiendingen haben, die Sie lieber nicht untersucht sehen wollen? . . . Ihr Schweigen zeigt mir, daß Sie diese Geschichte kennen." Er schaute ihm hämisch abwartend in die Augen, und als Baldwin noch immer schwieg, warf er ihm spöttisch zu: „Sie sagen nicht nein? hm, es ist freilich etwas Schönes, wenn man nie lügt, wie Sie; aber jetzt käm' es Ihnen gelegener, Sie hätten es doch auch ein bißchen gelernt? — nicht wahr?"

„Herr Rackold!" donnerte ihn Erni an und fuhr auf den plötzlich so frech Gewordenen los mit einem Blick voll Zorn und Verachtung. Aber er fühlte sich so ganz in seiner Hand.

„Nun, nun," höhnte Dieser gelassen, — „heute haben wir einmal die Rollen getauscht. Jetzt bin ich es, der sagt: entweder — oder! Wenn ich will, wird der Sarg wieder begraben und kommt nicht mehr zu Tage, — wenn ich nicht will, weiß es morgen ganz Altachen!"

Erni blieb vor ihm stehen, Auge in Auge. Fürwahr, dies Strafgericht kam ihm aus unwürdiger Hand!

„Meine erste Bedingung ist," fuhr Rackold trocken fort, — „Sie weichen! Der Termin der abgelaufenen drei Jahre ergibt dazu ja nächstens von selbst die Gelegenheit."

„Nichts Unmögliches!" durchfuhr es Baldwin im ersten Augenblick, und eine Hoffnung, daß die Forderungen wenigstens nicht unehrenhafte seien, ließ ihn sogar wieder eine Art Sicherheit finden. Aber noch enthielt er sich jedes Wortes. Abwartend sah er nur Rackold an.

Doch im nächsten Augenblick schon erschien ihm jegliches Eingehen undenkbar. So scrupellos er freiwillig um des neuen Wasserbaues willen den Posten verlassen hätte, so unbedingt mußte er, da es nun so gefordert wurde, entgegnen: nein! Ueberhaupt, das furchtbar anklopfende Schicksal aufhalten wollen mit solch' kleinen Machinationen? Einwilligen seine Geschicke in so böser Hand zu bergen?

„Ich habe aber noch ein Zweites," fuhr der Bauverwalter boshaft fort. „Ich habe nur auf die rechte Gelegenheit gewartet. Und diesmal" — er wollte die Finger gegen Baldwin erheben.

Aber Dieser fiel ihm, noch im Entstehen der Gebärde, mit so wüthendem Griff in den Arm, daß Rackold zusammenfuhr. „Mensch!" schrie Baldwin, außer sich über das schamlose Gebahren dieser Creatur, „vergessen Sie nicht, mit wem Sie reden!"

„Oho!“ schäumte Rackold, oho mein großer Herr! Mit dem Imponiren wären wir zu Ende! Ich kenne Sie jetzt; — habe ich Sie doch seit Wochen auf Ihren sauberen Gängen in die Bibergasse begleitet!“

Baldwin trat zurück. „Ja, ja“ — grinste der Andere, „nicht wahr, ich weiß viel? Sehen Sie, heut' gibt es nun auch nur ein Biegen oder Brechen! Ich halte Sie ganz! Lassen Sie uns Blandinens Beziehungen zu Ihnen gar nicht erst lange berühren,“ meinte er kalt, „es ist, wie es ist; aber ich knüpfe kurzweg meine zweite Bedingung daran.“

Baldwin zuckte schmerzlich die Achsel. Es folterte ihn, trieb ihn an zu einem reinigenden Wort. Aber er fühlte die ganze Ohnmacht. „Ich habe Ihnen nichts darauf zu entgegnen,“ sagte er traurig und fest — „wir können uns ja nicht verstehen.“

Rackold lachte. „Viel zu verstehen! Aber die Schande kann gut gemacht werden und muß es, durch eine Ehe, die mir für Blandine in diesen Tagen angeboten worden ist. Und meine zweite Bedingung, wenn ich schweigen soll, ist die: daß Sie, der Sie die Macht dazu besitzen, meine Nichte zur Zustimmung bringen!“

„Und den Mann betrügen hülfe, der sie begehrt?“

Rackold war verblüfft. Diesem Punkte hatte er wahrlich wenig Wichtigkeit beigelegt.

In Erni's Brust übertönte das Weh um die preisgegebene, in den Koth gezerrte Liebe jetzt beinahe das Furchtbarere.

Der Andere, von diesem Einwand erschreckt, auf den er gar nicht gefaßt gewesen war, den er aber bei Baldwin's Charakter sofort als eine entscheidende Gefahr für das ganze Gebäude seiner Pläne erkannte, verlegte sich plötzlich aufs Verhandeln. Die Siebenundvierzigtausend erschienen ihm am Rande eines Abgrundes, bereit, hinabzurollen.

„Herr Director,“ sagte er auf einmal mit einem widerlichen Herbeilassen, „diese Ehe muß sein! Die Herstellung geordneter Lebensumstände für Blandine ist eine Forderung, von der ich nicht abgehen kann.“

„Geordnet! — auf einem Betrug?“ warf Baldwin ein.

„Der Mann, der um sie wirbt, hat nach ihrem Vorleben nicht gefragt,“ sagte Rackold, „ich habe ihm daher auch keine Rechenschaft nachzuwerfen!“

„Wer ist es?“

„Einer, der sie in geachtete Stellung bringt.“

„Halder?“

„Aha — wenn Sie es doch wissen!“

Ueber Baldwin's Gesicht flog eine Zorneswolke.

„O Rackold,“ rief er, „geben Sie sich keine Mühe! Ich durchschaue Sie! Sind Sie also bis zum gemeinen Erpresser gesunken?“

Der Bauverwalter fuhr auf, aber Baldwin redete unbeirrt weiter. „Hat sich der alte Schleicher jetzt hinter Sie gesteckt, da er die gebührende Antwort auf seine schmutzige Verliebtheit erhalten hat? Wie viel ist denn Ihr Kuppelgeld? Sie sollen es haben!“

„Kuppelgeld!“ wiederholte Rackold zornglühend, aber im Tiefsten getroffen. Er suchte vergeblich nach einem Ausdruck der Empörung, der überzeugend klänge.

„Gut denn,“ stieß er nach einer Weile hervor, „so mögen Sie es wissen: ja! ich will, daß ihn Blandine heirathet; ja! ich will Geld, es ist wahr; aber ich habe mein gutes Recht dazu! Denn ich bin nicht der Mann, siebzehntausend Franken zu verschmerzen. Das ist eine alte Forderung an ihre Familie, und wenn ich davon bis zur Stunde noch nie einen Deut gegen sie gethan, so dankt das saubere Geschöpf diese Schonung nur der Fürsprache meiner Frau. Jetzt aber lasse ich nicht mehr los! Sühne muß sein! Und für was, zum Teufel, hätt' ich solch' einen Helfer in meiner Gewalt,“ schrie er, haßberauscht mit gespreizter Hand auf Baldwin zeigend — „und ließe mir's entgehen!“

Jetzt hatte Erni sich völlig wiedergefunden.

„Sie sind ein armer Mann!“ sagte er aufrichtig. „Haß und Noth geben Ihnen ganz verfehlte Wege ein zu Ihren Zielen. Sie rechnen zu wenig mit dem bessern Theil im Menschen! Sehen Sie, Ihre Drohungen bedeuten mir gar nichts. Ich beuge mich heute vor einer wirklichen Schuld und rühre keine Hand, ihre Folgen abzuwenden. Eines nur“ — und er wollte auf Rackold zutreten.

Dieser aber, vom Gewicht dieser unfaßlichen Worte wie erstarrt, zuckte mit dem ganzen fahlen Gesicht auf in sprachloser Wuth, und wies, noch einen Augenblick verwirrt dastehend, die Annäherung wild zurück.

„Dann gute Nacht!“ knirschte er schließlich — „Dir blas ich ein Wetter zusammen!“ Er stürzte nach seinem Hut, rannte, die Faust ballend, zur Thüre und war hinaus, ehe Erni die Möglichkeit gehabt, nur ein Wort weiter anzubringen.

„Sami!“ rief dieser in den Gang, und der Alte schlurfte herauf.

„Sami, Du trägst diesen Brief unverzüglich zum Herrn Bauverwalter Rackold und wartest auf Antwort.“ In Hast schrieb er einige Zeilen, schrieb eine Anweisung auf die Bank, wo sein selbstverdientes Geld lag, fügte sie bei und übergab den Brief versiegelt dem Alten. Der trollte davon.

Baldwin bot darin Rackold, ohne Rücksicht auf alles Uebrige, was er zu thun für gut befinden möge, die sofortige Auszahlung jener siebzehntausend Franken an, gegen das schriftliche Ehrenwort, Blandine, deren Ehe mit Halder er doch niemals erreichen würde, zeitlebens zu verschweigen, daß eine Menschenseele um ihre Beziehungen zu Baldwin gewußt.

Er erhielt dieses Document auch wirklich.

War das größere Sündengeld für Rackold doch verloren, so hatte der verirrte Mann zugegriffen, wenigstens dies Erreichbare zu retten.

Noch einen Brief schrieb Erni in fieberischer Eile. Er enthüllte darin Blandinen sein Geheimniß und meldete, was an diesem Abend geschehen. Schuldig — strafbereit — aber ruhig. Den Brief steckte er zu sich, zu geeigneter Uebermittlung.

Jetzt, da er aufstand, erwachte aber die überfallene Seele aus ihrer Betäubung, und Erni sah wieder über den Augenblick hinaus.

Mit der Klarheit der entscheidenden Stunden unseres Lebens, die ganze Reihen von Erlebtem, Durchrungenem, Bild neben Bild wieder vor uns hinstellen, sah er rückwärts das ganze logische Netzwerk seines Lebens, wie es, von seiner Natur und seiner Schuld ausgehend, Faden an Faden sich geknüpft und enger gezogen hatte, um heute unzerreißbar über seinem Dasein zusammenzuschlagen.

Warum denn war er von seinem Stadtplane nicht noch abgestanden, als er erkannt hatte, daß der in seiner Durchführung unvermeidlich an den Ort seines Verhängnisses rühren müsse! Hatte es da nicht in seiner Hand gelegen, zu verhüten, was heute geschehen war?

In seiner Hand? Baldwin nickte in schwermüthiger Einsicht vor sich hin. Ja — wenn Schaffen, nur Schaffen, immer neues Schaffen nicht die einzige Betäubung seiner Seele gewesen wäre! Und wenn er sich einmal einer Sache hingab, dann war er ja wie das Boot in der Stromschnelle, und die Woge führte ihn weiter, als er selber gewollt.

Weshalb aber hatte er es nicht wenigstens über sich gebracht, Altachen zu verlassen, wie ihn so oft in dunkelm Sicherungstriebe ein Verlangen erfaßt hatte, — fortzugehen von hier, wo doch der Schatten, der auf seinem Leben lastete, ihn täglich mit der bloßen Luft umwehte, und anderswo seine Kräfte zu brauchen? Nein! dableiben hatte er müssen, hier, gerade hier allein erhielt sich ihm das Gefühl, daß er das, was er begangen, durch höchstes Wirken für den Ort, wo es geschehen, einigermaßen sühne. So war er festgewachsen, und alles Weitere hatte sich entwickelt, wie es gemußt.

Seiner Natur nach hätte er von jedem Morgen verlangt, daß er ihn zu neuer Lust am Dasein wecke, vom Tage, daß er ihm Thaten gönne, vom Abend, daß er ihn frisch und glücklich zugreifen lasse an der Freudentafel des Lebens. Frei das Haupt erheben, froh sein und lachenden Auges austheilen an die Anderen mit vollen Händen, das heischte sein Wesen! Wahrheit und Fülle mußten die Wurzeln seines Lebens sein! Aber Unwahrheit und Halbheit hatten grausam seinen geheimen Fluch gebildet. Während die Welt in ihm den strahlenden Menschen bestaunte, hatte in seinem Innern der Gram gewohnt, und wo der Reichthum seines Herzens sich auszuleben drängte, mußte er Verzicht üben. Um diese tragische Strafe ewiger Halberfülltheit seiner Ganznatur ertragbar zu machen, hatte er sein Wirken so gesteigert, zuletzt über alle Bedenken, über alle Rücksichten auf seine Person hinweg. Ein heiliges Fieber war es geworden, und wenn zuweilen warnende Stimmen im Innern sich wieder geregt, so hatte er sie nicht mehr hören dürfen. Mußte er fallen, so wollte er hoch herab fallen, wollte wenigstens oben gewesen sein als ein Mann.

Wohl hatte er einen Augenblick erschrocken angehalten, als das Ausgestalten seiner Stadtbauidee ihn plötzlich vor die Nothwendigkeit führte, den Kirchhof zu berühren. Wie etwas Feindliches, Fremdes war ihm da sein eigener Entwurf erschienen; er hatte draufhin gestarrt, hatte erwogen, hin- und hergerathen; es war unvermeidlich geblieben: er beseitigte diesen Kirchhof, oder der ganze Plan fiel dahin. Was war nun größer, die Sache oder die

unbestimmte persönliche Gefahr? Er hatte nicht lange wählen können. Wieder einmal zwang ihn seine Natur, jenem dunkeln mächtigen Triebe zu folgen, der ihn schon so oft dahin geführt, bis wohin er eigentlich nicht gewollt. Mitten aus dem Zaudern war er aufgesprungen und hatte das verhängnißvolle Papier fortgetragen, ausgeliefert zu den vorhergegangenen Theilen.

Vorsicht zu üben bei der Ausführung, das blieb ja noch immer in seiner Hand, und das konnte er, wenn es soweit war, dann persönlich aufs Sorgsamste überwachen. Damit hatte er sich beschwichtigt. Und dann durfte nach Gesetzesvorschrift am Kirchhof selber noch dreißig Jahre lang nichts geschehen. Bloß einbezogen mußte er werden in den Plan des künftigen Parkes. Was aber mochte in dreißig Jahren sein! Heute lebte er, und heute mußte er so handeln, wie er that.

Lauter war jene Sorge allerdings noch einmal erwacht, als die Zeit heranrückte, einen vorläufigen Weg über die fünfte Abtheilung zu schaffen. Pickel und Schaufel vorbei klopfen und graben lassen, ganz dicht an jenem Ort? Doch noch boten die Mauerpfeiler Beruhigung. Die bedingten wenigstens ein sicherndes Fernhalten. Aber die Feindschaft des Mannes, dem er den Raum zum Leben beengte, grub, unbewußt, was sie that, auch diesen letzten Schutz ab.

Was waren das für Augenblicke gewesen, als Baldwin an Ort und Stelle sich überzeugte, daß nunmehr kein Verweigern des Unglückskweges mehr zulässig sei! Sehenden Auges hatte er da selber die Einwilligung geben müssen zum Belassen, ja zum Vergrößern der Gefahr, und nun hatte sie wirklich seine Vernichtung herbeigeführt.

„Hm," murmelte Erni, sich mit dem Rücken müde gegen sein Pult lehnend, „da denken nun die Menschen, sie führen sich selbst, während die ewigen Gesetze von Recht und Unrecht mit ihnen Schauspiele anstellen, drin sie die geführten Figuren sind, die Helden oder die Bösewichter!"

Er schritt überlegend ein paar Schritte das Cabinet entlang. Was hatte er denn eigentlich nun zu thun? Was würde erfolgen?

Das Bewußtsein, vor der öffentlichen Meinung jetzt wirklich als Verbrecher dazustehen, kränkte ihn bitter aus einem tiefliegenden Grunde, und wenn er sich bisher nicht um sie gekümmert, ihr nie das Recht zuerkannt hatte, in seine Werke oder in sein Leben zu reden, so war er in dieser Stunde willens, sich ihr ganz zu beugen. Zwar nicht um dessentwillen, was er gethan; denn das beurtheilte er — in seiner ursprünglichen, reinen Absicht — heute noch wie damals; wohl aber, weil es nun aufgedeckt lag, wie er, der Mann in dieser Stellung, jahrelang die Welt getäuscht.

Er stampfte auf, und seine Züge bedeckten sich mit tieferer Bläße. Was da geschehen war, bedeutete ja eine unerhörte Ueberrumpelung, ein grausames, abscheuliches Vorgreifen. War doch ein großer Entschluß seit geraumer Zeit in ihm reif, zu dem ihn die Erfahrung zuletzt getrieben: daß seine Natur, die unter einem großen Gesichtspunkte jenes Vergehen gegen das Gesetz zugelassen hatte, dagegen durchaus nicht fähig war, auf die Dauer die Lüge zu ertragen, die sich daraus für sein Leben ergab. Darum hatte er selber hervortreten und

die Wahrheit feststellen wollen an dem Tage, wo er dies für möglich gehalten hätte.

Schon nach dem Flußbau war er auf dem Punkte gewesen, es zu thun. Da hielt ihn die Idee zu seinem neuen, dem städtischen Werke, zurück. Das noch wollte er seiner Heimath leisten, und dazu brauchte er sein ganzes Ansehen, all' seine Macht.

Aufs Neue beim Herannahen des Zeitpunktes, wo hiebei seine persönlichen Verpflichtungen erlöschen sollten, und vollends nach dem Triumph vor fünf Tagen hatte schriller als je in seiner Seele der Mißklang zur Lösung gedrängt. Alles schien ihm erträglicher von weltlicher Strafe, als das Weiterschleppen des Betruges. Zudem nahte sich, wie er wußte, der Termin, wo das unentdeckte Verbrechen seine Verjährung erlebt hätte, und ehe die Frist gerichtlicher Bestrafung erlosch, mußte sein Geständniß erfolgen.

Da hatte unverhofft das Vaterland noch einmal seine Hülfe gefordert, und er glaubte sich verpflichtet, wenigstens die paar Monate, bis ein Entwurf entstanden und angenommen sei, die persönliche Last abermals weiter zu tragen. Darüber gesammelt zu denken, war in den paar Tagen noch gar nicht Zeit gewesen; da überraschte ihn bei der Heimkehr dieser plumpe Zufall, und statt der Erlösung, die im freiwilligen Bekenntniß gelegen hätte, war all' die Schmach da, die das Entdecktsein bringt!

Verzweiflungsvoll schritt er eine Weile in seinen vier Wänden auf und nieder. Dann wurde er zusehends ruhiger. Die Strafe, der er sich zugänglich fühlte, war ja abgebüßt — im eigenen Innern. Er hielt in Wahrheit keine andere mehr für nöthig. Nur die Welt mochte ihre Genugthuung noch haben; denn seine Moral und die ihre standen sich jetzt in unüberbrückbarem Conflict gegenüber, und er hatte die unabwendbare Ungunst des Ausgleichs zu erwarten. Das wollte er thun in völliger Fassung.

Es überkam ihn plötzlich wie kräftigendes, erlaubtes Selbstgefühl, daß er noch vorhin die Abwendung des Ganzen in seiner Hand gehalten, aber die Versuchung mannhaft von sich gewiesen hatte. Wie nahe war auch ihm da noch in letzter Stunde der Fluch des alten Wortes getreten, den er an sich zu entkräften seit vierzehn Jahren unablässig kämpfte: daß eine einmalige Schuld den Menschen nicht rechtlich mehr weiterleben lasse, die erste Lüge stets weitere fordere, das eine Vergehen nur durch Einwilligen in immer neue vertuscht werden könne und so zuletzt keine reine Spanne mehr dulde, alles Bessere mit hinabzerrend in den Pfuhl des Verbrechens.

Erni athmete auf. Nein, Gott sei Dank, seine Schuld war nun auch über die letzte Versuchung hinweg die einzige geblieben, wohlgehütet durch seine strenge Wachsamkeit, und keine Ansteckung hatte mehr von ihr zu kommen vermocht. So war er das eine Mal durch Noth im höchsten Sinne ein Verbrecher der That geworden, und dies nur am Buchstabenrecht; nicht eine Minute seines Lebens aber ein Verbrecher der Gesinnung.

Diese Abrechnung, die er sich hundertmal gehalten, tröstete ihn auch jetzt.

Da hallten im Gang draußen Schritte.

Baldwin richtete sich auf. Im nächsten Augenblick klopfte es kräftig an die Thüre des äußeren Zimmers; die Lippen zusammenpressend, ging er zu öffnen.

Es war der Staatsanwalt Küniger, zu dem Rackold schnurstracks gelaufen war, den Vorfall anzuzeigen. Mit den unwahrscheinlichsten Vermuthungen kreuz und quer war Küniger hierher geeilt, doch ohne einen Augenblick zu denken, daß Erni selber in irgend welcher Beziehung zu der verwunderlichen Sache stehen könnte.

„Du weißt, was es da draußen gegeben hat?" fragte er im Hereintreten den Freund, und indem er ihm die Hand hinstreckte, wollte er ihn eben bitten, mit ihm alle irgend möglichen Vermuthungen zu berathen. Aber Baldwin schlug nicht ein. Und als Küniger ihn verwundert ansah, überflog ihn ein dunkles Entsetzen.

„Erni! . . ."

„Komm!" sagte dieser tonlos, schritt ihm voran in das innere Cabinet und verschloß hinter ihnen die Thüre.

Abermals standen sie sich gegenüber. Jeder wartete. Doch als Küniger sichtlich nach Worten suchen mußte, kam ihm Erni zuvor.

„Ich — habe den leeren Sarg begraben! Christoph ist es, der fehlt. Er lebt!"

„Lebt?" — schrie Küniger.

„Noch heute," bestätigte Erni gelassen. „Ich will auch nicht, daß Du in Deinem schweren Amte Mühe mit mir haben mußt," fügte er bei und hieß den Staatsanwalt sitzen. „Du sollst Alles aufs Genaueste erfahren." Und in ihrer ganzen Entwicklung, von jener Stunde ab, da er sich geschworen hatte, die Verbauung des Flusses zu seiner Lebensaufgabe zu machen, bis zu diesem Tage enthüllte er dem Freunde die ganze Kette der Dinge, die sein inneres und äußeres Leben gebildet hatten. Bis in jedes Motiv wahr und klar erfuhr der Staatsanwalt die Geschichte der Schuld.

Christoph lebte, fern im Auslande, in einer Anstalt unter falschem Namen. Erni hatte das mit Hülfe eines Studienfreundes, eines ihm einst nahe vertrauten, aber dann abenteuerlich im Leben herumgeworfenen Mediciners bewerkstelligt. Diesem hatte er dafür damals aus dem Schiffbruch zu geordneter Existenz geholfen. Doctor Birck, so hatte er geheißen, war mit einem Theil von Erni's eigenem Erbe in den Stand gesetzt worden, eine kleine Privat-Irrenanstalt auf dem Lande zu eröffnen, und hatte den Christoph, der ohnehin von Zeit zu Zeit die Anstalt wechselte, bald nach des alten Baldwin's Tode dahin bekommen.

Mit der Ausnützung eines günstigen Zufalles gedachte Doctor Birck ohne allzu große Schwierigkeiten das gewünschte Ziel zu erreichen. Er besaß nämlich selber einen irrsinnigen Verwandten, und zwar einen vermögenslosen, gänzlich alleinstehenden Mann, um den sich schon seit Jahren Niemand mehr kümmerte, so daß ihn die Gemeinde erhalten mußte. Es war Birck nun ein Leichtes gewesen, sich dessen Vormundschaft übertragen zu lassen, indem er anbot, ihn zu sich in seine neue Anstalt zu nehmen und künftig selber für ihn zu sorgen.

Auf den körperlichen Zustand dieses Verwandten, der nach des Doctors Schätzung längstens innerhalb zweier Jahre dem Tode verfallen war, baute sich der weitere Plan. Birck richtete die Aufnahme des Kranken auf den gleichen Tag wie diejenige Christoph's, vertauschte beim Eintritt der Beiden einfach ihre Papiere, was gar keine Gefahr bot, da der Eine dem Personal der Anstalt so unbekannt war wie der Andere, und ließ so den Todescandidaten fortan als Christoph Baldwin, diesen selbst aber unter des Anderen Namen im Hause leben. Bei dem dereinstigen Tode des Untergeschobenen galt dann Erni's Bruder für todt.

Drei Jahre nachher war wirklich Christoph's Ableben nach Altachen gemeldet und Erni mit allen erforderlichen Papieren ein Sarg zugestellt worden, den er in aller Stille im Familiengrab beigesetzt hatte.

Darauf war er wieder verreist und nochmals anderthalb Jahre in der Fremde geblieben. Das Vermögen gehörte nun ihm, und er hatte es benützt, damit auszuführen, was er erträumt. Heute freilich lag es längst wieder vollständig beisammen, die Zinsen dabei, ein Gesondertes, Zurückerstattetes, an das Erni nimmermehr rührte. Seine Buchführung würde dem Staatsanwalt zeigen, wie streng er Alles und Jedes in seinem persönlichen Leben nur aus dem bestritten hatte, was er selber verdient.

Für Christoph, der in immer entlegenere Anstalten des Auslandes geschafft, dort den Namen des Gestorbenen weiter trug, sorgte Erni durch Vermittlung. Doctor Birck lebte nicht mehr.

Küniger war im Innersten erschüttert. Vor ihm stand ein tiefgereifter Mann, der mit tausend Schmerzen sein eigenes Geschick und die Räthsel des Menschseins überhaupt durchgedacht und erkennen gelernt hatte und darum das, was er einst in fast traumwandelndem Müssen gethan, in dieser furchtbaren Stunde darzustellen vermochte, in klarster Ueberschau, groß und schlicht, Zug um Zug. Aber was hatte er eigentlich gethan? Bei der Natur, die ihm gegeben war, und bei den Conflicten, die in seinem Leben vorlagen: das Nothwendige!

„Sieh'," fügte Erni seinem Geständniß bei, „die Kenntniß der Raffinirtheit, mit der das Geschehene Schritt für Schritt ermöglicht wurde, ist mir erspart geblieben, bis Alles zu Ende war. Sonst hätte ich das Begräbniß trotz Allem wohl damals nicht durchzuführen vermocht. Birck erbot sich, Alles auf sich allein zu nehmen bis zu dem Tage, da er mir einen Sarg zu übergeben hätte. Daß er Christoph indessen gut hielt und daß dieser auch seitdem so angenehm lebt, als es seinen stumpfen Sinnen wahrzunehmen möglich ist, davon überzeugte ich mich gewissenhaft. Und so kann ich heute nicht einmal von Reue reden! Dazu ist mein Gedächtniß zu scharf. Jede Situation ist mir unverrückt gegenwärtig, in der ich die entscheidenden Handlungen meines Lebens beging, und ich weiß, daß ich immer genau das that, was meinem Wesen gemäß war. Aber das kannst Du ermessen — der Du mich kennst — was mir durch das Leben gefolgt ist von dem Augenblick ab, wo mir nach geschehener That hinterher all' ihre gemeine Schlauheit enthüllt war! Denn die letzte Durchführung war keineswegs so glatt vor sich gegangen, wie

Doctor Birck es sich ursprünglich gedacht hatte. Schon daß es nahezu drei Jahre dauerte, ehe sich bei dem Kranken endlich Anzeichen des nahenden Todes einstellten, war gegen die Erwartung, und inzwischen wollten dem Doctor doch Bedenken aufsteigen, ob es auch wirklich möglich sein werde, in der Schweiz selber die Täuschung durch alle amtlichen Formalitäten unentdeckt zu Ende zu führen. Diese Zweifel wuchsen, je eingehender er sich auf die einzelnen Schritte vorbereitete, und zuletzt erschien es ihm unbedingt gerathen, sich für die Erledigung alles Bevorstehenden einen Ort zu suchen, wo die Wachsamkeit der Behörde weniger zu fürchten war. Ein College in Italien, dem er schon gefällig gewesen war, bot dazu die Hand. Zu diesem brachte er den falschen Christoph, solange er noch transportfähig war, und wollte dort seinen Tod abwarten. Aber statt zu sterben, erholte sich der Patient in dem milderen Klima noch einmal, und Birck, gedrängt vom Gefühl, er könne nun unmöglich länger säumen, mir sein Versprechen zu halten, beredete den italienischen Arzt, ihm einen falschen acte de décès auszustellen. Durch Vorgeben einer augenblicklichen Ansteckungsgefahr in der Anstalt brachten es die Beiden fertig, die Behörde von der Leichenbesichtigung abzuhalten und mit dem Todtenschein einen Sarg, gefüllt mit Spänen und Steinen, zum Versandt zu bringen.

„Birck's Verwandter lebte mit einer bloßen ortsüblichen Polizei-Anzeige für Dienstboten noch fast ein Jahr weiter, als Gartenarbeiter angemeldet, was bei dem harmlosen Charakter seiner Geisteskrankheit möglich war, und auch sein Tod hat dem Anstaltsarzt keine neuen Schwierigkeiten mehr gebracht. Mir aber ist erst, als der Untergeschobene wirklich aus der Welt verschwunden war, von Birck eröffnet worden, zu welchem Auskunftsmittel er damals hatte greifen müssen.

„Seitdem hat mich die Kenntniß dieses Gaunerstückes so unerträglich bedrückt und der übrigen Last meiner unwahren Existenz einen so bittern Beigeschmack gegeben, daß ich nur durch freiwillige Aufdeckung alles Geschehenen wieder innere Freiheit erlangen konnte und entschlossen war, vor Eintritt der Verjährung den Schritt zu thun. Nun sehe ich mich heute vom Schicksal überholt!"

„Armer Freund!" sagte Küniger und erhob sich. „Ob freiwillig gestanden oder entdeckt — was thut die irdische Gerechtigkeit überhaupt vor dieser tragischen Schuld!" Er blieb einen Augenblick ergriffen vor Baldwin stehen. Der sah ihm gramvoll ins Auge.

„Thu' halt, was Deines Amtes ist!"

„So will ich Dich in der Morgenfrühe verhaften, ich selber, mit einem Wagen."

Erni nickte, und, sich stumm die Hände drückend, gingen die beiden Männer auseinander.

Küniger's Tritte verhallten. Andere wurden dafür laut. Es war Sami, der ganz verwundert über das lange Obenbleiben seines Herrn jetzt erschien, um zu fragen, ob er nun schließen dürfe.

„Aber Du siehst übernächtig aus!" erlaubte er sich in der Freiheit dieser späten Feierabendstunde zu bemerken, als er in seines Erni-Herrn bleiches Gesicht schaute.

Erni that einen tiefen Athemzug.

„Das kommt von dem vielen Arbeiten," docirte Sami, „Du solltest schon lange zum Haus hinaus sein. Morgen brauchst Du besondere Kräfte; ich weiß was, was Herrliches! — sag' aber nichts! Wirst die letzten Tage ohnehin kaum zum Schlafen gekommen sein; denn das schreckliche Zeug von dort drüben am See hab' ich wohl gelesen. Nun wirst Du Denen halt auch helfen müssen, gelt? Du kannst ja Alles!"

Verklärt schaute er zu seinem Herrn auf und wartete auf Antwort. Aber der schien so müde, daß er nicht einmal mehr mit seinem Sami reden mochte.

Da legte der Alte voll Liebe und Bewunderung seine Hand weich und zuthulich auf Erni's Schulter. Er tatschelte sie und brach plötzlich mit seiner mühsamen Sprache in laute Begeisterung aus. „O Erni!" rief er, „Du bist halt ein großes, großes Genie! . . . Das sagen alle Leute, und das hat der Sami auch immer schon gewußt: daß Du gewiß noch etwas Großmächtiges wirst!"

Da schaute Erni aus dem verstörten Gesicht den treuen Beschränkten innig an; es regte sich wie Alplösen in seiner zerschmetterten Seele, und er schlug seine Arme um den guten Troddel. Er hatte jetzt Niemanden als Den da.

„Ja, Samel, ja," wiederholte er — „etwas Großmächtiges!" . . . und aufschluchzend legte er sein Haupt auf des betroffenen Alten Schulter. Der ganze Mann schütterte und weinte sich da aus.

Der arme Samel, der nicht wußte, wie ihm geschah, schüttelte erschrocken seinen grauen Kopf und fragte rathlos mit seinen Blicken ins Leere.

Dann löste sich Erni schweigend los, nahm Hut und Mantel und ging eilends voran nach Hause.

(Schluß folgt.)

Herman Grimm.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Von

Wilhelm Bölsche.

[Nachdruck untersagt.]

In dem Roman „Unüberwindliche Mächte" findet sich ein schönes Bild. Ein Häuschen mit laubbeschatteter Veranda am Abhang eines Hügels, unter dem sich die Wälder bis zum Horizont dehnen. Unendliche, von Menschenhand kaum noch berührte Urwälder, die vor dem Auge dahinfluthen wie eine endlose grüne, sanft auf- und abschwellende Wiese. Nach oben liegt der freie Aether glorreich über dem Gefilde, Adler schweben darin, bewegungslos wie an unsichtbaren Fäden aus dem Himmel herabhängend. Das leise Seufzen des Windes in den Aesten ist der einzige Ton in der Runde. Auf diese Veranda tritt ein Greis, den das Leben zum Philosophen gemacht hat, und der hier oben einsam mit seinen Büchern lebt. Ein schönes Mädchen, fast noch Kind, aus einem Hause in der Nähe, ist heute bei ihm zu Besuch. Und der alte Mann deutet mit der Hand weit hinaus und fragt: „Nicht wahr, Kind, wie groß das ist?" — „Ja," antwortet das Kind. „Und nun," sagt er, „wenn Du am äußersten Ende stehst und siehst wieder hinaus, dann siehst Du noch einmal so weit und so fort und fort, so weit Du kommst: immer wirst Du glauben, Du sähest die Erde unendlich weit vor Dir. Laß Dich aber nicht irre machen, Kind; all' das, so weit es ist, kannst Du alles durchwandern und überwinden, und all' das ist nur die Decke eines armseligen kleinen Sterns, auf dem wir Menschen die Herren sind."

Die Scene spielt in Amerika, — dem Erdtheil, der selbst vor vierhundert Jahren der Culturmenschheit wie eine neue ungeheuere Fläche aufgetaucht ist jenseits eines Horizonts, den Jahrtausende für das Weltende gehalten hatten. Im Grunde ist die ganze Culturgeschichte nichts Anderes als eine solche ewige Wanderung nach dem Horizont, — eine ewige Erkenntniß, daß jeder Horizont ein offenes Thor ist und keine Mauer, mit der eine blaue Crystallglocke die ewige Bewegung der Dinge und der Gedanken hemmt. Alle die großen Wendepunkte, die sich im Gedächtniß der Völker erhalten haben, sind

Momente der Ueberwindung eines Horizonts gewesen, — manchmal grell, wie wenn ein Wanderer plötzlich die Wasserscheide eines Gebirgskammes überklettert, der bisher die Aussicht begrenzt hat; manchmal bloß deshalb sanfter, weil die Gegenstände sich fast unmerklich verschoben bis zu dem Augenblick der Ahnung, daß diese jetzt sichtbaren Formen unmöglich schon in der ursprünglichen Fernsicht enthalten sein konnten.

In den älteren Zeiten scheinen solche Momente der großen Geistesentwicklung sich äußerlich oft wirklich wie verkörpert zu zeigen in der Besiegung eines räumlichen Hindernisses: der Besteigung eines Berges, der Ueberwindung einer bestimmten Strecke Ocean. Wir glauben im realen Bilde an gewissem Wendepunkte den Germanen zu schauen, wie er von der Alpenhöhe jäh auf die Gefilde Italiens starrt; den Spanier, wie er im Duft eines weltgeschichtlichen Schöpfungsmorgens Guanahani vor seine Schiffe gezaubert ist. Inzwischen ist die Welt etwas enger geworden, schon fast zu eng für solche gleichsam geographische Symbolik. Wir werden, je näher wir der Gegenwart kommen, immer stärker auf das Innerliche, Geistige, die geistige Persönlichkeit gedrängt, die uns auch diese großen Abschnitte und Einschnitte spiegeln muß. Wir achten auf einzelne starke Individualitäten, die in einer äußersten Höhenleistung menschlicher Kraft, wie von der steilsten, freiesten Warte ihrer Zeit aus, den ganzen Horizont einer bestimmten Entwicklungsstufe in sich umfassen, ihn hell entrollen bis in das fernste dämmerblaue Waldthal hinein. Eines Tages sehen wir eine solche riesige Persönlichkeit wieder verschwinden, hinabgesunken in das Mysterium des Todes. Eine neue Generation, eine Folge von solchen wächst auf. Und wieder hebt sich eine jener umfassenden Individualitäten größten Stiles aus der Menge. Was sie umfaßt, ist aber jetzt ein neuer Horizont. Es wird nahe liegen, daß bei solcher Betrachtungsweise ein Datum aus dem persönlichen Leben Einzelner unter Umständen einen wichtigeren Markstein bilden kann als die größte Entdeckung oder Erfindung.

Unser Jahrhundert ist von Entdeckungen und Erfindungen ersten Ranges übervoll. Wird man trotzdem wagen, etwa in der Verwerthung der Dampfkraft oder später der Elektricität einen jener großen Marksteine im Sinne der Horizontswandlung zu sehen? Ich glaube, daß unsere gegenwärtige Generation, falls sie sich überhaupt schon reif fühlt, hier Linien zu ziehen, einen derartig starken Einschnitt viel eher suchen wird bei einem ganz menschlich persönlichen Datum: bei dem Tode Goethe's. Mit Goethe stieg der Mann von der idealen Warte, der in Wahrheit die ganze Cultur der Menschheit bis auf unsere Tage unter sich gesehen hatte wie ein grünes Meer unabsehbar fortschwellender Wälder, — bis zum Horizont. Unendlich glorreich, wie in jenem Bilde, lag der Aether darüber. Adler schwebten vor dem Himmel. Und durch die Zweige klang jener wunderbare, nie von einem Menschen erreichte Wohllaut der dichterischen Sprache, in der Goethe sein weltumspannendes Schauen als Künstler offenbart.

Im tiefsten Abendroth Goethe'schen Lebens, vier Jahre vor Goethe's Tod, ist Herman Grimm geboren, dem diese Zeilen gelten. Grimm hat uns selbst gelehrt, den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu messen an seinem

Verhältniß zu Goethe. Der Geburtstag, den wir jetzt feiern, zwingt den Blick zurück zu jener Anfangsziffer und sucht unwillkürlich die Beziehung. Und sie scheint weit über das Aeußerliche hinaus bedeutsam gerade in diesem Falle. Obwohl Goethe noch lebte, war das Jahr 1828 in Vielem ein abschließendes Jahr für die große Zeit von Weimar. Karl August ist darin gestorben. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller erschien im Druck. Zum ersten Male drängte sich stark auf, daß die gewaltige Epoche in das Historische trat, in die Geschichte, die mit Todten rechnet, in die Geschichtschreibung, die den Brief des Moments als Quelle wieder abdruckt.

Goethe selbst, der auch die menschliche Ideenwelt als einen Theil der Allnatur umfaßte und in dieser Allnatur einen ewigen Entwicklungsproceß erkannt hatte, wußte sehr wohl, daß sein Horizont kein wirklicher Abschluß sei. Er ahnte und erwartete Generationen, „um in prophetisch höheren Gesichten von Gott und Menschheit Höheres zu berichten". Es war aber, als er schied, so, als wenn überhaupt der Blick nach irgend welchem Horizont zunächst abgeschnitten wäre. Der Mann auf der freien Warte, der über die Wälder sah, fehlte. Wir kämpften uns unten durch die Schlinggewächse des Dickichts, wo das Auge keine zehn Schritte weit schweifen konnte. Sind wir in den Jahrzehnten seitdem überhaupt schon über Goethe's Horizont irgendwo wirklich hinausgedrungen? In der Politik scheint es so, aber es fragt sich, in welchem Maße wir hier bloß „That von Gedanken" haben, die durchaus bis ins vorige Jahrhundert zurückweisen. In der Naturforschung ist der zweifellos größte, folgenreichste Gedanke, den das neunzehnte Jahrhundert überhaupt durchgeführt hat, die Darwin'sche Idee einer stufenweisen Entwicklung des Lebendigen, wenn auch nicht Eigenthum von Goethe's Zeit, so doch in vollem Maße gleichsam Privateigenthum von Goethe selbst gewesen. In der Dichtung ist die Abhängigkeit von Weimar im größeren Theil des Jahrhunderts selbst von den Besten nie bestritten worden, und der Zweifel kam erst, als der Naturalismus auftrat; heute, wo man auch dieser Fluth etwas auf den klaren Grund sieht, läßt sich erkennen, daß ihre beste Quelle, die einzige, über die sich ästhetisch ernst reden läßt, bei der Methode sprudelt, die gerade Goethe theilweise sehr zum Befremden seiner Zeitgenossen in den „Wahlverwandtschaften" geschaffen und zum ersten Male vollbewußt angewendet hatte. So sehr wir also hoffen, daß uns die rund sieben Jahrzehnte seit Goethe's Abschluß überall in der Vertiefung vorwärts geführt haben, so sehr werden wir damit rechnen müssen, daß hervorragende Gestalten dieser Gesammtgeneration seither vor Allem gemessen werden müssen noch an der Art, wie sie sich zu Goethe's *Erbe* stellten. Inwiefern sie uns dazu verhalfen, den Horizont, den wir von Goethe vererbt erhalten, wirklich zu besitzen.

Hier tritt nun eine Beziehung zu Herman Grimm's großer und grundlegender Lebensarbeit *so* hell hervor, daß man fühlt, es handle sich im Ganzen nicht mehr bloß um eine mehr oder minder künstliche Sache. Die Beziehung trifft ins Herz. An dem Horizont, wo Goethe's Sterne untergingen, lag, um noch einmal aus jenem Bilde zu sprechen, ein gewisses morgenduftig blaues Gebirge. Je tiefer Goethe ins Leben ging, desto fester haftete gerade hier sein Blick, obwohl

er sich darüber klar war, daß diese schöne Linie nur noch wie ein lichter Traum an *seiner* Gesichtsgrenze stand, also als eigentlicher Besitz erst der Zukunft nach ihm angehören könne. In Augenblicken größter Klarheit schien es ihm, als laufe in jener Richtung die Hauptstraße aller fortschreitenden Cultur, und als seien diese Berge, obwohl damals noch ganz unter dem Horizont, eigentlich seit Jahrtausenden schon das dunkle Ziel gewesen, dem alles Reifste in dieser Cultur unbewußt zugestrebt habe. Die Durchdringung und Erfüllung der ganzen Volksseele, der ganzen Menschheitsseele mit einem künstlerischen Hauch, — die ästhetische Cultur im höchsten, umfassenden Sinne, — die ästhetische Erziehung mit allen ihren Folgen und Voraussetzungen, — das war es, was dort im weichen Blau über den unendlichen Urwäldern der Menschheit stand. Goethe's Auge erlosch. Wir aber feiern jetzt den Festtag eines Mannes, dessen Auge von früh an wie durch einen geheimnißvollen Magnetismus fort und fort nach dieser gleichen Horizontsstelle herübergezogen wurde. Mit Kraft hat er sich für sich selbst zu der Höhe hinaufgekämpft, von wo überhaupt die blaue Linie erst gesehen werden kann. Und dann hat er die Axt genommen und hat versucht, für Alle durch den zähen Urwald eine Straße zu bahnen zu den wirklichen Bergen selbst.

In jenem Roman, dem das Bild vom Horizont entnommen ist, wird ein Mann geschildert, zu dessen wechselnden Schicksalen es gehört, daß er sich wie befreit fühlt, als seine adelige Herkunft dem Zweifel verfällt. Vom thatlos ererbten Vorrecht fort, das ihn lähmt, scheint er sich gerettet in die freie Bahn für die eigene Kraft, die sich stark genug fühlt, Vorrechte selber zu erringen als Lohn für wirklich geleistete Arbeit. Auch auf Herman Grimm's Lebensweg leuchtete, noch ehe er selbst irgend etwas gethan hatte, von Vater und Onkel her der volle Glanz einer Adelskrone, — wenn auch der eines geistigen Adels. Auf wenige Männer trifft das Wort vom geistigen Adel so gut zu, wie auf Jakob und Wilhelm Grimm. Sie waren schlichte Leute. Ihre beste Leistung erwuchs aus dem unendlich feinen Gehör für die schlichteste Aeußerung der deutschen Volksseele in Sprache, Lied und Mythus. In den Märchen verdanken wir ihnen das schlichteste, volksthümlichste Buch, das wir neben der Lutherischen Bibelübersetzung besitzen. Und doch liegt in dem ganzen persönlichen und literarischen Bilde der Brüder Etwas, was sie immer wie schwebend über der Masse erscheinen läßt, auf unsichtbarem Sockel, der sie eine Stufe höher hinauf stellt. Nun kam bei ihnen noch hinzu, daß sie *zwei* waren, zwei Brüder, die sich doch geistig neben einander hielten. Das Geistige umfloß sie wie eine zugleich außerpersönliche und doch auch wieder unmittelbar physische Macht. So wie der Adel im alten Sinne eine unmittelbare Blutsverwandtschaft voraussetzt und zugleich in diesem Blute etwas Immaterielles, Besonderes. Ihrer Lebensblüthe nach gehörten beide überhaupt noch in eine Epoche deutscher Dichtung und ästhetisch angehauchter Wissenschaft, die uns alle geistigen Spitzen viel stärker im Sinne einer geschlossenen Geistesaristokratie verknüpft erscheinen läßt, als es heute irgendwie bei uns der Fall sein kann. Die großen Gestalten um Goethe hängen mit ihm zusammen wie eine wirkliche Familie, die in sich verwandt war, aber gegen die geistig schwächere

Menge abgeschlossen ragte. Wenigstens wir empfinden heute rückschauend so, obwohl wir ja wissen, daß Differenzen im Engeren nie gefehlt haben und auch die Geistesaristokraten von Weimar nicht immer gleichmäßig gut mit einander ausgekommen sind. Gestalten, wie Alexander von Humboldt, der so ungeheuer alt geworden ist, daß man ihn leicht einer ganz anderen Zeit einreihen möchte, haben bis zum letzten Tage das Zeichen jener idealen Zugehörigkeit bis in die kleinsten Züge hinein bewahrt. Auch über das Weimar Goethe's hinaus bestanden noch ähnliche Zusammenschlüsse. Heute ist es schwerer, vielleicht schon unmöglich, von so etwas zu reden. Die Wissenschaft ist mehr in die Masse hinabgetaucht, die Träger des höheren ästhetischen Empfindens sind in einer gewissen Sonderstellung geblieben, aber gegen einander einsamer geworden. Es wird das seine Nothwendigkeit gehabt haben in der Entwicklung, die ja vorwärts geht.

Herman Grimm ist in der Folge durch seinen Lebensbund mit Gisela von Arnim, der Tochter Bettina's, nochmals wieder eng versponnen worden in ein Netz solcher geistigen Adelstraditionen, — geistige Traditionen, zu denen hier auch noch der wirkliche Standesadel kam. Wenige Menschen im neunzehnten Jahrhundert sind so gut und doppelt versichert gewesen, in die deutsche Literaturgeschichte zu kommen, auch wenn die eigene Leistung die Linie des selbständig Großen nicht überschritt. Und doch kann man das Alles wegwischen. Grimm's Lebenswerk wurzelt in jedem Zuge in seiner eigenen Kraft. Gerade das, was jene Tradition unmöglich mitgeben konnte, ist bei ihm so entscheidend geworden, daß es sein eigentliches Bild ausmacht, wenn wir an ihn denken: die feste, fast bis ins Harte der Umrißlinie hinein individuell durchgearbeitete Persönlichkeit. Was der Held seines Romans nur in der Verklärung seiner letzten Stunde, unmittelbar vor der tragischen Todeswende, erkennt: daß der Mensch einer bewegten Zeit nur in dem wirklich fest fußt, was er selber sich zu schaffen und zu erhalten weiß, — das hat Herman Grimm in nachhaltigster Weise sein Leben lang bethätigt. Es liegt vor Allem die Lösung hier, warum er heute, im Abschluß des siebenten Jahrzehnts, mitten unter uns steht als ein im edelsten Sinne moderner Mensch. Eine unverwüstlich junge Kraft belebt noch immer jede Zeile, die er schreibt, eine Kraft, die vor keinem Problem der Zeit zurückschreckt. Mir ist gerade in den letzten Jahren oft auffällig gewesen, wie stark Grimm auf einzelne ganz junge Kreise wirkte. Ich erinnere an ein so durch und durch modernes, früher unbegreifliches Problem, wie den Kampf um den classischen Unterricht in der Schule — neben dem Aufsatz, den Grimm seiner Zeit darüber geschrieben hat, erschien das Frischeste von Andern fast wie veraltet. So junges Laub zeigt mit siebzig Jahren Keiner, der bloß auf Traditionen steht. Man denkt unwillkürlich an den Abstand: das Berlin, durch das Jacob und Wilhelm Grimm schritten — und das Berlin von heute. Herman Grimm's Charakterkopf ist viel zu groß, um bloß einer einzelnen Stadt anzugehören; aber aus dem modernsten Berlin mit all seinen unruhigen Bewegungen verschwände ein nothwendiges Stück, wenn man ihn fortdächte.

Nur in einem glaube ich die Macht und Gunst einer bestimmten Tradition bei Grimm zu erkennen.

Von früh an athmet in seiner äußeren Darstellungsweise ein gewisser großer Zug, groß und vornehm bis in jedes Wort, bis in jede kleinste Nebenbemerkung hinein. Alles erscheint in einer weiten, bedeutenden Beziehung. Man muß die ganze Reihe der Bände, die wir von ihm haben — eine gute Zahl, doch ohne Uebermaß — darauf durchsehen, wie ein geschlossenes Werk, um den vollen Eindruck zu fühlen, wie weit das geht. Von Lebenden wüßte ich schwer einen zu nennen, der darin so consequent geblieben ist. Novellen, Romane, Essays zur Culturgeschichte, Charakterdarstellungen eines einzelnen Gewaltigen im Rahmen einer starken Zeit — und immer das gleiche Tempo, immer dieselbe sichere Hand, die alles Kleine, Triviale fortfegt und auf die große, wenigstens relativ ewige Linie hindeutet. Menschen, die eben von uns gegangen sind und deren Bild Grimm zeichnet, erscheinen jäh hinausgerückt in einen ungeheuern Raum, in die Einsamkeit des durch und durch bereits Historischen, von dem nur noch der größte Umriß gilt. Die ideale Toleranz, die seine Aufsätze über brennendste Zeitfragen athmen, erscheint nur wie der natürliche Ausfluß einer Betrachtungsart, die sich stets, auch im Nächsten und Neuesten, über alle Parteien heraufreckt. Grimm hat gelegentlich, wenn Stoff und Menschen ihm doch eine Polemik aufnöthigten, sogar dann verstanden, dem unbetheiligten Leser den Hauch reiner Höhenluft vollkommen zu bewahren: wohl die sicherste Probe auf sein Princip, die Mancher neben ihm, der auch jene Höhe sonst suchte, nicht bestanden hat. Wie glücklich ist, um hier nur an ein Beispiel zu erinnern, in den nachträglichen Zusätzen und Vorreden zu dem schönen Buche über Goethe so mancher Zweifel über Mitstreiter im gleichen Felde, so mancher Nachhall polemischer Stimmungen in wenige leise Worte, oft fast zwischen die Zeilen gebannt, ohne daß irgendwo ein wirklicher Schatten von hier das satte, goldene Licht stören könnte, das unablässig von dem großen Mittelpunkt, der großen Sonne des ganzen Kampfesfeldes selber herniederfließt.

Nun aber: dieser unablässig vornehm große Flug des Gedankens kleidet sich bei Grimm in einen Stil, der bis zu einem seltenen Höchstmaß sich von Allem fern hält, was man im gewöhnlichen Brauche als Pathos bezeichnet. Auch das tritt schon ganz zu Beginn, z. B. in dem Novellenbande von 1856, sichtbar hervor; es hat sich aber in der Folge noch sehr merkbar gesteigert und ist mit Allem, was dazu gehört, Vielen allmählich so in den Vordergrund gekommen, daß sie den eigenartigen Stil klingen zu hören meinen, wenn sie an Grimm denken. Es ist nicht nur das falsche Pathos, sondern auch das echte im Sinne einer bestimmten Kunstform, das Grimm wie mit Absicht verschmäht. Der Inhalt mag auf der höchsten Höhe wandeln — und er steigt ja bei ihm nur immer einen kurzen Schritt von dort nieder, am Liebsten weilt er auf der steilsten Kante selbst —: der Leser geräth in das Kreuzfeuer äußerst schlichter Sätze, fast als wohne er einem Gespräche bei, wo Jeder sein Bestes gibt, aber auf gar keine bestimmte Form achtet, nur bemüht, das Innerlichste möglichst scharf herauszubringen. Oft sind die Sätze nur Bruch-

stücke, bei denen niemals (wie es oft gerade bei kunstvoll vollendeten Perioden der Fall ist) Theile des Kerngedankens, wohl aber einzelne Theile der conventionellen Satzform vom Hörer ergänzt werden müssen. In den Worten, den Beiworten fehlt jeder Prunk. Man denke sich gewisse Stellen Grimm'scher Essays oder im „Leben Michelangelo's", wo der Gedanke das Fundamentalste menschlicher Dinge ergreift und mit einem Flügelstoß über Jahrtausende zu schweifen suchen, ausgedrückt etwa in der Sprache Victor Hugo's: wie viel Drähte und Klammern da die äußere Form gewaltsam mit heraufreißen würden auf den Berg, den der Sinn erklettern will. Mancher hat sich hier keinen Rath gewußt. Das hat wohl Keiner je zu bestreiten gewagt, daß Grimm als Stilist, rein objectiv genommen, von einer Klarheit ohne Gleichen sei. Auch wie viel er mit wenig Sätzen gedanklich zusammenzudrängen weiß, ist ihm kaum ernstlich bezweifelt worden. Aber der Abstand zwischen der Höhe des Standpunktes und der absolut zwanglosen, mit den Freiheiten der lauten Rede den geschriebenen und gedruckten Satz scheinbar sorglos meisternden Formen galt dem Einen für das Merkmal vornehmer Blasirtheit in dem Sinne, der das Wörtchen „vornehm" mißklingend macht. Pedantischere Gemüther verzeichneten gewissenhaft, daß einer unserer größten Führer und Pfadfinder in der ästhetischen Cultur nicht immer sich genügend mit den Vorschriften des grammatischen Hülfsbuches über die Bestandtheile des einfachen nackten und des einfachen erweiterten Satzes auseinandergesetzt habe. Die mildeste Formel, die sich von kritischer Seite fand, betonte wenigstens eine gewisse knorrige Eigenart, die nun einmal der starken, in ihrer Unverbesserlichkeit immer noch „besten" Persönlichkeit eingewurzelt sei.

Es ist unmöglich, über solche Fragen eine Einigkeit zu erzielen. Wie der Stil selbst tief aus der Person des Schreibenden hervorwächst, untrennbar von ihr und in gewissem Sinne wirklich dem alten Worte entsprechend „der Mensch", so verlieren sich Urtheile über den Stil im vagen Bereich persönlicher Gefühle. Mir ist Grimm's Stil der Punkt, wo ich die Wirkung ästhetischer Tradition bei ihm sehe. Grimm stammte aus einem Hause, wo der Sprachgeist gleichsam auf der Goldwage lag. Wer von hier ausging, der mußte Dinge wie von selbst mitbringen, die ein Anderer, der aus sprachlich ganz naivem Boden wuchs, sein ganzes Leben lang vielleicht nicht so erreicht hätte. Jener Novellenband von 1856 ist das Werk eines Achtundzwanzigjährigen: jedes Wort verräth eine Reife sprachlicher Bildung, wie sie nur einem ästhetischen Sonntagskinde solcher Art zufliegen konnte. Auf so früher, fast spielend erlernter Beherrschung des Ganzen aller höheren und tieferen Sprachmittel sollte sich nun mit wachsender innerer Reife des eigensten Geistesgehaltes eine individuelle Stilart aufbauen. Muß man Blasirtheit oder eine doch noch nachhinkende Schwäche des ästhetischen Vollgefühls als Erklärung zu Hülfe nehmen, wenn man Grimm an dieser Wende sich einem Stil zuneigen sieht, der all' seinen Stolz in einer äußersten Schlichtheit sucht? Es ist die Schlichtheit eines Mannes, der, nachdem er aus allen Goldbechern getrunken hat, schließlich gerade das „lebendige Wasser," von dem das Evangelium spricht, in das einfachste prunklose Gefäß schöpft. Mir ist Grimm's individueller Stil mit

seiner unwillkürlichen Nachahmung einer fast stammelnden Rede, die sich vor dem erhabensten Gegenstand gleichsam nur stoßweise, unter Zerbrechung aller künstlichen Perioden, äußern kann, der vollkommene Ausdruck einer ungemein weit getriebenen sprachlichen Cultur — einer Cultur, die eben bei ihm schon in der zweiten Generation steht und so eine Entwicklungshöhe hinsichtlich der Vergeistigung darstellt, die in der Menge kaum auf volles Verständniß rechnen darf. Mir ist nicht zweifelhaft, daß dieser Stil, den mancher von der geistigen Gesammtleistung Grimm's wie eine belanglose Hülle lostrennen möchte, eine unschätzbare Macht ist in Allem, was er geschrieben hat, eine Macht, ohne die das Beste der sachlichen Wirkung nicht so herausgekommen wäre. Ohne diesen Stil, der etwas so anspruchslos Menschliches in seine Darstellung bringt, das doch bis in jeden Punkt und jeden Halbsatz Product eines beinahe raffinirten ästhetischen Gewissens ist, — ohne ihn wäre die unausgesetzte Sonne geistiger Höhenbetrachtung, wie sie in Grimm's Werken, was den Gedankeninhalt anbetrifft, strahlt, unmöglich geworden. Diese Sonne war aber nothwendig, wenn die Saat reifen sollte, der er sein Leben gewidmet hat: die Saat ästhetischer Cultur in jenem Goethe'schen Sinne.

Faßt man sein Wirken zusammen auf dieses Wort, so erscheint es wie aus einem Guß. Es wird nicht belanglos, aber es tritt doch in den Hintergrund zurück, wie dieses Wirken im Engeren zum Ausdruck kam: ob als Kunst selbst, als Dichtung — oder als ein künstlerisch vertieftes Schauen und Erklären längst vorhandener, aber noch lange nicht genügend wirkungskräftiger Meisterkunst. Gangbare Schulweisheit zieht gern zwischen diesen beiden Formen ästhetischer Culturarbeit einen dicken Strich, über den es keine Brücke geben soll. In einem abgeschlossenen Zirkel soll das productive künstlerische Selbstschaffen hausen. Und in einem anderen die productive ästhetische Betrachtung. Wie die beiden Königskinder sollen sie innerlich nicht zu einander kommen können, da das Wasser gar zu tief. Von unklaren Dichtern und confusen Aesthetikern ist das abwechselnd gelehrt worden. Ich glaube aber, es steckt ein Stück Epigonenweisheit darin, aus Zeiten, da die Dichterkraft und das allgemeine ästhetische Empfinden beide in ihrer Art sich schwach fühlten und wie Kranke nach Absperrung verlangten. Zeiten der ungetrübten Kraft, wie sie Goethe und Schiller verkörpern, kannten den Strich nicht, — er hätte in ihnen Individualitäten, deren Größe die harmonische Einheit war, in haltlose Theile zerbrechen müssen. Auch wir werden uns zurück besinnen. Wir werden stärker wieder begreifen lernen, daß der dunkle Strich in Wahrheit ganz wo anders läuft. Er grenzt nicht den Dichter grob ab vom ästhetischen Vollmenschen, sondern er trennt ganz allgemein die tiefe, thatkräftige ästhetische Persönlichkeit von der dumpfen Masse, jener Masse, die überhaupt noch *nicht* begriffen hat, was Kunst im Verhältniß zum menschlichen Leben ist. Jenseits dieses Striches ist die Kunst besten Falls eine bunte Unterhaltung, ein lustiger Traum, der gelegentlich immer einmal wieder über den Ernst des Lebens auf Momente hinweghilft. Wer aber in dem engeren Kreise steht, der hat bis ins Herz hinein erkannt, daß Kunst dem Menschen so noth thut wie Brot; daß die Cultur zusammenbricht, wenn wir die Kunst herauslösen wollen; daß die

ganze Entwicklung der Menschheit in der Kunst wurzelt, in der Kunst sich spiegelt, an der Kunst erlernt werden kann. Die Gemeinde, die sich in diesem Sinne herauslöst, ist noch immer keine große. Sie wird um so enger, als wir uns sagen müssen, daß lange nicht Alles, was sich in einer Zeit „Künstler" nennt, wirklich dazu gehört. Um so mehr müssen wir uns den Blick dafür frei halten, daß für den, der thatsächlich und activ dabei ist, die Form, wie er seine Mitgliedschaft im Sinne des größten Ziels bewährt, seine Sache bleiben muß und keiner neuen trennenden Rangordnung unterliegen kann.

Grimm ging für sich aus von dichterischer Production. Seine Anfänge sind ganz erfüllt davon. Auf der Höhe seiner Kraft hat er hier abgeschlossen und sich fortan nur in den Werken bewährt, die wir kennen, Werken, die nur ein echter Dichter, eine Künstlernatur von tiefer eigener Anschauung der Dinge so schaffen konnte, wie sie sind — die aber keine Dichtungen sind. Wer im wirklichen Gestalten den Kern des Aesthetischen erblickt, der wird es wie einen leichten Schatten empfinden, daß es so wurde. Auch mir will scheinen, als habe der schaffende Dichter in Grimm uns nach der unmittelbaren Seite eigentlich nur mit einer gewissen Summe abgefunden, ohne uns ganz auszumünzen, was er besaß. Aber die Betrachtung verliert ihre Spitze, wenn man in jenem freieren Sinne sich vergegenwärtigt, daß es sich in diesem Falle nicht um Dichten oder Schweigen handelte. Es handelte sich darum, daß eine äußerst temperamentvolle, überströmend reiche ästhetische Persönlichkeit etwas zu sagen hatte und Mittel und Wege fand, es zu sagen; daß gerade die dichterische Form das ausschließliche Medium hätte sein müssen, war nicht als Bedingung gegeben.

Der Band „Novellen", den wir aus Grimm's erster Epoche besitzen, ist heute zweiundvierzig Jahre alt. Aber es ist ein Jugendbuch, mit dem Zauber der Jugend. Solche Bücher altern langsamer, es ist auch in veränderten Tagen etwas in ihnen, wie latente Wärme, eine Art Sonnenzauber zwischen den Zeilen, die immer wieder etwas hinzugeben. Ein unendlich liebenswürdiges Buch ist dieser Novellenstrauß. Zwischen die Prosatheile schieben sich einzelne Episoden in gebundener Rede, — in ihrem Wohllaut Beweis genug, welch' ungemein starkes Talent auch für Lyrik, vor Allem für die Ballade in Grimm lebt. Wenn vom Stil jene Reife gilt, die ich oben erwähnt habe, so ist der Inhalt überall wie schwer von Keimen, die eine große, reiche Entwicklung erwarten lassen. Schon oft ist empfunden worden, daß aus der Reihe sich eine Erzählung hebt, die noch einen ganz besonderen Tiefklang hat und sicherlich zum Besten gehört, was Grimm überhaupt geschaffen hat: „Das Kind."

Im vorigen Jahre ist die dritte Auflage dieser Novellen bei Hertz erschienen, — als sollten auch sie ihr Jubiläum haben. So lebt dieses Buch unentwegt fort und zwar mit gutem Recht. In die neue Auflage ist das Fragment einer offenbar groß angelegten Versdichtung „Die Cimbern und Teutonen" eingefügt. Auch hier wundervolle Verse, von markiger Kraft, ein Anlauf zum Epos großen Stils, das der Literatur unseres Jahrhunderts so sehr fehlt, — warum das nicht vollendet ist!

Ueber zehn Jahre trennen den Novellenband von Grimm's umfangreichster und bekanntester dichterischer Leistung, dem Roman „Unüberwindliche Mächte". Er erschien in der unruhigen, gespannten Zeit zwischen den Kriegen von 66 und 70. Auch das heute schon eine zurückliegende Epoche, deren literarisches Bild die junge Generation sich nur mit einiger Mühe wieder herstellen kann. Wenn man das Buch heute zur Hand nimmt, so ergießt sich im Geiste über einen die Fluth, die seitdem über eine neue Technik des Romans, über verschärfte Wirklichkeitsforderungen bis ins harmloseste Detail hinein und über so vieles der Art mehr geschrieben worden ist. Von der neuen Schablone aus ließe sich vielerlei messen und sagen. Aber wer mißt und sagt uns in dieser Stunde, was von der neuen Schablone selbst wieder geblieben sein wird, wenn abermals dreißig Jahre vorüber gerauscht sind. Des künstlerisch Echten, das auf neuer Methode heute aufgeblüht ist, wird sich Jeder unbefangen freuen dürfen. Aber es fragt sich, wie weit wir bloß von der gelegentlich fruchtbaren neuen Methode aus in die *älteren* Leistungen hinein messen dürfen. Die Doctrin des Naturalismus verfiel überall da mit Recht der Lächerlichkeit, wo sie mit ihrer Forderung der Möglichkeit und Thatsächlichkeit die große ästhetische Arbeit der Vergangenheit nachträglich meistern wollte, wo sie Goethe wog, ob seine Gestalten immer auf den Sohlen der „Wirklichkeit" wandeln. Ich sehe also ab von technischen Fragen. Es bleibt der Gedankengehalt der „Unüberwindlichen Mächte". Gedanken, die alle gleichsam ästhetisch geklärt, des Abstracten entkleidet sind.

Dieser Roman ist keine Jugendarbeit, geschrieben in dem hellen, aber unbestimmten Lichte der Jahre, die noch alle Wege offen sahen. Als er erschien, hatte Grimm mit seinem „Leben Michelangelo's" die Straße schon genau bezeichnet, auf der er wandeln wollte. Das leichte Fabuliren der „Novellen" war vorüber. Der Roman, dichterisch als Tragödie größten Stils gedacht, sollte ideell in den Gedankenkampf der Zeit eintreten und fest seinen Mann darin stehen. Thurmhoch hebt es ihn über die Masse der Erzählerliteratur jener Tage, wie er von Beginn an auf die größten Probleme zugespitzt ist. Er ist kein Künstlerroman der Handlung nach. Im heutigen Brauch würde man ihn eher als socialen Roman bezeichnen. Der Wellenschlag einer politisch hoch bewegten Zeit dringt hinein. Nie wieder hat Grimm den Raum gefunden, sich so umfassend über Alles auszusprechen, was sein Auge im politischen und socialen Leben umspannte. Wer nur ein Stück weit in die äußere Handlung hineinschaut, der sollte sogar meinen, das Ganze *erschöpfe* sich in einem reinen Gesellschaftsproblem: in der Frage über den Werth des Standesadels in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Aengstliche Gemüther haben in diesem Sinne sorgsam jeden tendenziösen Satz herausgeschält und Werth oder Unwerth bemessen je nach der Stellungnahme des Verfassers, die sie entdeckt zu haben glaubten. Irgend eine Tendenz-Lösung in diesem groben Sinne scheint der Roman mir aber gar nicht zu enthalten, so wenig wie die „Wahlverwandtschaften" trotz aller Behauptungen eine Lösung des Eheproblems im Sinne einer festen Stellungnahme Goethe's bieten. Nur wie ein dumpfer, unsichtbarer Chor tönt es hinter der erschütternden Handlung Goethe's herauf:

daß auch um das scheinbar Ewige der Mensch immer wieder ringen muß bis zur Neige seiner Kraft. Hinter der Tragödie von den „Unüberwindlichen Mächten" dehnt sich, größer als alle einseitige Tendenz, gleichsam als halbverschleierter Ruhepunkt das, was ich oben als ästhetische Cultur bezeichnet habe. Durch Standesunterschiede getrennt, in ein Netz socialer Schicksale versponnen, schließen die idealen Elemente des Romans sich im Verlauf der Handlung immer mehr zu einer höheren, reineren Gemeinde zusammen, wie geführt durch einen Stern, der ungesehen über ihnen wandelt. Eine gewisse Schönheit der Gefühle, die eigentliche innere Blüthe ästhetischer Cultur, schafft das Band. Wer sie nicht besitzt, ob adlig nun oder unadlig, stürzt ab. Und dem Helden wird zur Tragik, daß er im Moment, da zu dem dunklen Drange seiner langen Odyssee die freie Erkenntniß tritt, als Opfer fällt, weil jene Cultur noch nicht Alle durchdrungen hat.

Es wird die Zeit kommen, die Grimm selbst vorausgesehen hat. Die Zeit, da alle tiefen, gedankenschweren Dichtungen einer Epoche unter ihre wichtigsten Geschichtsquellen gerechnet werden. In solcher Stunde wird man auch den Roman „Unüberwindliche Mächte" als Document benutzen. Es klingt auch die Stimmung, zumal gegen Ende, schon in ihn hinein, die ein kommender Historiker als besonders wichtig für die Charakteristik der deutschen Einigungsjahre in all ihren Symptomen verfolgen wird. Die Stimmung, die dem Gedanken entgegenkam, ob nicht vorerst jetzt eine Periode so intensiven politischen Lebens für uns Deutsche angebrochen sei, daß das Aesthetische zuweilen zurücktreten müsse. An einer Stelle des Romans wird hinzugefügt, es werde wohl thatsächlich so kommen, aber auf alle Fälle liege in dem Zurücktreten ein Schaden, eine Gefahr. Hätte Grimm uns zwanzig Jahre später wieder einen großen Zeitroman geschrieben: man möchte gespannt sein, wie er dieses Motiv jetzt auf den wirklichen Verlauf rückschauend ausgestattet hätte. Aber es ist bei den „Unüberwindlichen Mächten" geblieben. Warum? Wer will sich hier in Geheimnisse der Persönlichkeit drängen. Vielleicht erzählt er es uns selbst einmal. Ich sagte oben schon, daß es das Recht des Einzelnen ist, sich seine Form zu wählen, wie er will. Nichts ist widerwärtiger, als die kleinliche Weisheit, die in solchem Falle von einem Versiegen der Kraft spricht. Die innere Fortentwicklung und der äußere Drang zur Production sind oft zwei ganz verschiedene Dinge, — gerade in den besten, reichsten Naturen.

Das ganz Große, Leuchtende der Leistung Grimm's jenseits seiner dichterischen Versuche tritt am Deutlichsten hervor, wenn man sich klar macht, daß er auf dem anderen Boden nicht einfach übertrat von einer gegebenen Form: der Dichtung, zu einer zweiten, ebenfalls gegebenen: der ästhetischen Forschung und Lehre. Die Form, die er sich dort suchte, mußte er erst selbst schaffen. Die Bücher über Michelangelo, über Goethe, über Homer, die wir von Grimm besitzen, sind jedes in seiner Art eigentlich ganz ohne Vorgänger, was die Gestalt, die Methode anbetrifft. Sie passen in keine Schablone, — wie sie dastehen, Werke, die einen unabsehbaren, stetig anwachsenden Erfolg errungen haben, Werke, die zu den besten unserer ganzen neueren Literatur gehören: sie sind Grimm's Eigenthum und Eigenart bis auf den Fleck und

einschließlich des Flecks, wo sie stehen. Und selbst da, wo er auf geschlossene Composition im Großen verzichtet hat, wo sich Bände zusammensetzen aus losen Essays, hat er an der überlieferten Form des Essay solange herumgefeilt, bis sie in gewissem Sinne auch *seine* Form geworden ist, die ihm nun zwar Andere nachmachen können und die man als einen glänzenden Fortschritt im deutschen Essay allgemein in der Folge anerkennen wird, die aber auf alle Fälle einmal „zuerst" gemacht sein wollte.

Das Buch über Michelangelo feiert in diesem Jahre seinen fünfunddreißigsten Geburtstag. Ein Siegeszug liegt hinter ihm. Generationen sind jetzt schon mit diesem Buche aufgewachsen. Und noch ist kein Blatt darin verwelkt. Es ist eines der Bücher unserer Zeit, von denen man gewiß weiß, daß sie ins neue Jahrhundert hinüber schreiten. Worin liegt das Geheimniß dieses Erfolges? Ich denke zunächst an eigene Erfahrungen, die mir in diesem Falle typisch scheinen für Viele, die gerade in den fünfunddreißig Jahren sich ihre Bildung angeeignet haben. Wenn man unsere Jugendbildung von heute — selbst in ihren besten Formen — überblickt mit Hinsicht auf das gleichmäßige Bild der großen Culturepochen, das sich einprägen sollte, so treten Lücken hervor. Ich bin in einem literarisch sehr bewegten Hause aufgewachsen und von meinem Vater früh auf die große deutsche Geistesblüthe um Goethe herum gleichsam eingeschult worden. Die wirkliche Schule brachte dazu eine wenigstens bedingte Anschauung von der Antike. Die Renaissance fehlte. In ziemlich jungen Jahren wurde mir dann das Glück zu Theil, das man Jedem gerade in seiner empfänglichsten Zeit wünschen möchte: Florenz und Rom zu sehen. Unter den Vorbereitungen zu dieser Reise war die Lectüre von Grimm's „Leben Michelangelo's". Mit einem Schlage öffnete sich mir eine neue Welt. Der Eindruck war so stark, daß nicht nur meine ganze nachfolgende Reise wie im Banne des Buches ausgeführt worden ist, sondern sich mir auf lange eine gewisse Abhängigkeit entwickelt hat gerade von dieser so neu aufgetauchten Culturperiode, hinter der mir die Antike zurückzutreten schien. Heute weiß ich, daß es ein zweites Buch neben Grimm, das so wirken könnte, über die Renaissance nicht gibt. Immer wieder bin ich zu ihm, meiner ersten Quelle, zurückgeführt worden.

Es ist kein Geschichtsbuch im landläufigen Sinne, wie es denn überhaupt nichts Landläufiges irgendwelcher Art an sich trägt. Es reißt ein Stück Geistesgeschichte heraus, dessen Fäden größer und einfacher sind, als das feine Netzwerk der traditionellen Geschichte. Wer erinnert sich nicht der wundervollen Einleitung: wie das Bild von Florenz gleichsam in schimmernden Nebeln aus dem Bilde von Athen wächst? Dieses größere Florenz, das nicht wie die einfache Stadt bloß daliegt, sondern noch einmal über ihr zu schweben scheint wie eine geheimnißvolle zeitliche Incarnation dämonischer Entwicklungen, bleibt der eigentliche Schauplatz. Durch das bunte, endlose Gewimmel der Menschen und kleinen Menschenschicksale, die uns Grimm, wo es Noth thut, anschaulich genug zu schildern weiß, schreiten einzelne einsame Gestalten, wie riesige Bürger jener magischen Stadt über den Dingen heraufragend, — so der Held des Buches, Michelangelo. Der Zauber, durch den das glückt, liegt in dem

Hineinzeichnen des Historischen in einen ästhetischen Hintergrund. Aber das Werk ist deswegen auch noch lange keine einfache Kunstgeschichte. Es ist voll von feinsten Urtheilen über Künstler und Kunstwerke der Zeit, der es sich stofflich anschmiegt, recht ein Lebenswerk des Autors in diesem Sinne, in das er all sein Wissen und Empfinden über die Renaissancekunst hinein gegossen hat. Aber man möchte hierzu, nicht so grob natürlich, wie Merck zu Goethe sagen „Das können die Andern auch“ . . . . immer nicht alle Andern, sondern nur einzelne, in Wissen und Kunstgeschmack nahe Stehende. Das Eigene und Einzige liegt vielmehr darin, wie in dem ganzen weiten Bau dieses Culturepos — die Form ist oft wirklich wie im epischen Stil behandelt — die Kunst eigentlich als der Kern der menschlichen Entwicklung, die Cultur in ihrem Emporgang als eine letzten Endes ästhetische Handlung, der Künstler als der aufsteigende, der eigentliche Mensch aufgefaßt ist. An dieser Stelle, die fühlbar immer der geistige Mittelpunkt ist, von dem die Fäden schwingen, liegt das Werk verankert nicht mehr in irgend welchem Wissen, irgend welchem feinen Geschmack und intuitiven Kunstverständniß, — es liegt verankert in einer Weltanschauung. Einer ästhetischen Weltanschauung. Das Zeitalter Michelangelo's erscheint als eine Weltstufe, deren sichtbares Gerüst die Kunst ist. Nicht deshalb ist die Renaissance von so ungeheuerer Wichtigkeit, weil sie ein großes Capitel der Kunstgeschichte im engeren Sinne ist. Sondern weil in der Kunst die Menschheitsentwicklung zugleich arbeitet, weil alle Cultur ästhetische Cultur ist, und weil die ästhetische Cultur *unserer* Tage organisch in diesen paar *älteren* Hochblüthen, zu denen auch die Renaissance gehört, ihre Grundlage, ihren Unterbau besitzt.

Schwerlich allerdings wird sich das, was Grimm in der gewaltigen Nähe Michelangelo's gefunden und so Vielen mitgetheilt hat, decken mit dem, was im letzten Jahrzehnt, wesentlich unter dem Einfluß Nietzsche's, so vielfach von Jüngeren in der Renaissance gesucht worden ist. Der „Uebermensch“ Nietzsche's hat so wenig in der Renaissance gelebt, wie der Naturmensch Rousseau's in den Urwäldern am Anfang der Geschichte. Gerade die schlichte Größe, wie sie Grimm in seinem Michelangelo herausgearbeitet hat — eine Größe, die *nur* in der Verklärung durch die Kunst, keineswegs aber in besonderen dämonischen Leidenschaften der menschlichen Persönlichkeit über das Maß des Alltäglichen bergehoch hinauswächst — wird wohl in der Folge am besten dieses geschichtsphilosophische Phantom wieder verbannen helfen.

Sieht man von den „Unüberwindlichen Mächten“ in diesem Zusammenhang ab, so erscheint Grimm's zweites Hauptwerk erst 1876, dreizehn Jahre nach seinem ersten großen Feldzug im Dienste ästhetischer Cultur. Es ist das Buch „Goethe“. Dazwischen liegt noch die Hauptmasse jener ausgezeichneten Essays, gesammelt mehrere Bände füllend. Es ist Perle an Perle darunter, die im Rahmen einer kurzen Gesammtskizze nicht aufgezählt und einzeln gewürdigt werden können. Auch das „Leben Rafael's“, das gegen Ende der Zwischenzeit beginnt, um erst später vollendet zu werden, erwähne ich nur nebenbei; es schlägt enger ins Kunstfach in des Wortes wissenschaftlicher Bedeutung, — wie eine ungeheuer lang ausgeführte einzelne Anerkennung zu

dem Werk über Michelangelo. Aeußerlich bedeuteten die Jahre viel für Grimm's Schicksale. Unsere Berliner Universität gewann ihn zu ausdauerndem Bunde, der die reichsten Früchte getragen hat. Hier, in der neuen Stellung, sind auch die einzelnen Capitel des „Goethe" zuerst als Vorlesungen entstanden. Heute liegt das gedruckte Buch in der fünften Auflage vor.

Wieder streift die Betrachtung einen der großen Pfeiler, auf denen unsere ästhetische Cultur ruht. Nach Michelangelo Goethe. Abermals ein Einzelname, der eine ganze Epoche deckt. Abermals ein Mensch, in dem die Menschheit wohnt. Und abermals dieser Mensch ein Künstler. Dennoch wie verschieden diese beiden Bücher. Grimm, der keinen Vorgänger braucht, um die Form seiner Bücher zu schaffen, ahmt sich auch selbst niemals nach. Michelangelo bewegt sich vor einem Hintergrund, der dem modernen Leser nicht ohne Weiteres geläufig ist. Seine Werke, noch mehr seine Person, verschwimmen oft in den großen Zügen seiner Zeit. Kaum ein Stoff konnte so locken, ein weites, figurenreiches Bild zu malen, das mehr in die Breite der Dinge, als in die Tiefe der Person drang und in diese Breite erst wieder von einem höheren Boden, einer Kunst- und Weltbetrachtung allgemeinerer Art aus eine eigene Tiefe brachte. Bei Goethe liegen die Verhältnisse fast umgekehrt. Ueber seine Zeit und Umgebung sind im Umriß wenigstens die Meisten unterrichtet, die als Leser eines neuen Buches in Betracht kommen. Auf alle Fälle wird von einer außerordentlich großen Zahl emsiger Arbeiter unausgesetzt hier Alles gethan, um die Thatsachen zu vervollständigen und sofort auch in die Menge zu verbreiten. Umgekehrt ermöglicht gerade Goethe aber dem, der es will, einen Einblick in das ganz Innerliche, Einzige und Einsame einer höchsten Persönlichkeit. Schließt man alle die Fenster lichtdicht zu, die neben ihm den bunten Maskenzug seiner Zeit, seiner Umgebung zeigen, und bannt den Blick streng auf das, was von ihm selbst in unmittelbarer Niederschrift da ist, so scheint sich etwas zu offenbaren, was sonst kein Geisterbeschwörer je geahnt hat: das geheime Leben einer schaffenden Künstlerseele, jenes Leben, in dem im Sinne ästhetischer Weltbetrachtung die Menschheitsseele lebt. Hier setzt Grimm ein. In seinem Michelangelo sind alle Kunstmittel aufgeboten, um hundert Jahre Weltgeschichte in ihrem ganzen Umkreis zu umfassen, hundert Jahre, in denen Italien siedet und dröhnt wie ein Vulcan und die Völker und Ideen übereinander hinsausen wie die Fetzen weißer Dampfwolken, die aus dem Krater brechen. Jetzt über fünfhundert Seiten weg immer nur der ganz leise Herzschlag eines Einzigen, der allerdings wie der Riese im Märchen ist, der immer größer wurde, je tiefer man ihm in die Augen sah. Nur an ganz wenigen Stellen, wo es unumgänglich nöthig war, theilt sich blitzschnell auf einen Moment hinter der Gestalt der Vorhang, es erscheint eine colossale Perspective. So in dem Capitel über Rom, einer Prachtstelle des Werkes, wie sie keines der ungezählten Bücher über Goethe auch nur annähernd besitzt. Es ist überhaupt ein müßiges Werk, für Grimm's „Goethe" einen Platz zu suchen innerhalb der großen Masse unserer neueren und neuesten Goethe-Literatur. Das Buch zählt nicht unter die, denen ein Veralten droht durch Besserungen im Detail unserer Goethe-Kenntniß. Subjectiv wie es ist, ebenso

sehr Grimm wie Goethe, läßt es sich gar nicht mit äußeren Argumenten bekämpfen oder auch nur vervollständigen. Man nimmt ihm sein Bestes, wenn man es nach der Schablone einfach zu den „Biographieen" Goethe's stellt. Im Herzen ist es genau wie das „Leben Michelangelo's" ein Lehrbuch ästhetischer Kultur. In der Form faßt es den Begriff „Goethe" im Ganzen als Kunstwerk. Alle großen Leistungen Goethe's sind nur harmonische Glieder dieses Kunstwerks. Aber auch die innere Entwicklung seiner Person, also im gewissen Sinne sein Leben, gehört dazu, es ist sogar die Seele des erhabenen Werkes. Dieses Kunstwerk unterwirft Grimm einer Analyse. Mit seinem schlichten Stil, der in der oben geschilderten Eigenart hier auf geläuterter Höhe steht. Eine starke Stimmung eigener Größe geht von dem Erklärer aus, man empfindet, wie es sich nicht bloß um den ästhetischen Riesen handelt und neben ihm um den nachgeborenen Interpreten. Ueber beiden ragt das ideell Höhere jenseits aller Persönlichkeit ins klare Blau: die ästhetische Entwicklung der Menschheit. In ihr ist auch Goethe selbst nur ein Theil, nur ein Werkzeug. Und es fällt ein Licht von dieser Höhe, das Beide, den Redner und den Anderen, Gewaltigen, von dem geredet wird, für eine geweihte Stunde neben einander in seine gleichen Strahlen nimmt. Viele haben empfunden, daß dieses Buch über Goethe ein stolzeres Buch ist, als irgend ein anderes, das dem Genius von Weimar dient. Aber in dem Stolz liegt zugleich etwas so Reines, daß man das Gefühl hat, es sei gerade so erst der eigentliche Ton der Achtung gefunden, der sich vor Goethe gebührt. Schließlich fließt Alles doch auf Goethe selbst über, und seine Gestalt ist es, die aus dem Werke mit so stolzer Größe heraustritt, wie sie ihm neben Grimm kein Lebender zu geben gewußt hat.

Wenn Goethe zurückschaute auf das, was ihm selbst bewußt war von Stufen ästhetischer Entwicklung jenseits seiner Kraft und als Unterlage dieser Kraft, so erschien ihm die Renaissance blasser, dämmernder, als wir sie heute sehen. Es war, als sei ihr Licht wie alles Licht der letzten tausend Jahre noch abgedämpft durch die Goldwelle einer Sonne, die noch weiter zurückstand, ohne doch jemals untergegangen zu sein: die Sonne der Antike. Michelangelo und Rafael überstrahlte Homer. Das dritte Buch, das uns Grimm in consequentem Ausbau seiner ästhetischen Culturlehre geschenkt hat, behandelt Homer. Mir erscheint es als sein wirkliches drittes Hauptwerk, nothwendig neben den anderen. Er selbst hat es bescheiden gegeben wie ein durchaus subjectives Bekenntniß, das Niemanden bekehren, noch gegen seinen Willen belehren will. Aber das spiegelt nur eine besondere Sachlage für diesen Fall, der nicht bei Grimm, sondern im Stoff und in der Stellung moderner Wissenschaft zu diesem Stoffe liegt. Homer ist keine Person, die sich in einem bunten Zeitbilde verliert; im Grunde kennen wir seine ganze Zeit, was lebendige Bilder anbetrifft, überhaupt nur aus ihm selbst. Aber seine Individualität, an deren Eigenleben man sich dann halten möchte, wie bei Goethe, ist nicht nur, was Lebensschicksale anbetrifft, erst recht dunkel, sondern sie ist im Sinne einer herrschenden Wissenschaft geradezu Luft, leere Luft, ein Gespenst höchstens, das an den Grenzen der griechischen Cultur nachtwandelt, und, wie alle Ge-

ſpenſter, von der Phyſik nicht anerkannt wird. Und doch iſt nicht zu leugnen, daß aus dieſer nur dichteriſch vorhandenen Zeit, als Gabe dieſer mehr als mythiſchen Perſönlichkeit ein Kunſtwerk heute noch mitten unter uns lebt, dem wir den Vollrang einer entſcheidenden Stufe in der Geſchichte äſthetiſcher Cultur zuſchreiben müſſen, ein Werk, das der große, einſame Goethe noch wie eine wärmende Sonne empfand, ein Werk, von dem noch Jahrtauſende zehren werden, nachdem es jetzt ſchon Jahrtauſende genährt hat. Ein Buch nach Grimm's Art über dieſen Stoff mußte abermals eine ganz neue Methode herausfordern. Und Grimm fand ſie mit untrüglichem Tact. Sein „Homer" iſt, abgeſehen von den immer fortblühenden Eſſay-Sträußen, ſeine jüngſte Leiſtung, vollendet erſt zwanzig Jahre nach dem Vorleſungscyklus über Goethe an der Berliner Univerſität. Die Behandlung geht diesmal rein von dem vorhandenen Kunſtwerk aus. Nur von ihm aus fällt ein ganz zarter Schein in die geheimnißvolle Nacht, die über der Perſon des Dichters liegt. Dafür erſcheint das Kunſtwerk wenigſtens in ſeiner erſten Hälfte — die Ilias — ſo gut wie ganz, die Analyſe folgt ihm faſt Vers für Vers. Auch über Homer hat es nie vorher ein Buch der Art gegeben, trotz der Fülle der Homer-Literatur. Was bei Michelangelo nicht, und noch viel weniger bei Goethe in unſeren Tagen nöthig war, trat diesmal als eine gewiſſe Forderung der Stunde an den Erklärer heran: es galt eine Rettung in ganz beſtimmter Form. Die Stellung der Ilias in der Entwicklung der äſthetiſchen Cultur iſt auch heute als allgemeiner Werth nicht beſtritten. Aber über der reſoluten Hingabe liegt im Einzelnen etwas wie trübe Luft. In der alten Sonne ſcheinen Flecken zu ſtehen, die ſich vermehren. Die „Sonne Homer's" lächelt noch immer über uns. Aber in ſeinen Verſen ſcheint etwas unterzugehen für die neue Generation. Grimm zeigt uns, wie das Alles gleich Spreu zerfliegt, wenn man den Blick feſt dort einſtellt, wo er auch bei Michelangelo und Goethe einzuſtellen iſt: bei der äſthetiſchen Wirkung, die ein abſoluter Werth iſt und durch keine Wiſſenſchaft irgend welcher Art beeinträchtigt oder fortgezweifelt werden kann. In keinem ſeiner Werke iſt Grimm ſo ganz, ſo unbeirrbar kühn von dem ausgegangen, was ich äſthetiſche Cultur genannt habe. Bei Homer macht er gleichſam die Probe auf ſeine Geſammtrechnung. Das Princip, bei Michelangelo, Rafael und Goethe aus der unbeſtritten einheitlichen Kunſtleiſtung gewonnen, hilft hier umgekehrt die Einheit des Kunſtwerkes, die beſtritten ſchien, wieder herſtellen. Vor jenen hat uns Grimm gezeigt, wie wir ſehen *ſollen*. Jetzt, bei Homer, zeigt er uns, daß, *wenn* wir ſo ſehen, Homer auf einmal wieder wirklich Homer wird, — der Homer, der eine Culturſtufe der Menſchheitsentwicklung iſt.

Jede Zeit hat ihren Kreis von Männern, deren Leben eine einzige That gleichſam iſt zum Beſten des Guten und Fortſchreitenden, eine fortgeſetzte, ſchließlich zur Einheit verſchmelzende Hingabe an jene ſtille Lichtarbeit, die ſich in langen Jahrhunderten durch das tiefe Dunkel dieſer Erde wühlt. Es fällt ſchwer, hier Unterſchiede zu finden, die einen beſtimmten Rang bedingen könnten.

Der äußere Erfolg darf uns nicht täuschen und ebenso wenig die scheinbare Menge des Geleisteten.

Die gewaltigste Flamme des Augenblicks, deren Schein eine ganze Zeit röthet, kann jäh ausbrennen, fast ohne eine Spur zu lassen; das winzige Fünkchen aber, das irgend ein einsamer Geist in einem Winkel zum Glühen bringt, kann unberechenbare Feuer der Zukunft auslösen. Grimm hat nicht zu Denen gehört, die Zeit ihres Lebens im Winkel in irgend eine intime Einzelforschung vergraben gewesen sind. Er hat immer im offenen Felde gestanden, jede Zeile, die er geschrieben, hat mit heller Flamme gebrannt. Aber das haben auch andere neben ihm. Sein Leben ist in eine Zeit gefallen, die den Gelehrten ganz anders als früher herausrüttelte in die grelle Wirklichkeit, in den offenen Tag. Nur der ganz echte, lautere Geist bleibt lauter und groß auch in solcher unruhigen Stunde. Aber das sind auch Andere neben ihm geblieben. Was hebt ihn nun doch noch besonders heraus aus der Reihe starker, führender und zugleich reiner Gestalten, die durch die letzte Hälfte des stürmischen neunzehnten Jahrhunderts geschritten sind?

Es scheint mir zu viel, wenn man sagen wollte: er ist gegen den Strom geschwommen. Aber es liegt doch etwas in seiner Lebensarbeit, was mitklingt, wenn man es sagt. Die Generation, aus der Grimm kam, hatte Vieles nicht, was wir heute haben. Aber sie war, soweit Gebildete in ihr vorhanden waren, in ihrer Bildung stärker geschult auf das Aesthetische. Je tiefer ins Jahrhundert, desto mehr zieht sich das zurück. Die Politik in einer ganz neuen, früher unbekannten Form forderte einen weiten Raum. Die Naturforschung wurde zum ersten Male eine geistige Weltmacht, und das nicht bloß in der reinen Technik, sondern auch in den folgenschwersten Wechselbeziehungen zum ganzen Umfang des Denkens, zur Philosophie. In der Geschichte brach sich die strengste, nüchternste wissenschaftliche Kritik und Methode auf der einen Seite Bahn, auf der anderen Seite drängten sich in sie actuelle Motive eben jenes politischen Lebens. Selbst die Literaturforschung, die Kunstgeschichte, die Gebiete, die im engsten in die Aesthetik übergriffen, geriethen streckenweise ganz in die Hand einer Wissenschaft, die ihrem logischen Ausgangspunkte nach selber nicht ästhetisch gestimmt sein konnte: bisweilen sah es aus, als sollte das ganze Gebiet von hier aus erobert werden und sei im Geiste bereits vertheilte Provinz. In der Masse der Gebildeten floß das Alles zusammen zu einer veränderten Grundfärbung, in der von dem älteren ästhetischen Glanz vielfach nur noch schwache Lichttheilchen fortglimmten.

Grimm selbst hat diesen Gegensatz wiederholt in seinen Wirkungen geschildert — was er uns aber nicht selber erzählen konnte, war seine eigene Rolle inmitten dieser Stimmung seiner Zeit. Hier reden seine Thaten. Nicht einen Moment hat er selbst sich in seiner ästhetischen Weltbetrachtung irre machen lassen. Kein Gedanke, daß sie wirklich widerlegt oder nur im leisesten angetastet sein könnte durch eine Politik, die er zum Theil mit Begeisterung begrüßte, durch eine nüchterne Forschung auf den verschiedensten Gebieten, die er in allem Thatsächlichen, wenn auch nicht in allen Consequenzen, die man mehr oder minder überstürzt zog, anerkannte. Der ganze scheinbare Nieder-

gang des Aesthetischen in einer sonst so gewaltigen, überall aufrüttelnden Zeit konnte nur eine vorübergehende Schwäche sein. Dem Besonnenen galt es, gerade erst recht bei den alten Feldzeichen auszuharren. Mochte die Sturzfluth kommen. Und sie kam, höher wahrscheinlich doch, als Grimm sich Anfangs vorgestellt hatte. In späteren Zeiten wird man eine ungetheilte Bewunderung haben für die Bravour, mit der er ungefähr vierzig Jahre auf seinem Princip unausgesetzt fechtend ausgedauert hat. Dabei galt es zum Theil Kampf geradezu im eigenen Hause: von dem Buche über Michelangelo an bis auf das Buch über Homer hat Grimm die deutsche Kunstgeschichte und Literaturgeschichte, sagen wir geradeaus die deutsche Aesthetik an ihrem eigenen Tisch vertheidigen müssen gegen den Ansturm Solcher, die sich bei ihr als Hausherrn fühlten, obwohl sie im Zuge der Zeit dem eigentlich Aesthetischen und vor Allem einer großen ästhetischen Weltanschauung fast ganz entfremdet worden waren. Kein Mensch kann heute ermessen, was die enorme Masse exacter Wissenschaft, die sich in den letzten vierzig Jahren überall bei uns aufgehäuft hat, für alle Gebiete des Denkens an Gewinn bringen wird; jedenfalls ist es beinahe unfaßbar viel, ein wahres Königserbe, wie es kein Jahrhundert noch ins nächste weiter gegeben hat. Aber Hand aufs Herz: wir wollen uns in diesen gleichen vierzig Jahren das unerschrocken heldenhafte Ausharren Grimm's bei dem ästhetischen Wahrzeichen, das uns in dem Meer der Dinge doch wahrhaftig noth genug thut, fortdenken — ich weiß nicht, wie viel Schwere von der anderen Seite nachgeworfen werden müßte, um diesen einen Mann zu ersetzen, der uns so oft in den Wirren künstlerischer Kämpfe, ästhetischer Probleme, mit denen unsere ganze Cultur zusammenhing, nicht einen einzelnen Kopf, sondern eine ganze Generation, sei es nun eine ältere, in diesem Punkte bessere, oder eine zukünftige, darzustellen schien. Eine zukünftige ist wohl das richtigere Wort. Denn Grimm ist Zeit seines Wirkens Alles eher gewesen als eine jener Naturen, die in ihren Tagen die Vergangenheit als Idealbild suchen. Er verlangte nicht, daß die Zeit zurückliefe. Er fühlte nur, daß durch die Strudel dieser Zeit etwas hindurchzusteuern sei, für das zeitweilig die Augen schwächer waren, das aber gerade diese Generation, die es jetzt nicht sehen konnte, am Schlusse einer gewissen Spanne Erdenwallfahrt nöthiger hätte als irgend eine.

„Wie eine Sternschnuppe, die, aus dem ewigen Aether kommend und in ihn zurückkehrend, zu einem leuchtenden Sterne wird, so lange sie den Luftkreis der Erde ritzt, so wir Menschen: wer weiß, wo wir Menschen gebildet wurden, woher wir kommen und wohin wir zurückkehrend weiter fliegen?" Auch dieses Bild stammt aus den „Unüberwindlichen Mächten". Nicht leicht kann das Dunkle und das Helle individuellen Menschenlebens schöner in einen Satz gefaßt werden. Aber die Sternschnuppen sind sich doch nicht gleich. Die Astronomen erzählen uns von einzelnen, die so hell waren, daß man sie selbst am lichten Tage sah. Und im vollen Blau des Sonnenhimmels blieb, als sie schwanden, noch eine lange Weile ein goldener Streifen stehen.

Annette von Droste-Hülshoff.

Von

Hermann Hüffer.

[Nachdruck untersagt.]

Am 10. Januar 1897 waren hundert Jahre seit der Geburt Annettens von Droste-Hülshoff vergangen. An mehr als einem Orte hat der Tag die Verehrer der Dichterin festlich vereinigt, keine der bedeutenden Zeitungen hat versäumt, ihr eine Huldigung darzubringen, in ihrer Vaterstadt hat man ihr ein Denkmal errichtet, ein zweites soll in Meersburg, wo sie schöne und die letzten Tage verlebte, sich erheben. Man wollte, wie es scheint, recht deutlich an den Tag legen, daß ihr bescheidener Wunsch, sie möchte fünfzig Jahre nach dem Tode noch gelesen werden, in Erfüllung gegangen sei.

Einigermaßen konnte dabei befremden, daß in dem, was zur Feier des Tages geschrieben wurde, so selten eine genauere Bekanntschaft mit dem Lebens- und Entwicklungsgange der Dichterin hervortrat, eine Bekanntschaft, die doch zum vollen Verständniß ihrer Gedichte nicht leicht entbehrlich ist. Wenn ich in der „Deutschen Rundschau", wo vor siebzehn Jahren meine ersten Arbeiten über Annette von Droste veröffentlicht wurden[1]), mich jetzt an einer Art von Nachfeier betheiligen darf, so scheint es mir nicht überflüssig, vorerst in einer gedrängten Uebersicht Wesen und Werden Annettens noch einmal zu überblicken. Es wird dann möglich, ohne ausführliche Erläuterungen einen Blick auf die neuere, der Dichterin gewidmete Literatur zu werfen und aus ihrem Nachlasse Einiges mitzutheilen, was, bisher noch ungedruckt, gleichwohl ein allgemeineres Interesse ansprechen kann.

I. Biographisches.

Man nennt wohl Annette von Droste die „westfälische" Dichterin, und obgleich sie vermied, im Dialect zu dichten, obgleich für ihre Dichtungen jene Bezeichnung viel zu enge erscheint, so wird doch Niemand leugnen, daß für

[1]) Annette von Droste-Hülshoff. Von Hermann Hüffer. Deutsche Rundschau, 1881, Bd. XXVI, S. 208 ff. und S. 421 ff. Die Redaction.

ihre Persönlichkeit, ihr dichterisches Schaffen: Heimath, Familie, Umgebung von entscheidendem Einfluß waren.

Auf einem seit Jahrhunderten im Besitz desselben Geschlechts befindlichen Edelhofe wurde Annette am 10. Januar 1797 geboren, noch unter der ungestörten Herrschaft mittelalterlicher Traditionen. Aber schon ihre frühesten Erinnerungen gehen zurück auf die Einverleibung in Preußen (1802), auf die bergische oder französische Herrschaft seit 1806, und unter den Droste'schen Vorfahren tritt mehr als einer durch künstlerische Begabung, durch kühne, ja leidenschaftliche Thaten hervor. Auch das Geschlecht der im Paderbornischen reich begüterten Freiherren von Haxthausen, dem die Mutter angehörte, war durch die Brüder Werner und August von Haxthausen an den literarischen Strömungen unseres Jahrhunderts lebhaft betheiligt. Geistig hervorragende Personen: Fürstenberg, die Fürstin Galizin, Stolberg, Sprickmann standen zudem mit der Familie in Verbindung, nicht ohne Vortheil für den Ideenkreis des reichbegabten Kindes, das von einem liebreichen Vater gehegt, von einer klugen, energischen Mutter behütet, zugleich mit den Brüdern in der Mathematik und den alten Sprachen unterrichtet, ungewöhnlich rasch sich entwickelte. Sehr früh zeigte sich ihr poetisches Talent, zuerst in kindlichen Reimereien, dann in zahlreichen Jugendgedichten. Stolberg's Einfluß erkennt man in einigen Versuchen mit antikem Versmaß; seine patriotische Gesinnung in dem ersten bedeutenderen Gedichte Annettens: „Das befreite Deutschland" (1813), welches in wahrhaft begeisterten Worten nach einer Schilderung der erniedrigenden Knechtschaft mit dem Ausruf schließt:

„Und kein Frankenfußtritt schände mehr
Unf're heil'ge deutsche Erde!"

Für dieses Gedicht hat sich auch Anton Mathias Sprickmann besonders interessirt und in einer Abschrift von seiner Hand nicht wenige Abweichungen von der gewöhnlichen Lesart, darunter einige wirkliche Verbesserungen, angebracht. Man kennt die stürmische Jugend dieses merkwürdigen Mannes, die ihn mit den bedeutendsten Schriftstellern des Hains, auch mit Goethe, Wieland, Jacobi zusammenführte. In amtlicher Stellung in Münster hatte er seit dem dreißigsten Jahre (1779) der poetischen Production entsagt, war aber in seltenem Maße geeignet, einem aufstrebenden Talent Rath und Beistand zu gewähren. Nichts ist anziehender, als eine Anzahl von Briefen, die Annette nach seiner Ernennung zum Professor in Breslau in den Jahren 1814—1819 an ihn richtete [1]). In den Briefsammlungen aller Zeiten wird man schwerlich ein zweites Beispiel dafür finden, daß ein siebzehnjähriges Mädchen mit einem mehr als sechzigjährigen, geistig hochbedeutenden Manne in solcher Weise verhandelt hätte. Natürlich kommen dabei vornehmlich die Jugendwerke der

[1]) Sie wurden in der „Deutschen Rundschau", Februar 1881, von mir veröffentlicht. Von Sprickmann's Hand besitze ich noch durch die Güte seines Urenkels, des Herrn Amtsgerichtsraths Sprickmann in Emmerich, Bemerkungen zum ersten und zweiten Gesang des „Walther". Sprickmann rügt die ungenaue Form des Widmungssonettes, Härten des Ausdrucks und des Verses, besonders die Ellipsen eines Endvocals, wenn das folgende Wort mit einem Consonanten beginnt, Härten, die Annette auch später niemals ganz vermieden hat.

Dichterin zur Sprache: vorerst ein Trauerspiel „Bertha", eine Haupt- und Staatsaction, durchzogen von der Geschichte einer unglücklichen Liebe; ferner ein Roman „Ledwina", wo die Heldin an Schwindsucht und gebrochenem Herzen zu Grunde geht, endlich ein Epos „Walther", den Helden als Clausner zeigend, der eine grausam gemordete Jugendliebe nimmermehr vergessen kann. Die beiden ersten Versuche, wenn auch unvollendet und in der Anlage verfehlt, sind nicht arm an hervorragenden Einzelheiten, und die sechs Gesänge des Heldengedichtes, nicht gerade originell, aber in siebenzeiligen Strophen leicht dahinfließend, eine für ein neunzehnjähriges Mädchen ganz außergewöhnliche Leistung. Und wenn diese Jugenderzeugnisse, nur die Hoffnung auf eine bedeutende Entwicklung begründen, so zeigt wenig später ein anderes Dichtwerk von unvergänglichem Werthe die Dichterin, man darf sagen, schon in voller Kraft. Ich meine das „geistliche Jahr". Die Anregung dazu müssen wir in der Heimath ihrer Mutter, im Paderbornischen suchen, wo auf den Haxthausen'schen Gütern, in Bökendorf und Apenburg, ein häufiger Aufenthalt genommen, in regem Verkehr mit den Brüdern Grimm Volkslieder, Sagen, Sitten und Gebräuche studiert, und Annettens Sinn für alles Volksthümliche, insbesondere für die ursprüngliche, kernhafte Ausdrucksweise des Volkes in wirksamster Weise geschärft wurde. Hier war es auch, wo Annettens Großmutter, geborene Freiin von Wendt-Papenhausen, eine sehr fromme Frau, im Herbst 1819 ihrer Enkelin den Wunsch aussprach, für jeden Festtag des Kirchenjahres ein Gedicht zu erhalten. Annette, die schon früher eine Reihe geistlicher Gedichte verfaßt hatte, ging mit Eifer auf den Wunsch ein. Aber erst als sie sich von dem ursprünglichen Gedanken, im Sinne ihrer Großmutter zu schreiben, ganz freigemacht und dagegen das erschütternde Seelengemälde ihrer eigenen Herzensregungen, ihrer Zweifel und Sorgen, ihrer Hoffnung und Hingebung begonnen hatte, kam die Arbeit in rechten Fluß. Schon am 9. October 1820 konnte sie ihrer Mutter mit einer merkwürdigen Vorrede den ersten Theil, bis zum Osterfest reichend, vorlegen, darunter die schönsten, tiefsten, wohllautendsten Lieder des ganzen Werkes. Nimmt man noch hinzu, daß zu dieser poetisch schöpferischen Kraft ein entschiedenes Talent zum Zeichnen, dann, gleichfalls schöpferisch, zur Musik sich gesellte, so hat man eine Entwicklung vor Augen, die man ohne Uebertreibung als etwas ganz Einziges bezeichnen kann.

Aber diesen außerordentlichen Vorgängen folgt eine Reihe von Jahren, aus welchen über die Erlebnisse der Dichterin nur Unzureichendes bekannt ist, die auch für ihr dichterisches Schaffen ohne irgend eine bedeutende Frucht blieben. Einen Grund, aber keinen ausreichenden Grund, bietet Annettens Kränklichkeit, die nur zu häufig schon in den Briefen an Sprickmann hervortritt, daneben ihre vorwiegende Neigung für Musik. Nahe liegt es aber, auch an geistige Verstimmungen zu denken. In den Jugendwerken, sowohl dem „Walther" als dem Trauerspiel bildet so unverkennbar eine lebhafte, aber nicht zum Ziele führende Herzensneigung den Mittelpunkt, daß man auf persönliche Erlebnisse der Dichterin schließen muß. Sicheres ist darüber nicht bekannt. Annette hat niemals in späterer Zeit sich darüber eine Aeußerung gestattet, und wenn bei Dichtern, welche ihre Herzensangelegenheiten selbst auf

den Markt tragen, der Literarhistoriker berechtigt, ja verpflichtet ist, die Sonde anzulegen, so müßte dies Annetten gegenüber als Aufdringlichkeit erscheinen.

Erst im Jahre 1825 finden wir sie wieder, jetzt am Rhein. Ihre leidende Gesundheit gebot einen Luftwechsel, sie fand ihn bei dem Onkel Werner von Haxthausen, damals preußischem Regierungsrath in Köln, wo sie den Herbst und den folgenden Winter zubrachte. Bekannte kölnische Namen: von Groote, von Geyer, de Noël, die ausgezeichnete Alterthumskennerin Frau Sibylla Mertens-Schaaffhausen begegnen uns in ihren Briefen. Mit halb grausigem Entzücken schildert sie ein schnaubendes, mit schwindelerregender Schnelligkeit sich fortbewegendes Ungethüm, nämlich das rheinische Dampfschiff „Friedrich Wilhelm", dessen Taufe sie am 17. October 1825 beiwohnte. Gleichwohl hätte sie es gern für ihre Reise nach Coblenz benutzt, wo sie die Gattin des commandirenden Generals von Thielmann besuchte, mit welcher sie schon in den Jahren 1815—1819 in Münster, trotz des Unterschiedes der Jahre, eine innige Freundschaft geschlossen hatte. Auch in der benachbarten Universitätsstadt boten Verbindungen mit ihrem Vetter, dem Professor Clemens von Droste, ihrem Onkel Moritz von Haxthausen, den Professoren Ennemoser, D'Alton und August Wilhelm von Schlegel vielfache Anregung. Aus ihren Briefen sehen wir, daß sie eingehend mit Musik und Literatur sich beschäftigte; aber ein nennenswerthes Gedicht läßt sich aus dieser Zeit nicht aufführen.

Wenig später trat in ihren persönlichen Verhältnissen eine große Veränderung ein. Der Vater starb am 25. Juli 1826, der älteste Sohn Werner übernahm das Stammgut Hülshoff, die Mutter zog mit den beiden Töchtern Jenny und Annette auf den anmuthigen, aber bescheidenen ländlichen Wittwensitz nach Rüschhaus. Schon im Sommer 1828 und 1830 führten ähnliche Gründe, wie drei Jahr früher, Annette wieder an den Rhein, jetzt in das gastfreie Haus ihres Vetters Clemens von Droste nach Bonn. Auf dem schön gelegenen Auerhof bei Plittersdorf fand sie ihre gelehrte Freundin Frau Mertens wieder; in Godesberg, Unkel und in der Bonner Gesellschaft konnte sie der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer und ihrer Tochter Adele, der Freundin Goethe's, begegnen. Aus der Bekanntschaft erwuchs bald eine für das Leben dauernde Freundschaft, durch welche Annette mit dem Geistesleben der weimarischen Kreise bekannt und in der Neigung zu der von Adele eifrig gepflegten englischen Literatur bestärkt wurde. Noch immer scheinen musikalische Interessen die Oberhand zu behaupten, aber zugleich treten die Keime einer neuen Dichtung hervor. Die Generalin von Thielmann verlebte den Sommer 1828 in Annettens Nachbarschaft in Godesberg. Ihr Bruder war Salinendirector in Bex im Canton Wallis: es fehlte nicht an lebhaften Schilderungen aus der Alpenwelt, und Annette fühlte sich angeregt, dieser großartigen Natur dichterisch nahe zu treten. Der Plan kam damals nicht zur Ausführung, wurde aber 1830 wieder aufgenommen und jetzt ohne Unterbrechung so weit gefördert, daß Anfang 1834 das Gedicht: „Das Hospiz auf dem St. Bernhard" in drei Gesängen vorlag. Und wie nun die Schaffenskraft einmal geweckt war, folgt diesem umfangreichen Gedichte unmittelbar, so daß in dem Manuscript

die Schlußverse des einen mit den Anfangsversen des anderen sich vermischen, ein zweites: „Das Vermächtniß des Arztes“, das letztere in raschen Zügen hingeschrieben, während bei dem ersteren in den Manuscripten immer neue Wandlungen sich verfolgen lassen. Es läßt sich auch verfolgen, wie sehr nach dem langen Zwischenraume Annettens Auffassungsweise, ihre Ansichten über Darstellung, Vers und Sprache sich verändert hatten. Niemand würde die Verfasserin des „Walther“ und der zwei späteren Gedichte für ein und dieselbe halten. Deutlich erkennt man dagegen den Einfluß englischer Dichter: Byrons, Walter Scotts, mit denen sie sich eifrig beschäftigt hatte. Statt der siebenzeiligen Strophen des „Walther“ erscheinen gereimte jambische Verse von vier Hebungen, die Ausdrucksweise ist gedrängt, zuweilen bis zur Dunkelheit, in der Schilderung der Natur wie der Menschen durchaus das Charakteristische hervorgehoben. In dem Gedichte auf den St. Bernhard war ursprünglich der berühmte Bernhardinerhund Barry, dessen Hülle man seit 1813 im Berner Museum aufbewahrt, der Held und Titelträger; die Klugheit, mit welcher er ein Knäbchen vom Tode des Erfrierens rettet, bildete den Inhalt. Aber diese beinahe anekdotenhafte Auffassung erweiterte sich zu einer großartigen Schilderung der Alpenwelt und der unerschrocken unermüdlichen Thätigkeit der Bernhardinermönche. Das zweite Gedicht, die Darstellung eines grausigen, schwer anzudeutenden Ereignisses, in einzelnen Zügen an Schelling's „Pfarrer von Drotningholm“ und an Byron erinnernd, zeigt Annettens neuen Stil bereits in seiner weitestgehenden Eigenart. Es fällt, wie erwähnt, in den Sommer 1834; den „St. Bernhard“ konnte Annette schon am 9. April desselben Jahres ihrem Freunde, dem Professor Christoph Bernhard Schlüter, vorlesen.

Die Verbindung mit diesem trefflichen Manne, der, obgleich seit dem dreißigsten Jahre blind, bis zum dreiundachtzigsten für Unzählige Führer und Leiter war, bildet eine der glücklichsten Fügungen in Annettens Leben. Sie hat nie eine Wandlung erfahren und auch in Briefen einen Ausdruck gefunden, die für eine Mustersammlung deutscher Briefe eine Zierde bilden würden. Durch Schlüter wurde Annette auch mit dem geistessprühenden westfälischen Dichter Wilhelm Junkmann — gestorben als Professor in Breslau am 4. November 1886 — bekannt, und die eine wie die andere Anknüpfung war um so werthvoller, als die Vermählung der Schwester Jenny mit dem berühmten Germanisten Freiherr Josef von Laßberg in den Familienkreis von Rüschhaus eine große Lücke riß. Die Schwester folgte ihrem Gemahl am 18. October 1834 auf seine Besitzung Eppishausen im Thurgau in der Schweiz. Die weitere Folge war, daß auch Annette und ihre Mutter im Sommer 1835 sich in die Schweiz begaben und dann länger als ein Jahr in dem neuen Hauswesen verweilten, welches am 5. März 1836 durch die Geburt von Zwillingstöchtern bereichert wurde. Daß es an bedeutenden Eindrücken bei dem ersten Anblick schweizerischer Natur nicht fehlte, läßt sich denken. Verschiedene Gedichte: der Cyclus „Der Säntis“, „Die Elemente“ und Anderes geben davon Zeugniß. Daneben behielt Annette auch den Gedanken im Auge, ihr durch die beiden epischen Gedichte so beträchtlich vermehrtes poetisches Besitzthum in die Oeffentlichkeit zu geben. In ihren Briefen kommt diese

Angelegenheit schon in Eppishausen, dann auch auf der Rückkehr in Bonn, wo Herbst und Winter 1836/37 ein längerer Aufenthalt genommen wurde, immer von Neuem zur Sprache. Verschiedene Unterhandlungen führten aber nicht zum Ziele; es dauerte noch ein Jahr, bis ein Verleger in Münster sich zur Veröffentlichung bereit erklärte.

Für jeden Schriftsteller ist es eine erfreuliche Hoffnung, sich einmal gedruckt zu sehen; auch schmeichelhafte Beurtheilungen ihrer früheren Gedichte weckten Annettens Schaffensdrang. So kam es, daß sie zu einem neuen Werke sich entschloß und es in der kurzen Zeit vom August 1837 bis Februar 1838 zu Ende führte. Es war die bedeutendste ihrer epischen Dichtungen: „Christian von Braunschweig" oder mit dem späteren richtigeren Titel: „Die Schlacht am Loener Bruch", in welcher der berufene Freischarenführer des dreißigjährigen Krieges am 6. August 1623 von Tilly bis zur Vernichtung geschlagen wurde. Im Sommer 1838 erschienen dann zu Münster „Gedichte" unter dem nur angedeuteten Namen der Verfasserin: „Annette Elisabeth v. D. H.". Die Ausgabe war wesentlich von Schlüter und Junkmann besorgt, nicht gerade geschickt, denn mit dem Vorhandenen hätte sich weit mehr geben lassen. Nur die epischen Gedichte, wenige lyrische, eine Ballade und acht Stücke aus dem „geistlichen Jahr" waren zusammengestellt. Der buchhändlerische Erfolg war denn auch nicht groß: nur 74 Exemplare wurden im Ganzen abgesetzt. Aber die berufensten Personen in Münster und am Rhein, die Weimarer Kreise, in denen Adele Schopenhauer das Interesse für ihre Freundin geweckt hatte, Jacob Grimm, daneben angesehene Stimmen der Presse erkannten den Werth der Gedichte, zuweilen mit Bewunderung, an. Immer war es ein Vortheil, die Ergebnisse vieler Jahre endlich einmal gesammelt vor sich zu sehen. Auch an Rathschlägen für neue Arbeiten fehlte es nicht: der Eine verlangte Erzählungen im Stile und in der Tonart der Romantik, der Andere eine volksthümlich humoristische Beschreibung ihres Heimathlandes, der Dritte ein Drama, der Vierte sogar Gedichte in westfälischer Mundart. Annette entschied sich, einem innern Drange folgend, für die Beendigung des „geistlichen Jahres", obgleich es bei ihr feststand, daß das Werk bei ihrem Leben nicht gedruckt werden sollte. Mit großem Fleiße, so bezeugt sie selbst, arbeitete sie im Sommer und Herbst 1839 während eines Besuches bei den Paderborner Verwandten und brachte wohl noch vor dem Sylvestertag mit den Liedern, welche vom ersten Sonntag nach Ostern bis zum Schlußtage des Jahres reichen, auch diese Lebensaufgabe zum Abschluß.

Neben dieser zum Höchsten und Heiligsten gewendeten Thätigkeit gewahren wir aber auch eine andere Richtung im Anschluß an eine persönliche Verbindung, welche für Annettens Leben entscheidend geworden ist. Annette stand schon in früher Jugend in freundschaftlichen Beziehungen zu der westfälischen Dichterin Katharina Schücking und hatte sich seit dem Tode der Freundin (1831) des in der Welt einsam dastehenden Sohnes Levin, geboren am 6. September 1814, treulich angenommen. Der junge Mann kehrte nach beendeten Universitätsstudien nach Münster zurück und wandte sich, da die juristische Laufbahn in Preußen ihm, dem geborenen Hannoveraner, verschlossen war, ganz

und gar der literarischen Thätigkeit zu. Annette fühlte sich zuerst durch das Benehmen ihres Schützlings abgestoßen, wohl besonders deshalb, weil Schücking den Goethe'schen Spruch: „als Jüngling anmaßlich und stutzig", mehr als nöthig zu bethätigen suchte. Aber sein wirklich tüchtiger und vornehmer Charakter, seine Kenntnisse, sein kritischer Scharfblick flößten ihr Achtung ein, und seine literarischen Verbindungen, seine Betheiligung an vielen Zeitschriften waren für sie, nachdem sie einmal in den Kreis der Schriftstellerinnen öffentlich eingetreten war, von Werth. Schücking hat in seinen Erinnerungen anmuthig seinen Verkehr mit Annette während des Winters 1839/40 geschildert. Annette war damals ganz einsam auf Rüschhaus, die Mutter zu Besuch bei der Tochter Jenny. „Einmal in der Woche," erzählt er, „kam die alte Botenfrau und brachte einen Brief, ein Packet mit durchlesenen Büchern von Annette von Droste, worauf ich durch eine Sendung von neuen antwortete. Einmal in jeder Woche auch, am Dienstage, wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Haiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte." Zu dem, was die Dichterin mit Schücking schon früher verbunden hatte, kam jetzt noch, daß ihre schriftstellerische Thätigkeit sich mehr und mehr demselben Ziele zuwandte: dem Geburtsland Westfalen. Beide waren durch ihre ganze Entwicklung darauf hingewiesen und Annette hatte ihrem Heimathgefühl bereits in der „Schlacht im Loener Bruch" ergreifenden Ausdruck gegeben. Aber es darf nicht unbemerkt bleiben, daß diese Richtung einer allgemeinen Richtung der Zeit entsprach. Ueberall wurden damals in Deutschland die heimathlichen Zustände mit liebevoller Aufmerksamkeit betrachtet und nicht selten Gegenstand einer Bearbeitung, die keineswegs bloß die Zwecke eines geographischen oder Reisehandbuchs erfüllen wollte. So hatte auch im Jahre 1839 ein unternehmender Buchhändler Langewiesche in Barmen den Plan eines „malerischen und romantischen Westfalens" gefaßt und für die Ausführung den zu rascher Berühmtheit gelangten Ferdinand Freiligrath gewonnen. Aber dieser fühlte sich bald der Aufgabe nicht gewachsen; er ließ sie auf Schücking übertragen, und auch Schücking's Kräfte hätten nicht ausgereicht, wäre nicht Annette für ihn eingetreten. Eine Reihe von Gedichten, die dem Werke ihres Freundes zur vornehmsten Zier gereichen: ich nenne nur „die Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln", die Beschreibung nicht weniger Gegenden, welche Schücking unbekannt waren, rühren von Annette her. Da aber die Richtung auf die Heimath nur einem inneren Drange entsprach, so entstand außerdem eine Anzahl von selbstständigen Dichtungen, in denen Annette recht eigentlich als westfälische Dichterin erscheint: die meisterhafte Novelle „Die Judenbuche", das allerliebste Fragment: „Bei uns zu Lande auf dem Lande", d. h. die humoristische Schilderung Westfalens, einem Edelmann aus der Lausitz in den Mund gelegt, und die „Bilder aus Westfalen", eine scharf gezeichnete Beschreibung der einzelnen Landestheile. Endlich wäre noch ein Lustspiel zu erwähnen: „Perdu, oder Dichter, Verleger und Blaustrümpfe", das, an ein Erlebniß des Buchhändlers Langewiesche an-

knüpfend, mit feiner Charakteristik die Persönlichkeiten eines literarischen Vereins vorführt, der in Münster seit 1839 in dem Hause der Oberregierungsräthin Elise Rüdiger sich gebildet hatte. Diese begabte und liebenswürdige junge Frau wurde bald der Liebling der schon gereiften Dichterin. Keiner anderen Freundin hat Annette mit so überquellender Zärtlichkeit die Tiefen ihres Herzens erschlossen und zugleich mit so bewundernswerther schriftstellerischer Kunst von bedeutenden Erlebnissen Nachricht gegeben. Frau Rüdiger, die seitdem ihren Mädchennamen einer Freiin von Hohenhausen wieder annahm, hat dagegen unermüdlich für Annettens Nachruhm gewirkt; und einzig unter allen Freundinnen der Dichterin war es ihr vergönnt, im Alter von fünfundachtzig Jahren den hundertjährigen Geburtstag Annettens mit jugendlicher Anhänglichkeit zu begrüßen.

Nimmt man Alles, was von Annettens Schriften bisher genannt wurde, zusammen, so erscheint es dem Inhalt wie dem Umfange nach wahrlich nicht gering. Aber es reicht doch nicht aus, die Eigenart und Kraft ihrer poetischen Darstellungsgabe und, worauf es kaum weniger ankommt, die Hoheit ihres Geistes, die Güte und Liebenswürdigkeit ihres Gemüthes zum vollen Ausdruck zu bringen. Von den lyrischen Gedichten, welche in immer steigendem Maße so viele Herzen in der Heimath und in ganz Deutschland gewonnen haben, war noch wenig zu Papier gebracht. Aber die Knospe harrte der Entfaltung; nur eines geringen Antriebs bedurfte es noch. Merkwürdig, daß er nicht auf heimischen Boden, sondern in weiter Ferne, in veränderter Umgebung erfolgt ist.

Der Freiherr von Laßberg hatte 1838 das alte Merowingerschloß Meersburg am Bodensee von der badischen Domänenkammer für den unglaublich billigen Preis von 10 000 Gulden erworben. Im Sommer 1841 kam die Schwester Jenny mit den beiden Zwillingstöchtern zum Besuche nach Westfalen, und mit ihr trat Annette am 21. September die Reise nach Meersburg an. Die unvergleichliche Lage des alten Schlosses, die anmuthige Umgebung, der See, das Schweizer-Hochgebirge, dazu die liebevollste Aufnahme bei der gleichgestimmten Schwester und der Verkehr mit Laßberg's literarischen Freunden, Alles vereinigte sich, eine dichterisch begabte Natur zu erhöhter Thätigkeit anzuregen. Dazu kam noch, unzweifelhaft das Bedeutendste, die Anwesenheit Schücking's, der im October 1841 von Laßberg nach Meersburg berufen wurde, um die rasch anwachsende berühmte Bibliothek des Freiherrn zu ordnen. War doch aus dem früheren Schützling für Annette ein Freund und ein sehr naher Freund geworden! Schücking sagt in seinen „Erinnerungen", er habe mit Empfindungen, über die er sich selbst nicht klar geworden, in das große und leuchtende Auge der besten Freundin geblickt, die er im Leben gefunden. Am Richtigsten hat wohl Annette selbst das Verhältniß geschildert, wenn sie in einem Beitrage zu Schücking's Erstlingsromane „Eine dunkle That" das Stiftsfräulein ihrem jungen Schützlinge sagen läßt: „Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen, ich will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich will Jemand haben, für den ich sorgen kann wie ein Weib, an dem ich eine geistige Stütze habe; denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus. Aber wenn

ich auch so gedankenarm wäre wie meine Köchin — es wäre doch dasselbe, ich will Jemand haben, der mein ist, und dem ich wie einem geduldigen Kameele Alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang, zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten, in mir ist und übersprudelt. Aber wenn Sie deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres: ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältniß keinen Begriff hat." Durch den von Schücking's Tochter vor drei Jahren veröffentlichten Briefwechsel wird diese Schilderung bestätigt. Nicht weniger durch die Gedichte, welche während dieses glücklichen Zusammenseins in so reicher Fülle hervorsprudelten. Bei den nachmittäglichen Spaziergängen, erzählt Schücking, war nicht selten die Frage aufgeworfen, in welcher Form der Poesie das eigenste Talent der Dichterin am vollkommensten zum Ausdruck gelangen könnte. Schücking pflegte dann der Lyrik den Vorzug zu geben, aber zugleich auseinander zu setzen, daß man die Stimmung, aus welcher lyrische Gedichte hervorgehen, „wie ein gutes Weinjahr mit Geduld und Demuth erwarten müsse," während Annette, in dem Gefühle ihres noch ganz unerschöpften inneren Reichthums, nicht übel geneigt schien, nach einem anderen Goethe'schen Ausdruck „als Poet die Poesie zu commandiren." Eines Morgens, als sie auf der Bibliothek den Arbeiten ihres Freundes zusah, versicherte sie nach einem solchen Gespräch mit großer Zuversicht, einen Band lyrischer Gedichte werde sie, wenn sie gesund bleibe, mit Gottes Hülfe in den nächsten Wochen leicht schreiben können. „Als ich widersprach," fährt Schücking fort, „bot sie mir eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Thurm hinauf, um sofort ans Werk zu gehen. Triumphirend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und mir vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, glaube ich; meine Doctrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohl ausgemessene und verdiente Züchtigung." Schücking's Bericht, mag er auch den Zweifel herausfordern, findet in Annettens eigenen Schriftzügen augenscheinliche Bestätigung. Vier ganze und ein halber Foliobogen, offenbar aus der Bibliothek des Freiherrn von Laßberg stammend, zudem zwei Quartblätter sind ganz in Annettens kleiner Schrift mit nicht weniger als fünfunddreißig theils lyrischen, theils umfangreichen erzählenden Gedichten gefüllt. Alle geben sich durch Correcturen und Veränderungen als Entwürfe kund. Aber freilich, man darf mit Sicherheit annehmen: Annette dichtete nicht immer ganz Neues, was sie erst schaffen mußte, sondern brachte häufig nur zu Papier, was, seit Jahren vor ihrem Geiste stehend, nur des lösenden Wortes oder sogar nur der schriftlichen Feststellung bedurfte.

Bei der Verbindung Annettens mit Schücking war nicht zu besorgen, daß ihre Gedichte Jahre lang verborgen blieben. Das damals einflußreichste Organ der schönen Literatur in Deutschland, das „Morgenblatt", nennt unter seinen Mitarbeitern in den Jahren 1842 und 1843 wenige so häufig, als Annette von Droste und ihren Freund. Die Gedichte, darunter die schönsten, welche aus Annettens Feder hervorgegangen sind, erregten ungetheilte Bewunderung,

und da die Fruchtbarkeit der Dichterin den ganzen Sommer von 1842 fortdauerte, so kehrte sie mit einem reichen Schatz von Poesien am 12. August 1842 nach Münster zurück.

Nothwendig mußte nach Allem, was geschehen, jetzt der Gedanke an eine neue, vermehrte Ausgabe der Gedichte sich geltend machen; auch Schücking regte immer von Neuem dazu an. Er hatte Ostern 1842 seine Beschäftigung auf der Meersburg mit einer Stelle bei dem Fürsten Wrede in Bayern vertauscht, aber nur für kurze Zeit. Seine Berufung in die Redaction der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" gestattete ihm, seine Braut, Louise von Gall, am 7. October 1843 an den Altar zu führen, und seine Verbindung mit Cotta wirkte dahin, diesen für die Veröffentlichung der Gedichte Annettens zu gewinnen. Die Dichterin hatte unterdessen im Herbst 1843 und im folgenden Winter in ihrer Heimath eifrig mit den Vorbereitungen der Veröffentlichung, der Reinschrift und Zusammenstellung ihrer poetischen Werke sich beschäftigt. Im Januar 1844 konnte man Cotta ein reichhaltiges und zugleich nach einem feinsinnigen Plane geordnetes Manuscript vorlegen, und am 29. Januar erfolgte unter verhältnißmäßig günstigen Bedingungen — das Honorar betrug 700 Gulden — der Abschluß des Vertrages. Als Annette am 27. September 1844 von dem Sommeraufenthalte in Meersburg nach Rüschhaus zurückkehrte, fand sie die nach Form der Uhland'schen Gedichte ausgestatteten Freiexemplare, welche die Hauptsumme ihres dichterischen Schaffens in sich schlossen.

Diesmal war der Erfolg entscheidend. Allerorten erkannte man die seltenen, für eine weibliche Begabung ganz außerordentlichen Vorzüge, das Eigenartige, die Hoheit und zugleich die Zartheit dieser Gedichte. Hervorragende Kritiker: Wolfgang Menzel im „Morgenblatt", der Freiherr von Zedlitz in der „Allgemeinen Zeitung" waren mit dem Freundeskreise in ihrem Lobe einig. Die angesehensten Blätter baten unter Freistellung der Bedingungen um Beiträge, Frau Clara Schumann für ihren Gemahl um einen Operntext. Annette von Droste war mit einem Male als die bedeutendste Dichterin Deutschlands anerkannt, und wenn sie die vergeblichen Versuche ihrer Jugend, die lange, mühsame, so wenig anerkannte Arbeit für ihre epischen Gedichte, mit dem raschen Erfolge einer beinahe zufällig hervorquellenden Lyrik in Vergleich brachte, konnte sie mit ihren eigenen Versen von sich selber sagen:

„Nur als ich, entmuthigt ganz,
Gedanken flattern ließ wie Flocken,
Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger, frischer Lorbeerkranz."

Sie stand auf der Höhe ihres Lebens und noch keineswegs an der Grenze ihrer Schaffenskraft; denn auch während des Druckes ihrer Gedichtsammlung, als Schücking im Frühling 1844 seine junge Frau in Meersburg vorstellte, konnte Annette ihm eine ganze Reihe neuentstandener Gedichte für das „Morgenblatt" einhändigen. Auch das Jahr 1845 lieferte außer Anderem den Cyklus „Volksglauben in den Pyrenäen" in der „Kölnischen Zeitung" und die Veröffentlichung der „Bilder aus Westfalen" in den „Historisch-politischen Blättern."

Hätte nur, da so Vieles: Schaffenskraft und -freudigkeit, Anerkennung, Freundschaft in verschiedenen Gestalten sich zu ihren Gunsten vereinigte, die Dichterin aller dieser Vortheile recht froh werden können. Aber leider hatte die Kränklichkeit Annettens seit einem schweren Anfall im Jahre 1839 einen höchst bedrohlichen Charakter angenommen. Trauerfälle in ihrer Familie machten ihre Stimmung noch ernster. Dazu kam, daß sonderbarer Weise eben in der Zeit, als im literarischen Leben ihre Bedeutung volle Würdigung fand, doch die ganze Richtung der Literatur ihren in Politik und Religion conservativen Gesinnungen durchaus nicht behagte. Daß die meisten ihrer literarischen Bekannten, sogar Junkmann, mehr als sie wünschte, dem jungen Deutschland das Wort sprachen, daß Schücking und Alle, die ihm literarisch näher standen, dieser Richtung mehr oder weniger eifrig zuneigten, war ihr ein Kummer. Dazu kam, daß sich ihr Verhältniß zu der Frau ihres Freundes nicht nach ihrem Wunsche gestaltete, und daß Schücking's Freundschaft, wie es ihr schien, zu erkalten anfing. Unter diesen Verhältnissen brachte selbst der Umstand, daß Schücking als Leiter des Feuilletons der „Kölnischen Zeitung" von Augsburg nach Köln, also in ihre Nähe versetzt wurde, keinen Gewinn, und die Veröffentlichung des Romans „Die Ritterbürtigen" machte dann in die lange, innige Verbindung einen Riß, der nie wieder geheilt wurde. Schücking hatte in diesem Roman den westfälischen Adel nicht gerade mit Vorliebe geschildert, zudem Vorfälle und Eigenheiten ans Licht gezogen, deren Kenntniß er nur einer mit den adeligen Kreisen sehr vertrauten Persönlichkeit zu verdanken schien. Freilich ist das, was man über seine Indiscretion gesagt hat, weit übertrieben; aber es war nur zu natürlich, daß Beschränktheit und Uebelwollen Annette für den Inhalt des Romans verantwortlich machten. Voll Entrüstung schrieb ein Bekannter Annettens Ostern 1846 ihr darüber einen Brief, der recht eigentlich als Illustration ihres Gedichtes „Von guten Willens Ungeschick" gelten kann. Er übte auf das empfindsame Gemüth der Dichterin den nachtheiligsten Einfluß. Das folgende halbe Jahr ist wohl das trübste, das Annette erlebte. Es war bestimmt, daß sie im Sommer mit der Mutter nach Meersburg sich begeben sollte, aber ihre Gesundheit war in dem Maße zerrüttet, daß Frau von Droste am 1. Juli 1846 allein die Reise antrat; Annette hoffte unterdessen in Rüschhaus durch eine homöopathische Kur sich zu stärken. Leider erfolgte das Gegentheil. „Ich hatte meine Kräfte überschätzt," schreibt sie der getreuen Elise Rüdiger; „gleich nach der Abreise der Mutter fiel ich zusammen wie ein Taschenmesser." Bis zum Aeußersten erschöpft, blieb sie in völliger Einsamkeit, vom Fieber ergriffen und aus Rücksicht für das mit der Ernte beschäftigte Hausgesinde selbst der nöthigen Pflege entbehrend. Wenn sie so saß und sann in dem verlassenen Hause oder im Garten, wo nur das Rauschen des Windes oder die Stimme eines Vogels sich vernehmen ließen, kam sie sich oft als eine schon Entschlafene vor. Und wenn sie dann — als „Gottes schwergeprüftes Kind" — auch in dem Walten der Natur den Widerstreit der Kräfte wahrnahm, wenn sie beobachtete, wie der scheue Käfer vor dem spähenden Vogel sich in einer Ritze verbarg, wie das Dasein des einen durch den Untergang des anderen bedingt wird, so bekam

sie das Gefühl unsagbaren Leides. Aus dieser Stimmung entstand, anklingend an den paulinischen Römerbrief (VIII, 19—23), das Gedicht von der ächzenden Creatur, das man im Anhange aus dem schwer zu entziffernden Entwurf zum ersten Male veröffentlicht findet.

Am 28. August glaubte sie endlich Kraft zur Uebersiedlung nach Hülshoff erlangt zu haben. Aber als eine Schwerkranke kam sie dort an. Einen westfälischen Winter konnte sie nach dem Urtheile des Arztes nicht überleben; so wurde nochmals der Bodensee in Aussicht genommen, und nach kurzem Aufenthalt in Bonn wagte sie allein die lange Reise, die sie am 1. October nach Meersburg führte. Alles wetteiferte hier, um für die Genesung zu wirken. Mutter, Schwester, Schwager und Nichten waren in ihrer Pflege unermüdlich. Aber den ganzen Winter bis zum Mai des Jahres 1847 mußte sie theils im Zimmer, theils im Bette verbringen; dann trat, wenn nicht Genesung, doch Besserung ein. Sie konnte während des herrlichen Mais 1847 wieder ins Freie; Bewegung wurde ihr sogar, wie in früherer Zeit, zur Pflicht gemacht, und so nahm sie ihren Weg in den nahe gelegenen, von ihr erworbenen Gartenpavillon, das „Fürstenhäuschen", oder sie wandelte in dem Burggarten auf der Mauerzinne auf und ab. Noch eines ruhigen Sommers konnte sie sich erfreuen; auch Herbst und Winter vergingen ohne Störung; aber dann begannen mit den für die Dichterin stets so lästigen Stürmen des Aequinoctiums die Stürme der Revolution von 1848, und gerade der badische Seekreis wurde Schauplatz der frühesten, wildesten Bewegungen. Annette wurde aufs Tiefste dadurch erregt; der allgemeine Umsturz, den sie schon seit Jahren in ahnungs- und phantasievollem Geiste gefürchtet hatte, schien jetzt herein zu brechen. Der Arzt erkannte einen Herzfehler; sie selbst empfand, daß ihre Lebenskraft gebrochen sei, wenn sie auch ihre Umgebung durch Heiterkeit zu beruhigen suchte. Am 19. Mai machte sie noch den gewohnten Spaziergang im Garten und hatte Lust — es war das letzte Mal — mit der Schwester ein Duett zu singen. Aber in der Morgenfrühe des 22. trat ein Bluthusten ein, und ein erneuter Anfall machte zwei Tage später ihrem Leben ein Ende. Die herbeieilende Schwester konnte nur, am Bette knieend, die noch warme, aber schon gefühllose Hand mit ihren Thränen benetzen.

Ueberblickt man den Lebensgang, dessen Umrisse wir kurz zu zeichnen suchten, noch einmal im Ganzen, so wird man ihn als einen ungewöhnlich günstigen bezeichnen müssen; denn selten finden sich vorzüglich begabte Menschen in der Lage, ganz ohne äußeres Hinderniß ihre innere Entwicklung zur Reife zu bringen. Für Annette könnte man beinahe wünschen, ihre Existenz wäre weniger unabhängig, weniger sorgenfrei gewesen, hätte darin die Nöthigung gelegen, die Ausbildung ihres Talents entschiedener als die Aufgabe ihres Lebens zu betrachten. Aber es stände übel an zu klagen, wo so Vieles zu rühmen ist, wo so glänzende Erfolge in gebundener und ungebundener Rede, in der Novelle, in der humoristischen und ernsten Schilderung, in der erzählenden Dichtung und der Lyrik erreicht wurden. Ohne eines anderen noch zu bedürfen, hat sie mit eigener Hand ihr Monument errichtet. Aber Heimath und Vaterland ehren sich selbst, indem sie neben jenem Denkmal, das unvergäng-

licher ist als Erz, ihre Dankbarkeit gegen die größte deutsche Dichterin auch in Erz oder Marmor bekunden. Annette hat einmal ihren Mitschwestern, den Schriftstellerinnen, also auch sich selber zugerufen: „Mehr ist ein Segen als zehntausend Kronen", aber gewiß würde sie auch den Theil ihrer Thätigkeit nicht als verloren achten, welcher ihr den auf einer Frauenstirn so seltenen Kranz der Dichtkunst eingetragen hat.

II. Zur neueren Droste-Literatur.

Das werthvollste Denkmal, das die Nachwelt einem Schriftsteller errichten kann, ist eine würdige Ausgabe seiner Werke. An Ausgaben fehlt es den Werken Annettens nicht, aber man kann nicht sagen, daß eine von ihnen allen Anforderungen entspräche. Für den Literarhistoriker kommen nur die folgenden in Betracht:

Zunächst die erste Ausgabe des Jahres 1838. Sie wurde besorgt von Schlüter und Junkmann, also von zwei Freunden Annettens, die eigene Erzeugnisse veröffentlicht hatten. Gleichwohl lassen Auswahl und Ordnung der Gedichte vieles zu wünschen. Mit dem, was vorlag, hätte ein um ein Drittel stärkerer Band sich herstellen lassen; so anmuthige Gedichte wie „Des Pfarrers Woche", „Die rechte Stunde", ferner „Die Klänge aus dem Orient", der dritte Gesang des „St. Bernhard", dieser freilich auf Annettens Verlangen, wurden bei Seite gelegt. Die Ausstattung ist bescheiden, aber der Druck beinahe fehlerfrei. Annette schreibt am 19. Juli 1838 an Schlüter, sie habe nur einen einzigen, nicht einmal störenden Fehler bemerkt; in einem Briefe an ihre Mutter vom 1. August macht sie noch einen Fehler namhaft; es möchte schwer werden, die Zahl erheblich zu vermehren.

Großes Lob in jeder Beziehung verdient die zweite Auflage der Gedichte von 1844. Für die Ausstattung „im Format von Uhland's Gedichten" fühlt sich Annette ihrem Verleger Cotta verpflichtet; Auswahl und Anordnung der Sammlung sind ihr eigenes Werk. Verschiedene Blätter ihres Nachlasses bezeugen, wie ernst und eifrig sie darüber nachgedacht hatte. Freilich besaß sie jetzt in Schücking einen Berather; noch beim Beginn des Druckes, den Schücking überwachte, wird eifrig über Lesarten, Auswahl und Reihenfolge der Gedichte hin- und hergeschrieben[1]) und manche glückliche Veränderung vorgenommen. Gleichwohl blieben auf den ersten vier Bogen neun, zum Theil recht störende Fehler stehen. Annette stellt sie am 17. April 1844 in einem Briefe an Schücking zusammen. Sie wurden in den folgenden Ausgaben, wenigstens in der von 1879, verbessert, bis auf einen, der noch immer seinen Platz behauptet[2]).

Es wäre nicht räthlich, in einer neuen Ausgabe die von der Dichterin selbst gewählte Folge zu ändern oder neue Gedichte einzuschalten; die Ausgabe

[1]) Annette an Schücking, 6. Februar 1844, Briefwechsel S. 249 ff., 298.

[2]) In dem Gedicht „Das Hirtenfeuer" ist „Haideweise" statt „Haideweisen" zu lesen, weil es auf „leise" reimt. Freilich muß dann in der folgenden Zeile „erzittert" statt „erzittern" gelesen werden.

von 1844 ist auch in ihrer äußeren Form ein Werk Annettens. Freilich, daß sie vollständig gewesen wäre, kann man nicht sagen; Annette hatte noch unmittelbar vor dem Druck strenge gesichtet. Noch weniger konnte sie vollständig bleiben, denn die Jahre 1844 und 1845 waren fruchtbar an neuen Gedichten. Aber zwölf Jahre vergingen seit Annettens Tode, bis diese reiche Nachblüthe nebst älteren Gedichten und den Prosawerken „Die Judenbuche" und „Bilder aus Westfalen" unter dem Titel: „Letzte Gaben", Hannover 1860, veröffentlicht wurden. Leider nicht ohne Fehler und Mängel der ärgsten Art. Die Gedichte waren zum größten Theil von Frau von Laßberg nach handschriftlichen Vorlagen abgeschrieben und an Schücking geschickt. Dabei hatten aber Fehler sich eingeschlichen, die von Schücking, dessen Aufgabe es doch gewesen wäre, weder bemerkt noch verbessert wurden. Ja, vergleicht man den Abdruck mit dem braun gebundenen Quartheft, das als Vorlage diente, so findet man, daß die in der Schrift schon vorhandenen Fehler durch den Setzer noch vermehrt wurden. Nicht einmal die älteren Abdrücke im „Morgenblatt" zog man zur Vergleichung heran, obgleich sie doch als letzte Redaction der Verfasserin gelten mußten. Erst Dr. Gustav Eschmann, der schon die zweite Ausgabe des „Geistlichen Jahres" 1857 durch eine sorgfältige Vergleichung mit der Handschrift zu einer wesentlich verbesserten gemacht hatte, erwarb sich das neue Verdienst, neun von Annette schon veröffentlichte Gedichte der „Letzten Gaben" mit dem Abdruck im Morgenblatt zu vergleichen und schon dadurch eine große Zahl von Fehlern und Mißverständnissen ans Licht zu ziehen [1]). Diese Arbeit und zugleich die verbesserte Ausgabe des „Geistlichen Jahres" kam dann wesentlich der ersten Gesammtausgabe zu Gute, welche Schücking dreißig Jahre nach Annettens Tode 1879 unter dem Titel „Gesammelte Schriften" bei Cotta erscheinen ließ. Für das Bekanntwerden und den Ruhm der Dichterin hat sich diese Ausgabe ebenso wirksam erwiesen, wie für Heinrich von Kleist im Jahre 1859 die Ausgabe Julian Schmidt's. Eine biographische Einleitung und einige erläuternde Bemerkungen bildeten willkommene Zugaben; auch der Inhalt war vermehrt durch den Abdruck des „Walther", das Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande" und den größeren Theil des dritten Gesanges des „St. Bernhard." Vollständig oder fehlerfrei darf man aber auch diese Ausgabe keineswegs nennen; besonders die Gedichte der „Letzten Gaben" lassen eine sorgfältige Revision des Textes noch immer vermissen.

---

[1]) Programm des evangelischen fürstlich Bentheimischen Gymnasii Arnoldini in Burgsteinfurt, Ostern 1873, Elberfeld: „Neun Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff". Den neun Gedichten hätte sich noch als zehntes „Schloß Berg" anschließen können. Es war auf Andringen des Burgherrn Grafen von Thurn 1836 in der Schweiz verfaßt, 1844 von Annette als zu schlecht verworfen, aber dann dem mit Laßberg, Uhland und Mörike befreundeten Pfarrer Ottmar F. H. Schönhuth zur Veröffentlichung in den „Monatsrosen", Juni 1847, Mergentheim, überlassen, unter dem Titel: „Der Schweizermorgen". Wäre der ältere Abdruck zu Rathe gezogen, so hätte man, abgesehen von weniger Erheblichem, wenigstens nicht in der ersten Zeile der elften Strophe „Wolken" statt „Wellen", wie noch in der Ausgabe von 1879, auf „schwellen" reimen lassen.

Auf Vollständigkeit kann einzig die in Verbindung mit der Freiin Elisabeth von Droste-Hülshoff unternommene Ausgabe von Wilhelm Kreiten 1886—1887 Anspruch machen[1]). Sie bringt die Jugendgedichte, das unvollendete Drama „Bertha", den unvollendeten Roman „Ledwina", das Lustspiel „Perdu"; auch der dritte Gesang des St. Bernhard konnte zum ersten Male vollständig mitgetheilt werden. Dazu kommen zahlreiche Briefe, theils als „Familienbriefe" in einem besonderen Abschnitt, theils, wie die Briefe von Adele Schopenhauer, in die eingehende Biographie des ersten Bandes verwebt. Auch um die Erläuterung des Textes hat Herr Kreiten sich bemüht und in einer langen Reihe von Anmerkungen nicht selten einen dunklen Sinn zum Verständniß gebracht. Dabei tritt aber, neben manchem leicht Entbehrlichen, auch eine beträchtliche Zahl von irrigen Auffassungen und Mißverständnissen hervor, insbesondere bei dem Versuche, das „Geistliche Jahr" als eine rein objective Dichtung hinzustellen, während wir doch unzweideutig ein Selbstbekenntniß, ein Zeugniß des individuellsten Denkens und Fühlens der Dichterin vor uns sehen. Am wenigsten geschah für den Text. Er wurde meistens aus den früheren Ausgaben ohne Benutzung der Handschriften herübergenommen, und in den neu veröffentlichten Stücken springen beim ersten Einblick offenbare Mißverständnisse in die Augen, vor Allem in dem Lustspiel „Perdu", das an nicht wenigen Stellen ganz unverständlich wird. Ich habe mich bereits vor zehn Jahren in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 17. und 18. März 1887 ausführlich über die Vorzüge und Mängel der Ausgabe ausgesprochen, auch nach den mir vorliegenden Handschriften und auf anderem Wege für eine Anzahl von Stellen den richtigen Sinn klarzulegen versucht. Lieber als darauf zurück zu kommen, erwähne ich noch Einiges von dem, was in den letzten Jahren für die Richtigstellung und das richtige Verständniß des Textes geleistet wurde.

Um das „Geistliche Jahr" hat sich besonders Professor Karl Budde verdient gemacht in einem Aufsatze der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 9. und 10. Februar 1892 und in einer umfangreichen Abhandlung der „Preußischen Jahrbücher", Band 69, S. 340. Seine feinen und scharfsinnigen Bemerkungen über die Bedeutung und die Stellung des Werkes in der Weltliteratur, die Vergleichung mit anderen, einigermaßen ähnlichen Erzeugnissen wird man mit Nutzen und Vergnügen lesen. Vortrefflich sind die Bemerkungen über die kunstvolle Form der Gedichte, den Vers- und Strophenbau, der Nachweis, daß mit einer einzigen Ausnahme von den zweiundsiebzig Gedichten jedes seine eigene, meistens dem Inhalt entsprechende Strophe erhalten hat. Zu dem Text gibt Budde zwölf Berichtigungen, wie er selbst hervorhebt, nicht aus einer Handschrift, sondern nur als „Randbemerkungen eines aufmerksamen Lesers." Von diesen ist die erste (Am Weihnachtstage, Str. 5, Z. 3 fg.):

„Und graufig übersteint, das todte Wort
Liegt eine Mumie im heil'gen Buche" (statt Bruche)

[1]) Der Freiin Annette von Droste-Hülshoff gesammelte Werke. Münster und Paderborn 1887.

unzweifelhaft richtig, die zweite (ebenda Str. 1, Z. 4 fg.):

„Judäa's Himmel
Ein Saphirspiegel über dem Gewimmel" —

ſtatt dem: „Saphirſcheinen" in der erſten Ausgabe, ſehr annehmlich, freilich eine bloße Conjectur, da das in der Handſchrift befindliche Wort unleſerlich iſt. Von den übrigen zehn könnten jedoch die meiſten nur vorgenommen werden, wenn ſie durch die Handſchrift unterſtützt würden. Unzuläſſig ſcheint mir Nr. 5 (Am erſten Sonntag im Advent, Str. 8, Z. 4 ff.):

„O laßt nicht zu,
Daß Läſterung, die lauernd droht,
Verſchütten darf des Hafens Neige
(ſtatt des Hefens Neige)
Und ach, den klaren Trank dazu."

Abgeſehen, daß der Hafen (großer Topf) ſicher kein poetiſches Bild bietet, iſt er auch ganz unnöthig; denn „Hefens Neige" iſt nichts Anderes, als die Neige, die der Hefen bildet, oder die ſich um den Hefen bildet, und dieſe ſteht paſſend dem „klaren Trank" gegenüber. Für richtig halte ich auch die in allen Ausgaben befindliche Lesart (Vierter Sonntag nach Pfingſten, Str. 1, Z. 1 fg.):

„So iſt aus deines heil'gen Buches Schein
Gefallen denn ein Strahl in meine Nacht."

das heißt: aus dem Schein, in welchem das heilige Buch erſtrahlt, iſt ein Strahl in die Dunkelheit gefallen. Es iſt nicht abzuſehen, warum der Strahl aus dem Schrein des Buches fallen ſoll (Nr. 8). Ebenſowenig darf man (Nr. 10) zu dem Lied auf heilige Dreikönige, Str. 3, Z. 9 fg. in den Verſen:

„Augen an den Gaben hangen
Für den König ſtark und weiß,"

„weiß" in „weiſ'" verändern. Denn abgeſehen von der ſehr mißlautenden Apoſtrophirung paßt auch „weiß" ſehr wohl und viel beſſer als „weiſ'" für den neugeborenen König — man denke nur an den „weißen Chriſt" der Nordländer — beſonders in der Vorſtellung der vermuthlich ſehr dunkelfarbigen Diener der heiligen Dreikönige. Beinahe am wenigſten gefällt mir die letzte Veränderung (Nr. 12), obgleich ſie zuerſt von Kreiten ſogar gedruckt und dann, ganz unabhängig von ihm, auch von Budde empfohlen wird. In dem Gedichte für den fünften Sonntag nach heilige Dreikönige lauten die Schlußverſe der fünften Strophe:

„Muß auch hier die trüben Augen lenken,
Muß erglühend ſie zur Erde ſchlagen,
In ein reines Auge ſie zu ſenken,
Kann ich nimmer ſonder Frevel wagen."

Hier ſollen die Reime „lenken" und „ſenken" umgeſtellt, das heißt „ſenken" in die erſte, „lenken" in die dritte Zeile geſetzt werden. Aber dieſe Umſtellung widerſpricht zwei für die Ausgabe benutzten Handſchriften, ſowie dem Entwurf

des Gedichtes, der sich in meinen Händen befindet, und nicht weniger den poetischen Anforderungen: „Lenken" ist hier so viel wie „ablenken" — nämlich von denen, „die Gott mit Freudigkeit dienen dürfen" —, wenn dafür „senken" stände, wäre der folgende Vers eine Tautologie. Und wie viel poetischer ist es, zu sagen: ich darf die Blicke nicht in ein reines Auge „senken" als „lenken".

Mit einem ausführlichen Commentar hat Herr Dr. Joseph Riehemann in dem Programm des Gymnasiums zu Osnabrück 1896 auf 84 Quartseiten einen großen Theil der „Gesammelten Werke" nach der Kreiten'schen Ausgabe versehen. Auch hier finden sich richtige, das Verständniß fördernde Erklärungen neben anderen, die man entbehren könnte. Richtig vermuthet Riehemann (S. 81) in dem von Kreiten zuerst veröffentlichten kleinen Gedicht „An Luise" (Delius): „Der Frühling ruht (statt ruft) dir verborgen im Gemüthe." Die Conjectur wird durch die Handschrift bestätigt. In manchen Fällen ergibt eine Verbesserung der von Annette wenig beachteten Interpunction den richtigen Sinn, z. B. im dritten Gesang des „Walther", Str. 1, V. 3—7. Das schöne Anfangsgedicht des „Geistlichen Jahres" wird in allen Ausgaben, so weit ich sehe, mißverständlich abgedruckt. Die beiden ersten Strophen lauten, so wie ich sie auffasse:

Das Auge sinkt, die Sinne wollen scheiden.
„Fahr wohl, du altes Jahr, mit Freud' und Leiden!
Der Himmel schenkt ein neues, wenn er will."
So neigt der Mensch sein Haupt an Gottes Güte,
Die alte fällt, es keimt die neue Blüthe
Aus Eis und Schnee, die Pflanze Gottes, still. —

Die Nacht entflieht, der Schlaf den Augenlidern.
„Willkommen junger Tag mit deinen Brüdern!
Wo bist du denn, du liebes, neues Jahr?"
Da steht es in des Morgenlichtes Prangen,
Es hat die ganze Erde rings umfangen
Und schaut ihm in die Augen ernst und klar.

Kreiten bezieht das „ihm" in der letzten Zeile der zweiten Strophe unrichtig auf das Morgenlicht, Riehemann (S. 5) richtig auf den Menschen, der in der vierten Zeile der ersten Strophe erwähnt wird. Und während die früheren Ausgaben nur von der dritten Strophe ab durch Anführungszeichen andeuten, daß das Gedicht ein Zwiegespräch zwischen dem neuen Jahr und dem Menschen enthält, hat Riehemann auch für die zweite Strophe richtig hervorgehoben, daß mit der zweiten Zeile eine Anrede des Menschen beginnt. Diese schließt aber nicht mit der sechsten, sondern mit der dritten Zeile, dort sind die Schlußzeichen zu setzen; desgleichen muß man, um das volle Verständniß zu gewinnen, in der ersten Strophe die zweite und dritte oder allenfalls die drei ersten Zeilen als Anrede des Menschen bezeichnen.

Unnöthig ist (S. 42) die harte Veränderung zu den ohnehin schon harten Versen 375 und 376 in dem „Vermächtniß des Arztes":

„Von ihm man flüsterte; mit offnem Hohne
Den Grafen macht' zum albernen Patrone."

Dafür will Herr Riehemann setzen: „Den Graf er macht' (der Fremde) zum albernen Patrone." „Macht'" kann aber und muß von „man" abhängen, denn es soll gerade hervorgehoben werden, daß man von dem fremden Verführer flüstert und den Grafen offen verhöhnt. Nicht mehr Berechtigung hat (S. 56) der Vorschlag für das Gedicht: „Die Stadt und der Dom," Str. 1, Z. 5 fg., wo es heißt:

„Wer zählt der Hände Legion,
In denen Opferheller glänzt?"

Riehemann will lesen: „In denen Opfer hell erglänzt," aber dadurch wird die Härte des Verses nicht aufgehoben, die Kraft des Ausdrucks wahrlich nicht vermehrt, und die Handschrift spricht ganz bestimmt dagegen, nicht bloß weil sie die jetzige Lesart zeigt, sondern noch mehr, weil der ursprüngliche Ausdruck lautete:

„Worin der Opferheller glänzt."

In dem schönen Gedicht „Der Weiher" sagt der Knabe, der die Blumen aus dem Weiher holen möchte, dem es aber dabei vor dem Wassermann graut (V, V. 12):

„Ich geh', ich gehe schon — ich gehe nicht."

Herr Riehemann (S. 59) bemerkt richtig, das dritte „ich gehe" habe eine ganz andere Bedeutung als die beiden ersten; aber wenn er meint, der Knabe antworte auf den Zuruf seiner Gespielen zweimal beruhigend: „Ich entferne mich ja schon vom Ufer und komme zu Euch," so ist der Sinn gerade entgegengesetzt. Zweimal sagt der Knabe, er wolle gehen, um die Blume zu holen, dann dünkt ihn aber, er sähe im Grunde ein Gesicht, und nun ruft er: „Ich gehe nicht" und räth, heimzukehren.

Ein Räthsel für die Commentatoren ist mehrmals die letzte Strophe des Gedichtes „Im Grase" gewesen. Im Herbst 1844 in Heisterbach entstanden, bringt es das Gefühl der Versunkenheit in die herrliche Umgebung zum Ausdruck und knüpft dann an einzelne Erscheinungen des Naturlebens: den Flug eines schnell verschwindenden Vogels, den flüchtigen Schimmer des Lichtes auf dem Saume der Welle oder an der Flügeldecke eines Käfers — den Gedanken an die rasche Vergänglichkeit alles Irdischen. „Dennoch," sagt die vierte Strophe:

Dennoch, Himmel, immer mir nur,
Dieses eine nur: für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht,
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbig schillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck
Und für jedes Glück einen Traum.

Die Dichterin möchte dem flüchtigen Moment gleichwohl eine Segnung abgewinnen, sie wünscht, daß *ihre* Seele das Lied jedes freien Vogels im Blau begleiten, daß sie jedem himmlischen Strahle wie die Welle oder die farbigen Flügel des Käfers in ihrem Wesen einen schillernden Saum bieten

könne, sie möchte jede warme Hand, während der Abschied nahe sei, noch einmal drücken, und für jedes Glück, das ihr, wenn auch flüchtig, zu Theil werde, einen träumerischen Nachklang finden. Mit Recht wird die Erklärung Kreiten's zurückgewiesen, Annette wünsche sich so viel Freunde, daß sie sich bei jedem Vogelliede an einen erinnern könne; aber ebensowenig darf man mit Herrn Riehemann (S. 73) annehmen, daß „mit dem in das Ohr dringenden Liede des Vogels die Seele des Freundes, das heißt das treue Gedenken an ihn, in ihr Herz ziehen solle"; auch das Komma, das er in der fünften Zeile nach Strahl setzen will, könnte den Sinn nur verwirren.

Ist man auch mit den vorliegenden Erklärungsversuchen nicht in Allem einverstanden, sie haben doch in mehr als einer Weise zum richtigen Verständniß beigetragen. Auch sonst wäre noch Manches zu nennen, was in den letzten zehn Jahren, also nach dem Erscheinen der Kreiten'schen Ausgabe und meiner Biographie der Dichterin [1]), ans Licht getreten ist. Eine nur annähernd vollständige Aufzählung wird aber schon durch den Mangel an Raum verboten und auch dadurch überflüssig, daß G. Arens in einem bibliographischen Aufsatz des „Literarischen Handweisers" vom 28. October und 7. November 1896 alles irgend Bedeutende mit musterhafter Sorgfalt zusammenstellte. Um nur Einiges zu erwähnen, nenne ich: „Annette von Droste, Deutschlands Dichterin, ein Vortrag gehalten im deutschen Sprachverein zu Mailand von Leopold Jacoby 1890". Er hat das Verdienst, wenn nicht vor Ausländern, wenigstens im Auslande auf die Dichterin aufmerksam gemacht zu haben, die außerhalb der deutschen Grenzen bis auf den heutigen Tag kaum genannt wurde. Seminardirector M. Kraß hat im „Deutschen Hausschatz" 1891, Nr. 37, Jahrgang XVII, „Annettens Naturpoesie" durch gutgewählte Zeugnisse aus ihren Werken zur Anschauung gebracht, Professor H. Landois in Münster versucht sogar in einer kleinen Schrift „Annette von Droste-Hülshoff als Naturforscherin", 1890, der Dichterin eine hervorragende Stelle in der Wissenschaft einzuräumen.

Wie sich denken läßt, hat dann der hundertjährige Geburtstag Annettens eine Fluth von Festartikeln hervorgerufen. Freilich gehen nur wenige über den herkömmlichen Inhalt solcher Huldigungen hinaus. Warm empfundene Worte von Karl Budde brachte das „Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen" vom 10., 17., 24. Januar 1897. Professor Wormstall in Münster hatte den glücklichen Gedanken, verschiedene Bildnisse Annettens und der ihr nahestehenden und befreundeten Personen, in Allem dreiundzwanzig Lichtdrucke, zusammen zu stellen und mit einem hübschen Widmungsgedicht, sowie mit kurzen biographischen Bemerkungen zu begleiten. Die Abbildungen sind meistens wohlgelungen, besonders die Eltern, die Generalin Thielmann, Sprickmann, Schlüter, Junkmann, Frau Sybilla Mertens und Amalie Hassenpflug, die letzte nach einer Zeichnung von Ludwig Grimm. Besser als

[1]) Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem literarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Von Hermann Hüffer. Mit drei bildlichen Beilagen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1887. Die Redaction.

durch einen unbedeutenden Schattenriß wünschte man Annettens so innig geliebte Freundin, Frau Elise Rüdiger (Fr. v. Hohenhausen) vertreten. Annette selbst erscheint sechsmal, zunächst in dem hübschen Jugendbilde nach dem Oelgemälde auf der Meersburg von Oppermann, das als Titelbild meiner Biographie vorangesetzt wurde. Das Bildniß aus den letzten Jahren ist dagegen von einer unerträglichen Häßlichkeit, und obgleich nach einer Photographie angefertigt, die Schlüter, so viel ich weiß, von dem Grafen Asseburg erhielt, nicht einmal ähnlich. Besser hätte wohl das Bild aus eben derselben Zeit eine Stelle gefunden, das ich in der Biographie veröffentlichte [1]). Denn unzweifelhaft ist es ähnlich, und wenn man die unschöne kreisförmige Flechte an der rechten Seite verdeckt, nicht häßlich. Frau von Hohenhausen schrieb mir darüber am 1. März 1887: „Das Porträt ist *sehr* ähnlich, so habe ich meine unvergeßliche Freundin oft gesehen; die wunderschönen Hände mit dem Rubinring, der auch in dem ‚Fräulein von Rodenschild' erwähnt wird, hielt sie genau in dieser Weise. Leider fehlt die Farbe, welche die Züge milderte, das schöne Goldhaar und die rosigen Wangen, der frische, kleine Mund, der auf dem Bilde zu groß erscheint. Es ist nicht geschmeichelt, aber wirklich ähnlich." Das nicht einmal hübsche Phantasiebild, das zuerst vor dem Buche von A. Claaßen: „Anna Elisabeth v. Droste-Hülshoff. Ein Denkmal" (Gütersloh 1879) erschien, hätte ohne Nachtheil wegfallen können. Daß die Büste des vor Kurzem in Münster errichteten Denkmals von Rülle nicht übergangen wurde, war natürlich, man könnte sagen geboten. Sie wird auch allgemein als ein tüchtiges Kunstwerk anerkannt. Leider zeigt sie nach dem Urtheil der am meisten Berufenen nur geringe Aehnlichkeit und kommt in diesem Punkte der von dem Bildhauer Carl Hassenpflug 1864 in Rom unter Schücking's Aufsicht angefertigten Büste nicht gleich.

Das bekannte und, wenn ich nicht irre, auch als Lithographie veröffentlichte Porträt Sprickmann's zeigt ihn als hochbetagten Greis. Dies paßt zu dem Umstande, daß Sprickmann (geboren am 7. September 1749) erst als Sechzigjähriger mit Annette in nähere Verbindung trat. Die Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes tritt aber viel wirksamer hervor in einem Porträt, das ich im vorigen Jahre auf einer Gemäldeversteigerung in Bonn erwerben konnte. Von der Hand eines der vorzüglichsten Porträtmaler jener Zeit ist es auch schon als Kunstwerk werthvoll. Es trägt die Unterschrift „Rincklake 1801" und zeigt den damals zweiundfünfzigjährigen Sprickmann lebensgroß an einem Tische sitzend, die linke Hand in lebhafter Bewegung, eine angeregte Unterhaltung andeutend, die Rechte auf eine Kupfertafel der Lavater'schen Physiognomik gelegt. Nach einem Porträt, gleichfalls von Rincklake, wird das Bild der Mutter Schücking's, Katharina geb. Busch, mitgetheilt; die Photographie gibt aber das Gemälde nicht eben glücklich wieder. Am Uebelsten ist das Ehepaar Schücking gefahren; der feine, geistvolle Kopf Levin's erscheint in seiner leeren Ausdruckslosigkeit besser für eine Modezeitung als für Annettens Freundeskreis geeignet.

---

[1]) Hüffer a. a. O., zwischen den Seiten 292 und 293. Die Redaction.

Eine anmuthige Zugabe könnte die Sammlung noch erhalten durch eine Bleistiftzeichnung von Annettens Hand. Man erkennt darin die alte, von der Dichterin so treu bis zum Tode gepflegte Amme, die sie fort und fort in ihren Briefen und mehrmals auch in ihren Gedichten erwähnt. Die Alte, die Hände auf den Tisch legend, liest mit Hülfe einer gewaltigen Brille beim Schein der Lampe in einem Gebetbuch. Jeder wird sogleich an das herrliche Gedicht „Grüße" und an die Verse erinnert:

Und Grüße, Grüße Dach, wo nimmer
Die treuste Seele mein vergißt,
Und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer
Für mich den Abendsegen liest.

Annette schreibt am 3. Februar 1839 ihrer Schwester: „Meine Alte sitzt mir eben jetzt gegenüber, mit der Brille auf der Nase, und liest in ihrer alten Handpostille." Aus dieser oder einer ähnlichen Situation mag die Zeichnung hervorgegangen und später von dem Maler Sprickmann benutzt worden sein; denn Annette schreibt ihrer Schwester am 24. August 1839: „Ich habe jetzt auch das Porträt meiner Alten, sehr ähnlich, und große Freude daran. Es ist eins von den kleinen Oelbildern, die Sprick gemalt hat. Sie sitzt in ihrem gewöhnlichen Anzuge und Stellung, beide Arme auf den Tisch gelegt, fast wie Grimm's Märchenfrau, und es ist ein allerliebstes Genrebild." Eine auffallende Aehnlichkeit mit der vor dem zweiten Bande der Grimm'schen Märchen abgebildeten Märchenfrau tritt in der That sogleich hervor. Ob das Oelbild von Sprick sich erhalten hat, weiß ich nicht.

Zum Schluß sei noch ein Aufsatz von Dr. Richard M. Meyer erwähnt: in der Wiener „Zeit" vom 9. und 16. Januar 1897, dann auch in den gesammelten Aufsätzen des Verfassers erschienen. Unzweifelhaft gehört er zu dem Geistvollsten, was — nicht nur für die Jahrhundertfeier — über Annette geschrieben wurde. Nach der großen Zahl von Zeitungsartikeln, die mit beinahe denselben Worten bereits bis zum Ueberdruß Wiederholtes wiederholen, erfreut man sich doppelt an dem selbständigen Urtheil und dem feinen, poetischen Gefühl, die einen Schatz neuer, treffender Gedanken zum Ausdruck bringen. Niemand hat besser als Meyer die Eigenart der Droste'schen Dichtungen und ihren Zusammenhang mit der geistigen Entwicklung, ja mit den körperlichen Eigenschaften Annettens nachgewiesen, insbesondere wie durch die beinahe krankhafte Scharfsichtigkeit ihres kurzsichtigen Auges ihre unvergleichliche Befähigung zur Kleinmalerei und der Mangel weiter, umfassender Perspectiven bedingt werden. Oft genug hat man Annettens Naturpoesie gerühmt, aber wer hervorragende Gedichte, z. B. „Die Jagd", durch Meyer analysirt findet, gewinnt in die Schaffensart Annettens einen neuen Einblick. Sehr fein sind auch die gleichartigen wie die gegensätzlichen Beziehungen der Dichterin zu der Entwicklung unserer Zeit ins Licht gestellt, nicht bloß bezüglich des poetischen, sondern auch des künstlerischen, insbesondere des malerischen Schaffens. Dabei werden die heutigen Freilichtmaler und die poetischen Kleinmaler der Franzosen seit Flaubert, Zola und den Goncourts zur Vergleichung herangezogen. An einzelnen feinen und treffenden Gedanken ist der Aufsatz zu reich, als daß

sie hier erwähnt werden könnten; selbst wo man dem Verfasser etwa nicht beistimmt, wird man ihn interessant und anregend finden.

Von eigenen Erzeugnissen Annettens erschien in den letzten Jahren (im „Münsterischen Anzeiger" vom 18. März 1894) eine im Chronikenstil verfaßte, ihrem Onkel Werner von Haxthausen in den Mund gelegte Reimerei für die Grundsteinlegung eines Gebäudes bei dem Gute Abbenburg am 20. Mai 1837, ferner ein sehr schöner, vielsagender Brief an Elise Rüdiger vom 5. September 1843, mitgetheilt von Frau Elise Mentzel in der „Frankfurter Zeitung" vom 25. Juli 1896. Bei Weitem das Bedeutsamste ist aber der lange erwartete Briefwechsel zwischen Annette und Levin Schücking[1]). Freilich, daß er alle Erwartungen und Wünsche befriedigt hätte, läßt sich nicht behaupten. Von zwei Personen glaube ich zu wissen, daß sie, hätte es in ihrer Macht gelegen, der Veröffentlichung widersprochen hätten: Annette von Droste und Levin Schücking. Beide besaßen eine Zartheit der Empfindung welche sie verhinderte, die innersten Regungen des Herzens anders als in dichterischer Form an die Oeffentlichkeit zu bringen. Einen Beweis gibt schon die Zurückhaltung, mit welcher Annette in ihren Gedichten, Schücking in dem „Lebensbilde" der Freundin und in seinen „Lebenserinnerungen" das wechselseitige Verhältniß behandelten. Aus mehr als einer Stelle der Briefe geht unzweideutig hervor, daß für Annette der Gedanke einer Verbreitung auch nur in engem Kreise völlig ausgeschlossen war, und Schücking sagt in der Einleitung zu den „Gesammelten Schriften" (I, S. 2) sogar bestimmt, ein Abdruck stehe nicht in Aussicht. Aber auch Andere, und gerade der Dichterin sehr ergebene Freunde, haben diese Veröffentlichung nicht ohne Bedenken hingenommen. Betty Paoli, welche in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 31. Januar 1894 den Briefwechsel im Ganzen günstig beurtheilt, macht doch die Bemerkung, Annette würde die Briefe nie geschrieben haben, hätte sie geahnt, daß das zarteste Geheimniß ihres Seelenlebens einst vor aller Welt enthüllt werden sollte. Diese Veröffentlichung ist zudem wohl die erste und einzige, durch welche das Charakterbild Annettens nicht allseitig gewonnen hat. Wenn die edle Gestalt der Dichterin bis dahin hoch, beinahe unnahbar über dem Alltagsleben schwebte, so taucht sie jetzt oft für lange Zeit in den Strom gewöhnlicher Ereignisse und Tagesgespräche. Und wenn ihre Gabe, die Schwächen und komischen Seiten der Menschen scharf aufzufassen, in dem Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande" sich zum liebenswürdigsten Humor verklärt, so finden wir hier Bekannte, ja die Nächststehenden mit einem meist wohl gutmüthigen, zuweilen aber auch schärfer eindringenden Spotte bedacht. Da noch einzelne Personen am Leben sind, die durch den Inhalt der Briefe unmittelbar oder in ihren Angehörigen betroffen werden, so lag die Gefahr nahe, daß sie — was zum Glücke nicht geschehen ist — zu

[1]) Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Leipzig 1893.

gereizten Entgegnungen sich hätten hinreißen lassen. Aus allen diesen Gründen hätte es sich, glaube ich, nicht mißbilligen lassen, wäre die Veröffentlichung noch einige Jahre verschoben worden.

Aber man würde weit fehlgehen, nähme man keinen anderen Eindruck, als den angedeuteten, aus dem Buche mit. Freilich Briefe von solcher Anmuth, von so glänzender Darstellung wie den Brief aus Eppishausen an Schlüter vom 22. October 1835 findet man in der neuen Sammlung nicht. Aber sie beweist doch wieder die außerordentliche Begabung Annettens als Briefstellerin; in der deutschen Literatur wird man selten ihres Gleichen finden. Wenige empfanden so unwiderstehlich den Drang, in brieflichen Mittheilungen das äußere wie das innere Leben zur Erscheinung zu bringen. Ich rede nicht von unserem Zeitalter der Postkarten und Telegramme, aber wer schrieb vor sechzig Jahren Briefe von 12, 18, 20 Druckseiten. Einzelne Naturschilderungen, wie die von Langenargen am Bodensee (S. 57), sind wahre Meisterstücke; selbst geringfügige Vorfälle, unbedeutende Personen erhalten durch Darstellung und Charakteristik einen Reiz, der sie über das Gewöhnliche erhebt. Am meisten kann es befremden, daß Annette ihren Schwager Laßberg, unter dessen Dache sie lebte, dem sie so Vieles verdankte, nur selten ohne Zugabe einer spöttischen Bemerkung erwähnt. Trotz der herzlichen Liebe und Verehrung, die beide für einander fühlten, sind sie niemals zu eigentlicher Vertraulichkeit und richtiger Schätzung ihres Werthes gelangt. Laßberg, durchaus nicht ohne poetischen Sinn, konnte doch, wie er offen an Franz Pfeiffer schreibt, den Gedichten Annettens, weil er ihre Form zu herbe fand, keinen Geschmack abgewinnen, und Annette zeigte wieder für die germanistische Wirksamkeit ihres Schwagers geringes Verständniß, auch keine tiefer gehenden Kenntnisse. Laßberg und Uhland, in Erinnerung an seine „zwo Jungfrauen auf dem Hügel" mögen wohl den Kopf geschüttelt haben, wenn Annette in dem Gedichte „Schloß Berg" ihre Freundinnen Emma und Emilie von Thurn als ihre theueren „zween" bezeichnete. Aber die trefflichen Eigenschaften Laßberg's hat Annette nie verkannt. Hätte sie die Meersburg in ähnlicher Weise, wie in „Bei uns zu Lande auf dem Lande" den väterlichen Hülshoff beschrieben, Laßberg würde sicher als eine ebenso liebenswürdige und sympathische Persönlichkeit erscheinen, wie der Herr von Droste, dessen nicht verhehlte kleine Schwächen das Porträt nur um so anmuthiger gestalten. Nur das erkennt man, daß es der Feder wie der Zunge Annettens, wenn sie freien Lauf erhielten, nicht an Schärfe fehlte. Von ihren Bekannten, sogar von ihren Freunden — den verehrten Schlüter nicht ausgenommen — kommen wenige ohne einen Seitenhieb davon. Aber mit welcher Herzensfreude erzählt sie auch von dem Guten, was ihr begegnet, wie viel schöne Charakterzüge treten absichtslos bei ihr selbst hervor! Ganz besonders widerwärtig war ihr unter ihren Bekannten eine nicht eben begabte Schriftstellerin: Luise von Bornstedt. Diese Dame, einer brandenburgischen Familie entstammend, hatte, nachdem sie zum Katholicismus übergetreten war, ihren Wohnsitz in Münster genommen. Durch ihr excentrisches Auftreten, ihre Prahlereien und Klatschgeschichten wußte sie ihre Umgebung in beständiger Aufregung zu er-

halten; vorzüglich gegen Annette suchte sie unter dem Schein der Freundschaft, in Wahrheit von Neid und Eifersucht getrieben, ärgerliche Intriguen anzuspinnen. Man wird die endlose Beschäftigung mit dieser Persönlichkeit keineswegs als einen Vorzug der Sammlung betrachten; aber wer fühlte sich nicht überrascht und bewegt, wenn Annette am 11. September 1842 (S. 105) und wiederholt am 27. December 1842 (S. 149) mit dem Plane hervortritt, den finanziellen Bedrängnissen ihrer Gegnerin abzuhelfen, und zwar in der feinsten Weise, indem sie durch das Opfer ihrer eigenen Honorare einen Verleger bewegen wollte, die Schriften der Bornstedt zu honoriren?

Wie in diesem Falle, so muß man auch, wenn es sich um andere Personen von noch geringerer Bedeutung handelt, die Verhältnisse der Schreibenden in Betracht ziehen. Schücking interessirt sich auch in der Ferne für die münsterische Gesellschaft; er verlangt Nachrichten und erhält sie von Annette. Die Briefe sind zum großen Theil ein aufgezeichnetes Gespräch, unter dem Eindruck des Augenblicks verfaßt und für den Augenblick bestimmt. Wie darf man ihnen zum Fehler anrechnen, wenn sie nach fünfzig oder sechzig Jahren dem Fremden nicht mehr dasselbe Interesse bieten?

Neue Thatsachen, die die früheren Ansichten wesentlich verändern, würde man in den Briefen vergebens suchen; aber Manches wird in ein helleres Licht gestellt, mancher Zweifel gehoben, manche Zeitbestimmung berichtigt. Für den Literarhistoriker ist der Gedankenaustausch über die Art der Herausgabe, die Stellung und den Werth der Gedichte, für den Kritiker die Berichtigung von Fehlern und die Feststellung der Lesarten, für den Biographen Manches, was über die Beziehungen zu Schlüter, Junkmann, Frau Rüdiger und Anderen gesagt wird, von vorzüglichem Interesse. Vollkommen lösen die Briefe die wichtigste Aufgabe, das Verhältniß Annettens zu Schücking klar zu stellen. Findet Jemand darin eine Unzartheit, so muß er doch bedenken: Dichter haben mit den Königen auch das gemein, daß sie Fremden nicht wohl verwehren können, in ihre Wohnräume einzutreten und Umschau zu halten. Man könnte die Briefe eine Urkundensammlung zu den vorgängigen Mittheilungen Schücking's nennen: so genau bestätigen sie das, was er in dem „Lebensbilde", in dem Vorwort der „Gesammelten Schriften" und in seinen Denkwürdigkeiten veröffentlicht oder mit zarter Zurückhaltung nur angedeutet hat. Darin liegt auch die Berechtigung oder für den, der sie verlangt, die Entschuldigung des Erscheinens der Briefe. Herr Kreiten hatte in seiner Biographie sehr einseitig den Werth Schücking's für Annette herabzusetzen, die Innigkeit des Verhältnisses zu mindern und Schücking nur als einen geduldeten Schützling hinzustellen versucht. In Wahrheit hat Keiner auf Annettens dichterische Thätigkeit günstiger gewirkt, als Schücking. Das „Geistliche Jahr" besteht für sich; aber für die Entstehung der Gedichte ist Schücking unentbehrlich. Hätte Annette ihren Freund nur zehn Jahre früher zur Seite gehabt! Schücking verstand das literarische Handwerk, brachte sie mit wirklichen Dichtern, mit dem „Morgenblatt" und mit Cotta in Verbindung und, was das Wichtigste ist, er gab ihr die Herzenswärme, ohne welche einmal die Lyrik nicht leicht einen höheren Flug nimmt.

Nachdem bis zum Jahre 1838 wirklich nicht viel Anderes als ein Schutzverhältniß bestanden hatte, folgt im Anschluß an die Veröffentlichung der Gedichte, seit 1839, das literarische Zusammenwirken, das Schücking so anmuthig beschrieben hat. In den Jahren vorher wurden, wie es scheint, nur kurze Zettel, meistens in lateinischer Sprache gewechselt. Der erste eigentliche Brief Schücking's ist aus Unkel am 12. September 1840 geschrieben. Schücking gibt darin Nachricht über seine Reise zu Freiligrath, als deren Ergebniß, wie er (S. 3) meldet, der „westfälische Friede geschlossen", d. h. die Betheiligung Schücking's an dem „malerischen und romantischen Westfalen" festgestellt wurde. Acht Briefe Schücking's aus Münster nach Rüschhaus beschäftigen sich dann mit dem Fortschreiten des Werkes, mit den Beschreibungen und Gedichten, die Annette dafür lieferte. Leider sind die entsprechenden und die früher von ihr geschriebenen Briefe nicht mehr vorhanden. Annette ließ sie sich im October 1842 in Münster von Schücking's Onkel, der sie aufbewahrte, wieder aushändigen, wahrscheinlich um sie zu vernichten. Während des Zusammenseins auf der Meersburg 1841—1842 fand sich zu einem schriftlichen Verkehr keine Veranlassung. Aber ein Nachklang jener glücklichen Tage hat sich in einer Reihe von Briefen erhalten, welche unzweifelhaft die eigentliche Zierde der Sammlung bilden. Ist es Liebe oder Freundschaft, was aus ihnen spricht? Der Abstufungen zwischen beiden sind so viele, so verschiedene und so schwer zu unterscheidende, daß sie sogar den Betheiligten, wie Schücking selbst gesteht, nicht klar geworden sind. Aber selten hat eine reine und edle Neigung einen so lebhaften Ausdruck als von der Hand Annettens erhalten. Der erste dieser Briefe, überhaupt der erste aus Annettens Feder, ist nicht lange nach Schücking's Abreise aus Meersburg vom 4. Mai 1842 datirt. Annette kann sich nicht darauf freuen, nach Rüschhaus zurückzukehren, denn nur mit schwerem Herzen vermag sie sich von der Umgebung zu trennen, in der sie den Freund in ihrer Nähe sah. Täglich geht sie zu der Bank, wo sie ihn zu erwarten pflegte; Stunden lang ruht sie in dem Sessel, der in seinem Thurmzimmer noch an derselben Stelle steht. Schücking, das fühlt sie, hat eine inspirirende Macht über sie. „Wärst Du hier," heißt es, „mein Buch wäre längst fertig. Mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe. Was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen, sonst wäre es mir lieber und bequemer, mir innerlich allein etwas vorzudichten . . Mich dünkt, könnte ich Dich alle Tage nur zwei Minuten sehen — o Gott, nur einen Augenblick! — dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möven sich mir auf die Schulter setzten. Wir haben doch ein Götterleben hier geführt, trotz Deiner periodischen Brummigkeit. Du hast mir meine Seele gestohlen. Gott gebe, daß Du sie gut bewahrst."

Aber das Zusammensein in Meersburg bedeutet auch den Höhepunkt. Die Verschiedenheit zwischen dem jungen Manne, der mit frischen Hoffnungen in das Leben trat, und der siebzehn Jahre älteren Dichterin machte ihre Rechte geltend. Seit Schücking's Abreise von der Meersburg bringt die Sammlung nur dreizehn Briefe von ihm, siebenundzwanzig Briefe von Annette. Annette hat immer Zeit, Schücking selten. Seine Briefe sind kurz, zuweilen beinahe

trocken; Annette kann kein Ende finden, man glaubt, ihr Herz schlagen zu hören. Unermüdlich sorgt sie für ihn, sucht ihm bald da, bald dort eine gesicherte Stellung zu verschaffen. Schon aus diesem Grunde war ihr die, wie sie meinte, unbesonnene Verlobung Schücking's mit einer Schriftstellerin, die er nur aus Briefen und Schriften kannte, nicht angenehm. Schücking fühlte, es werde ihr empfindlich sein, daß er die Warnung, der ersten Unbesonnenheit eine zweite folgen zu lassen, nicht beobachtete; von seiner Vermählung, die am 7. October 1843 stattfand, gibt er erst am 2. November Nachricht. In dem vermuthlich um diese Zeit entstandenen Gedicht: „Das Ich, der Mittelpunkt der Welt" findet Annette den „Born des Glückes" in der Entsagung, in dem Opfer der eigenen Persönlichkeit für Andere. So schildert sie auch den

„Moment, wo eine Rechte schwimmt
Ob theurem Haupte mit bewegtem Segen,
Wo sie das Herz vom eig'nen Herzen nimmt,
Um freudig an das fremde es zu legen . . .
Selig berechnend, welche Früchte kann,
Wie liebliche das neue Bündniß tragen?"

Wer dies vermag, meint sie, der ist „glücklich, geliebt und reich". Aber die tieftraurige Stimmung, welche in dem Briefe an Elise Rüdiger vom 5. September 1843 zum Ausdruck kommt, läßt, wenn auch Schücking nie darin genannt wird, deutlich genug erkennen, wie schwer die neue, wahrscheinlich nicht die erste, Entsagung ihres Lebens ihr geworden ist. Sie war fein und edel genug, die Wunde zu verhüllen. Mit der jungen Frau wechselt sie Briefe und kleine Geschenke aus; man sieht, wie es ihr am Herzen liegt, jede Scheidewand zu entfernen; für das Glück und die Bedeutung des ehelichen Bandes findet sie die schönsten Worte. Auch die gewohnten Namen „mein Kind", „mein Mütterchen" bleiben noch in Uebung; aber sie verlieren, wenigstens für Annette, allmählich die Bedeutung, besonders nachdem ein Besuch des jungen Paares in Meersburg im Mai 1844 zwischen den beiden Frauen, die Schücking am nächsten standen, eher einen Gegensatz als ein trauliches Verhältniß hervorgerufen hatte.

Das festeste Band für die Freundschaft blieben jetzt die literarischen Interessen, hatten sie doch auch vordem den eigentlichen Anknüpfungspunkt gebildet. Selten hat sich die Verbindung zweier Schriftsteller für ihr dichterisches Schaffen so vortheilhaft erwiesen: durch Rath und That. Und wenn man sonst wohl der Liebe vorwirft, daß sie blind mache, so finden wir hier im Gegentheil offene Augen wie für die Vorzüge so für die Mängel. In einem Briefe aus dem Frühjahr 1841 spricht Schücking mit feinem Verständniß über die dichterische Kraft seiner Freundin und die eigenthümliche Schönheit ihrer Dichtungen (S. 25); aber daneben findet sich schon die Mahnung, durch strengere Feile dem, was sie schriebe, eine vollendete Form zu geben. Diese Mahnung kehrt öfters wieder, wenn die Aussprüche der Bewunderung sich wiederholen. Daß er des Erfolges nicht ganz sicher war, deutet er freilich in der Wendung an (S. 23): „Sagen Sie mir auch, was *meinen* Versen noch fehlt; mir schadet's nicht, ich kann mich danach verbessern. — Ich habe

nur Talent, und das ist wie Wachs und läßt sich bilden, biegen; das Genie ist Kristall und bricht." Hätte nur in diesem Falle das Genie von den Eigenschaften des Wachses etwas angenommen! Schücking hat später geäußert, er würde seinen Wunsch nicht wiederholen, weil die Form viel mehr zum Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehöre, als er damals eingesehen habe. Aber was man in Annettens Schriften verändert wünschte, sind nicht die eigenthümlichen Wendungen, die kräftigen, naturwüchsigen Ausdrücke, sondern gerade die matten, halb bezeichnenden, lediglich dem Vers oder Reim zu Liebe eingeschobenen. An Fleiß, an Sorgfalt, an gutem Willen, zu feilen, hat es ihr übrigens nicht gefehlt; das beweisen die mit Verbesserungen übersäten Manuscripte. Aber es war ihr unverkennbar das Gefühl für den Wohlklang der Sprache und der Verse nicht in dem Maße eigen, wie es ihrer übrigen Begabung, besonders ihrer ganz vortrefflichen Prosa entsprochen hätte.

In der schönsten Weise erfüllt sie aber Schücking's Bitte, ihm immer die Wahrheit zu sagen: Wohlwollen weiß sie mit kritischer Strenge zu vereinigen. Alles Gelungene, jeden Erfolg begrüßt sie mit der freudigen Theilnahme, die der Schriftsteller wie der Künstler in seiner Umgebung nicht entbehren kann; aber wie feinsinnig erkennt sie auch, was besonders den früheren Werken ihres Freundes fehlte. Eindringlich ermahnt sie ihn, in seinen Romanen nach einem festen Plane zu arbeiten und keinen Faden fallen zu lassen, sondern jedem seinen wirksamen Platz im Gewebe anzuzeigen. „Mein Junge", meint sie, „ist immer eiliger als sein Pferd, und wenn er etwas Nettes weiß, so hat die arme Seele keine Ruhe, bis er es auf den ersten besten Zaun gehängt hat. Deshalb drängen Ihre Erzählungen auch leicht übereilt dem Ende zu; der ‚Paul' z. B. läßt sich jetzt so gemächlich an, wie ein dreibändiger Roman, und ich fürchte, Sie schlagen uns mit einem Male die Thür vor der Nase zu, wenn wir meinen, es solle erst recht angehen" (S. 150). Am 14. December 1843 lobt sie den Roman „Das Schloß am Meere". „Nur von einem", setzt sie hinzu, „was Ihren Schriften allzu leicht anhängt, ist auch diese nicht ganz frei: Sie halten sich nicht immer in gleicher Höhe; große Wahrheit wird mitunter durch Affectirtes — oft nur einzelne Ausdrücke — gestört, Scenen voll der tiefsten Feinheit durch solche, nach denen man wenig Menschenkenntniß voraussetzen sollte." Sie geht dann einzelne Erzählungen durch. In dem „Stiftsfräulein" findet sie genau Schücking's Uebergang aus einer Schreibart in die andere, aus dem wilden westfälischen Wuchs in die anmuthige Form der heutigen Literatur. „Aber es steht noch," fährt sie fort, „der Hauch der Haide mit ihren abgeschlossenen Charakteren, ihren bald barocken, bald träumerischen Wolkenbildern darüber; hüten Sie sich, ihn ganz zu verlieren, er ist Ihr eigenstes Eigenthum, mit dem ersten Hauche eingesogen, und kein Fremder macht's Ihnen nach. Ich will damit nicht sagen, Ihre Gestalten sollten und müßten auf westfälischem Boden wandeln, sondern bringen Sie die westfälische Naturwüchsigkeit in die Fremde mit, sehen und hören Sie — d. h. lassen Sie Ihre Gestalten hören und sehen — mit der unblasirten Gemüthlichkeit westfälischer Sinne, reden Sie mit den einfachen Lauten, handeln Sie in der einfachen Weise Ihres Vaterlandes, und die

Ueberzeugung wird sich immer mehr in Ihnen befestigen, daß nur das Einfache großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaft rührend und eindringlich ist." Ganz richtig bleibt sie auch (S. 305) am 20. Juni 1844, nach dem vorübergehenden Erfolg eines Dramas, bei der Ansicht, daß Levin's eigentliches Talent für den Roman geschaffen sei.

Zu Anfang dieses Jahres konnte sie Schücking für den günstigen Abschluß des Vertrages mit Cotta danken, demgemäß sie für die zweite Auflage der Gedichte 700 Gulden erhielt[1]). Schücking übernahm auch die Ueberwachung des Druckes. Dabei tritt aber eine merkwürdige Wandlung hervor: 1841 hatte sie es hingehen lassen, daß Schücking eine Ballade „Der Graue", die sie für „Das malerische und romantische Westfalen" verfaßt hatte, um mehrere Strophen verkürzte; jetzt am 8. Januar 1844 heißt es: „Geben Sie mir aber ein Versprechen und zwar ein ernstes, unverbrüchliches, Ihr Ehrenwort, wie Sie es einem Manne geben und halten würden, daß Sie an meinen Gedichten auch nicht eine Silbe willkürlich ändern wollen. Ich bin in diesem Punkte unendlich empfindlicher, als Sie es noch wissen, und würde gerade jetzt, nachdem ich Sie so dringend gewarnt, höchstens mich äußerlich zu fassen suchen, aber es Ihnen nie vergeben und einer inneren Erkältung nicht vorbeugen können." Gern wird sie, wenn Schücking die Stellen, wo er eine Veränderung durchaus nöthig findet, ihr bezeichnet, ihm mit der nächsten Post womöglich mehrere Lesarten zur Auswahl zuschicken. Diese Correcturen dürfen aber in dem Manuscript, das Cotta geschickt wird, nicht von Schücking's Hand gemacht werden, sondern eine fremde muß es thun. „Den Grund," fährt sie fort, „begreifen Sie: hat Hauff — der Herausgeber des Morgenblattes — seinen Glauben an meine Charlatanerie so weit getrieben, Ihnen meine Judenbuche zuzuschreiben, so würde er hiernach keinen Augenblick zweifeln, daß Sie meine Gedichte erst durcharbeiten, ehe sie sich dürfen sehn lassen, und einen so kränkenden und, wie Sie am Besten wissen, so durchaus ungerechten Argwohn werden Sie doch nicht auf Ihr Mütterchen bringen wollen. Es mag mir mitunter schaden, daß ich so starr meinen Weg gehe und nicht die kleinste Pfauenfeder in meinem Krähenpelz leide; aber dennoch wünschte ich, dies würde anerkannt." Man möchte glauben, eine solche Stelle hätte, bevor eine innere Erkältung eingetreten war, nicht geschrieben werden können. Diese zeigt sich denn auch mehr und mehr, trotz alles Freundlichen und Verbindlichen, das noch an der Oberfläche sie hin- und herbewegt. Man liest die Briefe wie Goethe's

[1]) Beim Abschluß dieses Vertrages hatte man unterlassen, sich mit dem Verleger der ersten Auflage ins Einvernehmen zu setzen. Da die Folgen in einer Reihe von Briefen (S. 319 ff.) sehr lebhaft besprochen werden, sei es gestattet, hier den genauen Sachverhalt anzugeben. Die Kosten für Druck, Versendung und Anderes der 400 Exemplare der ersten Auflage hatten 105 Thaler betragen, verkauft waren 74 Exemplare (nicht 41, wie ich in der Biographie S. 180 angab) zum Preise von 16⅔ Groschen, im Ganzen für 41 Thaler. Der Verleger hätte nach den Bestimmungen des Preußischen Landrechts I, 11, §§ 1013, 1014 bei dem unbefugten Erscheinen der zweiten Auflage den vollen Preis für jedes der nicht verkauften Exemplare der ersten Auflage ungefähr 180 Thaler, fordern können, verlangte aber nur 64 Thaler, d. h. den noch fehlenden Ersatz der Druckkosten. Annette, mit den Regeln des buchhändlerischen Vertriebes unbekannt macht S. 338 eine abenteuerliche Berechnung.

„Wahlverwandtschaften" mit dem Gefühl, daß trotz des heiteren Himmels, der freundlichen Beleuchtung eine Katastrophe sich vorbereitet.

In dem einen Briefe, den Annette am 11. Februar 1846 an Schücking richtet, verlangt sie einen ordentlichen Bericht über Schücking's Erstgeborenen, ihr Pathenkind Lothar. „Sonst," heißt es, „hat die Freundschaft ein Ende." Sie hatte wirklich ein Ende, aber nicht wegen des leiblichen Kindes, sondern wegen eines geistigen: des Romans „Die Ritterbürtigen".

Daß die Verneinigung zwischen zwei Schriftstellern sich an einen literarischen Vorgang knüpft, darf nicht Wunder nehmen. Annette konnte es in der That als eine Rücksichtslosigkeit betrachten, und Schücking hat später bitter bereut, daß er einen Roman mit zahlreichen Anspielungen auf den westfälischen Adel füllte, die, wie leicht voraus zu sehen, seiner Freundin angerechnet wurden. Aber sicher lag darin, wäre nicht Anderes hinzugekommen, kein Grund, eine so lange, innige, vielfach bewährte Freundschaft plötzlich abzubrechen. In der Biographie Annettens habe ich versucht, die Gründe des Bruches deutlich zu machen; ich kann hier nicht im Einzelnen darauf eingehen. Das Gefühl, Schücking habe ihr mit Undank gelohnt, der gewiß unberechtigte Argwohn, sein Benehmen werde durch Eigennutz geleitet, vereinigte sich mit dem immer steigenden Mißfallen an der politischen und religiösen Richtung des jungen Deutschlands, welcher auch Schücking, nicht blindlings, aber doch mehr als Annette lieb war, sich angeschlossen hatte. Wenn schon der spärliche Briefwechsel zwischen ihm und Annette im Jahre 1845 die Erkaltung fühlen läßt, so tritt sie noch deutlicher in den gleichzeitigen Briefen an ihre Freundin Elise Rüdiger hervor. Es war so weit gekommen, daß Annette den von Schücking in einem nicht mehr vorhandenen Briefe hingeworfenen Gedanken, gemeinschaftlich ein kleines Gut am Rhein anzukaufen und zu bewohnen, als eine Berechnung des Eigennutzes auffaßte. „Großer Gott!" schreibt sie am 30. Januar 1846, „wäre es möglich, daß dieser Mensch, dem ich so viel Gutes gethan habe, schon auf meinen Tod speculirte, weil er denkt, ich mache es nicht lange mehr! — darüber könnte ich doch noch weinen!"

Der eben erwähnte Brief Annettens vom 11. Februar 1846 ist der letzte der Sammlung, aber schwerlich der letzte, der geschrieben wurde. Wenn schon aus den früheren Jahren von der einen und der anderen Seite augenscheinlich einzelne Briefe abhanden gekommen sind [1]), so muß man für den eigentlichen Schluß des Briefwechsels dasselbe vermuthen. Sollte Annette ihrem Unmuth in keinem Briefe Ausdruck gegeben, Schücking keine Entschuldigung versucht haben? Bestimmtes ist darüber nicht zu sagen: sicher ist nur die traurige Thatsache, daß eine Aussöhnung niemals erfolgt ist. Erst nach Annettens Tode konnte Schücking seiner nie erloschenen Anhänglichkeit wieder vollen Aus-

[1]) Annettens Gedicht: „das erste Gedicht" ist auf den Umschlag eines ungedruckten Briefes von Schücking geschrieben, der den Poststempel des 27. November 1844 trägt. Auch am 31. October 1844 beantwortet Annette einen Brief Schücking's, der in der Sammlung fehlt. In einem Briefe Annettens an Elise Rüdiger vom 11. November 1845 wird ein ungedruckter Brief Schücking's vom 2. October angeführt und ein längerer Zusatz der Frau Schücking sogar wörtlich oder im Auszuge mitgetheilt.

druck geben und der wichtigsten, folgenreichsten Freundschaft, die das Leben ihm gebracht, in dem Lebensbilde Annettens und seinen eigenen Lebenserinnerungen ein Denkmal setzen.

Noch ein Wort über die Herausgabe der Briefe als solche. Sie läßt Manches von dem, was man jetzt zu erwarten pflegt, vermissen, bringt weder ein Verzeichniß der Briefe noch Inhaltsangaben, noch Personenverzeichniß, und nach einer kurzen Einleitung nur spärliche Anmerkungen. Das Wenige, was ich dazu beitragen konnte, hätte wahrlich keine besondere Erwähnung verdient. Ueberflüssig wäre eine reichlichere Zugabe von Erläuterungen sicher nicht gewesen; beklagten doch sogar mehrere Besprechungen, daß sich ein Grund für den plötzlichen Abbruch des Briefwechsels gar nicht finden lasse. Aber neben dem, was keiner Erklärung bedürfen sollte, enthalten die Briefe wirklich zahlreiche, theils persönliche, theils literarische Anspielungen, die Jemand, der mit den Verhältnissen nicht genau bekannt ist, nicht versteht. Man kann nicht verlangen, daß die übergroße Zahl zum Theil ganz unbedeutender Personen jede einen besonderen Paß erhalten sollte; aber für eine Auswahl wäre es nützlich, ja nothwendig gewesen. Wer weiß, daß unter der häufig erscheinenden „Pauline" in vielen Fällen eine Schwester Schücking's, in vielen anderen die Wittwe des Professors Clemens von Droste in Bonn gemeint ist; oder daß man unter dem oft genannten „Hüffer" theils den Oberbürgermeister von Münster, theils Annettens ersten Verleger zu verstehen hat? Ein Glück, daß gerade die Hauptsache: die Vergleichung des Druckes mit den Originalen durch die kundige Hand G. Eschmann's vorgenommen wurde. Nur ganz vereinzelt ist mir zweifelhaftes aufgefallen, z. B. S. 15: „Sie müssen zu Bett und nicht in der Kälte waschen," wo man doch wachen vermuthet. S. 329 will Schücking nicht von „geistiger", sondern von „geistlicher" Verwandtschaft durch die Taufe reden.

Man liest das Buch mit gemischten Gefühlen; aber für die Biographie Annettens und das literarische Leben der vierziger Jahre ist es eine interessante und wichtige Quelle.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Wissen und Glauben.

Von
Erich Adickes.

[Nachdruck untersagt.]

„Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen", sagt Kant. Und Fichte setzt hinzu: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist." Gegenüber den Ansprüchen der Einzelwissenschaften proclamiren diese beiden Worte das Recht des persönlichen Glaubens auf die Weltanschauung.

Doch von der Gegenseite her tönt die Stimme des Zweiflers: „Ich brauche keinen Glauben. Aller Glaube ist Illusion. Ich will nur Wissen. Jenseits desselben ist leerer Raum; nicht nur für mich, sondern überhaupt."

Aber, würde ihm geantwortet werden, gerade indem Du dies sagst, legst Du einen Beweis Deines Glaubens ab. Du glaubst Deinen Unglauben, welcher dem Glauben die Existenzberechtigung abstreitet. Und weiter! Sollte es dabei sein Bewenden haben? Ist nicht auch Dein vermeintliches Wissen oft nur ein Glauben? Sicher. Oder solltest Du nicht bisweilen von einer Weltentwicklung irgend welcher Art träumen, sei der Traum noch so seltsam und abweichend von den Träumen Deiner Umgebung? Und wenn das nicht, wenigstens von einem Fortschritt der Menschheit, zu einem bestimmten Ziele hin? Solltest Du nicht von diesem Ziel der Zukunft aus die Vergangenheit beurtheilen, ihre Epochen und Ereignisse werthen? Wer setzt aber dies Ziel, wenn nicht Dein Glaube? Keine Erfahrung zeigt es. Was uns persönlich das Große, das Hohe, das Gute ist, das machen wir zum Ziel der Entwicklung, das erhoffen wir von der Geschichte, ja! das meinen wir schließlich aus ihr heraus zu lesen. Und wie in der Vergangenheit, so in der Gegenwart. Auch hier beurtheilen wir den Werth der Handlungen, Ereignisse, Parteiungen, durch welche die Geschichte der ganzen Gattung oder auch nur eines Volkes oder Volkstheiles beeinflußt wird, nach jenem Ideal; auch hier werden wir im letzten Grunde nicht von unserem Wissen, sondern von unserem individuellen Fühlen und Wollen, von unserem Glauben geleitet.

Ist es unter solchen Umständen irgend einem Menschen möglich, sich von dem Einfluß dieser subjectiven Factoren völlig zu befreien und mit seinem

Wissen auszukommen? Oder muß der Glaube als eine berechtigte Macht im Menschenleben anerkannt werden? Um die Frage zu beantworten, müssen wir feststellen: was ist Wissen? was ist Glauben? Zunächst aber möge die große Lehrmeisterin Geschichte über den bisherigen Verlauf des Kampfes zwischen Wissen und Glauben, soweit er sich innerhalb der abendländischen Welt abspielte, in großen Zügen berichten.

I.

Solange der phantasie-entsprossene religiöse Mythus alleiniger Gebieter ist, herrscht tiefer Friede. Im Mythus glauben die Menschen ein Wissen zu besitzen. Mit seinen erträumten Göttern gehen sie um fast wie mit Ihresgleichen. In Opposition dazu entsteht die Metaphysik. An die Stelle der frei gestaltenden Dichtungskraft tritt die vernünftige Ueberlegung. Die zufälligen Associationen, unwillkürlich sich aufdrängend, verlieren an Bedeutung. Phantastische, wirklichkeitsfremde Gedankenbildungen werden seltener. In demselben Maße wächst das Bedürfniß, den einzelnen Causalzusammenhängen der *Erfahrung* nachzugehen, um von dieser Grundlage aus auch das *über die Erfahrung Hinausliegende* kühn zu erfassen. Der Mythus sinkt für die Metaphysik — deutet sie ihn nicht symbolisirend um — zum unbegründeten Glauben, zum Aberglauben herab.

Sie selbst tritt in dogmatischem Gewande auf. Stolz auf ihre vermeintlichen transscendenten Entdeckungen, stolz vor Allem auf unbestreitbare Errungenschaften innerhalb des Erfahrungsgebietes, glaubt sie an die Stelle des bisherigen Falschen „das Wahre" setzen zu können: ein sicheres, streng beweisbares Wissen.

Doch nie gab es „*die* einige allgemeine Metaphysik", nie wird es sie geben. Dogmatischen Ansichten treten abweichende Lehren entgegen, in ebenso dogmatischem Gewande, mit demselben Anspruch auf Beweisbarkeit. Das Truggebilde der Einheit — scheinbar ein Vorrecht der Metaphysik gegenüber dem vielgestaltigen Mythus — zergeht, kaum daß es entstanden war.

Etwas Neues wird. Der Skeptiker tritt auf. Zum ersten Mal wird auf die Grenzen menschlichen Erkennens hingewiesen. Früher unbedingtes Zutrauen zu den Erkenntnißkräften — jetzt Zweifel bis zum unbegrenzten Mißtrauen. Wenn zwei Ansichten sich diametral gegenüber stehen, beide mit dem Anspruch auf völlige Sicherheit, beide streng apodiktisch erwiesen: so werden (schließt man) beide falsch sein, und die Vernunft, welche beiden ihren Stempel aufdrücken konnte, ist des Vertrauens nicht würdig, welches man in sie setzte. Ueberträgt der Skeptiker dies Mißtrauen gegen die *Vernunft* auf ihre transscendenten *Erkenntnißobjecte*, leugnet er mit andern Worten das Vorhandensein jenes Etwas, welches die Metaphysiker, der eine abweichend vom andern, zu bestimmen suchten: so fällt er in den Dogmatismus zurück. Wendet er aber die Skepsis auch gegen sich selbst, so wird er zum Agnostiker. Als solcher wird er dem Metaphysiker das Transscendente preisgeben, als ein Gebiet, welches für die Wissenschaft nicht vorhanden ist, das aber der Glaube des Individuums nach Bedürfniß mit seinen Träumen erfüllen mag.

Die Zeiten wechseln. In neuen Formen erscheint der alte Streit. Die Verhältnisse sind jetzt mannigfaltiger; der Kämpfer, der Verwicklungen mehr. An die Stelle des religiösen Mythus tritt die geoffenbarte Religion. Ursprünglich rein auf Glauben gegründet, auf die persönliche Hingabe an den göttlichen oder gottgesendeten Stifter, wird sie der Menge alsbald zum Wissen von göttlichen und menschlichen Dingen — einem Wissen, welches durch Lehren und Lernen übertragbar ist und weit hinaus reicht über das Gebiet des eigentlich Religiösen. Die Führer der Menge, die Verkündiger der geoffenbarten Religion und Testamentsvollstrecker des Stifters, sollten der Entartung entgegentreten. Aber sie werden fortgerissen von dem Zug der Zeit. Und noch ein besonderes Moment kommt bei ihnen hinzu. Aus der Gemeinschaft der Gläubigen, innerlich eins, ist eine Kirche, eine Religionsgesellschaft geworden, durch ein äußeres, staatliches Band zusammengehalten. Die Zeugen des Glaubens sind zugleich Regierende, Beamte in dieser Kirche. Durch ein innerliches Verhalten kann der Beweis der Zugehörigkeit zu ihr nicht mehr erbracht werden. Es bedarf dazu eines äußerlichen, weithin erkennbaren Zeichens, dem allgemeine Anerkennung gezollt werden muß. Auf subjective Glaubensgründe fußen, heißt dem Belieben des Individuums Raum geben, zugleich aber auch die Grundvesten der Kirche und die Macht der Kirchenhäupter schwächen. So wird aus dem lebendigen Glauben ein todtes System dogmatischer Formeln. Als Wissenssätze erlauben und erfordern sie strenge Beweise. Auch diese Aufgabe wird gelöst, von der Kirche gemeinsam mit der Metaphysik. Noch ist diese jener unterthan. Aber die Jahre der Knechtschaft sind zugleich Zeiten der Selbstbesinnung. Unter den immer erneuten Versuchen, die Kirchenlehre als vernunftnothwendig zu erweisen, bilden sich die ersten Keime geistiger Mündigkeit und Freiheit. Freilich nur Keime! Das zunächst in die Augen fallende Resultat ist, daß die Religion ihren Charakter vollständig ändert. Früher Sache des Glaubens, auf persönlichen Erlebnissen beruhend, und daher ebenso persönlich eigenartig und vielgestaltig wie diese Erlebnisse selbst, ist sie jetzt (wenigstens officiell) eine fest bestimmte, beweisbare, lehrbare Wissenschaft. Als in sich geschlossene Weltanschauung umfaßt sie Jenseits und Diesseits mit gleich eisernen Klammern. Sie öffnet und schließt die Thore des Fegfeuers. Dem Naturforscher ruft sie ihr „Bis hierher und nicht weiter!“ zu. Sitte und Recht, gesellschaftliche und staatliche Zustände: Alles trägt ihren Stempel. Dieser höchste Punkt der Entwicklung wird jedoch nicht erreicht, ohne daß wiederholt gegen die Vermischung von Offenbarung und Vernunft, von Glauben und Wissen Einspruch erhoben und auf das alleinige Recht des Glaubens innerhalb des religiösen Gebietes bedeutungsvoll hingewiesen wäre.

Die Metaphysik befreit sich aus den Banden der Theologie und bringt aus ihrem Schoße die exacte Naturwissenschaft hervor. Zunächst wächst, wie dem Riesen Antäus, der Metaphysik neue Kraft zu durch diese Berührung mit dem mütterlichen Boden der Erfahrung. Man entdeckt die Grundgesetze der Bewegung, durchforscht die Fernen des Himmels, den bloßen Sinnen unerreichbar. Kühne Deductionen, aus reiner Vernunft scheinbar ersonnen, finden

an der Erfahrung überraschende, glänzende Bestätigung. Was Wunder, wenn man glaubt, Alles mit der Vernunft erfassen zu können, Makrokosmus und Mikrokosmus; das Alleine: Gott, und das Einfache: die Seele; das Walten des göttlichen Geistes in Natur und Geschichte, wie den Zweck des Bösen; des Lebens Ursprung, wie das Ende aller Dinge. Wenn man meint, Poesie und jede Kunst wie ein Handwerk lehren und lernen zu können. Wenn man versucht, das „natürliche" Recht und die „natürliche" Gesellschaftsordnung, die wahre Sittlichkeit und die wahre Religion a priori zu deduciren und in logische Formeln zu zwängen.

Es entsteht das zweite große System der Wissenschaften, nicht minder umfassend als das erste, das kirchliche, und von ebenso einheitlichem Geist durchdrungen, bei aller Mannigfaltigkeit der Formen in den einzelnen Erscheinungen. Im kirchlichen System war einst die Offenbarung der Maßstab gewesen, an welchem die Vernunft gemessen wurde. Die Offenbarung hatte den Stoff gegeben; der Vernunft war nur die Aufgabe geblieben, seine Denknothwendigkeit zu erweisen. Der Glaube behauptete nicht nur Wissen zu sein; er hatte auch auf das Wissensgebiet übergegriffen und dort bestimmt, was wahr sei, was man wissen könne. Jetzt rächt sich das Wissen. Die Offenbarung wird vor das Forum der Vernunft geladen. Die Vernunft stutzt sie hier und da, beschränkt sie auf das angeblich Denknothwendige, a priori Beweisbare und stellt so ihrerseits den Inbegriff möglicher Offenbarung fest. Den Act der Offenbarung entkleidet sie des Wunderbaren, Geheimnißvollen, und wenn sie ihn nicht überhaupt verwirft, erklärt sie ihn natürlich. Die einzige Bedeutung, die ihm gelassen wird, ist die historische. Offenbarung ist auf keinen Fall absolut nöthig, höchstens bedingter Weise. Oder auch das nicht einmal, sondern nur wünschenswerth und zweckmäßig aus örtlich-zeitlichen Nützlichkeitsgründen. Nichts kann in ihr enthalten sein, was dem Denker des 18. Jahrhunderts nicht auch die eigene Vernunft als denknothwendig zu demonstriren vermöchte. Das Wissen bemächtigt sich des Glaubensgebietes und will ein für allemal bestimmen, was auf demselben — nicht geglaubt werden soll, sondern — gewußt werden muß.

Weder vor noch nach den großen Tagen des Rationalismus hat es je eine profane Weltanschauung, durchgeführt in einem Gesammtsystem der Wissenschaften, gegeben von so allumfassendem Umfange, von so einheitlichem Charakter, mit so einfacher, stets gleicher Methode und darum: von so fascinirender Wirkung. Der Ariadnefaden schien gefunden, welcher durch das Labyrinth des Alls führt. Im Princip war nichts mehr der Vernunft unerreichbar; kein ewig verschlossenes Geheimniß blieb nach, kein mystisches Dunkel, keine individuelle, eben darum aber auch unsichere und oft seltsame Glaubensüberzeugung. Alles nur klares, deutliches Wissen, sicher beweisbar, aus einander ableitbar. Die ganze Welt schien ein großes Rechenexempel zu sein, dessen Lösung zwar die verschiedenartigsten Operationen erforderte, schließlich aber durchaus nicht zweifelhaft war. Man verlor das Verständniß für das Wunder der Persönlichkeit, für den Zauber der Individualität. Den meisten Aufklärern geht die Auffassungskraft für das Wesen des Genies und der Kunst

völlig ab. L'homme machine: das würde die allgemeine Parole des Rationalismus geworden sein, hätten nicht religiöse Interessen und mannigfache Gründe der Feigheit die meisten seiner Vertreter gehindert, sich zu ihr zu bekennen.

Die Vernunft war es, der man Alles verdankte. Die Vernunft war es deshalb, die Alles galt. Durch sie konnte man die Welt umspannen, vermöge ihrer den Himmel auf die Erde herabziehen. Keinen Augenblick konnte Leibniz deshalb über das Wesen seiner Monaden im Zweifel bleiben. Vernunft, Erkenntniß, Vorstellung mußte das Primäre sein. Nie ist das Wissen, das Erkenntnißvermögen im Menschen so überschätzt, nie der Göttin Vernunft solcher Weihrauch gestreut worden. Wenn ihr in Paris ein Altar errichtet wurde, war das zwar nicht im Sinne der Aufklärer; die Tendenz der Aufklärung aber, als einer geschichtlichen Strömung, kam darin sehr gut zum Ausdruck.

Das große Werk des Rationalismus war ein Koloß auf thönernen Füßen. Die Reaction bleibt nicht aus. Stürmisch verlangen die lange mißhandelten und unterdrückten Seiten der menschlichen Natur ihr Recht. Rousseau weist auf die geheimnißvollen Tiefen des menschlichen Herzens, der Persönlichkeit hin. Das höchste Ziel war bisher Cultur, Civilisation, Aufklärung. Rousseau sieht darin nur Verfall. Nicht Verstandesgröße und Gelehrsamkeit erhebt nach ihm auf der Menschheit Höhen, sondern Tiefe des Gemüthes, Gluth der Begeisterung, Kraft des Glaubens an die Postulate des Gewissens, sittliche Reinheit des Willens. Hume zerstört die natürliche Theologie des Deismus zugleich mit der ganzen bisherigen Metaphysik und scheint selbst der Wissenschaft ihre sicheren Grundlagen entziehen zu wollen. Von Winckelmann, Lessing und Herder kommt Verständniß und Enthusiasmus für wahre Kunst. Die Stürmer und Dränger erheben sich. Genialität und Originalität ist ihr Feldgeschrei. So „absurd" ihr „Most sich auch gebärdet, er gibt zuletzt doch noch 'nen Wein." Aus Sturm und Drang gehen unsere Dichterheroen hervor.

Inmitten dieser Entwicklung bereitet sich in Königsberg in stiller Denkerklause die große Revolution der Philosophie vor. Der Name Immanuel Kant bezeichnet den letzten hohen Gipfel in der Geschichte des Rationalismus. Er bedeutet zugleich den Umschwung. In seinen Ansichten über Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit zählt Kant zum Rationalismus. Aus dem Drang, den letzteren zu retten, wenn auch auf beschränktem Gebiete, entspringt sein System. Alles wahre Wissen soll nothwendig und allgemeingültig, eben darum aber nicht der Erfahrung entlehnt, sondern apriorisch sein. Ein solches Wissen kann es freilich von den Dingen, wie sie an sich sind, nicht geben, wohl aber von den Dingen dieser Welt, den Erscheinungen, die sich unseren Auffassungsformen anbequemen müssen. So entwirft Kant, ohne dadurch der empirischen Erforschung der einzelnen Erfahrungsthatsachen irgendwie Abbruch zu thun, eine Metaphysik der Natur und der Sitten mit apodiktischem Charakter. Er verkündigt eine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", scheinbar ganz im Sinne der Aufklärungszeit. In Wirklichkeit aber doch nicht! Denn Grundlage der Religion ist jetzt die Sittlichkeit. Grundlage der Sittlichkeit zwar auch die Vernunft, aber nicht die theoretische, sondern die practische, nicht der erkennende, sondern der fühlende, wollende und

handelnde Mensch. Kant steht hier zu Rousseau. Das Wissen wird entthront, der Glaube wieder in seine Rechte eingesetzt. Freilich noch nicht ganz. Kant wagt es nicht, die Consequenzen aus der neuen Anschauungsweise zu ziehen. Ein bloß subjectiver, individueller Glaube bot nach seiner Ansicht für Moral und Religion keine zureichende Stütze. Es galt daher, dem Glauben das Persönliche, Individuelle [seine Hauptstärke!] zu nehmen und ihn wenigstens mit einem *Schein* von Allgemeingültigkeit zu umkleiden. Das hieß aber den Glauben wieder zum Wissen hinaufschrauben und in die alte, unfruchtbare Auffassung der Aufklärungszeit zurückfallen.

Kant's Erfolg, und nicht zum Mindesten der Einfluß seiner Moral- und Religionsphilosophie, war ein beispielloser. Aber gerade dem, worin er auf religiösem Gebiete seine Größe suchte: der Entkleidung des Glaubens von allem Persönlichen und der Herstellung einer allgemeingültigen Grundlage für die Religion — *dem* kann die Geschichte nur eine ephemere Bedeutung beimessen. Zwar die nächste Generation übereifriger Anhänger und unverständiger Schüler übertrieb Kant's Schwäche noch. Die „natürliche Religion" der Aufklärungszeit, kaum abgestorben, erlebte eine Auferstehung und kurze Nachblüthe. Dieselben Sätze ungefähr früher und jetzt, dieselbe Uebertragung des Wissens auf das Glaubensgebiet, dieselbe Plattheit und Nüchternheit: nur daß nicht mehr die theoretische, sondern die praktische Vernunft die Grundlage ist. Dieselbe Waare, nur ein anderer Name, ein anderes Aushängeschild.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Die Folgezeit hat die erneute Vermischung von Glauben und Wissen nach kaum begonnener Scheidung als Rückfall in alte Laster verworfen. Und wenn die moderne Theologie neben Schleiermacher Kant zu ihren Schöpfern zählt, so ist es *der* Kant, welcher zuerst auf die *Postulate* der praktischen Vernunft hinwies und in den *persönlichen* Hoffnungen, Wünschen, Bedürfnissen und inneren Erlebnissen des Menschen den Grund des religiösen Glaubens entdeckte, nicht *der* Kant, welcher diesen Glauben allgemein verbindlich und nothwendig machen wollte, ihn dadurch zugleich zu einer neuen Abart des Wissens erniedrigend.

Der Königsberger Weise hatte über die Welt der Dinge an sich ganz bestimmte theoretische Ansichten gehabt. Aber weil er ein Wissen über jenes Gebiet nicht für möglich hielt, hatte er diese Privatmeinungen und Glaubensüberzeugungen nie zusammenhängend entwickelt. Seine Nachfolger sind nicht so vorsichtig. Mit überkühner Hand greifen sie nach den fernsten Sternen. Das Absolute wollen sie mit ihrer Vernunft, als Geist von seinem Geiste, fassen. Sein Wesen *vor* aller Zeit, seine Entwicklung *in* der Zeit durch Natur und Geschichte hindurch soll in einem System apodiktischen Wissens reconstruirt werden. So erlebt, wie in der nachkantischen Religionsphilosophie die *Vernunftreligion* der Aufklärungszeit, in der nachkantischen Metaphysik der *Rationalismus* seine Auferstehung.

Aber während die natürliche Religion der Kantianer den alten Wein in die alten, nothdürftig zusammengeflickten Schläuche füllt, bringt die Philosophie des Absoluten etwas Neues. Eine neue Kategorie wird entdeckt: das *Werden*. Der alte Rationalismus kannte in Religion und Sitte, Recht und Staat nur

fertige Vernunftprincipien, nur das absolute Sein der Norm, gemäß welcher alles Vorhandene gemessen und — verurtheilt wurde. Jetzt lernt man die Bedeutung des Werdens, die relative Berechtigung früherer Formen begreifen. Dies Verständniß für natürliche und geschichtliche Entwicklung ist die Morgengabe der Romantik bei ihrer Vermählung mit der Philosophie.

Und noch ein Anderes führt sie im Gefolge, was dem alten Rationalismus abging: Verständniß und Begeisterung für die Kunst, speciell für die Poesie. Die Romantiker sind die nachgeborenen Brüder der „Original- und Kraftgenies" im Kampf gegen das Banausenthum der Aufklärungszeit.

Die Ueberschätzung des Wissens ist deshalb jetzt auch von ganz anderer Art als einst beim alten Rationalismus. Dort handelte es sich um einen Eingriff des Wissens in das Glaubensgebiet. Ersteres wollte bestimmen, was auf letzterem denknothwendig sei. Jetzt findet, wie früher bei dem kirchlichen System der Wissenschaften, ein Eingriff des Glaubens in das Wissensgebiet statt. Das ursprünglich Gegebene ist die persönliche Glaubensüberzeugung, die Weltanschauung der Philosophen. Sie hüllt sich in das Gewand der Wissenschaft, bis sie glaubt, selbst Wissen geworden zu sein. So umgestaltet und unkenntlich gemacht, beeinflußt sie die Einzelwissenschaften, deren einzige Grundlage vorurtheilslose Erforschung der Erfahrung sein muß. Naturwissenschaften wie Geisteswissenschaften, Entwicklungsgeschichte der Organismen wie Geschichte der Menschheit sucht die absolute Philosophie unter ihre Herrschaft zu bringen und mit ihren aprioriſchen, eben darum aber auch willkürlichen Deductionen und Constructionen zu durchsetzen.

Auch hier blieb die Rache nicht aus. Wie einst dem kirchlichen System von dem Rationalismus Gleiches mit Gleichem vergolten wurde, so hier der Metaphysik von der Naturwissenschaft. Letztere begnügt sich nicht damit, die Metaphysik in die ihr gebührenden Schranken zurückzuweisen; sie wird, vor Allem als materialistische Weltanschauung, aggressiv. Statt sich auf den Standpunkt des Agnosticismus zu stellen und die eigentlich metaphysischen Fragen, als für die strenge Wissenschaft nicht lösbar und darum auch nicht vorhanden, abzuweisen, eignet sie sich einen Theil des Glaubensgebietes an, um über ihn Wissenssätze aufzustellen; den andern Theil erklärt sie für nicht vorhanden, weil sie die Irrealität der Gegenstände, um die es sich handelt, behauptet nachweisen zu können.

Seit den siebziger Jahren hat die aggressive Strömung in der Naturwissenschaft nachgelassen. Letztere hat einsehen gelernt, daß die Probleme leugnen nicht heißt: sie lösen. Der Materialismus, einst eine hochgehende Woge, ist verrauscht. Die wissenschaftliche Welt, mit wenigen Ausnahmen, rechnet nicht mehr mit ihm. Dafür ist er die Weltanschauung der Afterwissenschaft und der Halbbildung geworden. In der Metaphysik hat sich immer intensiver das Bedürfniß geltend gemacht, auf den Philosophen zurückzugehen, der mit der Scheidung zwischen Glauben und Wissen begann, wenn er sie auch nicht vollendete, auf Kant und auf die Probleme, die er zwar nicht löste, aber doch formulirte.

Noch ist die Metaphysik (und mit ihr, als in gleicher Verdammniß befindlich: die Religion) in der Vertheidigungsstellung gegenüber den Einzel-

wissenschaften, vor Allem gegenüber der Naturforschung. Oft noch steht in diesem Streit ihr Sein oder Nichtsein in Frage. Doch die metaphysikfreundliche Strömung ist im Wachsen. Wird sie so weit erstarken, daß Metaphysik oder Religion es noch einmal wagen können, das Geschick der Einzelwissenschaften zu beeinflussen? Und wird dann ein neuer Rückschlag erfolgen, das alte Spiel von Neuem beginnen? Oder wird es gelingen, Glauben und Wissen endlich mit einander zu versöhnen? beiden getrennte Gebiete anzuweisen?

Diese Fragen führen uns von der geschichtlichen zu der philosophischen Betrachtung hinüber. Unsere Aufgabe ist jetzt, das Wesen des Glaubens und des Wissens zu untersuchen und die Grenzen des letzteren festzustellen.

II.

Was ist Glaube? Worin unterscheidet er sich vom Wissen? Beides sind Zustände des erkennenden Subjects, die über objective Verhältnisse außer ihm (sei es von Erscheinungen, sei es von Dingen an sich) Auskunft geben wollen. Beide sind also zunächst etwas rein Subjectives, beanspruchen aber, in das Gebiet des Objectiven überzugreifen.

Der Unterschied besteht darin, daß Wissen Gültigkeit für Jedermann in Anspruch nimmt, Glaube dagegen zunächst nur für den einzelnen Gläubigen gilt, dann aber auch für Andere, die ähnlich organisirt sind wie er, und die deshalb von den Glaubensgründen ebenso afficirt werden. Wissen wird auf *Gründen* beruhen, die im Object liegen und daher Jeden in gleicher Weise beeinflussen. Glaube muß sich dagegen auf Gründe zurückführen lassen, die *nicht im Object*, sondern im *Subject* liegen, die daher mit der Individualität wechseln; mit ihnen zugleich aber auch der Glaube.

So weit das Subject sich rein erkennend, theoretisch, widerspiegelnd verhält, sprechen wir bei ihm von Verstand und Vernunft. In ihnen muß das Wissen als Abspiegeln des Objects seine Quelle haben. Sie bearbeiten die Eindrücke der Sinnlichkeit, formen den Stoff der Empfindung und bringen so *Erkenntnisse*, d. h. geistige Reconstructionen der Wirklichkeit hervor. Wissen ist deshalb selbstlos und kalt. Von Neigungen und Wünschen darf es nicht beeinflußt sein. Es geht auf das Nicht-Ich, nicht auf das Ich.

Anders der Glaube! Seine Quelle kann nicht Verstand, nicht Vernunft sein. Denn die sind für alle Menschen gleich, soweit die *Gültigkeit* ihrer Gründe und Erörterungen in Betracht kommt. Die Unterschiede gehen hier nur auf Stärke, Feinheit, Schärfe der Erkenntnißkräfte, auf das Vorwiegen dieses oder jenes Elementes. Gewiß tragen auch solche Unterschiede dazu bei, die Individualität zu bilden. Eigenartige Persönlichkeiten werden eine eigenartige Mischung der Erkenntnißkräfte haben. Aber ungleich wichtiger sind Gefühlsart und Willensrichtung. Das sind diejenigen Factoren, in welchen der innerste Kern des Menschen zum Ausdruck kommt. Und aus diesem innersten Wesen, aus der Persönlichkeit, dem Charakter des Menschen geht der Glaube hervor; nicht aus Erkenntnissen und Erkenntnißfunctionen. Nicht das *Wesen des Objects*, erkannt durch Verstand und Vernunft, gibt den Ausschlag, sondern das *Wesen des Subjects*, unser Wünschen und

Wollen hinsichtlich des Objects. Der Glaube *will* zwar eine Erkenntniß sein, er *möchte* gern objective Gültigkeit haben. In Wirklichkeit ist er ein Ideal, angelegt an das Object. Er drückt aus, nicht was das Letztere ist, sondern wie wir es wünschen und haben möchten. Das Wissen sagt: so *ist* es; der Glaube: so *denke*, so *träume* ich es mir, so *sollte* es sein, so *muß* es sein, wenn es Werth für mich haben soll. Dieses Werthelement macht den eigenthümlichen Charakter aller Glaubensurtheile aus. Was im Glauben erkennt, ist eigentlich Wille und Gefühl. Der Intellect tritt in ihren Dienst. Nur er allein kann zwar das thatsächliche Material herbeischaffen, auf Grund dessen geglaubt wird. Aber was dies Material sichtet und werthet, was den Thatsachen ihre beweisende Kraft gibt und dadurch allererst Glaubensgründe aus ihnen macht: das ist die Individualität.

Nicht als ob deshalb die Glaubensüberzeugungen von zwei verschiedenartigen Menschen durchaus verschieden sein müßten. Dieselbe Erscheinung kann bald aus dieser, bald aus jener Ursache hervorgehen. Und außerdem: die Charaktere vererben sich. Wie Individual-Charaktere, so gibt es Familien-Charaktere, Volks-Charaktere, Zeit-Charaktere. Zeiten und Völker drücken den Menschen, die in ihnen leben, ihren Stempel auf. Sie fügen dem rein Persönlichen einen Exponenten bei, welcher so wichtig werden kann, daß ein und dasselbe Individuum, in verschiedene Zeiten und Völker gestellt, verschiedene Glaubensüberzeugungen haben könnte. Doch würde bei aller Verschiedenheit der Letzteren das Gleichartige noch immer das Ungleichartige überwiegen. Sonst könnte nicht dieselbe Individualität Grund beider sein. Glaube braucht also seines individuellen *Ursprungs* wegen durchaus nicht bloß individuelle *Geltung* zu haben. Er kann Gruppen, Classen von Menschen, ja, Völkern und Zeiten gemeinsam sein. Aber auch dann — handelt es sich anders um *wirklichen Glauben*, um ein inneres Aneignen von Ansichten, nicht um bloßes Nachsprechen — ist er nicht durch Lehren und Lernen *übertragen*, sondern hat seinen Grund in einer tieferen Geistesrichtung, die durch Veranlagung und Vererbung, durch Zeit und Umstände aus einer zunächst rein persönlichen zu einer mehr oder weniger generellen geworden ist. Die Gemeinsamkeit des *Wollens*, nicht die des *Denkens*, die Uebereinstimmung nicht in logischen Voraussetzungen, sondern in gewissen, an sich individuellen Bedürfnissen, Wünschen, Lebenstendenzen schafft die Grundlage, aus welcher gemeinsame Glaubensüberzeugungen erwachsen. Kann auf ihr Entstehen überhaupt bewußt mit dauerndem Erfolge eingewirkt werden, so geschieht es sicher in erster Linie nicht durch Lehren und Beweisen, sondern durch Vorbild, persönlichen Einfluß, Erziehung, kurz: durch Herstellung jener gemeinsamen Grundlage.

Aber, wird Mancher einwenden, wenn der Glaube so durch und durch subjectiv ist, wäre es dann nicht besser, ihn aus dem Leben der Menschen vollständig zu verbannen? Denn kann der Glaube dann je mehr sein, als besten Falls eine Illusion, oft aber oder gar meistens eine bewußte Selbsttäuschung? Und kann ein wahrheitsliebender Sinn letztere billigen, erstere wünschen? Dieser Einwand setzt voraus, daß der Mensch den Glauben nach

Belieben an- und ablegen kann wie ein Gewand. Wenn dem nun nicht so wäre? Wenn aus der Natur des Wissens sich feste, enge Grenzen für dasselbe ergäben? Wenn jenseit seines Gebietes sich immer wieder Fragen aufdrängten, die man nicht kurzer Hand abweisen kann, die aber doch für das Wissen stets unbeantwortbar bleiben werden? Man könnte dann füglich nicht weiter über Berechtigung oder Nichtberechtigung des Glaubens streiten. Man müßte anerkennen, daß es ein Gebiet gibt, auf welchem er gar nicht ausgeschlossen werden *kann*; daß höchstens einzelne Ausnahmemenschen sich ihm zu versagen oder gänzlich zu entreißen im Stande sind — aber nur, indem sie auf eine Beantwortung jener Fragen überhaupt verzichten. Das Ziel wäre dann: nicht Glauben zu zerstören, sondern seine individuelle Natur, seine persönliche Bedingtheit erkennen zu lehren und, will man umgestaltend auf ihn einwirken, zunächst seine subjective Grundlage umzuwandeln.

Betrachten wir nun nacheinander das tägliche Leben, die Einzelwissenschaften und die Weltanschauung, um zu sehen, ob irgendwo Glaube die herrschende Macht ist.

III.

Im Gebiete des *täglichen Lebens* tönt häufig das Wort „ich glaube" an unser Ohr, oft noch verstärkt durch ein „gewiß, sicher, entschieden." Da heißt es: „Ich glaube, das Wetter wird morgen gut." „Ich glaube entschieden, dies ist nicht der rechte Weg." Es ist das eine Herabwürdigung des guten alten Worts, aber ein Mißbrauch, zum Recht geworden durch lange Gewohnheit. Bei allen derartigen Redensarten spricht die Individualität nicht im Geringsten mit. Es handelt sich um Wahrscheinlichkeit aus objectiven Gründen, also um ein Wissen, wenn auch von schwächerem und schwächstem Grade. Einzelne Verhältnisse kommen in Betracht, die unter günstigeren Umständen völlig durchschaut und begriffen werden könnten. Bei solch' genauerer Kenntniß würde unser Verstand das künftige Ereigniß, welches wir jetzt nur „glauben", mit Gewißheit vorauszusagen vermögen. Für das Glauben im prägnanten Sinne des Wortes ist also in den Situationen und Verwicklungen des täglichen Lebens, soweit nur dieses selbst mit seinen Einzelfragen in Betracht kommt und nicht die Macht einer Weltanschauung hineinragt, kein Platz.

Ebenso dürfen in den *Einzelwissenschaften* (zu denen ich hier auch Logik, Psychologie, Aesthetik und Ethik rechne) nur objective Gründe entscheiden, nicht die Persönlichkeit des Forschers, so oft sie sich in Wirklichkeit auch mißbräuchlicher Weise vordrängen mag. Wie die Dinge sind und waren, wie die Menschen erkennen, fühlen, wollen, handeln, jetzt und früher, wollen wir wissen. Nicht, wie *wir* Menschen und Dinge haben möchten. Zwar kommt in den Norm- und Werthwissenschaften auch Normen und Idealen eine bedeutungsvolle Stellung zu. Es sind die Muster des Vollkommenen, an denen das minder Vollkommene gemessen wird. Doch handelt es sich in den *strengen* Wissenschaften dieser Art nur um objective Maßstäbe, wie den leiblich und geistig gesunden Menschen im Gegensatz zum kranken, das logische Denken im Gegensatz zu Unrichtigkeit und Irrthum, Recht und Sittlichkeit

im Gegensatz zu Unrecht und Laster. Nie darf das subjective Belieben des Einzelnen den Maßstab machen oder ändern. Freilich, ein Wissen von strengster Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit gibt es auch in den Einzelwissenschaften nicht. Die Rationalisten aller Zeiten träumten davon. Um zu erweisen, daß ihr Wünschen und Hoffen nie in Erfüllung gehen wird, und um zugleich die Grenzen möglichen Wissens zu bestimmen, genügt es, den Blick auf zwei erkenntnißtheoretische Grundprobleme zu richten: Existenz einer transsubjectiven Außenwelt und allgemeines Causalgesetz.

Der Laie wird sich nicht leicht von der Vorstellung trennen können, daß die Körper draußen im Raum von uns unabhängige Dinge sind und so, wie wir sie vor uns sehen, in Wirklichkeit existiren. Jedoch ein Durchdenken der Thatsache, daß Farben und Töne, Weiche, Härte, Rauheit, Geruch und Geschmack nicht in den Objecten, sondern nur in unseren Sinnen sind, dürfte ihn in andere Bahnen leiten. Er wird zugeben müssen, daß die Dinge im Raum um uns herum von uns abhängig sind, *unsere* Schöpfungen, die wir in den Raum hineinprojiciren, daß *wir* es also sind, welche die leuchtende und tönende Welt rings umher schaffen. Die Welt ist unsere Vorstellung. Soll es Dinge geben, die auf uns einwirken, so müssen sie außerhalb dieser unserer Vorstellungswelt liegen. Nun kann aber nichts, auch nicht der geschickteste Salto mortale, unser *Wissen* über sie hinausführen. Hume, und nach ihm viele Andere, haben es unwidersprechlich gezeigt, daß wir aus unserem Bewußtsein nicht herauskönnen, daß keine im strengsten Sinne gültige Denkoperation von einer *Vorstellung* zu dem *Grunde* der Vorstellung überleitet, welcher keine Vorstellung mehr ist. Der Schluß von einer Wirkung auf ihre Ursache ist nur dann erlaubt, wenn feststeht, daß die Wirkung nur aus einer ganz bestimmten Ursache hervorgehen kann. Die Vorstellungen in uns können aber aus den verschiedensten Ursachen entspringen. *A priori* kann man darüber gar nichts ausmachen. Im Gegentheil, es lassen sich verschiedene Möglichkeiten denken, von denen keine an einem innern Widerspruche leidet. Auf *Erfahrungen* können wir uns nicht berufen, denn alle unsere Erfahrungen sind auf die Vorstellungswelt beschränkt. Unzweifelhaft werden sich die meisten Menschen — und ich mit ihnen — für transscendente Dinge als Ursachen der Wahrnehmungen aussprechen. Theorien jedoch wie die Berkeley's und Fichte's, welche die Existenz unbeseelter transscendenter Gegenstände leugnen, sind nicht förmlich zu widerlegen; das Gegentheil kann nicht demonstrirt werden. Selbst der Solipsismus, der auch die Existenz anderer *Geister* bestreitet, ist theoretisch unwiderlegbar. Es liegt kein Widerspruch in der Annahme, daß Alles *nur* meine Vorstellung ist, daß Alles auf mir unerklärliche Weise durch Hemmungen und Selbstbeschränkungen in meinem Innern entsteht. Nur daß die entgegengesetzte Ansicht, nach welcher die Hemmungen von etwas Transsubjectivem ausgehen, so unendlich viel wahrscheinlicher ist, daß ich mit gutem Gewissen jeden Solipsisten als geistig abnorm und reif für das Irrenhaus bezeichnen würde.

Auch für das *allgemeine Causalgesetz* ist ein strenger Beweis, der allen Anforderungen genügte, noch nicht gefunden. Viele sind aufgestellt,

ebenso viele widerlegt. Hume's kritische Position allen solchen Versuchen gegenüber wird immer unerschüttert bleiben. Sollte ich aber auch gezwungen werden, einen Beweis für befriedigend zu erklären, so würde daraus doch nur folgen, daß ich augenblicklich das allgemeine Causalgesetz für denknothwendig halte. Aber auch morgen noch? Auch in einem Jahre? Auch das Menschengeschlecht in tausend Jahren? Schon oft machte ich an mir selbst die Erfahrung, daß, was ich für denknothwendig oder denkunmöglich hielt, mir nachher nicht-nothwendig oder möglich schien. Dieselbe Erscheinung überall in der Geschichte. Ganze Geschlechter, ganze Zeiten glaubten Lehren apodiktisch bewiesen, die nachher doch verworfen wurden. Gewohnheit, psychologischer Zwang, welcher sich wandeln kann, wird oft mit logischem verwechselt, der sich nicht wandeln darf. Nicht darf? Besser: nicht dürfte! Denn wer steht mir dafür, daß nicht auch meine Logik oder die Logik des Menschengeschlechts sich ändert? Wer verbürgt mir die Gesetzmäßigkeit meines Vorstellungsverlaufs? Auch hier ist kein Beweis möglich, denn jeder Beweis setzt schon die Gesetzmäßigkeit voraus. Und die Erfahrung? Kann sie uns helfen? In keiner Weise. Sie zeigt, streng genommen, stets nur ein post hoc, nie ein propter hoc. Außerdem: was wir erkennen, ist nur ein kleiner Umkreis. Und in diesem Umkreis gibt es schon eine Anzahl von Fällen, in denen wir einen Causalzusammenhang (oder richtiger: ein regelmäßiges Aufeinander) wohl hoffen, aber noch nicht nachweisen können. Auch die Betrachtung der Vergangenheit führt uns nicht weiter! Kein sicherer Schluß ist aus ihren Erscheinungen auf die der Zukunft möglich. Tausend Mal mag b auf a gefolgt sein. Warum sollte zum 1001sten Male b nicht fortbleiben? Etwa weil die tausend Fälle uns die Gesetzmäßigkeit verbürgen? Aber warum soll diese Gesetzmäßigkeit nicht beim 1001sten Male aufhören? Daß sie sich auch in die Zukunft erstreckt, soll ja erst bewiesen werden.

Und noch eins! Viele, die das allgemeine Causalgesetz für die äußere Natur behaupten oder gar apodiktisch beweisen, nehmen das Gebiet der menschlichen Handlungen davon aus. Für das Letztere wollen sie die Unverbrüchlichkeit des Causalzusammenhanges nicht anerkennen, sondern fordern Willensfreiheit. Hier zeigt sich auf das Klarste, daß bei der Annahme oder Nichtannahme des allgemeinen Causalgesetzes nicht der Intellect die eigentliche Entscheidung hat, sondern die ganze Persönlichkeit. Gründe für und gegen die Willensfreiheit sind schon mehr als genug vorgebracht. Was ihnen die Beweiskraft für das einzelne Subject, die ausschlaggebende Bedeutung verleiht: das ist nicht der Intellect, sondern unsere ganze innere Lebenstendenz. Zwar der Erstere muß die Illusionen aufdecken, welche gerade bei der Frage der Willensfreiheit, zahlreich wie Irrlichter im Sumpf am Wegesrand, sich zudrängen. Aber der Wille muß es wagen, die Illusionen als solche zu erkennen, muß es über sich gewinnen, mit den Vorurtheilen der Erziehung, der Sitte, der Gesellschaft zu brechen. Denkt Euch einen guten Mann, der sich Moralität ohne Willensfreiheit nicht vorstellen kann: haltet ihm Alles, was für den Determinismus spricht, entgegen. Meint Ihr, daß Ihr ihn überzeugen, ihm den Determinismus andemonstriren könnt? Nie und nimmer! Und er thut

Recht daran, bei seiner Willensfreiheit zu bleiben. Denn er ist für die deterministische Weltanschauung nicht geschaffen und sie nicht für ihn.

Wissen, wirkliches *Wissen* um einen allgemeinen lückenlosen Causalzusammenhang gibt es nicht, wird es *nie* geben. Persönlich bin ich von seiner Existenz so fest überzeugt, daß ich ihm auch die menschlichen Entschließungen und Handlungen einordne. Die deterministische Auffassung scheint mir das ungezwungenste und klarste Gesammtbild der Welt zu geben. Nirgends thut sie den Thatsachen Gewalt an. Statt die Moral zu untergraben, schärft sie den sittlichen Ernst und das Gefühl der Verantwortlichkeit. Nicht verwandelt sie, wie man ihr vorwirft, den Menschen in einen bloßen Durchgangspunkt, in eine Maschine. In der *Persönlichkeit* erkennt sie vielmehr eine selbständige Macht, die Einwirkungen erleidet, auf Einwirkungen reagirt, aber auch Einflüsse ausübt, — Alles ihren immanenten Bildungs- und Wirkungsgesetzen gemäß. Apodikticität findet man also in den Einzelwissenschaften ebenso wenig wie sonst irgendwo. Nur von Wahrscheinlichkeit kann die Rede sein; aber von einer Wahrscheinlichkeit, die so groß ist, daß sie der Gewißheit fast völlig gleichkommt.

Wie weit reicht nun das rechtmäßige Gebiet der Einzelwissenschaften? Wie weit führen ihre als „sicher" zu bezeichnenden Resultate? Nicht weiter als jetzige und künftige Erfahrungen, sammt den aus ihnen gezogenen logisch zulässigen Schlüssen. Durch solche Erfahrungen und Schlüsse können wir aber — nach dem Vorhergehenden kann darüber kein Zweifel sein — es nie weiter bringen, als daß wir die factischen Verhältnisse der Sinnenwelt, ihre Entwicklung, beziehungsweise ihren regelmäßigen Wechsel feststellen und beschreiben, daß wir die Formen und Gewohnheiten erkunden, denen gemäß das uns Unbekannte thätig ist. Gehen wir jedoch über das *Wie?* des Thätigseins hinaus, wollen wir erkennen, *was* da thätig ist, *wie beschaffen* das Wesen jenes Unbekannten ist, ob es aus einzelnen und vereinzelten selbständigen Elementen besteht, oder ob in allen seinen Theilen innere Verbindung und inneres Leben herrscht, und *welcher Art* dieser Zusammenhang, dieses Leben ist, so verlassen wir das Gebiet, innerhalb dessen ein Wissen möglich ist. Denn woher sollten wir die Wissensgründe nehmen? Unsere Vernunft gibt sie uns nicht an die Hand. Erfahrung führt uns nicht so weit. Sie beschränkt uns auf unsere Vorstellungen, sagt uns aber nicht, *was* es ist, das da vorstellt, und *was* es ist, das da vorgestellt wird. Sie kann uns nicht einmal von dem *Dasein* des Transsubjectiven überführen, geschweige denn das Letztere seinem *Wesen* nach näher bestimmen. Selbst objectiv begründete *Hypothesen* sind auf diesem Gebiet nicht möglich, weil es an objektiven Daten fehlt, die Jedem wenigstens das Zugeständniß der *Wahrscheinlichkeit* der Hypothesen abringen könnten. Alle Wahrheit, welche wir erkennen, ist nur relative Wahrheit, nur Wahrheit für uns. In das Wesen der Dinge vermögen wir nicht zu dringen; wir können uns nur zu ihnen in ein Verhältniß setzen und sie im Verhältniß zu uns, als unsere Erscheinungen, begreifen. Ohne Zweifel gibt es auch innerhalb des rechtmäßigen Gebiets der Einzelwissenschaften zahlreiche Punkte, wo wir uns jener höchsten Wahrschein-

lichkeit, welche der völligen Gewißheit gleichzustellen ist, nicht rühmen können. In vielen Fällen ist Grund zu hoffen, daß weiter fortschreitende Erfahrung uns zu sicheren Resultaten führen wird. Die Unsicherheit unserer *jetzigen* Erkenntniß ist dann nicht durch die Natur der Dinge, sondern nur durch den augenblicklichen Stand der Forschung und Erfahrung bedingt. So mag die homerische Frage vielleicht einst durch neue Funde in ein ganz neues Stadium gerückt werden. An anderen Stellen werden wir nie über Vermuthungen hinaus kommen. Sind Urkunden und Berichte von Augenzeugen über ein historisches Ereigniß zu Grunde gegangen, so wird keinem Historiker möglich sein, es mit Sicherheit zu reconstruiren. Ueberall aber, ob nun die Mangelhaftigkeit unserer Erkenntniß vorübergehender oder dauernder Natur ist, *sollen* allein die Verhältnisse des Objects, nicht die Stimmungen und Wünsche des Subjects das Urtheil beeinflussen. Mag Letzteres auf einen so geringen Grad von Gewißheit herabsinken, daß kaum mehr von Erkenntniß, sondern nur noch von leisem Vermuthen die Rede sein kann: nie und nimmer wird Glaube daraus. Selbst die gewagtesten Hypothesen sollen ihre Grundlage einzig und allein in der Wirklichkeit der Dinge, auch nicht zum kleinsten Theil in der Persönlichkeit des Forschers haben.

Es würde jedoch ein großes Mißverständniß sein, wollte man die Ausschaltung der Individualität auch auf das *Forschungsobject* ausdehnen. In jeder Art von Geschichte, die sich mit den Verhältnissen des Menschengeschlechtes beschäftigt, wäre es ein verhängnißvoller Fehler, wenn man nur sachliche Motive und logische Gesichtspunkte zur Reconstruction zuließe und das Moment der Persönlichkeit bei Seite schöbe oder erst in zweiter Linie berücksichtigte. Sachlich-moralische Gründe *sollten* allerdings im Leben entscheiden. Was aber in *Wirklichkeit* den Ausschlag gibt, sind nur zu oft persönlich-egoistische Motive, Sympathien und Antipathien, Rücksicht auf Vortheil, statt Rücksicht auf die Güte der Handlung.

Und selbst die Regel, daß die Persönlichkeit des *Forschers* gänzlich aus dem Spiel bleiben muß, erleidet eine Ausnahme wenigstens in allen den Wissenschaften, die sich mit den geistigen Beziehungen des Menschen zu einander beschäftigen. Um sich die Individualität des Andern zu erschließen, ist die eigene Individualität oft der einzige Schlüssel. Namentlich große, eigenartige Menschen können nur von congenialen Naturen wirklich begriffen werden. Doch darf die Individualität des Forschers sich nicht einmischen, um mit ihrem Wollen und Fühlen die *einzelnen* Resultate der Wissenschaft zu beeinflussen, d. h. zu fälschen, sondern nur um das Verständniß für die fremde Persönlichkeit, als *Ganzes* betrachtet, zu eröffnen. Nicht sich selbst soll man hineintragen in die fremde Individualität, sondern, der eignen Individualität bewußt, die fremde in sich wiedererzeugen. Ein gewisses subjectives Element kommt dadurch zwar in diesen Theil der Wissenschaft hinein. Doch es ist von ganz besonderer Art und auf jeden Fall nicht dem gleichzustellen, was ich als Glauben bezeichne. Die schöpferische Künstlerthätigkeit greift hier in die Wissenschaft über, mit ihr zugleich die Subjectivität und Eigenart, aus der allein ein Kunstwerk hervorgehen kann.

Von Glauben kann also in den Einzelwissenschaften nicht die Rede sein, sondern stets nur vom Wissen in seinen verschiedenen Graden, von der Gewißheit herab bis zur leisen Wahrscheinlichkeit, die kaum die Wahrscheinlichkeit des Gegentheils übertrifft.

IV.

Wo die Einzelwissenschaften ihre Grenze finden, beginnt das Gebiet der Weltanschauung. Auf ihm herrscht die Individualität, der persönliche Glaube. Jede Weltanschauung sucht das Transscendente zu bestimmen und von ihm aus die Erscheinungswelt zu deuten. Den Sinn der Letzteren will sie herausfinden. Daher ist ihre Hauptkategorie die des Zwecks.

Hier liegt der Schwerpunkt meines Aufsatzes. Seine Absicht geht dahin, das Recht des Glaubens auf die Weltanschauung darzuthun; zu zeigen, daß in ihrem Umkreise nicht in erster Linie der Intellect, sondern das Fühlen und Wollen des Menschen: sein Charakter, seine Lebensrichtung entscheiden muß und factisch entscheidet; daß es daher vergeblich ist, eine Weltanschauung beweisen oder widerlegen zu wollen.

In zwei Hauptformen tritt die Letztere auf: als „offenbarte Religion" und als Metaphysik. (Zu der Metaphysik rechne ich hier auch alle diejenigen religiösen Systeme und Ansichten, welche nicht den Anspruch erheben, auf Offenbarung gegründet zu sein.) Es ist ein Unterschied nicht des Inhalts, sondern der Form, um den es sich dabei handelt. Der Inhalt kann ganz derselbe sein. Die Offenbarungsgläubigen sind der Ansicht, daß ihnen in ihrer Religion durch übernatürlichen Einfluß eine fertige Weltanschauung übermittelt wird. Viele glauben, daß dadurch ein persönliches Formen der Lebensanschauung ausgeschlossen ist. Ich theile diese Annahme nicht. Gelingt es mir, ihre Grundlosigkeit darzuthun, so verliert die „offenbarte Religion" die Sonderstellung, welche sie beansprucht, und die späteren Ausführungen über die Weltanschauung überhaupt werden ohne Weiteres auch von ihr gelten.

Was mich persönlich betrifft, so bin ich kein Anhänger des Glaubens an eine übernatürliche Offenbarung. Ich glaube und hoffe eine Offenbarung und Selbstentfaltung des Absoluten (θεὸς) in dem All (πᾶν), welches mit dem Absoluten Eins ist. Doch liegt es mir fern, die Unmöglichkeit oder Unwirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung beweisen zu wollen. Ich würde mir damit selbst ins Gesicht schlagen. Denn der Glaube an Offenbarung ist ein Theil der Weltanschauung des Einzelnen. Nach meiner Ansicht lehren uns zahlreiche Analogien, die angebliche übernatürliche Offenbarung natürlich zu erklären. Aber keinem Gläubigen kann der Glaube widerlegt werden, daß in der Offenbarung ein einzigartiges Ereigniß vorliegt, dem gegenüber alle Analogien nicht verfangen.

Es handelt sich hier also nicht um Möglichkeit oder Unmöglichkeit des historischen Factums der Offenbarung. Ein psychologisches Factum ist es, was mich allein interessirt. Es gibt Religionen, welche behaupten, auf Offenbarung zu beruhen. Es gibt Menschen, welche von der Richtigkeit der Behauptung überzeugt sind. Ist diese Ueberzeugung ein Wissen oder ein

Glauben? Das ist die Frage. Die Antwort kann nach meiner Ansicht nur eine sein. Sie lautet: ein Glauben. Zwar sind von Alters her Versuche gemacht, die Nothwendigkeit und Thatsächlichkeit der Offenbarung streng zu beweisen. Aber mit geringer Mühe ist auch stets der Mangel an Logik und Stringenz in solchen Beweisen festgestellt worden. Noch nie ist ein Ungläubiger durch sie dahin gebracht, die Wirklichkeit der Offenbarung anzuerkennen. Höchstens mit Worten; sicher aber ohne Aenderung seiner inneren Lebensrichtung. Geschadet haben sie dagegen viel. Mancher wächst auf in der Hut eines frommen Hauses. Offenbarungsglaube ist die Luft, welche er von Kindheit an athmet. Alles, so wird er belehrt, könne streng bewiesen, die Nothwendigkeit der Offenbarung sowie ihres Inhalts könne demonstrirt werden. Er tritt hinaus in die Welt, hört andere Urtheile. Er sieht selbst die Unhaltbarkeit der Beweise ein. Und mit den Beweisen gibt er die Offenbarung preis, mit der Offenbarung ihren Inhalt, mit ihrem Inhalt den Glauben an die Sittlichkeit und die Freude am sittlichen Handeln. Vielleicht nur vorübergehend. Aber Schiffbruch hat er doch gelitten.

Die Demonstrationsversuche sind immer ein Zeichen des Epigonenthums. Kein Religionsstifter hat je versucht, seine Lehren streng zu beweisen. Aber Glauben hat jeder gefordert: völlige Hingabe des inneren Menschen, unbedingtes Vertrauen, Liebe und Treue bis in den Tod. Namentlich beim Stifter der christlichen Religion ist das persönliche Element, die innige Verbindung zwischen Gläubigem und Meister, von grundlegender Bedeutung. „Glaubst Du?" das ist stets der Refrain, nicht: „Weißt Du?" Auch nicht: „Glaube meinen Beweisen!" sondern „Glaube mir!" „Glaube an mich!" Was man zu seiner Zeit Beweise nannte: Zeichen und Wunder, schlägt er ganz gering an. Und daß auch das keine Beweise waren, zeigt das Verhalten der Pharisäer. Beweisen widersteht man nicht. Wodurch Christus wirken will, das ist allein die Macht seiner Persönlichkeit, der Herz und Gemüth gewinnende Inhalt seiner Botschaft, der Eindruck seines lautern Wollens und reinen Handelns. In ein persönliches Verhältniß zu einer heiligen Persönlichkeit soll der Gläubige treten und dadurch selbst heilig werden.

Und heutzutage? Haben achtzehn Jahrhunderte an dieser Grundthatsache des Christenthums etwas geändert? Verdunkelt, ja! aber nicht geändert. Der moderne Mensch kann nur auf eine Weise zum specifisch christlichen Offenbarungsglauben durchdringen und von ihm durchdrungen werden: er muß sein neunzehntes Jahrhundert sammt dessen philosophisch-naturwissenschaftlichen Theorien möglichst weit hinter sich lassen und sich unter die ersten Jünger mischen, mit ihnen den Spuren ihres Meisters nachgehen, mit ihnen der Macht der Persönlichkeit dessen sich hingeben, der ihnen schließlich den Ruf: „mein Herr und mein Gott!" abnöthigt. Ist Jemand so gläubig geworden, ist das neue innerliche Verhältniß, in welches er dadurch zu Christo und zu seinem Gott getreten ist, ihm erst zum Bedürfniß geworden: so wird alle Philosophie und alle Naturwissenschaft der Welt ihm diesen Glauben schwerlich je wieder entreißen. Freilich! Jedermanns Sache ist es nicht, diesen Anachronismus zu begehen und sich der Denkweise, die überall in der Luft liegt, zu

entäußern. Aber auch die feinsten Beweise würden bei ihm nicht wirken. Und auch das soll nicht gesagt sein, daß auf dem bezeichneten Wege die meisten jetzigen Christen zu Christen geworden sind. Im Gegentheil, nur eine kleine Minderzahl! Diejenigen nämlich, welche erst durch innere Kämpfe zum Offenbarungsglauben gelangt sind. Die meisten sind nur indirect zu Christo in ein persönliches Verhältniß getreten, durch Vermittelung ihrer Eltern, Lehrer, Geistlichen, Verwandten, kurz, durch Erziehung jeder Art. Sie hatten jenes Verhältniß bei den Personen, welche ihre irdischen Autoritäten waren, vor Augen, sahen seine Früchte, lernten es auch für sich wünschen und wuchsen allmählich so hinein, daß es ihnen unentbehrlich wurde. So arteten sie ihren Leitern nach.

Seit Kant und Schleiermacher hat die protestantische Theologie entschieden die Tendenz, die Innerlichkeit und persönliche Grundlage des Offenbarungsglaubens und überhaupt alles religiösen Glaubens anzuerkennen. Die Orthodoxie freilich wagt es noch nicht recht, diese Wahrheit zu der ihrigen zu machen. Ihr ist das subjective Element, welches durch die Reformation in die Kirche hineingetragen wurde, schon zu stark. Denn seine nothwendige Folge ist die historische Bibelkritik. Und wo endet diese? Würde nun gar noch die ganze Grundlage des Offenbarungsglaubens in das Belieben des Subjects verlegt, so würde — fürchtet man — das Band der Kirchengemeinschaft völlig gesprengt werden. Doch der Zwang der Thatsachen ist stärker als das Wünschen und Wollen einer Partei. Und gerade die Charaktervollsten unter den wissenschaftlich gebildeten Orthodoxen, gerade diejenigen, denen es mit dem Leben in Christo am meisten Ernst ist, erkennen bereitwillig die individuelle Natur und Grundlage alles Glaubens an.

Die „offenbarte Religion" ist also, was ihren Ueberzeugungsgrund anlangt, von sonstigen Weltanschauungen nicht unterschieden. Nicht weil der Gläubige sie für offenbart hält, ist er von der Wahrheit ihrer Lehren durchdrungen. Sondern weil sie die Welt- und Lebensanschauung bietet, welche seiner Individualität entspricht, weil er von der Persönlichkeit ihres ersten Verkündigers hingerissen wird, darum glaubt er ihm. Und weil der Religionsstifter behauptet, in besonderer Weise von Gott gesandt zu sein und in einem besonderen Verhältnisse zu ihm zu stehen, darum ist der Gläubige auch von der Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung überzeugt.

Die Individualität ist das A und O jeder Weltanschauung, also auch der *Metaphysik*. Manche Metaphysiker werden mir diese Behauptung sehr verübeln. Sie werden von Populärphilosophie sprechen und meinen, daß von Wissenschaft nicht mehr die Rede sein kann, wo einem subjectiven Factor, wie dem Glauben, eine solche Macht eingeräumt wird. Darin haben sie nun allerdings Recht. *Metaphysik ist keine Wissenschaft und kann es nie werden.* Einen subjectiven Factor dagegen bringe *ich* nicht in die Metaphysik hinein. Ich stelle nur fest, daß er *stets* den Ausschlag gegeben hat, daß aus der Individualität des Menschen heraus sich *stets* mit innerer Nothwendigkeit seine Weltanschauung entwickelt hat. Ich will nicht ein *neues* Princip einführen; ich will nur das *alte* Princip, welches immer da war, verstehen lehren.

Daß die Metaphysik keine Wissenschaft ist, das zeigt schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte. Auch in den Wissenschaften gibt es zwar Irrthümer, die von der einen Zeit als Wahrheiten verkündigt, von der anderen bekämpft werden. Aber es findet doch ein Fortschritt statt. In der Metaphysik dagegen sind wir im Grunde nicht weiter als vor zweitausend Jahren. Stets dasselbe Mancherlei von Ansichten und Ueberzeugungen! Kaum ist der Bau eines Systems vollendet, so beginnt man schon damit, ihn wieder einzureißen. So wird es stets bleiben. So lange es verschiedene Individualitäten gibt, wird die Verschiedenheit auch in ihren Weltanschauungen zum Ausdruck kommen.

Wissensgründe können, wie wir sahen, auf dem Gebiet der Weltanschauung nicht den Ausschlag geben. Es liegt jenseits der Grenzen unserer Vorstellungswelt. Keine Wissenschaft kann uns je über das Erfahrbare hinaus in das Transscendente führen. Fragen aber, die es betreffen, drängen sich fortwährend auf. Sie wollen entschieden sein und werden entschieden. *Wer* trifft die Entscheidung? Können Verstand und Vernunft es nicht aus sich heraus auf Grund objectiven Materials, so bleibt nur Eins übrig: der fühlende, wollende und handelnde Mensch gibt den Ausschlag. Ob man sich zum Atomismus oder Dynamismus, zum Materialismus oder Dualismus oder idealistischen Monismus, zum Theismus oder Deismus oder Pantheismus bekennt, ob man eine persönliche Fortdauer nach dem Tode, ob man eine Entwicklung der Welt und der Menschheit annimmt, welches Ziel man dieser Entwicklung setzt, welchen Sinn man aus den Dingen heraus oder in sie hinein liest, wie man es erklärt, daß sie gerade *so* sind; wie sie sind: das bestimmt schließlich nicht der Intellect, sondern die ganze Persönlichkeit mit ihrem besonderen Charakter, ihren Bedürfnissen und Wünschen, mit ihrer ganzen Geistesrichtung und Lebenstendenz. Der Intellect allein kann nicht entscheiden, aus Mangel an objectiven Daten. Käme es nur auf *ihn* an, so müßten alle jene Fragen als unlösbar bei Seite gestellt oder, wenn discutirt, wenigstens offen gelassen werden. Aber es gibt eben andere Momente in unserer Natur, welche das nicht dulden. Es sind *die* Factoren, welche unserer geistigen Constitution ihr eigenthümliches Gepräge geben. *Sie* verlangen gebieterisch eine Lösung der Probleme, und zwar eine Lösung ihren Bedürfnissen und Wünschen gemäß. *Sie* zwingen uns, die Lücken auszufüllen, welche die Erfahrung läßt.

Den meisten Menschen ist ihre Weltanschauung nicht nur ein idyllisches Träumen in müßigen Stunden; nicht nur ein Arkadien, in das man sich aus dem Getriebe der Welt gern zurückzieht. Einen Halt verlangen sie von ihr in dem Kampf ums Dasein. Balsam soll sie sein für die Wunden, welche das Leben schlug. Denn Leben heißt Kämpfer sein. In Erwartung der Paradiesesfreuden suchte einst der fanatisirte Muselmann den Tod. Der Glaube an einen lebendigen Gott, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte fällt, die Hoffnung einer künftigen Herrlichkeit, der gegenüber alle Leiden dieser Zeit für nichts zu achten sind, waren schon manches schwerbeladenen Mannes, mancher gramgebeugten Frau einziger Trost und Halt.

Der Mann in der Blüthe seiner Jahre glaubt ewige Fortdauer, weil er Schaffenslust und Schöpferkraft in sich fühlt, um Jahrhunderte auszufüllen, weil er seine Arbeit und sein Werk liebt und um ihretwillen auch das Leben, weil er nicht *will*, daß sein Dasein und mit ihm sein Wirken einst ganz aufhöre. Und derselbe Mann: vierzig, fünfzig Jahre später? Wohlbetagt und lebenssatt, durchdrungen von der Nichtigkeit des Lebens und noch mehr von der Eitelkeit alles menschlichen Thuns, mag er nur *ein* Bedürfniß, nur *einen* Wunsch kennen: zu ruhen und immer zu ruhen, zurückzukehren in das All, dem er entstammt, ohne Persönlichkeit, ohne Bewußtsein.

Wohin man blickt auf diesem Gebiet — überall dasselbe Schauspiel. Der individuelle Charakter, Anlagen, persönliche Erlebnisse, Erziehung, Gefühle, Wünsche, Bedürfnisse geben den Ausschlag. Nicht die *Vernunft*, wie Kant meinte, treibt uns immer wieder zu Speculationen über das Wesen des Transscendenten, sondern unser *Herz*. Der Intellect schafft nur die Bausteine herbei; ein Anderer, Höherer sucht die ihm passenden aus und fügt sie zu einer Weltanschauung zusammen. Das Handwerksmäßige mag auch dabei der Intellect besorgen. Plan und Idee des Baues sind nicht sein.

In jeder Weltanschauung bildet eine ganze Reihe von Werthurtheilen die Grundlage. Man sollte eigentlich nie sagen: „So ist der Grund und das wahre Wesen der Dinge beschaffen", sondern: „So sollte es sein; so muß es sein, wenn es Werth für mich haben soll. Dieses oder Jenes ist das für mich allein Werthvolle; darum soll es auch das Ziel der Weltentwicklung sein und durch die Weltentwicklung als das wahrhaft Werthvolle sich herausstellen." Die Persönlichkeit macht den Maßstab und legt ihn an die Dinge. Der Verstand sucht die Dinge zu rechtfertigen — eine Art Kosmodicee — und nachzuweisen, daß sie den Anforderungen, welche Gefühl und Wille an sie stellen, entsprechen. Was diese in sie hinein lasen, sucht er aus ihnen heraus zu lesen.

Natürlich darf den sicheren Resultaten der Einzelwissenschaften nicht widersprochen werden. Die Letzteren haben aber gerade an den Punkten, welche im Kampf um die Weltanschauung in Frage kommen, keine *Resultate* aufzuweisen. Die Erkenntniß der Formen, in welchen das Unbekannte handelt, vermag uns nie sichere Auskunft zu geben über sein Wesen. Man kann zwar Schlüsse ziehen aus einem Gebiet auf das andere, aber nur ungewisse. Für jede der verschiedenen Weltanschauungen lassen sich Gründe beibringen, für jede Gegengründe. *Gewerthet* werden die Gründe von der ganzen *Persönlichkeit*. Nur durch die Letztere erhalten sie ihre Beweiskraft für dieses oder jenes bestimmte Individuum. Sache des *Verstandes* ist es, sie hervorzusuchen und ins beste Licht zu stellen, die Gegengründe zu entkräften oder, mit anderen Worten: die von dem ganzen Individuum gewählte Position zu vertheidigen. Man verstehe mich nicht falsch! Was ich will, ist nicht eine „doppelte Buchhaltung", wie Lotze sie einst Rud. Wagner vorwarf. Es soll nicht für den Glauben wahr sein, was für das Wissen falsch ist. Sondern über *die* Punkte, welche für den Glauben wahr sind, kann das Wissen überhaupt keine Entscheidung treffen. Es handelt sich um die principielle Trennung zweier ganz verschiedener Gebiete. Auf dem einen ist objectives Wissen möglich von

höherem oder niederem Grade, nur der Intellect hat hier das Wort. Auf dem andern, welches an keiner Stelle in das andere übergreift, entscheiden subjective Factoren, weil objective Grundlagen fehlen. Den Einfluß jener leugnen heißt: den Thatsachen Gewalt anthun; ihn ausschließen: Unmögliches versuchen; den Versuch als gelungen ansehen: sich selbst betrügen.

Was von dem Entstehen der Weltanschauung gilt, das gilt natürlich auch von aller Beurtheilung, bei welcher die Weltanschauung eine maßgebende Rolle spielt, d. h. von der philosophischen Betrachtung der Geschichte. Solange die letztere nur das Werden der Ereignisse zu reconstruiren und die mitwirkenden Kräfte nachzuweisen sucht, solange ist sie Einzelwissenschaft und als solche (sieht man von dem Problem des allgemeinen Causalzusammenhanges ab) nur der Herrschaft des Intellects unterworfen. Die Persönlichkeit hat zu schweigen. Nicht das Werthvolle soll bestimmt werden. Man will allein das Wirkliche und sein Werden begreifen.

Anders, sobald es sich um Ziele und eine auf das Ziel hinstrebende Entwicklung handelt. Ziele werden nie gefunden, sie werden gesetzt. Sie entspringen auch nicht aus dem Intellect, sondern spiegeln den ganzen Charakter der Persönlichkeit wider, welche sie setzte. Was dem Denker das Höchste ist, das soll auch die Geschichte als solches bewähren.

Zwar: die Geschichtsphilosophen aller Zeiten und Parteien haben das Gegentheil behauptet. Nur aus der Geschichte wollen sie die Ideen genommen haben, nach welchen sie die Geschichte beurtheilen. Sie selbst soll dem sinnenden Geiste ihre Ziele offenbaren, ihm den Maßstab der Beurtheilung an die Hand geben. Aber wie viele Geschichtsphilosophien sind schon aufgestellt! wie widersprechende! Wie merkt man ihnen allen die Individualität des Philosophen, seine Zeit, seine Parteistellung an! Auch hier gilt es, der Wahrheit die Ehre zu geben und die Beschränktheit der Geschichte als Wissenschaft einzugestehen. Nie vermag sie über das „Wie?" der Ereignisse hinauszudringen. Nie kann sie *Wissen* erwerben und mittheilen über das letzte Ziel der Entwicklung und den tieferen Sinn der einzelnen Entwicklungsstufen.

Jetzt sind wir im Stande, die oben (S. 8) aufgeworfenen Fragen befriedigend zu beantworten. Durch die Einsicht, daß jenseits der Grenze der Einzelwissenschaften ein Glaubensgebiet liegt, in welchem subjective Factoren entscheiden, wird der alte Streit zwischen Glauben und Wissen endgültig beigelegt. Ohne diese Einsicht wohl kurzer Waffenstillstand, aber kein „ewiger Friede". Jede Einseitigkeit rächt sich schwer. Sollten die Einzelwissenschaften es heutzutage ernstlich versuchen, das Recht auf Glauben zu verkümmern, sollte es ihnen noch einmal gelingen, innerhalb des Glaubensgebietes eine Gewaltherrschaft zu errichten und Sätze von *angeblich* apodictischer Gewißheit für dasselbe zu decretiren, so würde das scheinbar ein großer Erfolg sein, — aber nur ein vorübergehender. Die Vergeltung würde nicht ausbleiben. Jene Sätze, in *Wirklichkeit* nichts als Glaubensansichten, hätten nur für eine bestimmte Art von Individualitäten Geltung. Zwar, zu einer *gewissen* Zeit könnte diese Art sehr wohl die große Majorität eines Volkes oder gar der gebildeten Welt ausmachen. Doch der Rückschlag würde bald erfolgen.

Die unterdrückten Individualitäten empören sich, sie fordern Entwicklungsfreiheit. Die geistige Fluthwelle strömt zurück, und, nicht zufrieden damit, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, braust sie auch über das Wissensgebiet dahin. In welcher Weise sich Uebergewicht und Uebergriffe des Glaubens äußern würden — Niemand vermag es zu sagen. Aber ausbleiben würden sie nicht. Das lehrt — nicht etwa eine Philosophie der Geschichte, welche in dem Ausgleich zwischen Glauben und Wissen ein Ziel der Geschichte erblickt — das lehren die Thatsachen der Vergangenheit. Und der Strömung würde wieder die Gegenströmung folgen, dieser jene — ein endloser Kampf, den nur die principielle Scheidung zwischen Wissen und Glauben beenden kann. Umgekehrt: wer diese Scheidung für sich vollzogen hat, wird auf das Sorgsamste bemüht sein, allen Einfluß der subjectiven Factoren aus dem Wissensgebiete fern zu halten. Er hat einen Blick hinter die Coulissen gethan und erkannt, welche Macht Persönlichkeit, Gefühl und Wille haben. Er weiß aus Erfahrung, wie gern die subjectiven Factoren sich in das Gewand objectiven Wissens hüllen und wie leicht ihnen die Täuschung gelingt. Der Wissensstolze dagegen meint alles Subjective auszuscheiden und fällt gerade dadurch der Täuschung anheim. Sein eignes Glauben hält er für Wissen, fremdes Glauben für Unwissenheit oder gar Thorheit. Jenes soll eine Frucht der Erfahrung sein. Um es aber in ihr zu finden, muß er die Wirklichkeit seinerseits erst construiren. Und wo willkürliche Construction ist, da ist keine Wissenschaft.

Aber noch mehr! Wer jene Scheidung vollzogen hat, für den gibt es nicht nur zwischen Wissen und Glauben keinen Conflict; er wird auch allen Kampf auf dem Glaubensgebiet vermeiden. Nie kann es ihm einfallen, daselbst zu „beweisen“ und zu „widerlegen“, zu verfluchen und alleinseligmachende Lehren zu verkünden, allgemeine Anerkennung zu erzwingen, statt Zustimmung Gleichgesinnter zu erhoffen. Hätte man allgemein den besonderen Charakter jener Probleme erkannt, so könnte ein gut Theil Polemik aus den metaphysischen Untersuchungen verschwinden. Man würde wissen, daß es verlorene Liebesmühe ist, Glaubensüberzeugungen dem Gegner andemonstriren zu wollen. Jeder möge Jedem seinen Glauben lassen! Wir Philosophen den Theologen, sie aber auch uns! Man beschränke sich darauf, ohne absprechenden Stolz und ohne Aufdringlichkeit im Beweisen, sachlich und ruhig seine Ansichten zu erörtern, in der Hoffnung, die Darlegung werde ähnlich gestimmte Naturen erfreuen und gewinnen.

Ich bin jedoch durchaus nicht der Ansicht, daß Alles, was es heutzutage an Glaubensüberzeugungen gibt, stets dieselbe Verbreitung haben wird. Im Gegentheil wird man hoffen dürfen, daß später manches davon allgemein als Vorurtheil anerkannt wird. Die Geschichte der religiösen Ansichten und die Entwicklung der Naturwissenschaft zeigt, daß man sich immer mehr damit befreundet, überall natürliches Geschehen zu erblicken und Analogieschlüssen kein Gebiet vorzuenthalten. Auf wunderbare Gebetserhörungen, auf besondere „Fügungen“, auf übernatürliche Eingriffe des Unendlichen in das Endliche. Einzelnen zu Liebe und zu Leide, verzichtend, wird man um so mehr danach

trachten, Alles sub specie aeternitatis anzuschauen und, dem Nothwendigen nicht widerstrebend, tief und sicher im Unendlichen wurzelnd (wie verschieden man es sich denke), Freuden und Schmerzen des Weltlaufs gefaßt zu ertragen. Statt Unmögliches zu wünschen, wird man suchen, sich dem Gegebenen, das Gegebene sich anzupassen. Einsicht in die Nothwendigkeit und Einordnung in den großen Zusammenhang des Ganzen gibt dem Manne (nicht zwar der Memme!) Muth und Entschlossenheit, ruhige Entsagung und demüthige Ergebung. Doch man denke nicht, daß ein solcher Wechsel der Glaubensüberzeugungen durch Reden und Beweisen, durch einen bloß intellectuellen Zwang, ausgeübt auf die *Gläubigen*, zu Stande gebracht werden kann. Aenderung des Glaubens bedeutet zugleich Aenderung der Lebensrichtung. Die subjectiven Grundlagen alles Glaubens: Charakter, Wollen, Fühlen, müssen zunächst umgestaltet werden, bevor der Glaube ein anderer werden kann. Jenes geschieht durch allmähliche Wandlung des Zeitcharakters, durch ebenso allmähliche Wandlung gewisser erblicher Charakterdispositionen, durch die Einwirkungen des Lebens, Vorbild, persönlichen Einfluß, Erziehung. Bevor der Intellect gezwungen werden kann, gewisse Consequenzen als nothwendig anzuerkennen, muß der Charakter willig gemacht werden, sie zu ziehen, der Wille fähig, sie zu ertragen. Eines der qualvollsten Schauspiele bietet ein schwacher Mensch, der, seines Glaubens nicht völlig sicher, dem Intellect Zugeständnisse entreißen läßt, welche seiner Individualität zuwider sind. Zwischen vermeintlichen nothwendigen Verstandesfolgerungen und noch stärker zwingenden persönlichen Bedürfnissen hin- und hergezerrt, geht er an innerem Zwiespalt jämmerlich zu Grunde.

* * *

Ich kehre zu meinem Ausgangspunkt zurück und wiederhole die Frage: Ist irgend ein Mensch im Stande, mit seinem Wissen auszukommen und sich dem Glauben völlig zu versagen? Nach dem Vorhergehenden kann über die Antwort kein Zweifel sein. *Theoretisch* ist es gewiß möglich. Wenn er nämlich des Wissens Grenzen anerkennt, auf Glauben aber gänzlich verzichtet. Ob Jemand das *praktisch* durchzuführen vermag? Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall sind es Ausnahmemenschen. Die Meisten täuschen sich über sich selbst. Sie glauben, frei zu sein von aller Metaphysik, und stecken doch mitten drin. Comte und seine Anhänger bieten dafür ein lehrreiches Beispiel.

Wer auf jene Ausnahmestellung Anspruch macht, müßte sich jeder Ansicht über das Transscendente enthalten. Wollte er es leugnen, so würde eben dieser Unglaube sein Glaube sein. Er müßte darauf verzichten, Sinn in den Dingen, Sinn in der Geschichte zu suchen. Was vor der schärfsten Prüfung des Verstandes als *Wissen* nicht Stand hält, müßte er bei Seite werfen, zu stolz, sich *selbst* in die Dinge zu tragen. Vereinzelt mag es solche *Männer* geben. Stark-geistige Naturen müssen es sein, die ihren Halt ganz in sich selbst finden, die keiner Hoffnung, keines Balsams bedürfen, den die Erfahrung nicht reicht. Der Drang zum Handeln ist in ihnen so mächtig, daß sie zum Träumen einer Weltanschauung keine Zeit und keinen Trieb haben.

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Ein Frühvollendeter.

I.

Es war ein schöner Morgen im October 1895, als ich, nach vielen Jahren zum ersten Male, mich wieder in London fand. Eine bleiche Herbstsonne schien durch den Nebel und die Bäume des Hofes in das Zimmer des altmodischen Hauses — einst, im vorigen Jahrhundert das Stadthaus der Grafen von Burlington und nunmehr ein Hôtel — in welchem wir Wohnung genommen hatten. Es war die Gegend, in der ich selber ehedem mich so gern getummelt hatte, voll von Erinnerungen an die Zeit der George, die so bunt, so lustig und abenteuerlich, und ebenso voll, ich möchte sagen von den Fußspuren meiner eigenen Vergangenheit. Der dumpfe Lärm der gewaltigen Stadt, der niemals schweigt und keinen Augenblick geschwiegen hat in all' den Jahren, seit ich fort war, klang von fern herein, begleitet von einer jener Drehorgeln, die noch unverändert, wie damals, das Lied aus der „Traviata" spielten. Wundersame Täuschung! Mir war, ich sei wieder der junge Mensch, dem London eine zweite Heimath geworden, in der ersten vollen Empfindung der Freiheit, mit einer neuen, großen Welt um mich und dem ganzen Leben noch vor mir.

Und ich kann nicht einmal sagen, daß ich mir fremd vorkam in der alten Umgebung. Nachdem ich mit einer gewissen Bangigkeit den ersten Schritt hinaus gethan und die erste Scheu überwunden, hatte jede dieser fashionablen Straßen, dieser aristokratischen Squares, dieser weiten Parks, umsäumt von den Reihen historischer Paläste — hatte jeder dieser räucherigen Winkel in den Nebengassen, wo die Pracht ehemaliger Zeiten heut als Trödel feilgeboten wird, mir etwas zu sagen — Stimmen der Vergangenheit, wie jenes Orgellied, aber so voll süßen Zaubers, wie das dumpfe lockende Brausen und Branden aus der Ferne. Noch einmal gelüstete mich, in diesen Ocean menschlichen Lebens unterzutauchen, ein Unbekannter, wie damals, der an jedem Morgen mit der Begierde nach Neuem erwachte. Das lag nun Alles hinter

mir, weit, weit, wie die Ewigkeit selber. Was einst Sehnsucht gewesen, hatte sich in Wehmuth verwandelt; sie war mit mir, ob ich vom Dach eines Omnibus hinab in den endlosen Strom von Menschen und Wagen in Strand und Fleetstreet, oder aus dem stillen Tempelgarten auf den sonneschillernden Spiegel der Themse blickte. Mitten in dem unbeschreiblichen Gewühl von Cheapside und am hellen Mittag ging ich wie im Traume, und Schatten gingen neben mir; sie folgten mir, als ich aus dem Sonnenschein in die Dämmerung der Guildhall trat, um nach alter Gewohnheit die hölzernen Riesen Gog und Magog, die beiden Schutzpatrone der „City", zu begrüßen, und sie verließen mich nicht, als ich mich, diesen Würdigen fast gegenüber und innerhalb des Klanges der Bowglocken, bei Pym, dem alten trefflichen, nur in seinem Aeußern ein wenig veränderten Pym, vor einer Schüssel mit Austern und einem Zinnkrug mit schäumendem Half-and-Half niedersetzte.

Wie oft hat er hier neben mir gesessen, an dieser identischen Stelle, der Eine von Denen, die jetzt nur noch Schatten sind. Er war um nicht ganz zwei Jahre mein Aelterer und auch erst kurze Zeit in London, als wir uns kennen lernten. Sein ganzes Herz hing damals noch an Berlin, von dessen Universität, nach kaum vollendeten Studien, sein Los ihn nach England führte, zu dem er nur sehr allmählich in ein inneres Verhältniß kam, und das auch ihm, dem „foreigner", im Anfang und noch recht lange nachher kalt gegenüber stand, bis er plötzlich dort zu einem literarischen Ruhme gelangte, der ihn zu einer Tagesgröße machte und auch heute, nachdem bald ein Vierteljahrhundert über sein frühes Grab dahingegangen sein wird, nicht völlig vergessen ist. Eine zarte, feine Gestalt, war er von der äußersten Beweglichkeit des Geistes und der Phantasie, voll sprudelnden Witzes, eine durchaus poetische Natur, dabei sehr kenntnißreich und Alles zusammen einer der anregendsten Gesellschafter, die man sich denken kann. Er besaß ein kindlich reines Gemüth, das in voller Harmlosigkeit an allen Dingen sogleich eine komische Seite fand; sein Lachen war unwiderstehlich und das beste Mittel, Andere lachen zu machen. Er war hinreißend in seiner Fröhlichkeit, und mit so viel seltenen Eigenschaften und Gaben verband er den Ernst der Arbeit, den eisernen Fleiß, wenn es darauf ankam, und mit dem unermüdlichen Streben auch das Geschick, sich vorwärts und in die Höhe zu bringen. Als ich ihn zuerst noch in der Dunkelheit und Dürftigkeit traf, sprach er schon fließend englisch, nach ein paar Jahren schrieb er es so gut und idiomatisch, daß er Mitarbeiter der angesehensten Londoner Zeitschriften und Zeitungen ward, und der Tag seines Triumphes war vielleicht der, wo er, der ohne Namen Eingewanderte, nach sechzehn Jahren rastlosen Kämpfens, als Redner vor Englands erster wissenschaftlicher Vereinigung, der „Royal Institution" in Albemarle Street, auftreten durfte. Doch vergaß er seiner Muttersprache so wenig, als er die Liebe zu seinem deutschen Vaterlande bis zu seinem letzten Hauche je verleugnet hat; sie war es, an der wir einander erkannt haben, als wir beide, Fremdlinge noch in dieser ungeheuren Stadt, uns wie Wandrer in der Wüste begegnet sind. Wenig von dem, was er deutsch geschrieben hat, ist gedruckt worden, aber in seinen zahlreichen, an mich gerichteten Briefen, welche die ganze Zeit von 1856 bis dicht

vor seinem Ende, 1873, umfassen, liegt ein solcher Schatz von Humor und treffenden Bemerkungen über alle möglichen Menschen und Dinge, daß ich nur ungern, wiewohl aus Gründen, die man verstehen wird, darauf verzichte, sie hier in ihrem ganzen Umfange und vollem Wortlaut mitzutheilen. Einzelne Stellen jedoch, die vielleicht weiterhin wiederzugeben sind, werden zeigen, ob ich zu viel von diesem Freunde meiner Jugend gesagt habe, von dessen Dasein die meisten meiner Lehrer hier wohl zuerst erfahren werden, der aber so eng mit meiner Londoner Zeit und insbesondere meinen Erinnerungen an Ferdinand Freiligrath verknüpft ist, daß ich den Einen vom Andern nicht trennen und von diesem nicht sprechen kann, ohne jenes zu gedenken, der dem deutschen Dichter im Exil ebenso theuer war wie mir, und durch den scherzhaften Zug seines Wesens nicht wenig dazu beitrug, unserem Verkehr ein sehr eigenartiges Gepräge zu geben. Er war ein Schlesier, aus Neiße gebürtig und hieß Emanuel Deutsch.

Es verlangte mich, alle die Stätten noch einmal zu sehen, an denen ich mit ihm glücklich — oder auch unglücklich gewesen bin; denn Sturm und Sonnenschein wechseln so rasch in den Tagen der Jugend! Sie hatten sich sämmtlich, so viel ihrer waren, meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt; ich hätte sie mögen im Dunkeln finden. Und doch, wie ganz anders blickten sie mich jetzt an, wie verwacht und übernächtig. Ich brauchte nur Regent-street zu kreuzen, da, wo diese noch immer glänzendste Straße Londons in stolzen Halbbögen sich zum Quadrant hinzieht, und durch einen Säulenporticus kam ich, völlig unvermittelt aus allem Glanz und aller Pracht, in das armselige Hintergäßchen Lower St. John Street, und nach abermals ein paar Schritten war ich in Golden Square. Wie bekannt erschien mir Alles und doch wie fremd geworden! In der Mitte der umgitterte Rasen, vergilbt, wie schon damals, im welken Gebüsch das kümmerliche Standbild Georg's II., schwarz von hundertjährigem Ruß und ringsum, heruntergekommen und verwittert, die Häuser, in denen einst, zur Zeit der Königin Anna, die Großen, die Vornehmen und die Berühmten residirt: Lord Bolingbroke, der Freund Pope's und Mrs. Cibber, die Freundin Lord Peterborough's — die Scene von Tobias Smollett's „Humphrey Clinker" und der viel traurigeren Herzensgeschichte von Angelica Kauffmann. Von allen Londoner Squares ist mir der unvergeßlichste dieser, von welchem schon Dickens (auf den ersten Seiten von „Nicholas Nickleby") vor fünfzig Jahren gesagt hat: „er ist einer von den Squares, die gewesen sind; ein Quartier der Stadt, das niedergegangen ist in der Welt und jetzt zum Vermiethen möblirter Wohnungen gegriffen hat." Ich fand den Square und seine Nachbarschaft noch ganz so, wie Dickens ihn geschildert. „Schnupftabak und Cigarren und deutsche Pfeifen und Flöten und Violinen und Violincellos theilen dort die Herrschaft unter sich. Es ist die Region des Gesangs und des Rauches. Straßenmusikanten thun ihr Bestes in Golden Square, und wanderdne Chorsänger tremoliren unwillkürlich, wenn sie ihre Stimmen innerhalb seiner Grenzen erheben." Aber das war es eben, was mich so mächtig anzog: diese Lustigkeit, die schließlich doch nur ein Klagelied über den Wandel der Dinge ist; dieses Zigeunerthum

von heute, das tausend Illusionen von der Schönheit und dem Leichtsinn längst vergangener Zeiten in mir wach rief, mich mit dem Gefühl ihrer Nähe gleichsam erfüllte und Theil nehmen ließ an ihren Freuden und Abenteuern. Welch sommerliche Frühstunden, wenn ich nach langer Seefahrt hier in dem kleinen Schweizer Hôtel landete, von Deutsch erwartet und mit ihm vereint zum ersten, köstlichen „breakfast“ schreitend! Und hier gegenüber, in dem jetzt mir so traurig scheinenden Hause, hinter jenen tiefen, schmalen Schiebefenstern, welche Monate voll ewiger Bewegung; und welch harmlose Symposien dort in jenem Hause, dem zweiten in Lower St. John Street, dem mit dem Schusterladen unten! Die Herrlichkeit, mit heutigen Augen betrachtet, war nicht groß; aber überall kam uns die Poesie zu Hülfe — sogar der Aufseher des Squares war eine classische Figur: er war der letzte von Lord Byron's überlebenden Dienern und hatte Shelley noch gekannt.

Aber lieb wie diese Gegend mir einst gewesen, eine war mir noch theurer: die des British Museum. Denn in ihr begann ich mein Londoner Leben, und stets auch ist sie sein Mittelpunkt geblieben. Wie klopfte mir mein Herz, als ich nun von Oxfordstreet den Seitenweg durch die kleine Hannawaystreet einschlug, den ich in jener Zeit unzähligemal gegangen — mir schienen noch dieselben alten Stiche in denselben blindgewordenen Rahmen an denselben staubigen Fenstern zu hängen; als ich den fast uferlosen Tottenham Court Road überschritt und dann, in Great Russelstreet einbiegend, alsbald das kupferfarbene Gitter mit den vergoldeten Spitzen von ferne sah. Mir war beklommen zu Sinn, wie wenn ich einem Verhängniß entgegen ginge; Nichts war verändert und Alles doch anders geworden. Am Eingang blieb ich stehen, als ob Emanuel Deutsch heraustreten müsse, hier, wo ich ihn so oft erwartet. Auf dem weiten Hofe flatterten noch die Tauben. Aber fremde Menschen gingen ein und aus, und ich sah mich selber wieder, wie ich an jenem Herbsttage vor neununddreißig Jahren zuerst diese Treppen emporgestiegen war. Keiner von den Beamten kannte mich mehr, und ich kannte keinen. Ich wanderte durch die Galerien, voll von dem edlen Marmor griechischen Alterthums, wie von den riesenhaft phantastischen Gebilden Babylons, Assyriens und Aegyptens. Auch hier, vor seiner geliebten Townley-Venus, hatten Deutsch und ich uns oft ein Rendez-vous gegeben. Denn ob ihn gleich seine Studien und sein Beruf zu den Semiten des Orients führten, so lebte seine Seele doch unter den Göttern Griechenlands, und kein Tag verging, an dem er nach der Arbeit nicht einen andächtigen Blick auf diese hier geworfen hätte. Weiterschreitend erbauten wir uns dann an den langen Armen und Knebelbärten seiner eigentlichen Freunde, der gewaltigen Herrscher des Morgenlandes. Sie standen noch da, stumpf und starr, mit dem verbindlichen Lächeln, das ihr groteskes Antlitz ziert; aber kein übermüthiges Scherzwort über sie drang jetzt an mein Ohr. In dem hohen Lesedom, diesem prächtigsten und größten Bibliothekssaal der Welt, gab es mir eine sehr schmerzliche Empfindung, als einer der „attendants“ mich — übrigens durchaus höflich — daran erinnerte, daß ich als „visitor“ nicht über den Glasschirm an der Thür hinausgehen dürfe, nachdem ich mich schon ganz wieder wie früher hier gefühlt, in den mächtigen Regalen die wohlbekannten

„books of reference“ gemustert, die schönen, mit rothem Leder gepolsterten Sessel vor den Schreibpulten berührt und eben im Begriff war, einen Band des neuen Katalogs (an dem Deutsch so viele Jahre mitgearbeitet) aus der Repositur herauszunehmen. Einst ein Einheimischer, war ich auch hier heut ein Fremder.

Hier, um das Museum herum, weiß ich besser Bescheid, als vielleicht mancher geborene Londoner selber. Denn wie viele, wie unendlich viele Male bin ich durch diese Straßen und über diese Plätze gekommen. Ich erinnere mich sogar des Tages, wo der herrliche Kuppelsaal, jetzt der Stolz dieses großen Pantheons aller Wissenschaften, noch nicht war und der Eintritt in das damalige, ziemlich beschränkte dunkle Lesezimmer nicht durch das Hauptportal in Great Russelstreet, sondern durch eine Hinterthür in einer Seitenstraße, Montaguestreet, stattfand. Hier lagen die Wurzeln meiner Londoner Existenz, das, was sie für mein ganzes kommendes Leben so bedeutungsvoll gemacht hat; hier habe ich den Freund gefunden, dessen Hand mich, nach vielen Irrwegen, auf den rechten geleitet, mit dessen Augen ich die Welt betrachten und sehr viel Neues, Großes, Schönes in ihr entdecken lernte. Hier haben wir zusammen geschwärmt und gelacht, hier aber auch Ernstes gedacht, gesprochen, gearbeitet, mit einem stärkeren Gefühl der Verantwortlichkeit, als ich es je vordem gekannt, hier, an der Ecke von Tavistockstreet, in dem Hause, das heute noch steht, wie es damals stand, mit den drei Fenstern unten, wo mein Freund über mächtigen arabischen oder hebräischen Folianten saß und den drei Fenstern oben, wo ich oft in der Nacht, spät heimkehrend, mit Thackerays „English Humourists“ oder einem Liede von Thomas Moore den bewegten Tag schloß. Immer, wenn ich wieder nach London kam und mir eine Wohnung genommen hatte, zog Deutsch gleichfalls in dasselbe Haus zu mir oder dicht daneben. So wohnten wir einmal einen Sommer lang in Alfred Place, einer jener eigenthümlichen kleinen Straßen, die von zwei halbmondförmigen Plätzen, Crescents genannt, am oberen und unteren ihrer Enden eingefaßt werden. Wiewohl die riesige Verbindungsader zwischen Oxfordstreet und dem Norden Londons, der Tottenham Court Road, sich an der Rückseite von Alfred Place dahinzieht, war es hier doch so still, daß wir selbst bei Nacht das nimmer rastende Wagengeroll nur wie das einschläfernde Geräusch des Meeres vernahmen; still auch war es auf der Straße selbst, bis auf die frühen Rufe des Milch- und Gemüsemannes und des Mannes mit der Wasserkresse, bis auf die zwei stets willkommenen Schläge mit dem Thürklopfer, „the postman's knock“, die den Briefträger ankündigten, und das oft unterbrochene Spiel des Orgelmanns, der gegen Abend erschien; still war es in den beiden Crescents, wo Kugelakazien vor den Häusern standen und ein paar Beete grünten.

Noch einmal wollt' ich den Weg gehen, den ich mit Deutsch so manchmal gegangen, wenn wir nach vollbrachtem Tagewerk aus dem kleinen deutschen Speisehaus zurückkehrten, in welchem damals in einem Hinterzimmer, so dunkel, daß auch am Tage Gas darin brannte, die weniger Bemittelten unserer politischen Flüchtlinge zu diniren pflegten, sich an den heimathlichen Leckerbissen, wenn es solche gab, erlabten und dazu die deutschen Zeitungen lasen. Wir, obwohl glück-

licher Weise keine Verbannte, sympathisirten doch sehr mit diesen Männern, diesen Achtundvierzigern, deren ich einige nach der erfolgten Amnestie von 1860 wieder in Berlin traf, und sie fanden ihrerseits Gefallen an den beiden jungen Landsleuten, die sich's für wenig Geld in ihrer Gesellschaft so wohl sein ließen. Es war in Upper St. Martin's Lane, hinter der National-Gallery, und über Trafalgar-Square, da, wo heute die gewaltigen Durchbrüche von Charing Croß Road und Shaftesbury Avenue ganz neue Verkehrswege geschaffen haben. Das Haus unseres Speisewirthes, obschon dieser daraus verschwunden, mit „Aldridge's" Reitinstitut gegenüber, fand ich wohl noch; dann aber kam ich in eine mir völlig unbekannte Region. Wo vormals das dunstige Häusergewirr von Seven Dials gewesen, zu meiner Zeit berühmt als das Hauptquartier der Orgelspieler und Straßensänger von ganz London und weithin schon erkennbar an den vermischten Gerüchen von Vögeln, Kaninchen und ranzigen Fischen, da kreuzten sich diese beiden neuen Straßenzüge jetzt an einem ungeheuer großen Platz mit einem ungeheuer großen Theater, mit palastartigen Bauten, in einem neuen Baustile, bis zu fünf Stock hoch, auf beiden Seiten und in schnurgerader Linie von Charing Croß nach Oxfordstreet reichend, wo noch oben, aus einer Seitenöffnung, die rostig gewordenen Bäume von Soho Square hervorlugen. Die kannte ich noch, die waren schon da vor Jahren, als ich das Standbild Karl's II. betrachtete, das in der Mitte dieses Squares steht, und das Haus seines unglücklichen Sohnes, des Herzogs von Monmouth suchte, der bis zu seinem Aufstand und seiner Hinrichtung hier residirte. Hier denn bin ich wieder auf festem Grund und Boden und dort, drüben in Oxfordstreet, sind Mudie's, die großen Mudie's der Circulating Library, und weiter unten Parkin's und Gotto's, die nicht minder großen Papierhändler, meine Landmarken. Zwar sind die Läden geschlossen, denn es ist Sonntag; der langweilige englische Sonntag, den wir in unserer jugendlichen Ungeduld so oft verwünschten. Jetzt scheint er die feierliche Stille zu erhöhen, die mich auf meiner Wanderung umgibt; kaum ein verspäteter Spaziergänger — denn der Abend sinkt herab — stört mich in meinen Gedanken oder verscheucht die Bilder, die sie hervorrufen. Schweigsam in Zwielicht gehüllt ist Bloomsbury, das wir so manchesmal hinabgeeilt, und jetzt bin ich auf Alfred Place. Kein Mensch ist zu sehen und zu hören; er liegt wie todt und ausgestorben in der Dämmerung — mir aber ist, als ob ich derselbe noch sei, wie vor unaussprechlich langer Zeit, als sollte ich in eines der Häuser gehen, in das Zimmer zu ebener Erde treten, und eine schwindelerregende Hallucination ergreift mich, und ich bedecke mit beiden Händen meine Augen . . . .

Mit dem neuen Montag erwacht das Leben wieder in London, und ich gedenke wohl noch, mit welcher Ungeduld wir ihn jedesmal erwarteten nach der völligen Abgeschiedenheit des Sonntags, an dem es keine Zeitungen, keine Briefe, keine Musik und keinen Straßenlärm gab, an dem die Museen, die Theater und die Wirthshäuser geschlossen waren und jedes Band mit der Außenwelt wie abgeschnitten. Wenn wir aber am folgenden Morgen acht Uhr den Postmann wieder hörten, wie er, von Haus zu Haus die Runde machend, endlich auch an das unsere kam, dann hatten wir die Gewißheit,

daß uns Alles aufs Neue geschenkt worden, und wir fühlten uns reich mit der ganzen Woche noch frisch vor uns. Auch heute war es ein Montag, aber er hatte von allen Schätzen der Jugend mir Nichts mehr zu geben, außer den Erinnerungen — und was in der That hätte ich sonst hier suchen sollen, als ich noch einmal im freundlicheren Tageslicht dahin zurückkehrte, wo ich gestern in der sinkenden Nacht wie ein ruheloser Geist um die Stätten der Vergangenheit geirrt war — mit einer geheimen Bangigkeit, ich weiß nicht, wovor. Jetzt, von dieser halbverschleierten Sonne leuchteten sanft die herbstlich-bunten Bäume der Squares, die ich mit Derjenigen durchwanderte, die mich eine so lange Strecke durchs Leben schon begleitet, der treuen Helferin all meiner Arbeiten, vor der meine Seele kein Geheimniß hat, der ich Alles zeigen, Alles erzählen wollte. Wir gingen durch diese großen und schönen Squares, die noch immer von einem gewissen vornehmen Aussehen sind, wiewohl die Nobility, die Grafen und Herzöge, nach denen sie heißen, längst nicht mehr hier wohnen. Ihnen gefolgt ist die begüterte Mittelclasse, die sich freilich einen ganz anderen Luxus in England erlauben darf, als die gleiche Schicht der Gesellschaft bei uns. Es ist ein City-Marchant, der Vater der lieblichen Miß Amelia in Thackeray's „Vanity Fair", dessen Haus auf einem dieser Squares steht: „John Sedley, Esquire, of Russell Square, and the Stock-Exchange." Ernste, stille Häuser sind es, die sich hier eines an das andere reihen, in ihrem Aeußeren monoton bis zum Verwechseln und von einer puritanischen Schmucklosigkeit, sodaß der Fremde, der vorübergeht, keinen Begriff davon haben kann, welch ein außerordentlicher Comfort und solider Reichthum sich im Innern birgt. In all diesen Dingen haben wir ja nun auch wohl in Deutschland — und nicht am Wenigsten nach englischem Muster — beträchtliche Fortschritte gemacht; aber wie stark mußte der Eindruck auf einen empfänglichen jungen Mann sein, der vor länger als einem Menschenalter aus unseren kleinen, engen Verhältnissen plötzlich in diese Welt versetzt ward!

Es war ein Herbst wie dieser, als ich zuerst, vor vielen, vielen Jahren, nach London kam und dieses Stück von London das erste, das ich sah — hier hat sich nichts verändert seitdem, hier ist Alles noch wie damals — das Viereck der Häuser, das Grün in der Mitte, der Rasen, die Bäume, die Blumen, der Herbstsonnenschein und der leise Duft, der das Gegenwärtige wie in eine weite Ferne rückt, während ich in mir wiederum jenen räthselhaften Vorgang spüre, als ob ich Alles noch einmal von vorn beginnen und erleben sollte. Und wenn ich könnte, möcht' ich es? ... Das raschelnde Laub vor meinen Füßen gibt mir Antwort, und meine Hand begegnet der der theilnehmenden Gefährtin zu meiner Seite, der ich von den Tagen spreche, die gewesen, indessen Square nach Square wie ein Traumbild an uns vorüber wandelt — Bedford-Square und Russell-Square und Woburn-Square und Tavistock-Square und hier endlich Gordon-Square, und mit einem Blick erkenne ich es wieder, das Haus dort mit der Thür, olivengrün wie damals, dem schwarzen Klopfer und derselben Nummer in Goldschrift: 57.

Es ist mir nicht so leicht geworden an jenem ersten Abend vor fast vierzig Jahren, als ich, spät heimkehrend, dies Haus suchte und nicht mehr finden

konnte: eines sah aus wie das andere, die Nummer hatt' ich vergessen oder konnte bei der Dunkelheit sie nicht lesen — zehnmal, zwanzigmal war ich rund um den Square gerannt, bis ich ganz verwirrt ward, indeß vom benachbarten Kirchthurm Viertel nach Viertel schlug; und ich weiß nicht, was aus mir in der Nacht geworden wäre, wenn nicht ein noch späterer Hausgenosse mich sehr verwundert gefunden und zuletzt erlöst hätte. Dann hab' ich ein paar Wochen in diesem Hause gelebt bei guten Leuten, sie eine Engländerin, er ein deutscher Professor, dessen Andenken ich in Ehren halte.

Wenn ich heute noch einmal Alles überlege, wie sich Eins ins Andere gefügt, um die Londoner Jahre mir zu den wichtigsten meines Lebens zu machen, so muß ich wohl an eine freundliche Leitung meiner Geschicke glauben, obwohl das Meiste nur wie Zufall erscheinen mag. Schon, daß ich überhaupt nach England gekommen bin, ist eigentlich nicht viel mehr gewesen.

Als ich im Sommer 1856 von der Universität in die Heimath zurückkehrte, war die Frage: was nun? Mit meinen Studien war ich fertig, aber irgend ein gangbarer Weg, ja nur ein klar erkanntes Ziel lag nicht vor mir. Die juristische Laufbahn einzuschlagen, war niemals mein Ernst gewesen und vor dem Gedanken, ein Schriftsteller zu werden und nichts weiter, schreckte ich noch immer zurück . . . Nichts weiter! Als ob ein Schriftstellerleben, gewissenhaft aufgefaßt, der Arbeit und Mühen nicht genug in sich begriffe, selbst wenn man an einen Erfolg gar nicht denken will. Wie denn überhaupt jede Thätigkeit nur die Form ist, die man mit dem angemessenen Inhalt zu erfüllen hat. Aber ich fühlte dunkel, daß dieser Inhalt mir noch fehle. Vor die Wahl gestellt, hätt' ich am Liebsten ein Compromiß zwischen beiden, meiner Wissenschaft und der Dichtkunst geschlossen und hatte wirklich im vergangenen Winter einen solchen Versuch gemacht, indem ich zu diesem Zweck den Abschnitt aus Wilda's „Strafrecht der Germanen" nahm, der von den nordischen Waldgängern handelt, den wegen einer Missethat mit den erschütternden Bannformeln der „Graugans" zur Friedlosigkeit Verurtheilten und von „aller christlichen Versammlung zu Ehren Gottes" Ausgeschlossenen — „so weit als Menschen den Wolf verfolgen, Christen die Kirche besuchen, Heiden Opfer schlachten, die Mutter Kinder gebiert und das Kind die Mutter ruft, das Feuer brennt, der Finne auf Schneeschuhen läuft, die Föhre wächst, der Falke fliegt am Frühlingstag, wenn der Wind unter beiden Flügeln ihn dahintreibt." Indessen für eine solche Aufgabe reichte mein poetisches Gestaltungsvermögen nicht hin, und eher unmuthig, unzufrieden mit mir selbst, als traurig, ließ ich das mißrathene Werk liegen.

Um dieselbe Zeit jedoch, zu Göttingen, wo ich eben meine Doctordissertation schrieb, in einer Gesellschaft jüngerer Docenten, mit denen ich am Abend mich in der „Krone" zu treffen pflegte, hörte ich viel von Macaulay's damals noch neuer „Geschichte Englands" sprechen und einer der Herren rieth mir dringend, sie zu lesen. Sie lag meinem damaligen Gedankenkreis sehr fern, und zögernd nur entschloß ich mich, ein mir so fremdes Gebiet zu betreten. Aber die Stunde, in der ich die ersten Seiten las, ist entscheidend für mich geworden. Zwar ich hatte das bißchen Englisch, das ich auf der höheren

Bürgerschule zu Hannover gelernt, während meiner Gymnasial- und Universitätsjahre längst wieder vergessen und mußte mich daher mit einer deutschen Uebersetzung behelfen. Aber die späteren Bände der „History of England" kamen erst, als ich des Englischen schon völlig Herr geworden und welche Wandlung war in mir mittlerweile vorgegangen! Nun weiß ich wohl, daß man heute nicht mehr mit demselben Enthusiasmus über Macaulay denkt und spricht, wie wir es thaten, und ich kenne die Vorwürfe genau, die man ihm macht. Auch weiß ich nicht, ob er jetzt noch denselben starken Eindruck auf mich machen würde, wie einst, als ich ihn zum erstenmale las und bezweifle dies sogar. Aber darauf kommt es nicht an. Elemente der Bildung können weiter in uns wirken, auch wenn der Standpunkt sich geändert hat, und wir würden ungerecht gegen uns selbst sein, wenn wir das, was wir waren, an dem messen wollten, was wir geworden sind. Für mich bedeutet Macaulay zweierlei. Zuerst war es sein fascinirender Styl, der mich hinriß, die dichterische Kraft, mit der er die Menschen und Ereignisse vor uns hinstellt, das leuchtende Colorit der Gemälde, die er vor uns entrollt, und die bis ins Feinste gehende Sauberkeit des Details, mit einem Wort: die Kunst, die seine Behandlung des Gegenstandes zeigte. Zweitens aber war es auch der Gegenstand: diese Wirklichkeit, fesselnder als jeder Roman, dieser Strom der Begebenheiten, dieser Wechsel der Geschicke, dieser Athem der Freiheit, der durch Alles hindurchweht, diese mir damals noch völlig unbekannte Welt, die mich auf den ersten Blick mächtig anzog, um mich nie wieder ganz loszulassen . . .

Also, noch im Zwiespalt mit mir selber und kämpfend, ohne den Ausweg zu sehen, machte ich eines Nachmittages einen Spaziergang mit meinem braven Vater, der meinem Willen niemals Zwang angethan, aber in seiner ruhigen Weise mir manchen guten Rath gegeben hat. Er bemerkte, wenn er auch vielleicht die Gründe meiner Unentschlossenheit nicht kannte, doch wohl, wie der Gedanke, nicht zu wissen, wohin ich mich wenden solle, mir immer unerträglicher ward; und er sagte plötzlich — ich sehe die Stelle noch vor mir: auf dem Heimwege von Nenndorf, den kleinen, längst nicht mehr benutzten Stahlbrunnen, der unter seinem morschen Holzdach melancholisch rieselte, die hohen Hecken, die vom Lichte des Sommerabends durchschimmerte Kastanienallee, die Wiese mit dem Thurm unseres Städtchens, aus dem Laub auftauchend, jenseits des Flüßchens, und die lange Holzbrücke — da sagte mir mein Vater: „Wie wär's, wenn Du Dich aufmachtest und einmal nach England gingest? Die Verwandten werden Dich freundlich aufnehmen, und auf jeden Fall wirst Du dort ein paar angenehme Wochen haben."

Wie der Blitz schlugen diese Worte bei mir ein. Von Stund' an war ich ein anderer Mensch. Ich konnte doch nun wenigstens einen Entschluß fassen, wenn ich auch wenig ahnte, daß aus den „paar angenehmen Wochen" Jahre werden sollten, die weit davon entfernt waren, immer angenehm zu sein, mich vielmehr erst recht in die harte Schule des Lebens nahmen.

Meine Mutter gab freudig ihre Zustimmung zu dem Plan. Ihr Herz hing an den Brüdern, die — beträchtlich älter als sie — zur napoleonischen Zeit aus Hannover nach dem befreundeten England hinübergewandert waren,

da die Continentalsperre dem Wohlstand des nördlichen Deutschlands und damit auch dem des elterlichen Hauses tiefe Wunden geschlagen. Blutjunge Burschen, hatten sie höchst armselig auf den Straßen von London angefangen, lebten jetzt aber nach einem halben Jahrhundert rastloser und erfolgreicher Arbeit in angesehenen Handels- oder industriellen Stellungen, zwei in Liverpool, einer in Manchester und einer in Preston. Eine der großen Erinnerungen meiner Mutter war ein vierwöchentlicher Besuch, den sie Mitte der vierziger Jahre diesen Brüdern in England abgestattet hatte. Sie konnte nicht genug von ihnen, ihren Kindern und ihren Häusern erzählen; aber am Wärmsten wurde sie, wenn sie von London sprach, wohin einer ihrer Neffen sie begleitet. Es ging über jeden menschlichen Begriff, über Alles, was die Welt jemals gesehen. Ich war ein Kind und glaubte nicht recht daran; aber es war doch das Erste, was ich in meinem Leben von London vernahm. Auch schöne Geschenke brachte die Mutter mit: mir ein Guckkastenbild des Themsetunnels, der damals eine der Hauptmerkwürdigkeiten von London und als ich selber, etwa zehn Jahre später kam, schon in Verfall und fast in Vergessenheit gerathen war, die Lichter, die so bunt in meinem Guckkasten geleuchtet, ausgelöscht und Wasser durch die Decke tropfend. Meine Mutter hatte von dem einen Bruder in Liverpool ein kostbar gefaßtes Medaillon mit dem zart ausgeführten Miniaturporträt ihrer verstorbenen Mutter erhalten, meiner Großmutter, deren ich mich noch aus der ersten Kindheitsdämmerung als einer alten Dame mit sehr feinen, ehemals schön gewesenen, aber leidenden Zügen, mit einer hohen Spitzenhaube und in einem lilafarbenen Seidenkleid entsinne. So war sie auch auf dem Medaillon dargestellt, ohne das ich mir meine Mutter nicht denken kann; sie trug es an jedem Festtag und hat es nach ihrem Tod ihrer ältesten Enkelin vermacht.

Und so geschah es denn, daß ich an einem Augusttage meine Reise von Hamburg nach Hull antrat, das Herz nicht gerade von großen Hoffnungen geschwellt: im Gegentheil, je mehr die Fahrt ihrem Ende nahte, desto kleinmüthiger ward ich. Das Schiff hätte mir nichts anhaben können, obwohl es klein, eng und überladen war: wer das Gespenst, die Seekrankheit, nicht kennt, dem ist jedes Fahrzeug recht. Aber in der Schiffsgesellschaft kam ich mir wie verloren vor: sie bestand beinahe ganz aus Engländern und nicht der feinsten Sorte, die sich todt lachen wollten, wenn ich mit Hülfe meines kleinen, unter dem Tisch versteckten Wörterbuches mich verständlich zu machen suchte. Wunderliche Sachen mögen da freilich zum Vorschein gekommen sein; denn solch ein kleines Wörterbuch kann Einem oft die tollsten Streiche spielen.

Am dritten Morgen, sehr früh noch am Tage, landeten wir in Hull. Es ward mir doch sonderbar zu Sinn, als ich zum erstenmal den Fuß auf britischen Boden setzte, der unter mir mit den Bewegungen eines Schiffes noch immer zu schwanken schien; und am Liebsten, um die Wahrheit zu sagen, wäre ich auf das Schiff zurückgekehrt, das morgen oder übermorgen wieder seine Heimfahrt antreten würde. Dieses Gefühl, halb Furcht vor dem Fremden, halb Heimweh, hatte ich vorher und habe ich auch nachher noch manchmal überwinden müssen; aber es ist nie so stark gewesen, wie bei dieser Landung

an Englands Küsten. Das Wirthshaus am Hafen, in das ich mit den anderen Passagieren ging, besaß einen völlig maritimen Charakter; es hatte den Salzgeruch des Meeres, überall darin war es feucht, und überall vernahm man das Rauschen der Wogen, die sich am Hafendamm brachen. Die Fremdenzimmer hatten keine Nummern wie bei uns, sondern waren nach berühmten britischen Seehelden und von ihnen gewonnenen Seeschlachten benannt: auf den Thüren von Mahagoniholz, die wie Schiffsthüren aussahen, stand, in goldenen Lettern geschrieben, auf der einen Blake, auf der anderen Nelson, auf der dritten Abukir, auf der vierten Trafalgar und so fort; der geringste Reisende, der hier logirte, konnte sich einbilden, die Kanonen von Cromwell's Admiral noch einmal donnern zu hören und, wenn er ein Engländer war, von seinem Fenster aus den stolzen Blick auf das weite Meer schweifen lassen, das Britannien zur Weltherrscherin gemacht hat durch Heroen wie jenen, der ein Auge, ein Bein und in noch jungen Jahren das Leben selber verlor, aber jede Seeschlacht, bis zur letzten, furchtbarsten, gewann.

Am selben Nachmittage war ich in Liverpool bei den Verwandten, denen ich es nie vergessen werde, mit welcher Gastfreundschaft und Güte sie mich aufnahmen. Aber das Leben in einer so großen Handelsstadt wird von Interessen beherrscht, die weitab von den meinen lagen. Etwas mehr Verständniß fand ich bei meinen Vettern, deren einer, mit literarischen Neigungen außerdem, bereits als Arzt graduirt war, während der andere, der Jurist werden wollte, sich in einem walisischen Dorfe für das Examen vorbereitete. Der Aelteste, im Rhedereigeschäfte des Vaters thätig und bestimmt, dereinst sein Nachfolger darin zu werden, war Bräutigam, und seine Hochzeit mit einer jungen, schönen Dame aus altem portugiesischen Geschlecht sollte demnächst in London stattfinden. Zu diesem Familienfeste wollten mich meine Verwandten nach London mitnehmen, und ich sollte die Zeit bis dahin benutzen, um meinem Vetter in Wales einen Besuch abzustatten. Wie lockte mich der bewimpelte Merseystrom, der hier nach dem Meere hin zur unabsehbaren Bucht wird, in dem zahllose Schiffe täglich ein- und auswandeln, nach der Menaistreet, nach der irischen See, nach dem St. Georges-Canal und dem Atlantischen Ocean. Ein Dampfboot trug mich hinüber, zuerst nach Chester, der Stadt der Stanleys, voll von mittelalterlichen Holzbauten und malerischen Laubengängen; dann mit der Eisenbahn, hart am Meeresstrande, ging es weiter, bis die blauen Berge von Wales winkten, und glücklichere Herbsttage habe ich nie verlebt, als hier in der Farm Wern, nicht weit von dem Dörfchen Aber, unter dem Schatten des mächtigen, sagenreichen Penmaenmawr. Die Luft selber war erfüllt von Harfenspiel, Gesang und Märchen; und während mein fleißiger Vetter ochste, vertrieb ich mir die Weile mit dem süßesten Nichtsthun oder studirte mit Margret, einem lieblich heranblühenden Mädchen, fast noch einem Kinde, die Sprache ihrer Väter. O wie viel hübscher war das, als Institutionen und Pandekten! . . . Dann kam die Hochzeit — ich meine die meines ältesten Vetters — und mit ihr kam ich nach London. Mein Oheim, für sein Alter ein noch rüstiger und bis zu einem gewissen Grade jovialer Herr, wollte sich's nicht nehmen lassen, mir die Stadt zu zeigen, in deren fernem Osten einst in

seinen Arabertagen er so viel herumgewandert. Nachdem er mir denn wirklich auch, im feinen Westend, Alles gezeigt, was er für bedeutend hielt und als die größte Sehenswürdigkeit mich auf die Horseguards aufmerksam gemacht hatte, die, heute noch wie damals, in ihren blinkenden Helmen und prachtvollen Uniformen, auf schwarzen Rossen vor dem Eingang zu St. James'-Park Wache halten: da führte mich der biedere Alte tief in die City hinein, in eine fast unmögliche Gegend, wie jeder Kundige bezeugen wird, wenn ich ihm die Namen Houndsditch und Pettycoat-Lane nenne. Hier, in einem von schlumpigen Frauen und ungewaschenen Kindern wimmelnden Gäßchen, blieb er vor dem elendesten der Häuser stehen, das rußig von Außen und im Innern eine Höhle war. Es war das Haus, in welchem er — jetzt ein reicher Handelsherr in Englands größter Hafenstadt — einst, vor fünfzig Jahren, ein hülfloser Knabe, für erbetteltes Geld geschlafen hatte.

Das Fest war vorüber und die Hochzeitsgesellschaft rüstete sich zum Abzug. Doch je näher dieser Tag kam, desto stärker ward mein Widerstreben, mit den lieben Verwandten in ihre Provinz zurückzukehren. Der Reichthum und Luxus, weit über Alles, was ich bisher in den besten deutschen Häusern gesehen hatte, fing an mich zu bedrücken; ich fühlte mich wie gebunden und gefesselt an allen Ecken und Enden, und die mangelnde Kenntniß der englischen Sprache kam hinzu, mich vor mir selber unbeholfen erscheinen zu lassen. Immer deutlicher ward mir, daß ich in dieser Sphäre nicht an der rechten Stelle sei; manchmal in den bangen, unbehaglichen Stunden, die so langsam und bleiern dahingingen, als ob sie hätten niemals enden wollen, dacht' ich an den veredelnden Umgang mit den hervorragenden Männern und geistvollen Frauen Berlins, an den ungezwungenen Verkehr mit Marburgs muntren jungen Damen aus den vornehmsten hessischen Geschlechtern, um mich an der Erinnerung aufzurichten. Was ich in diesen mir gesellschaftlich doch weit überlegenen Kreisen niemals empfunden, empfand ich in dem neuen Verhältniß: das, was Demüthigendes in der Macht des Geldes liegt. Nicht ganz doch war ich ein Neuling mehr, ich war fünfundzwanzig Jahre alt und einige von Deutschlands literarischen Größen hatten mich freundlichen Zuspruchs gewürdigt; daran mußte ich denken, um nicht völlig den Glauben an mich selbst und den inneren Halt zu verlieren. Ebenso wie früher schon das bloße Literatenthum mich abgestoßen hatte, kam es mir nunmehr zur Erkenntniß, daß ich in einem Kreise, wie diesem, niemals heimisch werden könne. Beim Hochzeitsmahl erkundigte sich meine Nachbarin, eine jugendliche Schöne von ganz südlichem Typus, nach dem, was ich bisher geschrieben, und fragte mich dann plötzlich: „Wie viel bringen Ihnen Ihre Sachen denn wohl jährlich ein?" . . . Ich sah die Dame groß an. „Wie meinen Sie das?" stotterte ich, „wie viel?" . . . „Nun", rief sie ungeduldig, „Pfund Sterling mein' ich, Pfund Sterling." — Ich war wie vom Donner gerührt, verwirrt und beschämt, ich lebte ja noch in jenen Frühlingstagen der Poesie, wo man nicht an Honorar denkt, sondern an ganz andren, schöneren Lohn. Und wenn ich ihr die Summe hätte nennen wollen, wie lumpig wäre sie gewesen, und nun gar in englischen Pfunden ausgedrückt! Auch ein goldener Käfig ist ein Gefängniß, und mich dürstete nach Freiheit. Man

möge mich nicht für undankbar halten gegen Menschen, die mir nur Gutes erwiesen; wir sind auch stets im besten Einvernehmen geblieben. Aber hier trennten unsere Wege sich, und das war zu London in Gordon-Square, in dem Hause Nr. 57.

Der deutsche Professor war dadurch mit meinen Verwandten in nähere Beziehung gekommen, daß einer ihrer Söhne bei ihm in Pension gewesen. Sie hatten, und ich mit ihnen, während ihres Londoner Aufenthaltes in seinem Hause gewohnt, und es waren die ersten besseren Stunden für mich, wenn ich abseits, in irgend einem Winkel, mit diesem wackeren Manne mich unterhielt. Er war übrigens ein wunderlicher Herr; von der ausgesprochensten Güte, lebte er doch in einer beständigen Angst, vor seiner englischen Hausgenossenschaft, seiner Frau, seinen Kindern sich eine Blöße zu geben, etwas zu thun, was — nach den damals noch viel strengeren insularen Begriffen — nicht ganz correct war, und den „foreigner“ verrathen konnte. Einmal traf er mich in dem mir eingeräumten Hinterzimmer eine Cigarre rauchend an. Erst schnupperte er ein wenig in der Luft umher, machte mit der Hand eine Bewegung, wie um den Dampf zu vertreiben und sagte dann, mit einem fast strafenden Blick auf mich: „Sie rauchen!“ — „Wie Sie sehen“, gab ich unbefangen zur Antwort, worauf er in Nachdenken zu versinken schien. Plötzlich erhellte sich sein Gesicht wieder, und indem er mich mit seinen kleinen, schlauen Augen ansah, wie wenn er mir ein tiefes Geheimniß anvertrauen wollte, rief er: „Wissen Sie was? Ich rauche auch; aber wenn ich rauchen will, gehe ich spazieren — draußen, vor der Thür, auf dem Square — nirgends schmeckt die Cigarre besser, als draußen im Freien. Probiren Sie's doch einmal!“ Und dabei goß es in Strömen! Mir aber ist das Bild des deutschen Professors, der, um seinen Leuten kein Aergerniß zu geben, in Wind und Wetter mit der Morgencigarre spazieren geht, in heiterem Gedächtniß geblieben. Er hatte nun so lange schon in England gelebt, daß er seine Muttersprache zwar keineswegs vergessen, aber doch immer, in der deutschen Unterhaltung, Wendungen gebrauchte, die buchstäblich aus dem Englischen übersetzt waren. „Sie sagen es nicht!“ (you don't say so) war der Ausdruck seines höchsten Erstaunens; und wenn er sich zustimmend äußern wollte, so sagte er: „Ich sehe!“ (I see). Dieser kleinen Particularitäten bin ich freilich erst inne geworden, als ich im Englischen einige Fortschritte gemacht, und sie wurden mir eine Quelle des harmlosesten Vergnügens, als ich sie mit Einem genoß, der einen seltenen Blick für das Komische besaß, und dessen Geist mit solchen Einfällen spielte, wie Kinder mit den Seifenblasen. Undankbarer! wird der Leser noch einmal denken; denn derjenige, von dem ich spreche, war dem Professor verpflichtet, und durch den Professor, lernt' ich ihn kennen. Aber so war es, und so wird es immer sein. Die Jugend ist undankbar. Wir Alten erfahren es jetzt an uns selbst und müssen darin eine Sühne finden für das, was wir einst gesündigt haben — wenn es eine Sünde war. Denn natürlich hatte der gute Professor keine Ahnung von diesen „Belustigungen des Witzes und Verstandes“, zu denen er uns angeregt; immer, wenn ich später wieder nach London kam, hab' ich ihn besucht, mich des Heranwachsens seiner

Töchter, des glücklichen Emporkommens seiner Söhne gefreut und mit diesen, als er hochbetagt im Jahre 1874 starb, seinen Tod aufrichtigen Herzens betrauert.

„Hören Sie", rief er eines Morgens, als er mich wiederum vor seiner reichhaltigen und wohlgeordneten Bibliothek englischer Classiker und „standard-works" stehen sah, deren gediegen schöne Einbände ich bewunderte, noch bevor ich die Bücher selbst zu lesen vermochte. „Sie sollten sich einmal das British Museum ansehen, und wenn Sie wollen, geb' ich Ihnen an einen jungen Bibliothekar eine Karte mit." Ich war sogleich bereit, nahm die mir angebotene Empfehlung dankend an und mit einem Briefchen, auf dessen Adresse „Herrn Emanuel Deutsch" stand, trat ich an jenem Septembertage meinen ersten Gang nach dem British Museum an. Nie werd' ich diesen Tag vergessen, jeder Moment desselben steht mir noch heute deutlich vor Augen. Verzagt war ich dem ungeheuren Gebäude genaht, das hinter seinen Gittern wie eine neue, noch unentdeckte Welt vor mir lag und doch, indem ich die Stufen zu dem tempelartigen Portal mit den gewaltigen jonischen Säulen hinanstieg, mich wie mit einer feierlichen Ahnung erfüllte. Auf den Corridoren irrten die Fremden umher, welche die Sehenswürdigkeiten anstaunten, während ich, mit meinem Briefchen in der Hand, durch eine endlose Reihe von langen Sälen schritt, in denen sich Stockwerk über Stockwerk mit nichts als Büchern aufbaute, mit eisernen Treppchen dazwischen und eisernen Balustraden ringsum. Der eigenthümliche Geruch von Büchern wehte herab und ward immer stärker. Geräuschlos über den mit Kautschuk bezogenen Boden ging der „attendant" voran, geräuschlos folgte ich ihm, bis wir in ein kleines, halbdunkles Seitengemach abbogen, wo hinter einem hoch mit Büchern bedeckten Schreibtisch ein junger, zartaussehender Mann mit hellbraunen Augen und einem ins Blonde spielenden Bärtchen, den Hut auf dem Kopfe, saß und sich erhob, als ich herantrat. Es war Emanuel Deutsch. Er lüftete den Hut, unter dem sein braunes, fein gekräuseltes Haar zum Vorschein kam, überflog die Karte, freute sich, meine Bekanntschaft zu machen und sah mich mit einer so herzgewinnenden Freundlichkeit an, daß ich ihn von diesem Moment an lieb hatte. Wir gaben uns die Hand, und, ohne viel zu fragen, ob oder womit er mir dienen könne, erbot er sich, mich durch diese weiten und hohen Hallen und Räume zu führen, in denen nun auf einmal unermeßliche Horizonte der Literatur und alle Jahrtausende der Geschichte vor meinem staunenden Blicke sich aufthaten. Von schmächtiger, eher kleiner Figur, aber in all' seinen Bewegungen rasch und äußerst behende, hatte ich Mühe, meinem Führer treppauf, treppab und dann wieder auf schmalen, dunklen Gängen zu folgen, bis er vor irgend einer illuminirten Handschrift des Mittelalters stehen blieb, oder dem marmornen Parthenonfries oder dem colossalen Standbild eines der Pharaonen aus schwarzem Granit — immer erklärend, immer mit seinen klugen Augen bald rechts, bald links deutend und auf einmal, der Himmel weiß, aus welcher Veranlassung, jenes helle Lachen anstimmend, das, als ich es zuerst hörte, mich wahrhaft froh machte. Wir waren schon ganz vertraut mit einander geworden auf dieser Wanderung und hatten, als sie zu Ende, beide das Vorgefühl, daß sie der Anfang einer viel längeren sei. Wir hatten

so viel Berührungspunkte gemein und jedes weitere Wort gab neue; er hatte so viel zu fragen, ich so viel zu erzählen — doch hier war dazu nicht der Ort und nicht die Zeit. Er lud mich für den Abend in seine Wohnung ein, und ich war glücklich, ihn so bald wiedersehen zu sollen.

Ein Anderer, als ich gekommen war, verließ ich an diesem Tage das British Museum. Es begann ein Plan in mir aufzudämmern, der, wiewohl noch in unbestimmten Umrissen, doch schon hinreichte, mich über meinen bisherigen Zustand der Unbefriedigung zu erheben.

Der Abend kam und mit ihm Emanuel Deutsch, um mich abzuholen; denn ich hätte mich allein und in der Dunkelheit wohl noch nicht zurecht gefunden. Der Weg von Gordon Square bis Euston Square, wo Deutsch wohnte, war gar nicht weit; aber welcher Abstand trotzdem. Selbst bei dem unsicheren Licht der Gaslaternen erkannt' ich, wie viel ärmlicher diese Gegend, wie viel geringer die Häuser, wie viel vernachlässigter der Rasen und die Bäume. Hier in der Nähe sind die großen Nord- und Nordwestbahnhöfe mit ihrem unaufhörlichen Wagenlärm, ihren immensen Maschinenhallen und Kohlenlagern; eine jener riesenlangen, mächtig breiten Verbindungslinien des äußeren London, welche vor Zeiten Chausseen waren und heute noch das Aussehen und sogar die Namen von solchen haben — sie heißen „Roads," nicht Straßen —, läuft mitten durch den Square, der an die nördlichen Vorstädte grenzt und in der That sich wenig von ihnen unterscheidet. Verglichen mit den Squares, aus denen wir kamen, konnte dieser kaum noch für „decent" gelten; aber wie wohl ward mir, wie heimelte mich der Anblick an, als wir in das Parterrezimmer traten, in welchem Emanuel Deutsch mich willkommen hieß. Es sah darin aus, wie in einer deutschen Studentenwohnung. Auf dem runden Tische, vor dem Sopha, mitten unter Büchern, stand die messingene Schiebelampe, die Deutsch sich aus Berlin mitgebracht — ähnlich derjenigen, an der ich selber so manchen späten Abend daselbst gewacht hatte. Daneben auf einem Seitentisch eine Kaffeemaschine — gleichfalls eine gute Freundin. Sonst war wenig von den Möbeln zu sehen, denn auf den Stühlen (und es waren ihrer nicht allzu viele) lagen hochgethürmt die Bücher, und Bücher, in malerischer Unordnung, häuften sich über den Brettern an den Wänden. Deutsch entzündete das Spiritusflämmchen und alsbald zog ein angenehmer Moccaduft durch den trauten Raum. Aufjauchzen hätt' ich mögen vor Wonne nach der Bedrängniß der jüngsten Tage. Wir fingen an, von Berlin zu sprechen, und mancher Name, den wir beide verehrten, näherte die Herzen einander mehr und mehr.

Emanuel Deutsch war auf Empfehlung eines einflußreichen Buchhändlers in Berlin und frisch von der dortigen Universität vor einem Jahr in seine Londoner Stellung gekommen. Die besten Eigenschaften seiner Landsleute, Fleiß und Intelligenz, ein heiteres Temperament und sprudelnde Lebendigkeit vereinigten sich in ihm, um ihn sogleich als Schlesier erkennen zu lassen. Aber auf dem Grunde seiner Seele, wenn man erst da hinein blickte, lag ein Element verborgen, bald der wehmüthigen Trauer und bald des sehnsüchtigen Verlangens, das auf einen anderen, fernen Ursprung hinwies.

Emanuel's Vater, Abraham Deutsch, war ein ehrbarer alteingesessener Kaufmann in Neisse, der jedoch, mit irdischen Gütern nicht allzu reich gesegnet, seinen Sohn für einen andren, ihm höher erscheinenden Beruf bestimmt hatte. Denn seine ganze Familie war eine Familie von Talmudisten und Rabbinern, einer in Sorau, der andere in Leipnik (Mähren), der dritte, der berühmteste, Dr. David Deutsch, in Myslowitz. Ich verdanke diese Daten einem würdigen, jüdischen Geistlichen, der um jene Zeit, vierzehnjährig, Schüler der Josephina zu Leipnik war. Er erinnerte sich deutlich, dort den kleinen Emanuel gesehen zu haben, der mit seiner Mutter bei den Verwandten zum Besuch war; und schilderte mir ihn als einen bildhübschen Knaben von acht Jahren, mit blonden Locken, hellen Augen und, so jung er war, schon Aufmerksamkeit erregend durch seinen ungewöhnlichen Geist. Er hatte bis dahin das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht; ward nun aber, da man in ihm ein künftiges Licht der Synagoge zu sehen glaubte, zu seinem Myslowitzer Oheim in die Lehre gethan. Von da an ist der Talmud die große Liebe — und der große Schmerz seines Lebens gewesen; je mehr er der Religion seiner Väter sich innerlich entfremdete, desto mehr hielt ihn im Banne dies wunderbare Werk, an welchem sein Scharfsinn sich früh geübt und seine dichterische Natur langsam erwachte. Manchmal, mit Thränen des Heimwehs in den Augen, hat er mir von dieser harten Knabenzeit erzählt, wie er, Winter und Sommer, um fünf Uhr Morgens aufstehen und, mit kurzen Unterbrechungen für Gebet, Mahlzeiten und Erholung, bis acht Uhr Abends „lernen" mußte; und wie der Vers, den er, als Dreizehnjähriger in die Gemeinschaft aufgenommen, nach jüdischem Ritus aus dem laufenden Bibeltext erhielt, also gelautet habe: „Gehe aus deinem Vaterlande, und von deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will." (1. Buch Mose, 12, 1). Nach Neisse zurückgekehrt, durchlief er die oberen Classen des Gymnasiums in ungewöhnlich kurzer Frist, bezog dann die Berliner Universität und war schon da genöthigt, die Mittel zum weiteren Studium durch Ertheilen von Privatstunden zu gewinnen. Aber Nothwendigkeiten dieser Art bedrückten ihn, selbst in London nicht, wo er, zur Zeit unserer ersten Bekanntschaft noch verschiedentlich Unterricht gab, um seinem kärglichen Anfangsgehalt als Beamter des British Museum aufzuhelfen — vielleicht auch, um die Seinen daheim unterstützen zu können. Diese Dinge thaten seinem Frohsinn keinen Abbruch, und noch ganz spät einmal ist er auf diese für ihn so glücklichen Berliner Jahre zurückgekommen in einem englisch geschriebenen autobiographischen Fragment, das in dem trefflichen Gedenkwort zu seinem literarischen Nachlaß mitgetheilt ist[1]). Es heißt darin:

„Bevor ich die Sprache des Landes, in dem ich geboren worden, lesen und schreiben konnte, lernten meine Lippen das Aleph-Beth stammeln und mein Gebet hersagen in der Zunge David's. Als ich heranwuchs, standen Homer und Virgil auf dem Bücherbrett des Knaben Seit' an Seite mit der Mischna und dem Midrasch. Und bevor ich eingeweiht worden in die Akademie Plato's und seiner Freunde, ward es für gut erachtet, meine Seele in den Ocean, genannt Talmud,

[1]) Literary Remains of the late Emanuel Deutsch. With a brief memoir. London, John Murray. 1874. p. VIII.

unterzutauchen: und mich scharfe Dialektik in den Discussionen von Rabina und Rab Aschi zu lehren, bevor ich lernte, den furchtbaren Blitzen, welche das Gebälk von Sura und Pumbeditscha erschütterten, die sanfte Heiterkeit und das ironische Lächeln des Sokrates entgegenzusetzen. Und während Hengstenberg mit Stentorstimme darauf bestand, daß jedes Wort der Schrift wörtlich inspirirt und die Hyksos Jacob's Söhne seien, behauptete Vatke, die nächste Thür von ihm, daß nicht einmal die zehn Gebote von Moses herrührten.

„Dann, wenn ich diese theologischen Kampfplätze verließ, fand ich mich zu den Füßen Boeckh's, der, mit attischer Grazie, den Schauplatz des classischen Hellas aufthat und die cistae mysticae zu deutlichen Offenbarungen werden ließ; unter seiner Führung sah ich diesen bevorzugten Zweig der Menschheit bei seinem Spiel, in seinem Ernst, im Haus und auf dem Marktplatz, in Krieg und Frieden, ihre Sclaven, ihre Frauen und Kinder, ihre Seher und Priester, ihre Dichter und Dichterinnen; derweil lehrte Meineke mich den Horaz . . . und um meine Augen für die größeren Züge menschlicher Bestrebungen zu öffnen, wie aus dem Barbarenthum das Licht und die Glorie der Renaissance wuchsen und weiter bis zur Gegenwart unseres eigenen Tages, war nicht Ranke da, während Ritter uns ‚von Grönlands eisigen Bergen zu der Sahara brennendem Sand' führte, alle Pflanzen erläuternd, von den Cedern des Libanon bis zum Ysop, der in den Ruinen von Vizagapatam wächst? . . .

„Genug von diesen Tagen und den Festen, die vor mir ausgebreitet waren: Festen der Gelehrsamkeit, der Weisheit und Anmuth . . . Die Abende, wenn der Geist für das Mitternachtstudium zu sehr überarbeitet war, vergingen im entzückten Anschauen der edelsten Schöpfungen von Goethe, Schiller, Shakespeare und Sophokles; oder Beethoven und Mendelssohn lullten die Seele in wonniges Vergessen ein oder erweckten sie zu unaussprechlichem Enthusiasmus."

Emanuel Deutsch war einer von Jenen, die, wie Shakespeare sagt, „Musik in sich selbst" haben; an manchen Stellen seiner Briefe hat er, der niemals musikalischen Unterricht genossen, nur nach dem Gehör und in so correcter Notenschrift, daß ich sie nachspielen konnte, Melodien aufgezeichnet — uns beiden theuer als leises Echo längst verrauschter Stunden. — Sein Lieblingsdichter, d. h. der, der den Zwiespalt seines eignen Innern in den ergreifendsten Tönen ausgesprochen hat, war Heine. Religiös wohl nicht viel tiefer gestimmt, als dieser (obgleich er sich nie zum Spott über das hätte hinreißen lassen, was ihm einst heilig gewesen), träumte doch auch er, wie der Fichtenbaum „im Norden auf kahler Höh'" von der Palme, „die fern im Morgenlande einsam und schweigend trauert". Schon an jenem ersten Abend gestand er mir seine Sehnsucht nach den Stätten, die, von der Poesie der biblischen Ueberlieferung verklärt, jetzt Stätten des Leides geworden sind; an den Wassern Babels wollte er sitzen, ziehen durch das Land der Verbannung und auf den Trümmern des Tempels, um dessen Zerstörung er als Knabe geweint, sich mit neuen Inspirationen erfüllen für das Werk, welches das Werk seines Lebens werden sollte — das über den Talmud. Dann nahm er den abgegriffensten seiner Heinebände vom Bücherbrett herab, schlug ihn an einer Stelle auf, die sich wie von selbst öffnete und begann mit seiner wohllautenden Stimme das Fragment von Jehuda ben Halevy zu lesen. Während er las, konnte ich kein Auge von ihm verwenden, und plötzlich erfaßte mich ein Ahnen, das ich mir viel später erst deuten konnte, als es zur schmerzlichen Gewißheit geworden: wie merkwürdig ähnlich in ihrem Charakter, in dem letzten Motiv ihres

Daseins diese beiden einander gewesen — der spanische Dichter aus dem zwölften Jahrhundert und er, der da vor mir mit leuchtenden Augen las:

Auch Jehuda ben Halevy
Starb zu Füßen seiner Liebsten,
Und sein sterbend Haupt, es ruhte
Auf den Knien Jerusalems.

Ein fast gleiches Schicksal ist ihm beschieden gewesen; oder darf ich's nicht anders nennen und, mich an das Gedicht haltend, das ich noch immer in seiner Stimme zu hören glaube, annehmen, daß es nicht, wie dort „ein frecher Saracene", so hier eine tückische Krankheit gewesen:

Sondern ein verkappter Engel,
Der vom Himmel ward gesendet,
Gottes Liebling zu entrücken
Dieser Erde —

Gottes Lieblinge sterben früh! . . .

Doch wir kehrten noch einmal zur Erde zurück; ich begann nun auch von dem Plane zu sprechen, der heute Morgen in mir aufgedämmert war und dem Deutsch sogleich mit seiner ganzen schönen Impulsivität beistimmte. „Das wäre ja prächtig!" rief er, und ich fühlte, daß das Wort ihm aus dem Herzen kam. Anstatt nach Liverpool zurückzukehren, wollt' ich in London bleiben, ordentlich Englisch lernen und auf dem British Museum arbeiten. Ich hatte so viel an Eindrücken und Aufzeichnungen aus Wales mitgebracht, daß es sich wohl verlohnte, sie durch eingehendere Studien zu vertiefen und zu erweitern und dann zu sehen, was allenfalls daraus werde. Hierfür aber gab es gewiß keinen besseren Ort als das British Museum, von dem ohne Weiteres angenommen werden konnte, daß es noch manchen und so weit Deutschland in Betracht kam unberührten Schatz walisischer Feenmärchen und Volkslieder barg. Frohgemuth, nachdem wir auf der Schwelle noch das brüderliche Du ausgetauscht hatten, schieden wir an jenem Abend — Freunde fürs Leben.

Am anderen Tage verließen meine Verwandten London; sie fanden es, ohne die Beweggründe recht zu verstehen, ganz natürlich, daß ich den Wunsch hegte, zu bleiben, und empfahlen mich noch einmal dem deutschen Professor, in dessen Hause sie mich gut aufgehoben wußten. Zur ständigen Wohnung ward mir jenes Hinterzimmer eingeräumt; es war etwas tief gelegen, nach dem Hofe zu, mit einem vergitterten Fenster, vor welchem eine große schöne Linde stand. O, wie hab' ich diesen Baum geliebt, durch dessen herbstliches Laub die Londoner Sonne so manchmal freundlich hereinschien, als hätte sie mir sagen wollen: ich bin dieselbe hier, wie einst in der Heimath; und ich bewahre noch ein Lindenblatt aus jenen Tagen, auf welchem geschrieben steht: „Von dem Baum vor meinem Fenster. Gordon Square. London. October 1856." Und eine andere Reliquie liegt daneben: das vergilbte Kärtchen, das ich durch die Vermittlung von Emanuel Deutsch schon nach wenigen Tagen erhielt und dessen Wortlaut: „This Ticket admits Dr. J. R. to the Readingroom of the British Museum" mich heute noch zugleich wehmüthig und froh bewegt. Heute noch bebt jener erste Moment der Ehrfurcht und Seligkeit, das Vorgefühl

kommender Dinge, die ganze Fülle jugendlicher Erwartung in mir nach, mit welcher ich in dem — damals, wie gesagt — ziemlich engen und dunklen Lesezimmer meinen Platz unter so vielen ernsten, still arbeitenden und meist älteren Männern einnahm; und heute noch kann ich diese beiden Bestellzettel, den bläulichen für die gedruckten Werke, den grünen für die Handschriften nicht betrachten, ohne mich wieder da zu sehen, eifrig lesend und schreibend und glücklich über die Maßen, endlich den rechten Weg gefunden zu haben — den Weg, der zum Wissen und wahren Verständniß der Dinge führt. Ich kannte ja noch so wenig von London und England überhaupt; aber ich fühlte mich instinctiv angezogen, ich ahnte, was hinter der stupenden Großartigkeit dieses Lebens an anderen, nicht minder großen, aber intimeren Impulsen verborgen liegen müsse. Mir hatte daheim jeder feste Grund unter den Füßen gefehlt, und wer weiß, wohin ich gerathen wäre, hätte die Eingebung eines Augenblickes mich nicht hierher verschlagen; nun war ich mitten darin und fing an zu begreifen, daß der Mensch, sei das für ihn Erreichbare groß oder klein, vor Allem doch des archimedeischen Punktes bedürfe, auf dem er stehe. Jetzt, nach den ersten unsicheren Schritten, streckte sich mir die Hand eines Freundes entgegen, dessen Existenz ich am Tage vorher noch nicht gekannt, und der nun auf einmal mein eigenes Dasein mit einem neuen, höheren Inhalt erfüllte. Was war es, das mich hier so festhielt, um mich nie wieder loszulassen? War es der Zauber seiner Persönlichkeit, der mir London so zauberisch erscheinen ließ? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich in London kaum so lange geblieben wäre, um es auch nur oberflächlich kennen zu lernen, wenn ich ihn nicht darin gefunden hätte.

An jenem ersten Abend in Euston Square hatte ich auf seinem Tisch ein altes Buch in einem Einband von grünlichem, recht verschossenen Leinen liegen sehen, das ich achtlos in die Hand nahm. Es waren Thomas Moore's „Irish Melodies" in einer Ausgabe vom Jahre 1839. Deutsch liebte das Buch sehr, das er bei einem Antiquar auf der Straße gekauft; es hatte für ihn etwas Geheimnißvolles: bei einzelnen Gedichten, die den früheren Eigenthümer besonders angesprochen haben mochten, fanden sich sehr feine Bleifederzeichnungen, bald in Gestalt von Initialen, eine irische Harfe in einem Blumengewinde, bald als Arabesken um den Text geschlungen, Ritter zur Schlacht ausziehend mit den irischen Emblemen, oder eine Schlußvignette, ein träumerischer See mit einem jener irischen Rundthürme im Hintergrunde. Wer war es, von dem diese sinnigen, ergreifenden kleinen Bilder herrührten? Statt aller Antwort wies Deutsch in dem vom langen Gebrauch abgenutzten Band auf ein Gedicht, das besonders hübsch illustrirt war und mit den Worten begann: „Oh! breathe not his name, let it sleep in the shade!" . . . .

Mein Ohr fing an, sich wieder an den Klang der englischen Sprache zu gewöhnen, die für einen Niederdeutschen, der von Jugend auf Platt gehört, ohnehin etwas Verwandtes hat. Aber mehr noch, als durch Wörterbuch und Grammatik lernte ich sie nun mit der Seele verstehen, und dieser Thomas Moore war es, an dem ich mich gleichsam hineintastete. O, wie ich ihn liebte, diesen ganz und gar zerblätterten Band und welch' eine Fülle von Erinnerungen,

süßen und schmerzlichen, aus ihm spricht! An diesem Abend saß ich in meinem kleinen Hinterzimmer; es ging auf Mitternacht, und Alles war still, auch die Riesenstadt schien entschlummert. Mein Herz aber war wach und suchte, suchte. Da fiel mein Blick auf die Zeile: „How dear to me the hour", und ohne mich viel zu besinnen schrieb ich, als ob eine andere Hand meine Feder führe:

Wie lieb die Stunde mir wenn's dämmern will,
Und ganz in Gold die ferne See getaucht,
Wenn Träume bess'rer Tag' erwachen still,
Und Sehnsucht ihren letzten Seufzer haucht.

Seitdem hat das Buch mich Jahre lang begleitet; es gab eine Zeit, wo Thomas Moore der Vertraute meines Herzens war, und viele, ja die meisten seiner irischen Lieder hab' ich übersetzt, wenn auch nur Weniges davon veröffentlicht, weil es mir nur in seltenen Fällen gelang, das wiederzugeben, was mich in diesen, von Irlands schwermüthiger Schönheit erfüllten „Melodien" zumeist ergriff: die Melodie. Der Band trägt zwei Daten: das des 12. November 1856, an welchem Deutsch ihn mir geschenkt hat, und das des 20. November 1858, als wir von unserer Irland-Reise nach London zurückgekehrt waren. Ich wußte, wie theuer das Buch ihm gewesen, und als Ersatz verehrt' ich ihm eine damals eben erschienene reizende Miniatur-Ausgabe, glänzend von Roth und Goldschnitt, mit dem Porträt des Dichters, der kurz zuvor (1852) gestorben war, und diesen Zeilen Lord Byron's, die ich auf das Titelblatt schrieb:

— Anacreon Moore,
To whom the lyre and laurels have been given,
With all the trophies of triumphant song.

Auch dieses Büchlein, so treu von Deutsch behütet, ist jetzt, nach seinem Tode, längst wieder in meinen Besitz gekommen. Das Gold der Harfe, die, vom irischen Epheu umkränzt, seinen Deckel schmückt, ist verblaßt —

Die Harfe, die durch Tara's Hall
Einst klang mit hellem Ton,
Sie hängt nun stumm an Tara's Wall,
Als ob die Seel' entfloh'n —

Mir aber klingt sie noch, so oft ich eines jener Bücher berühre, und sie weckt dann ein Echo jener Tage, die ganz umwoben waren von Freundschaft und Poesie. —

Fast Stund' um Stunde, während ich im British Museum arbeitete bis zur frühen Abenddämmerung, kam Deutsch herein, um nach mir zu sehen, mir zu rathen, mir behülflich zu sein. Aber wir empfanden es bald als ein Hemmniß, daß wir uns dann trennen, und nach den Mühen des Tages nicht auch gemeinsam erholen sollten. Rasch entschlossen, machte ich meinem wackeren Professor die Mittheilung. „Sie sagen es nicht!" rief er, und versank dann in Schweigen; ich bemerkte wohl, wie leid es ihm that, daß ich ihn verlassen wolle. Plötzlich aber hellte sich sein Gesicht auf, und nun kam die zweite seiner gewohnten Redensarten: „Sehn Sie, das ist ganz gut" —

was er immer zu sagen pflegte, wenn nach seinem Dafürhalten die Sache nicht ganz gut war. Aber es blieb dabei; noch am selben Tage fand ich eine behagliche, nach meinen damaligen Begriffen sogar luxuriöse Wohnung in einem nicht weit entfernten, aber nichts weniger als fashionablen Gäßchen, Alfred Street, Nr. 26. Die kleine Straße mündet irgendwo in der Nähe von Bedford Square, der ihr auch den stolzeren Nebentitel in der Adresse gibt. Aber merkwürdig — von allen Straßen konnte ich, bei meiner jüngsten Anwesenheit in London, diese nicht wiederfinden, da selbst der Policeman mir, nach tiefem Besinnen, nur die tröstliche Auskunft zu geben wußte: „Well, Sir, to be sure, I don't know." Und doch stehen sie so deutlich vor mir, als wär' es von gestern, diese beiden Zimmer, mit den abgenutzten Teppichen, die mir die Höhe des Comforts schienen, mit den dunkelbraun gewordenen Mahagonimöbeln, den altmodischen Stichen an der Wand, dem geräumigen Kamin, in dem die bläulichen Flammen um die prasselnden Kohlenklötze zischten und züngelten — mit den dicken, verschossenen Vorhängen im Frontzimmer und dem Himmelbett, zu dem man auf einem Treppchen stieg, im Schlafzimmer. Hier hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, mein eigener Herr zu sein. Und wie viel Musik hier war! Ueber mir wohnte, ich weiß nicht wer — aber oft, wenn ich las oder schrieb, klang von oben herab Clavierspiel — Weisen, die mein Herz erbeben machten, von Mendelssohn, von Schumann, von Schubert; dann kam der Mann mit dem Leierkasten, der Italiener, dem ich es verdanke, daß ich allmählich an „Traviata" und „Trovatore" Geschmack fand; dann der blinde Mann mit der Flöte, der „des Rattenfängers Tochter" blies und manchmal, gegen Abend, die Straßensängerin, die das Lied von „Annie Laurie" sang. Diese alle, und noch viel mehr, hab' ich in Alfred Street gehört, und wie gut ließ es sich dabei träumen, wenn das Kaminfeuer seinen traulichen Schein gegen die Decke warf; oder wie grauslich war es, wenn es auf einmal, Morgens neun Uhr, pechschwarze Nacht ward und erst gegen Mittag wieder die Sonne als eine rothglühende Kugel im zähen Nebel erschien.

Nicht lange, so zog auch Deutsch nach Alfred-Street, mir gegenüber, und nun waren wir immer zusammen, aßen zusammen, fuhren, wenn wir einmal am Tage frei hatten, nach dem Crystallpalast, unter dessen damals noch neuen Wundern wir uns nach Griechenland und Italien versetzten, oder gingen am Abend, wenn wir uns ein Vergnügen machen wollten, in einen der Liedersalons, am liebsten nach Evans's Supper-rooms in Conventgarden, wo wir die schönen, englischen, vierstimmigen Gesänge, die „glees" hörten. Leis in der Erinnerung klingt mir auch noch der Refrain des Liedes von „Terry Marone", das einer der Anziehungspunkte für uns in einem — um die Wahrheit zu sagen — ziemlich räucherigen Local war, da, wo jetzt der prachtvolle Bau von Daly's Theatre in Leicester Square steht.

Emanuel Deutsch lebte damals ein ganz zurückgezogenes Leben in London. Wer hätte geglaubt, daß er derselbe sei, der zehn oder elf Jahre später, als er über Nacht Notorietät erlangt, in den exclusivsten literarischen Kreisen, denen der großen Verlagsfirmen Macmillan und Murray heimisch war,

„Sonnenschein um sich verbreitend, wohin er auch ging!“ Derselbe, von dem George Eliot unter dem 1. December 1867 in ihr Tagebuch schrieb: „Der Verfasser des glorioſen Artikels über den Talmud ist jener heitere kleine Mann, Mr. Deutsch — ein gar lieber, entzückender Mensch (a very dear, delightful creature)“[1]; derselbe endlich, dessen Einfluß man in dem Helden ihres letzten Romans wiedererkennt — einen Zusammenhang, auf den schon Wilhelm Scherer in seiner schönen Würdigung jenes Werkes hingedeutet hat, indem er die Gestalt Daniel Deronda's aus der Atmosphäre des Talmuds erklärt und über diesen ein, seinen „Geist der allgemeinen Menschenliebe“ charakterisirendes Wort der Abhandlung von Emanuel Deutsch entnimmt[2]).

Es wird mir für immer ein beseligender Gedanke sein, daß ich fast der Erste gewesen bin, der von dieser genialen Natur ergriffen ward, und lange Zeit wohl auch der Einzige, der ihre Frühlingswärme ganz empfand. Andererseits darf ich sagen, daß unser Begegnen auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen ist, daß seine Seele sich in der täglichen Berührung rascher und reicher aufschloß und zu der Freudigkeit erwachte, die das Aeußere wie von Innen heraus erleuchtet. Als ich kam, fand ich ihn unter Büchern vergraben, völlig isolirt unter all den Millionen, bekannt nur in der nächsten Umgebung, die seinem Gemüthe wenig bot und von dem Ungewöhnlichen in ihm keine Ahnung hatte. Das ward anders mit dem Tage, da wir uns zuerst gesehen. Hier trafen sich Zweie, von denen der Eine dem Anderen den gleichen Enthusiasmus der Jugend und dasselbe stürmische Verlangen nach Mittheilung entgegentrug; und während Deutsch mir in jenen Anfangstagen den Halt gab, dessen ich bedurfte, damit London mir das werde, was es mir geworden ist, riß ich ihn aus seiner Vereinsamung heraus und mit mir fort, nicht nur zu jenen abendlichen Vergnügungen in Musikhallen und Austernkellern, sondern bald auch zu besseren und höheren Genüssen.

Mein sehnlicher Wunsch war, als ich nur einigermaßen festen Fuß in London gefaßt, die deutschen Landsleute kennen zu lernen, die bedeutenden Männer und Frauen, die dort im Exil lebten oder sich freiwillig angesiedelt hatten; und die Erfüllung ward mir nicht schwer gemacht. Das erste Haus, das sich mir freundlich öffnete, war das von Max Schlesinger, damals King Williamstreet Nr. 4, nicht weit vom Strand. Nie wird in mir das Andenken verlöschen an den geistvollen Publicisten und liebenswürdigsten der Menschen, der sich vor allen Anderen in London meiner angenommen hat; nie die Dankbarkeit für Frau Schlesinger, noch heute meine gute Freundin, deren Salon, namentlich in der Season, eine höchst illustre Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern vereinte. Wie viele Celebritäten, einheimische sowohl als fremde, sind in diesen kleinen traulichen Räumen an mir vorüber-

[1]) George Eliot's Life as related in her letters and journals. Leipzig, Tauchnitz. 1885. vol. III, p. 251.

[2]) George Eliot und ihr neuester Roman. Von Wilhelm Scherer. Deutsche Rundschau 1877, Bd. X, S. 252. — Wieder abgedruckt unter dem Titel: „George Eliot und das Judenthum“ in W. Scherer, Kleine Schriften. Zweiter Band. Herausgegeben von Erich Schmidt. Vergl. S. 137.

gegangen, und wie manche von diesen Persönlichkeiten ist mir ein Gewinn fürs Leben geworden — nicht zu vergessen des trefflichen, unter einer unscheinbaren Hülle den glänzendsten Geist verbergenden Jacob Kauffmann, der, nachdem er lange Mitarbeiter an Kuranda's, später Gustav Freytag's und Julian Schmidt's „Grenzboten" gewesen, jetzt der von Max Schlesinger's „Englischen lithographirten Correspondenz" und sein Hausgenosse geworden war.

Aus diesem Hause der King Williamstreet, das Schlesinger demnächst mit dem viel größeren und prächtigeren von 25, Upper Bedford Place — die Freunde nannten es den „Palazzo", — vertauschte, waren die weiteren Wege leicht zu finden. Vor Allem muß ich hier Gottfried Kinkel nennen, damals noch eine ganz populäre Figur. Seit seiner Errettung aus dem Gefängniß durch Karl Schurz waren noch nicht sechs Jahre vergangen. Sein Bild, wie er in der Züchtlingsjacke, Wolle spulend, traurig sinnend in der Kerkerzelle sitzt, war allgemein verbreitet. In meinem elterlichen Hause hatten wir ein anderes Porträt von ihm, mit der facsimilirten Unterschrift: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann" aus „Otto der Schütz". Dieses epische Gedicht, das sich, in zierlichem Miniaturformat, unter den Büchern meiner Mutter befand, gehörte zu meinen liebsten, es hatte sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt, und heute noch wird in mir die Stimmung jener Tage lebendig, wenn ich mir den Kehrreim wiederhole:

Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht so, mein Herz thut allzu weh!

Ich habe Kinkel noch als einen sehr schönen Mann gekannt, von hoher, schlanker Gestalt, mit dunklem Haar, dunklen Augen, das classisch geformte Gesicht von dunklem Bart umrahmt. Aber einen stärkeren Eindruck noch auf den ersten Blick machte Johanna Kinkel, obwohl sie das Gegentheil von schön war. Von gleicher Statur wie der Gemahl, hatte sie doch nichts Gewinnendes in der äußeren Erscheinung, wie dieser; fast hätte man sagen mögen, daß in Gottfried Kinkel etwas Weibliches, in Johanna Kinkel etwas Männliches gewesen. Es war unmöglich, ihr zu nahen, ohne von einem Gefühl ihrer Superiorität ergriffen zu werden. Aber wie löste sich jeder Zwang, und wie wuchs die Frau, wenn ihr reiches Innenleben sich entfaltete — wenn sie weich ward, wenn sie Beethoven oder Schumann spielte, wenn ihre Kinder um sie herumstanden und deutsche Volkslieder sangen, wenn ihr Blick, unvermerkt feucht geworden, den entfernter stehenden Gemahl traf.... Kinkels wohnten sehr schön im fashionablen Westen von London, in Eastbourne Terrace, Paddington, einer jener vornehm abgeschiedenen Lagen, die noch zu der Region von Hyde Park zählen. Ich glaubte nicht in das Haus eines ehemaligen Professors und noch weniger in das eines deutschen Flüchtlings zu treten, als ich die teppichbelegte Treppe hinanstieg, eine behagliche, von geistigen Interessen erfüllte, von Musik belebte Häuslichkeit empfing mich — eine, die, solange sie bestand, so lange Johanna Kinkel darin waltete, viel dazu beigetragen hat, meinen Londoner Aufenthalt mir zu verschönern und wesentlich zu bereichern. Eng mit diesem Hause durch heimathliche Beziehungen verbunden war Gustav Adolf Bergenroth, auch er, ein thätiger Gehülfe bei der Errettung Gott-

fried Kinkels aus Spandau, dann nach Californien ausgewandert und jetzt seit Jahren schon in London, wo er historische Studien betrieb, deren Gegenstand damals die Handelspolitik unter den Tudors, also die Zeit des Umschwungs in der Wirthschaftspolitik war, aus welchem der Welthandel Englands hervorging. Monatelang zu den verschiedensten Zeiten haben wir im Lesesaal des British Museum nicht weit von einander gearbeitet; oftmals kam der freundliche Mann, der, wiewohl sehr viel älter als ich, sich doch noch etwas jugendlich Frisches bewahrt hatte, zu mir heran, oder ich besuchte ihn an seinem Sitze, und ich erinnere mich, mit welchem Staunen ich jedesmal bemerkte, wenn ich nach längerer Abwesenheit von London wiederkam, daß er statt vorwärts, immer rückwärts gegangen war. Wenn ich ihn unter Königin Elisabeth verlassen, fand ich ihn unter Heinrich VIII. wieder, und zuletzt war er sogar über die Tudors hinaus, bei den Plantagenets angelangt. Er meinte lächelnd, daß der Historiker sich nicht verdrießen lassen müsse, denselben Weg mehrmals hin und her zu machen; und in der That hat dieser Weg ihn schließlich ganz wo anders hin geführt, nämlich nach Spanien, aus dessen Archiven, namentlich dem von Simancas, er im Auftrage der englischen Regierung eine Regestensammlung über die politischen und commerciellen Verhandlungen zwischen England und Spanien herausgab. Dieses Werk, dessen Vollendung er nicht lange überlebte, hat ihm in England einen großen Namen gemacht; er starb, sechsundfünfzig Jahre alt, 1869 in Madrid, und Reinhold Pauli hat ihm ein literarisches Denkmal in der „Allg. Deutschen Biographie" gewidmet.

Gleichfalls der Familie Kinkels innig befreundet war Fräulein Malwida von Meysenbug, in der ich eine speciell hessische Landsmännin von mir sehr wohl bekanntem Namen traf. Ihr Vater war der vertraute Rath und begünstigte Minister des Kurfürsten Wilhelm II. gewesen, der ihn — er hieß ursprünglich Rivalier — in den Adelstand und zu seinem hohen Rang erhoben hatte. Den einen Bruder des Fräuleins von Meysenbug, hessischen Kammerherrn, kannte ich von Rinteln, Nenndorf und Hannover her; ihre beiden anderen Brüder waren, der zweite österreichischer Gesandter, der dritte noch Anfang der sechziger Jahre badischer Minister, und sie — lebte hier in London als politisch Exilierte. Wer hätte wohl in diesem bescheidenen, stillen Wesen, das frei von jeder Prätension und doch von der feinsten Bildung war, den eisernen Willen und die Kraft vermuthet, die zum Bruch mit den Traditionen ihres Standes, zur Lossagung von den Ihren geführt und sie zu einer der ersten Vorkämpferinnen dessen gemacht hat, was man damals und noch lange nachher, spöttisch die „Frauenemancipation" nannte! Ihre Schuld, gleich der so mancher ihrer Schicksalsgenossen, war: daß sie zu frühe kam. Wer versteht es heute, daß man ihr als Verbrechen anrechnete, Mitglied einer Frauen-Hochschule gewesen und für die Selbständigkeit des weiblichen Geschlechtes, die geistige, wie die materielle, tapfer und mit unglaublicher Selbstverleugnung in die Schranken getreten zu sein? Sie war Erzieherin der Töchter von Alexander Herzen, den ich, ebenso wie Bakunin, durch sie kennen lernte; und später (1876) hat sie in den (anonym erschienenen) „Memoiren einer Idealistin" ihr Leben mit einer so

schlichten und überzeugenden Wahrhaftigkeit erzählt, daß dieses Buch nicht nur als höchst lesenswerth im Allgemeinen, sondern auch als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Freiheitsbewegung und der Emigration in London bezeichnet werden muß. Denn auch mit Mazzini und Garibaldi war sie befreundet.

Ich habe mich hier scheinbar von dem Gegenstand meiner eigenen Erinnerungen weit entfernt, aber doch nur scheinbar. Denn mit all' unsren Landsleuten und zuletzt auch mit Ferdinand Freiligrath und den Seinen machte ich Emanuel Deutsch bekannt; und namentlich hier an der trauten Herdstätte des von uns beiden gleich geliebten Dichters war es, wo Deutsch bald fest wurzelte, wie in einem Stück Heimath mitten in der Fremde, jubelnd begrüßt von den Großen und den Kleinen, wenn er sich an den Sonntagen sehen ließ in Hackney, jener weitentlegenen Vorstadt Londons, da, wo

An der Weltstadt nördlichem Saum,
Bei der Pappel, dem Ulmenbaum,
Ländlich steht meine Klause . . .

Doch davon mehr in einem folgenden Abschnitt; hier sei es genug mit der Andeutung, und daß ich den Freund, den ich so einsam gefunden, in einem Kreise theilnehmender Menschen verließ, als es nun endlich Winter geworden war.

Auf der Fahrt nach dem Hafen begleiteten mich Deutsch und Bergenroth. Ein rauher Nebel lag über London, und mir war das Herz zugleich schwer vom Abschied und froh von Erwartung. Denn ich hatte ja noch ein Elternhaus. Schweigend stiegen wir Drei hinab in die Cajüte des guten „Baron Osy", des Dampfers, der mich nach dem Continent, nach Antwerpen hinübertragen sollte. Wehmüthig saßen wir die letzte Viertelstunde zusammen, stießen auf gutes Wiedersehen an, dann gab die Glocke das Zeichen, die Freunde verließen das Schiff, und lange noch stand ich mit feuchten Augen auf Deck, bis Alles hinter mir im Nebel verschwunden war. . .

Aber ein Anderer, als ich gegangen, kam ich in die Heimath zurück. Dieses erste Vierteljahr hatte mir ein Ziel und meinem Leben die Richtung gegeben. Mich hob das Bewußtsein, viel erworben und nach vielem Suchen den Weg gefunden zu haben, auf dem ich mir mehr erwerben könnte. Die winterliche Stille meines Vaterstädtchens war belebt von den großen Eindrücken, die mir drüben geworden; um mich her standen und lagen die Bücher, deren jedes noch eine Spur von London an sich trug, die mancherlei Blätter und Notizen aus dem British Museum, Alles noch mit dem frischen Seegeruch; und wenn ich gegen Abend über die Hügel schritt, auf denen ich als Kind gespielt hatte, klang es von Westen her, mit dem Brausen des Windes gemischt, wie Harfenspiel und Elfenreigen. Und leise, mit dieser Feenmusik, verwebten sich die Verse Thomas Moore's — „How dear to me the hour" — und wie das phantastische, von Roth durchflammte Gewölk seinen letzten Strahl zu mir sandte, da meinte auch ich, es sei der goldne Pfad — „that golden path of rays"—, auf dem man in das ersehnte, das bessere Land wandeln könne.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Max Bruch.

[Nachdruck untersagt.]

Am 6. Januar begeht Max Bruch seinen sechzigsten Geburtstag. Wenn ein Künstler an diesem Tage sich so hoher körperlicher und geistiger Rüstigkeit erfreut wie er, dann hat der Betrachter noch kein Recht, einen Strich unter die Werke des Jubilars zu machen und die Summe aus seinem Schaffen zu ziehen. Wohl aber wird er persönliche Erinnerungen und Eindrücke sammeln und mittheilen dürfen.

Es ist etwas Anderes, ob man einen Componisten in reiferen Jahren kennen und verehren lernt, oder ob dies in der Jugend geschieht. Das Eine gleicht dem ruhigen Glück einer harmonischen Ehe, das Andere ist wie der Sturm der ersten Liebe, deren Gegenstand uns durch die Erinnerung an diese Zeit für das ganze Leben in verklärtem Licht erscheint. Max Bruch ist eine solche musikalische Jugendliebe von mir, und deshalb habe ich jedes seiner Stücke, das ich neu kennen lernte, mit einer fast zärtlichen Empfindung in mich aufgenommen.

Das märkische Provinzialstädtchen, in dem ich das Gymnasium besuchte, war ungewöhnlich musikfreudig. Auf allerlei Instrumenten wurde ausgiebig musicirt, und unter den jungen Damen fanden sich viele, die nicht allein gute Stimmen hatten, sondern auch regelrecht im Gesang ausgebildet waren. Natürlich gab es einen Gesangverein. Der Musikdirector des Gymnasiums, ein würdiger, alter Herr, Schüler Bernhard Klein's, leitete diesen Chor und brachte recht gute Aufführungen zu Stande. Einige ältere Gymnasiasten, die leidlich singen konnten und ordentlich vom Blatt lasen, durften im Gesangverein mitwirken, was als große Ehre angesehen wurde. Zu solcher Ehre kam auch ich eines Tages. Es sollte Frithjof von Max Bruch aufgeführt werden, und dazu brauchte man einen starken Männerchor. Die Proben begannen. Je weiter sie vorrückten, desto mehr begeisterten wir uns für das Werk, und als es auch im Feinen fertig ausgearbeitet war und man hören konnte, wo und wie, da herrschte unter allen Mitwirkenden, und am meisten unter uns Jungen, ein hochgehender Enthusiasmus. Dieser Frithjof war doch ein ander Ding als die zahmen Chöre von Grell und Taubert, die wir auf dem Gymnasium sangen; es war Alles farbiger, reicher, das Strenge verband sich hier mit dem Zarten zu besonders gutem Klang. Ingeborg's Klage und die letzte Scene, Frithjof auf der See, wurden unsere Lieblingsstücke; wir sangen die eine und spielten die andere auf dem Clavier, so gut es gehen wollte. Aber wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, ging es nicht sehr gut. Auch Tegner's Frithjofsage schafften wir an und studirten sie eifrig. Dann kamen ältere scandinavische Sagen an die Reihe, ja sogar der „Edda" wurde nicht geschont. Wer in jener Zeit etwa dichtete, der verherrlichte seine Herzallerliebste als Ingeborg, Gunlöd, Gutrune oder in ähnlicher nordischer Verhüllung.

Wer war nun eigentlich Max Bruch, der all' dieses aufgeregt hatte? Gleich nach den ersten Proben wendeten wir uns um Auskunft an unsern verehrten, aber wegen seiner kurz angebundenen Grobheit gefürchteten Dirigenten. „Max Bruch ist der bedeutendste lebende Componist. Er war bis 1870 Hofcapellmeister in Sondershausen; wo er sich jetzt aufhält, weiß ich nicht." Mit dieser Antwort mußten wir uns zufrieden geben. Seitdem aber kann ich den Namen Max Bruch's nicht lesen oder hören, ohne daß vor meinem Geiste jener alte Musikdirector aufsteigt, wie er, den Zeigefinger lehrhaft erhoben, über seine goldene Brille hinweg uns ernst ansah und orakelte: „Max Bruch ist der bedeutendste lebende Componist."

Und der Name Max Bruch's wie seine Compositionen sind mir in der Folge nun nicht eben selten aufgestoßen. Mochte ich im Norden oder im Süden Deutschlands sein, in Lothringen, in der Schweiz, überall konnte ich Stücke von Bruch hören, sei es, daß Vereine eins seiner Chorwerke aufführten, das Lied von der Glocke, Achilleus, Odysseus, Frithjof, Salamis; sei es, daß ein Violinkünstler sein G-moll-Concert oder die schottische Phantasie spielte. Und überall war der Erfolg der gleiche: die große Masse der Zuhörer enthusiasmirte sich, und der kleinere Kreis der Musiker war des Lobes voll über die saubere Arbeit.

Denn Bruch's Compositionen haben die seltene Eigenthümlichkeit, Kennern und Laien zugleich zu gefallen. Er will nicht den Himmel stürmen, richtet sich vielmehr auf der Erde so behaglich ein, wie es nur angeht, und dieser musikalische Optimismus, diese Freude an schöner Melodie und schönem Klang erweckt wieder Freude im unbefangenen Hörer. Der Musiker dagegen ergötzt sich vielleicht noch mehr an der geistigen Seite der Bruch'schen Schöpfungen, an der überaus feinen und wohlerwogenen Gestaltung. Bruch ist ein außerordentlicher musikalischer Regisseur, wenn man so sagen darf. Er kennt seine Kräfte und Hülfskräfte aufs Genaueste; er weiß, was er von seiner Phantasie, von den Solisten, von Chor und Instrumenten verlangen kann, und er strebt einerseits niemals über sein Vermögen hinaus, und stellt andererseits all' und jedes mit solcher Sicherheit gerade an den Platz, wo es hin gehört, er ordnet die einzelnen Gruppen so wirkungsvoll an, daß das Ganze selbstverständlich erscheint, wie ein Gebilde der Natur. Es ist immer Satz und Gegensatz da, Steigerung und Nachlassen, Licht und Schatten und in Folge dessen klare Gliederung und leichte Uebersichtlichkeit.

Man sehe sich darauf hin ein beliebiges Werk von ihm an, zum Beispiel das prächtige Violinconcert in G-moll. Recitativisch aufsteigend wie ein Adler, der die Schwingen versucht, beginnt die Geige nach wenigen Einleitungstacten des Orchesters; und noch einmal wiederholt sie den Probeflug nach aufwärts von höherer Stufe aus. Ja, die Kräfte reichen — und so setzt männlich ernst das vollblütige, breite Hauptthema in G-moll ein, dem sich ein sanft absteigender Seitensatz in B-dur anschließt. Dann fängt das eigentliche Concertiren an, das Kämpfen des Soloinstruments mit dem Orchester. Glänzende Passagen fahren auf und nieder, zackige Figuren blitzen über das Orchester hin. Schnell drängt es zum Ende, und hier wiederholt die Geige noch einmal, aber kühner und freier ausgreifend, jene ersten Recitative, gleichsam als wolle sie sich des errungenen Sieges freuen. Nun folgt ein sehr inniger und zarter, langsamer Satz in Es-dur, und daran schließt sich das vor Lebenslust übersprudelnde Finale in G-dur, dessen ungarisirendes Rondothema von den Zwischensätzen hoch herausgehoben, förmlich à jour gefaßt wird. Es gehört dies Concert mit seinem Reichthum an Contrasten und seiner vornehm ruhigen Haltung zum Besten, was die Violinliteratur seit Mendelssohn's E-moll-Concert hervorgebracht hat.

Wie Bruch mit geringen Mitteln eine große Steigerung vorzubereiten und auszuführen versteht, dafür ist das kurze Chorstück „Schön Ellen" ein vortreffliches Beispiel. Das bekannte Geibel'sche Gedicht gibt die Textunterlage. Lord Edward ist von Feinden eingeschlossen und macht sich mit seiner Schar zum Sterben bereit. Schön Ellen lehnt am Feldstück; sie glaubt in der Ferne die Freunde

heranrücken zu hören, die Campbells. Das Orchester deutet ganz leise den Campbell-Marsch an, eine schottische Volksweise. Erst nur im Rhythmus. Dann tritt, wie das Gedicht fortschreitet, die Melodie mehr und mehr hervor, bis sie bei den Worten des Chors: „Da brach's in die Feinde wie Hochlandssturm" von allen Instrumenten fortissimo gespielt wird. Jetzt dämmen sich die Massen zurück, man glaubt, die Mittel der Steigerung seien erschöpft. Aber da hebt der Solosopran wieder die Melodie jenes Marsches an, in größeren Notenwerthen hymnusartig verbreitert; der Solobariton findet sich hinzu, und endlich tritt mit aller Kraft der ganze Chor ein, von der Wucht des vollen Orchesters unterstützt, so daß der Campbell-Marsch, der sich von Anfang an durch das Werk gezogen, ihm nun auch einen glanzvollen und feierlichen Abschluß gibt. Man muß die Wirkung dieses kunstreichen Aufbaues an sich selbst erfahren haben, um den Erfolg zu verstehen, den „Schön Ellen" aller Orten gefunden hat.

Wenn es ihm angebracht scheint, greift Bruch auch gelegentlich zu sehr drastischen Ausdrucksmitteln. Mein erster Clavierlehrer zeigte mir schaudernd eine ganze Reihe von Quintenfolgen in „Ingeborg's Klage". — „Und dabei hätte der Mann so was gar nicht nöthig," meinte er vorwurfsvoll. Sie klangen aber verzweifelt gut und charakteristisch! Nöthig hätte sonst freilich „der Mann" solche Dinge nicht, denn er beherrscht den Vocal- und Instrumentalsatz wie nur irgend Einer. Eins der bedeutendsten, wenn auch nicht der bekanntesten Werke, die Bruch auf dem Gebiete der strengeren Gesangscomposition geschaffen hat, sind drei Messensätze für Doppelchor, zwei Solosoprane und Orchester: ein Kyrie, Sanctus und Agnus Dei. Der weiche Fluß der melodischen Linien ist von hoher Schönheit, und die Art, wie die beiden Chöre sich gegenüber stehen oder zu gemeinsamem Wirken zusammentreffen, zeigt wieder den Meister der künstlerischen Gruppirung.

Dieselbe Eurythmie, dasselbe schöne Verhältniß der Theile zum Ganzen finden wir überall in Bruch's Werken, und überall Klarheit des Ausdrucks, keinen Qualm und Dunst, Klarheit der Gefühle, keine weltschmerzliche Pose; Klarheit der Farben. Wäre es mir darum zu thun, ein ausgeführtes Charakterbild des Componisten Bruch zu zeichnen — wozu, wie gesagt, die Zeit noch nicht gekommen ist — so könnte ich jene wenigen Beispiele leicht um ein Dutzend vermehren. Seine Sinfonien, Concerte, Solostücke für verschiedene Instrumente, seine Cantaten und Oratorien bieten reichlich Stoff für dankbare ästhetische Betrachtungen. Innerhalb einer flüchtigen Skizze muß das Gesagte genügen. Nur das letzte große Werk Bruch's möchte ich noch erwähnen: seinen Moses, dessen kräftiges Pathos an E. v. Wildenbruch's dichterische Klangfülle gemahnt. Wem kurz vor den Sechzigen noch ein solcher Wurf gelingt, von dem darf man nach den Sechzigen noch mancher Ueberraschung gewärtig sein. Und daß diese Ueberraschungen auch eintreten mögen, daß Schaffenswille und Schaffenskraft Max Bruch noch lange erhalten bleiben, dies ist unser etwas egoistischer Geburtstagswunsch.

Carl Krebs.

Der Histrio Zacconi.

[Nachdruck untersagt.]

Als vor fünf Jahren Eleonora Duse zum ersten Mal in Berlin gewesen war, hinterließ sie allen Denen, auf die sie überhaupt Eindruck gemacht hat, den Eindruck eines Erlebnisses, einer menschlichen Offenbarung und also einer großen beglückenden Freude. Vielleicht ist es nur einem weiblichen Wesen gewährt, so seelisch zart, so herzbewegend zu wirken. Wie Vieles, was bei einer Frau rührt oder entzückt, wirkt beim Manne schwächlich, albern, weibisch! Man könnte die Poesie der Duse als die Poesie aller unmännlichen Eigenschaften bezeichnen. Ihre Art war potenzirte Weibesart, ihre Kunst war potenzirte Frauenkunst. In einer sogenannten Hosenrolle ist sie bei uns niemals aufgetreten, und wenn es wahr sein sollte, daß sie den abgeschmackten Einfall habe, Hamlet zu spielen, so wird ihre Auffassung dieses Charakters Solchen Recht geben, die den Dänenprinzen für einen Schwächling halten.

Durch die Duse ist das deutsche Interesse wieder mehr auf italienische Schauspielkunst gelenkt worden. Mancher ihrer Landsleute hat den Vortheil benutzen und die Lorbeeren ernten wollen, die von der unvergleichlichen Eleonora noch übrig gelassen waren. Keinem aber ist das bisher geglückt. Auch Herrn Ermete Zacconi nicht, der im Spätherbst zwei Wochen lang am Berliner Schiffbauerdamm gespielt hat. Aber er ist der Einzige, der mit seiner großen Heimathgenossin ernsthaft in Wettstreit gerathen könnte.

Wie einst die Ristori, Salvini, Rossi, so ist auch der Ruhm der Duse und das Renommée Zacconi's über Wien nach Berlin gedrungen. Seit Alters her ist Wien für italienische Kunst der deutsche Einfuhrhafen. Venedig und Triest liegen der Donaustadt so beneidenswerth nahe, und es gibt in Wien eine große italienische Colonie, der fortwährend vom Heimathland neues, heißes Blut zufließt. Darum ist es zweckmäßig, daß sich italienische Künstler ihren deutschen Reisepaß in Wien holen. Am wenigsten schadet ihnen das für Berlin. Denn während bis vor Kurzem alles Künstlerische, was aus Berlin kam, in Wien mit Argwohn und Vorurtheil angesehen wurde, hat der Berliner eine Schwäche und ein Dogma für das, was den Wiener Kunststempel trägt, immer gehabt. Zuletzt aber entscheidet doch auch hier der eigene Eindruck. Und dieser Eindruck war in Berlin bei der Duse der, daß sie eine geniale Naturerscheinung, bei Herrn Zacconi der, daß er ein interessanter Künstler ist. Hatte man von ihm eine Offenbarung des potenzirten Mannesweſens erhofft, wie sie einst Salvini und Albert Niemann gaben, so täuschte diese Erwartung. Nicht aus der starken männlichen Urkraft werden seine Gestalten erzeugt, sondern aus jener geschmeidigen, fremdem Befehl willig folgenden, wandelbaren und ein bißchen heuchlerischen, höchst behenden und schlauen Vielfältigkeit, die der Schauspielkunst wie der weiblichen Koketterie so manche Vortheile bietet.

Daß die Schauspielkunst eine feminine Kunst ist, hat Herr Zacconi glänzend bestätigt. Ganze, starke, unschmiegsame und unbiegsame Mannesnaturen wirken aus ihrer schlichten, einfachen Menschlichkeit heraus auch in der Schauspielkunst immer am mächtigsten, und sie brauchen deshalb keine Hünen des Leibes zu sein, wie Niemann, Baumeister, Gabillon; auch aus den Knabengestalten des jungen Rudolf Rittner trat schon öfters diese Macht etwas roh und etwas unreif, aber frisch und frech wie Frühling hervor. Diese Naturkraft menschlichen Fühlens und Athmens ist Herrn Zacconi aus erster Hand versagt. Mit weiblicher Gewandtheit nimmt er, was er irgend davon kriegen kann, aus zweiter Hand. Nicht mit seiner

eigenen physischen Kraft vermag er den eisernen Schrein, darin die goldenen Schätze liegen, aufzubrechen. Aber er hat unzählige Feilen und Bohrer bei der Hand, und wie ein Meisterdieb bohrt er hier ein Löchelchen an, feilt er dort ein Stellchen aus, und mit erstaunlich geschickten langen Fingern zieht er hervor, was irgend zu fassen ist. Man wundert sich bas, wie viel er holt; und wenn dann so ziemlich der ganze Schrein ausgemaust ist, wirft der Meisterdieb mit einer eleganten Bewegung die Ducaten vor sich hin, verbeugt sich freundlich lächelnd, und sein gewitztes Auge scheint zu fragen: Wozu, meine hochgeehrten Herrschaften, wozu braucht es körperlicher Kraft? Die hochgeehrten Herrschaften aber können sich nicht lassen vor Staunen und wonnigem Grauen, und der Meisterdieb darf sich immer von Neuem lächelnd verbeugen.

Ja wirklich, er kann lächeln und lachen, denn sein hexenhaft geschicktes Hantiren hat ihm nicht einmal den Athem verkürzt, hat nicht einmal den Schlag seines Herzens beschleunigt. Eben hat er uns mit klinischer Sorgfalt gezeigt, wie sich bei Frau Alving's armem Oswald die Paralyse entwickelt, und er kann lächeln. Eben hat er uns gezeigt, wie man auf das Säuberlichste an Strychninvergiftung stirbt, und er kann lächeln. Er kann lächeln, denn er hat Alles gekonnt und wenig gelebt.

Herr Zacconi gilt als der Vertreter des „Verismo" in der Schauspielkunst. Er hat sich bemüht, die Grenzen des schauspielerisch Darstellbaren zu weitern und dunkle Lebensgebiete pathologischer, besonders psychiatrischer Art der Bühne zu erschließen. Er ist offenbar in Kliniken, Lazarethe, Irrenhäuser gegangen und hat sehr sorgfältige Studien nach dem Leben gemacht. Er hat Krankheitsbilder in sich aufgenommen und gibt sie nun getreulich wieder. Um das zu können, geht er auf die Suche nach Stücken, die ihm dazu Gelegenheit geben. Dabei ist es ihm ziemlich einerlei, ob er ein so herbes, strenges, ernstes Kunstwerk wie Ibsen's „Gespenster" für seine Zwecke abrichtet oder ein altes, ganz unverisstisches Bretterstück wie Giacometti's „Morte civile". Um simulirten Wahnsinn zu zeigen, macht der italienische Ibsenapostel sogar vor dem „Kean" des alten Dumas nicht Halt.

Wie er freilich den Kean erfaßt, ist lehrreich und bezeichnend. Vater Dumas nannte das unsinnige Sensationsstück im Nebentitel „Genie und Leidenschaft". Er dachte sich ein durch Leidenschaft verkommendes Genie, wie es in Wirklichkeit der englische Schauspieler Edmund Kean und bei uns Ludwig Devrient gewesen ist. So hat ihn auch Rossi dargestellt, und so bemüht sich ein Rossinachahmer, wie Barnay, ihn darzustellen. Mitterwurzer brauchte nur sich selbst zu geben, um Kean's leidenschaftliches Genie zu treffen. Auch Zacconi identificirt sich mit seinem Collegen Kean. In den Salon des ersten Aktes tritt sein Kean genau so ein, wie Herr Zacconi selbst einige Abende später in die Räume des Berliner Schriftstellerclubs eingetreten sein mag, als seine Verehrer ihm dort ein kleines Fest gaben. Nicht sehr groß und nicht sehr klein, nicht sehr schlank und nicht sehr dick, eher häßlich als schön, eher schlau als klug aussehend, aber auch dem idiotischen Lächeln leicht geneigt, mit einer lang hervorspringenden, kräftigen Hakennase, mit hellen, beweglichen, gern herausrollenden, gern verglasenden, noch lieber dem Weißen weichenden Augen, mit einem länglichen, scharf und feingeschnittenen Lippenpaar, das die schönen, weißen Zähne lieber verbirgt als enthüllt, sehr verbindlich in den Formen, sehr elegant in den Bewegungen, im tadellosen Frack nach neuestem Schnitt, mit einem blitzblanken, festgesteiften Vorhemd und einer kleinen, schwarzen Seidenschleife unter dem Kragen: so tritt Zacconi-Kean, glatt rasirt, mit einem kleinen, dunkelbraunen Toupet vorn aufrisirt, in die Gesellschaft. Seine Verbeugungen erinnern ein bißchen an Circuseleganz; sein Lächeln erinnert ein bißchen an den Triumph des Tausendkünstlers, und man könnte zweifeln, ob dieser höfliche jüngere Mann ein vornehmer Herr oder dessen feinster Kammerdiener ist. Ist er aber keins von beiden, so wird man nicht mehr zweifeln, daß er ein Mime, ein Histrio ist.

Und dieser Histrio kann sehr liebenswürdig sein; von jener Anmuth des Herzens, ohne die ein großer schauspielerischer Erfolg trotz aller kühlen Künste doch nicht möglich wäre. Wie gütig, wie zart weiß er einem armen Mädchen Muth einzu-

sprechen! Wie hübsch und nett weiß er lieb zu haben! Wie ironisch fein äußert sich sein überlegener Hohn gegen den Feind! Daß er sich wie ein Stier auf diesen Feind stürzen wird, glaubt man ihm allerdings nicht, und die Freundeshände, die ihn zurückhalten, hemmen etwas, was nicht gehemmt zu werden braucht. Aber desto empfindlicher kitzelt, zwickt, peitscht der gereizte Künstler seinen Gegner mit Worten und mit Blicken: eine geistige Abfuhr, die tiefer trifft als Faustschlag und Boxerstoß. Der deutsche Ausdruck „sein Müthchen kühlen" ist noch nie so plastisch, so anschaulich geworden wie in dieser Kean-Zacconi'schen Scene. Es mag dazu die Fähigkeit gehören, kühl zu bleiben, und die Thatsache, daß der Muth sich bei Herrn Zacconi gerne zum Müthchen verwinzigt.

Die Kühle seines Blutes und die Kraft seines Muthes reichen hin zur überlegenen Ironie eines Gesellschaftsmenschen, aber sie reichen nicht hin, um die große Passion des Königs Lear zum Vorschein zu bringen. Zacconi's Lear war nichts mehr und nichts weniger als eine gute schauspielerische Durchschnittsleistung, an der deutsche Schauspieler viel technische Fertigkeit und Leichtigkeit lernen konnten, die sich im Respect vor der Größe des Dichters von virtuosenhaften Extravaganzen fern hielt, die aber deutlicher als alles Andere bewies, wie wenig dieser Schauspieler auffiele, wenn er sich nicht auffällig machte. Was die Muse nicht gewagt hat, hat Herr Zacconi gewagt — er hat sein Können am höchsten Maßstab, an Shakespeare gemessen. Und er mußte zu klein befunden werden. Man war nur dankbar, daß er nicht auch den Lear zum Trapez für seine psychiatrischen Künste erniedrigt hat, wie er es ganz wider den Sinn des Dramas mit Ibsen's „Gespenstern" that.

Zacconi's Fähigkeit, sich auffällig zu machen, ist groß und täuschend genug, um als uralter, verhöhnter Greis in Turgéniew's dramatisch schwachem „Gnadenbrot" eine sogenannte Glanzleistung zu erbeuten, die an feiner, sorgsamer, detaillirter Ausarbeitung Schweighofer's Nullerl und Possart's alte Herren weit übertrifft. Seine Kunst vermag Natur vorzuspiegeln. Aber daß er bei diesen Charaktermasken doch nur vorspiegelt, beweist er am besten dort, wo er ganz er selbst ist und womöglich an ein und demselben Abend gerade dadurch den Unterschied von Kunst und Natur offenbart. Zacconi ist er selbst, wenn er junge, nervöse Männer des modernen Lebens gibt; etwa in Gerhart Hauptmann's „Einsamen Menschen" den neurasthenischen Johannes Vockerat. Darin wird er von keinem deutschen Schauspieler übertroffen. Hierfür wird er den Typus und die Tradition schaffen. Hierbei kommt auch bei ihm Poesie des menschlichen Wesens zur Erscheinung. Seine transparenten Augen, die so oft unmotivirt rollen, glotzen, quillen oder Geister sehen, bekommen dann ein rührend hülfloses und rathloses Vorsichhinstarren. Eine mitleiderregende Angst durchzittert alle seine Glieder. Ein betäubter Geist greift zu Mitteln, die Furcht erregen. Ein solcher aus den Fugen gebrachter Mensch kann seine Frau mißhandeln, ohne daß er's weiß. Nie ist das moderne Gesetz von der Unfreiheit des menschlichen Willens sichtbarer verkörpert worden als durch diesen modernen Schauspieler. Aber ich meine damit nicht die virtuosen Körperzuckungen, Körperlähmungen, Körperverrenkungen des unibsenischen Oswald Alving, bei dem eine Summe wissenschaftlich gewiß richtiger Beobachtungen wissenschaftlich falsch summirt und potenzirt wird, sondern ich meine jenen seelischen Duft, jenes traurige Seufzen einer Seele, der die Nerven das versagen, was sie möchte. Das Feminine im Mann ist Zacconi's Stärke. Und so umgibt auch ihn, den außerordentlichen Künstler, der so Vieles kann, da, wo er über alle Kunst hinaus die Natur erreicht, jene Poesie der unmännlichen Eigenschaften, auf die Eleonora Duse ein natürliches Frauenrecht hat, und auf die unser Fin de siècle-Leben auch den Männern ein Recht zu geben scheint. Es ist jetzt so viel die Rede vom Uebermenschen, und es gibt doch, besonders in der Literatur, so viele Untermenschen. Der schauspielerische Repräsentant dieser Untermenschen, deren Schwäche oft nur Sehnsucht nach dem Uebermenschlichen sein mag, ist Ermete Zacconi. Paul Schlenther.

Die Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse.

[Nachdruck untersagt.]

A quoi tient la superiorité des Anglo-Saxons. Par Edmond Demolins. Troisième mille. Maison Didot, Firmin-Didot et Cie, éditeurs. Paris 1897.

I.

Es ist in der deutschen Literatur längst üblich, die Typen der beiden westeuropäischen Culturvölker, welche die größte Bedeutung für die europäische Welt seit einem Jahrhundert in Anspruch nehmen, in schroffem Contraste gegen einander darzustellen. Hier haben wir ein Buch von der Hand eines Franzosen, welches selber diesen Contrast betont; und nicht sowohl das für Deutschland Neue, was darin gesagt wird, ist das Bemerkenswerthe in dem Werke, als die Thatsache, daß ein französischer Schriftsteller es ist, welcher uns diese Dinge erzählt. Es ist ein Zeugniß von Erkenntnissen und Selbstprüfungen der französischen Nation, welches mit Manchem zusammentrifft, was wir in Deutschland über das heutige Frankreich und dessen neueste Entwicklung wissen.

Der Verfasser ist der Herausgeber der wissenschaftlichen Monatsschrift „La Science Sociale", welche seit dem Jahre 1886 in Paris erscheint. Das neue Buch ist kein fachwissenschaftliches, es ist mit ziemlicher Breite für weitere Kreise geschrieben. Aber es sagt uns über die heutige französische Gesellschaft, über die Erziehung der mittleren und höheren Classen, über die Ziele und Bestrebungen derselben mancherlei Interessantes, das sich von der Schilderung der englischen Zustände als seinem Gegenstück grell abhebt.

Man frage hundert junge Franzosen — sagt unser Autor —, welche das Gymnasium verlassen, für welche Carrière sie sich bestimmen: Dreiviertel von ihnen werden uns antworten, daß sie die Anstellung in einem Staatsamte anstreben. Ihr Ehrgeiz geht darauf, in die Armee, in das Richteramt, die Ministerien, die Verwaltung, die Finanzbehörden, die Consulate, die Staatsbaubehörden, die Staatsbergverwaltungen, die Tabakregie, die Domänen, die Staatslehranstalten, die Bibliotheken und Archive einzutreten. Dagegen recrutiren sich die unabhängigen Berufsarten (professions indépendantes) im Allgemeinen nur aus denjenigen jungen Leuten, welche es nicht so weit gebracht haben, daß sie in eine der Staatscarrièren eintreten können.

Es läßt sich wohl denken, daß der Staat nicht alle diese Candidaten brauchen kann; er ist genöthigt, eine Auswahl zu treffen. Dieses ist nicht anders möglich als durch die Mittel der Prüfungen, der Protectionen, der Vorzüge der Geburt.

Die beiden letzteren Mittel wirken nur ausnahmsweise und accessorisch mit. Dagegen ist die Prüfung die große Eintrittspforte zu allen jenen verschiedenen Staatscarrièren. Bei dem Examen Erfolg haben, ist daher der Hauptgedanke des jungen Franzosen, weil seine ganze Zukunft von diesem ersten Erfolge abhängt. Auch sorgt seine Familie für die geeignetsten Wege zur Erringung dieses Zieles.

Daher der Einfluß, welchen die Franzosen der Schule zuschreiben; denn sie ist es allein, welche die Carrièren, die am meisten umworben sind, eröffnen kann, sie ist es, welche die sociale Classenstufung bestimmt.

Ihrerseits richtet die Schule sich selber so ein, daß sie die günstigsten Umstände darbietet für erfolgreiche Ablegung der Examina. Es kann nicht anders sein. Denn die Familien schätzen die Schulen je nach der Zahl der Zöglinge, welche sie jährlich zu den verschiedenen „Concours" befähigen. Ein „Collège", welches bei dieser Art von Wettrennen keinen Erfolg hätte, würde sehr bald auch keine Schüler mehr haben. Darin liegt seine Existenzfrage.

Das sicherste Mittel der Vorbereitung zum Examen ist das Einpauken (Chauffage). Dieses Verfahren, selber ebenso barbarisch wie sein Name, macht sich so unvermeidlich, daß es gleichmäßig von den Staatsgymnasien und von den Privatschulen angewandt wird. Es bedeutet: in möglichst kurzer Zeit eine oberflächliche Kenntniß der Prüfungsgegenstände beibringen. Die Kürze der Zeit ist geboten einmal durch die Altersgrenze für den Eintritt in die meisten Staatscarrièren, dann um einen möglichst hohen Posten vor der gesetzlichen Altersgrenze der Pensionirung zu erlangen.

Dieses Schulrégime paßt vollkommen zu dem Ziele, das man verfolgt, nämlich der Bildung von civilen und militärischen Beamten. Der vollkommene Beamte muß auf seinen eigenen Willen verzichten; er muß auf den Gehorsam dressirt sein; er muß ohne Discussion die Befehle seiner Vorgesetzten ausführen. Er ist wesentlich ein Werkzeug in der Hand eines anderen Menschen.

Daher ist die geeignete Form für solche Schule das „große Internat". Es ist selber nach dem Muster einer Kaserne organisirt: man steht auf mit dem Schlage der Trommel oder der Glocke; man marschirt in Reih und Glied, um von einer Lection zur andern überzugehen; die Spaziergänge sogar gleichen dem Vorbeimarschiren eines Regiments. Die Erholungsstunden werden meist in einem Innenhof zugebracht, der mit hohen Gebäuden umgeben ist; die jungen Leute gehen darin gruppenweise hin und her, kaum daß sie spielen. Auch sind diese Erholungen kurz; meist eine halbe Stunde am Morgen, eine Stunde nach dem Mittagessen, eine halbe Stunde um vier Uhr zum Vesperbrot. Die Ausgänge sind selten, durchschnittlich einen Tag im Monat. Die Eltern können ihre Kinder nur zweimal wöchentlich sehen, jedesmal eine Stunde höchstens, in einem banalen Sprechzimmer, das gestopft voll ist und wo Jeder die Unterhaltung des Anderen hören kann.

Offenbar preßt dieses Régime in dem jungen Manne die Gewohnheit des freien und selbständigen Handelns, die Originalität, zusammen. Es verwischt die Unterschiede, die aus dem Einflusse der Familie etwa entspringen. Es gießt alle diese Intelligenzen in eine einzige Form, es macht daraus in der That Werkzeuge, die bereit sind, dem Anstoße von außen zu gehorchen.

Der Gehorsam wird um so passiver sein, als die Exameneinrichtung die Gewohnheit des Nachdenkens und Urtheils unentwickelt gelassen hat. Man hat in der Eile eine enorme Menge Gedächtnißkram absorbirt. In derselben Art, wie man diesen fertigen Unterricht hinnimmt, wird man ohne Zögern die Befehle der büreaukratischen Hierarchie hinnehmen. Kommt doch beides aus derselben Quelle. Es ist der Staat, der dem Schüler diese Lehren einprägt; es ist der Staat, der dem Beamten seine Befehle gibt.

Napoleon I. war es, der zuerst diesen Charakter der Gymnasien als Bildungsanstalten für den Staatsdienst erkannt hat. Im 17. und 18. Jahrhundert waren die großen Internate noch eine Ausnahme; erst unter dem ersten Kaiserreich haben sie sich entfaltet. Napoleon I. hat bei der Reorganisation des Staatsunterrichtswesens diesen Typus verallgemeinert. Ein centralisirter Staat, wie der seinige, konnte nicht anders arbeiten, als vermittelst einer sehr großen Anzahl von Beamten.

Die Regierungen, die sich in Frankreich gefolgt sind seit dem ersten Kaiserreich, haben sich, trotz der Verschiedenheit ihres äußeren Zuschnittes, in dem napoleonischen Gebäude eingerichtet, welches noch gegenwärtig das Staatsgebäude Frankreichs ist.

Weit entfernt, abzunehmen, hat die Centralisation und die Zahl der Beamten seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts fortwährend zugenommen.

So hat sich auch das System des „Einpaukens“ und des großen Internats stufenweise entwickelt.

II.

Das ist also das Régime, dem sich eine große Zahl der Franzosen unterwirft, in der Hoffnung, bei den Prüfungen, die Zutritt zu den Staatscarrièren gewähren, zu reussiren. Indessen diese Hoffnung wird bei Vielen getäuscht. Die Scheiternden müssen andere Stellungen suchen. Und dann entsteht eine gewichtige Frage. Ist das Schulrégime, welches ganz besonders geeignet ist, Beamte zu erziehen, auch dazu gemacht, Männer zu bilden, die fähig sind, sich selber eine unabhängige Stellung zu schaffen, auf eigene Füße sich zu stellen?

Dazu gehört vor Allem Initiative, Wille, Selbstvertrauen. Die französische Schule hat diese Eigenschaften nicht entwickelt, ja sie hat sie unterdrückt. Sie hat den Geist langsam gewöhnt an die Aussicht auf fertige Anstellungen, in denen man zur Beförderung nur Geduld braucht. In der Staatsverwaltung und in der Armee avancirt man durch Anciennität und Protection.

Es gehört ferner dazu jugendliches Alter. Um Schwierigkeiten zu trotzen in einem Berufe selbständiger Thätigkeit, um ihn zu erlernen, darf man nicht zu alt geworden sein. Aber der gescheiterte Aspirant des Staatsdienstes wird zwanzig, fünfundzwanzig, bisweilen selbst dreißig Jahre und darüber. Erst dann, wenn seine Hoffnungen endgültig gescheitert sind, verzichtet er auf den Staatsdienst. Man wird aber nicht von heute auf morgen Landwirth, Industrieller, Kaufmann. Alle diese Berufsarten wollen erlernt sein.

Die französische Schule bereitet auf diese Berufsarten nicht vor. Im Gegentheil, sie prägt den Glauben an die höhere Würde des Staatsbeamtenthums ein. Wie viele Familienväter, deren Existenz auf einer der wirthschaftlichen Berufsarten beruht, sind erstaunt, von ihren Söhnen zu hören, wenn diese die Schule verlassen, daß sie nicht daran denken, dem väterlichen Berufe zu folgen. Das Gymnasium hat ihnen den Widerwillen dagegen eingeflößt. Dieser Einfluß nimmt heutzutage mit einer solchen Intensität zu, daß man mehr und mehr die Entfremdung der französischen Jugend von jenen Berufsarten beklagt, welche doch die nützlichsten und ehrenwerthesten sind.

Erst die gescheiterten Existenzen wenden sich nothgedrungenermaßen diesen Berufen zu, ohne Neigung, ohne Vorbereitung, unter den schlechtesten Bedingungen des Erfolges.

Noch zweierlei Auswege gibt es: Beamtenstellungen in privaten Verwaltungen (Actiengesellschaften u. dgl.) und liberale Berufsarten. Die ersteren sind überfüllt, wie die Staatsbeamtencarrièren. Die anderen überfüllt die Journalistik und die Schriftstellerei. Der charakteristische Zug, den die Schule mitgegeben hat, ist die absolute Unfähigkeit, eine Frage gründlich zu studiren. „Der Franzose glänzt,“ sagt Demolins, „vorzugsweise in den Arbeiten der Phantasie, in den schnellen und gewagten Generalisationen.“ Nichts ist so lehrreich wie das „Journal de la librairie“, welches wöchentlich die literarische Production von Frankreich mittheilt. Die dickbändigen Werke werden immer seltener, und wenn sie vorkommen, so sind es meist große Compilationen, es sind keine persönlichen Werke, die langes Nachdenken erfordern. Es gibt in Frankreich für die langen, selbständigen Forschungen, außer sehr seltenen Ausnahmen, keine Autoren und keine Leser mehr. Ein Verleger prallt vor Schreck zurück, wenn ihm der Verlag eines mehrbändigen Werkes angeboten wird.

Das ist keine Rasseneigenschaft der Franzosen, wenn man die Production der letzten zwei Jahrhunderte und des Anfangs von diesem Jahrhundert vergleicht mit den letztverflossenen vierzig Jahren. Das kommt zum großen Theile von den Schulen und ihrem Einpaukesystem.

III.

Eine andere Seite dieser heutigen französischen Entwicklung.

Der französische Familienvater ist von Anfang seiner Ehe beflissen, durch Sparsamkeit seinen Kindern eine Mitgift zu schaffen, um sie mit ebenso ausgestatteten Kindern seiner Zeit zu verheirathen. Die Niedrigkeit des Zinsfußes hat neuerdings diese Gewohnheit erschwert. Von 5 Procent ist der Zinsfuß auf 3 Procent gefallen. Daher wird es immer mühsamer, eine entsprechende Rente zu sammeln.

Man sagt nun wohl, Frankreich sei ein reiches Land. Indessen dies hängt mit einem anderen Grunde zusammen, der vielmehr ein Symptom des Verfalles als der Prosperität ist. Es ist die Sparsamkeit in der Kinderzahl. Schon Tacitus sah darin ein Symptom des Verfalles, als er Rom und seine Sitten mit den Germanen verglich (numerum liberorum finire . . . flagitium habetur: Germania, cap. 19). Von Jahr zu Jahr geht in Frankreich die Zahl der Geburten zurück:

auf 10 000 Einwohner kamen

1770—1780	380	Geburten
1801—1810	325	=
1811—1820	316	=
1821—1830	309	=
1831—1840	289	=
1841—1850	274	=
1851—1860	267	.
1861—1868	264	=
1869—1880	245	=
1881—1896	220	=

Im Jahre 1881 war die Zahl der Geburten 937 057, im Jahre 1890 nur noch 838 057.

Die Zahl der Sterbefälle hat dagegen zugenommen:

1881:	828 828
1890:	876 505

im Jahre 1890 war also die Zahl der Sterbefälle um 38 448 größer als die Zahl der Geburten.

Auch die Eheschließungen haben abgenommen

1884:	289 555
1890:	269 332

und zwar constant von Jahr zu Jahr.

Frankreich wird ein „reiches Land" genannt aus noch einem anderen Grunde von bedenklicher Art. Weil man nicht geneigt ist, sein Vermögen in Ackerbau, Gewerbe, Handel selber fruchtbar zu machen, sucht man dasselbe in Börsenwerthen anzulegen und vermehrt dadurch die Masse des disponiblen Capitals, welches in Geldform Anlagen sucht.

Indessen die Ursachen, welche diesen Capitalüberfluß hervorbringen, tragen jedes Jahr dazu bei, ihn zu vermindern und ihn endlich zu erschöpfen. Denn wenn die geringe Kinderzahl die Sparsamkeit vermehrt, so hat sie auf der anderen Seite die Wirkung, die Arbeitskraft zu vermindern. Ein Familienhaupt, welches genöthigt ist, sechs Kinder zu ernähren und zu erziehen, arbeitet viel mehr und trägt daher viel mehr zur Entwicklung des Volkswohlstandes bei als ein Vater, der nur ein einziges Kind zu erziehen hat. Auch sind die Kinder, welche aus zahlreichen Familien hervorgehen und von Haus aus weniger auf das väterliche Vermögen zu rechnen haben, mit einer weit größeren Fähigkeit zur Arbeit ausgestattet und mit einem entwickelteren Geiste selbständiger Initiative, als ein einziger Sohn, der doch geneigt ist, auf seine Eltern mehr als auf sich selber für sein Fortkommen zu zählen.

IV.

Aus den also dargelegten Mißständen seines Vaterlandes zieht Demolins den Schluß, daß man die Erfahrung fragen muß; und da die Erfahrung nicht in Frankreich zu finden ist, müsse man sie bei den Völkern suchen, welche diese Schwierigkeiten vermieden haben, welche Kinder erziehen, die fähig sind, selbständig vorwärts zu kommen, ohne die Stützen der Vetterschaft, der Freundschaft, der Büreaukratie.

Diese Völker sind da. Man müßte blind sein, wenn man sie nicht sehen könnte. Es sind dieselben Völker, welche gegenwärtig die ganze Erde an sich reißen, sie urbar machen, sie colonisiren, die allenthalben die Vertreter des alten Zustandes der Gesellschaft zurückdrängen und durch die bloße Kraft der privaten Initiative diese Wunder vollbringen, durch die bloße Herrschergewalt des Menschen, der sich selbst überlassen ist. Und wenn man an einem einzigen Beispiel unmittelbar den Unterschied sehen will zwischen den Menschen, die gebildet sind nach der neuen Methode, und denen, die gebildet sind nach der alten (welche letztere auch die französische ist), so muß man vergleichen, was die Menschen der neuen Methode aus Nordamerika gemacht haben, und die Menschen der zweiten Methode aus Südamerika. Es ist wie Tag und Nacht, wie Weiß und Schwarz. Es ist auf der einen Seite die fortgeschrittene Cultur, fortgeschritten zur höchsten Entwicklung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels; es ist auf der anderen Seite die zurückgehaltene Cultur, festgebannt in dem müßigen städtischen Leben, in der Büreaukratie, in den politischen Revolutionen. In Nordamerika ist es die Zukunft, die angebrochen ist; in Südamerika ist es die Vergangenheit, welche davon geht — so sehr davon geht, daß bereits die kräftigen Ableger von Nordamerika anfangen, sich des unglücklichen Südamerika's zu bemächtigen, die besten landwirthschaftlichen, von der Unthätigkeit der Spanier oder Portugiesen im Stiche gelassenen Strecken anzubauen, die Banken, die Eisenbahnen, die große Industrie, den Handel in die eigenen Hände zu nehmen. Schon zur Zeit der letzten Pariser Weltausstellung war es, daß der Präsident der Ausstellungssection der argentinischen Republik dem Verfasser unseres Buches klagte über dieses Eindringen des Engländers und des Nordamerikaners in Argentinien — klagte, wie es die Schwachen zu thun pflegen.

Was machen nun diese Völker mit ihren Kindern? Vor Allem: die Eltern sehen darin Wesen, welche bald von ihnen unabhängig sein sollen. Sie sind also darauf bedacht, diese nothwendige Emancipation zu beschleunigen, und zwar unter den besten Bedingungen. Bei ihnen bedeutet die Hingabe an ihre Kinder nicht wie in Frankreich, sich daraus eine angenehme Umgebung zu machen, ein Stück des eigenen Egoismus, ob dieser auch in anständiger Form verschleiert sein mag — die Kinder sind Selbstzweck.

Dem entspricht auch die Behandlung der Kinder durch die Eltern. Man sieht in ihnen selbständige Persönlichkeiten, statt daß man sie auch als Erwachsene wie Kinder behandelt. In der Erziehung sieht man auf die Bestimmung des neuen Zeitalters und spiegelt sich nicht in den Idealen der Vergangenheit. Man läßt sie zu gesunden Menschen heran wachsen, führt sie früh in die praktischen Geschäfte des täglichen Lebens ein, läßt sie ein Handwerk erlernen, bevorzugt die wirthschaftlichen Berufsarten und — umgekehrt wie die Franzosen — man verachtet, wenn überhaupt ein Unterschied gemacht wird zwischen den verschiedenen Berufsarten, den Staatsdienst, weil er im Widerspruch steht mit dem angelsächsischen Sinne für Unabhängigkeit. Thatsächlich sind es in England die Irländer, Schotten, Walliser, welche die Beamtenstellen (die ohnehin nicht zahlreich sind) inne haben, also die nicht-englischen Elemente; in den Vereinigten Staaten entsprechend die Irländer und die Deutschen.

Von der elterlichen Gewalt wird wenig Gebrauch gemacht, außer in ganz seltenen und ungewöhnlichen Fällen. Dafür wissen die Kinder, daß sie auf sich selber angewiesen sind, anders als in Frankreich, wo dem Familienvater beständig die Frage gestellt wird: „Was wollen Sie aus Ihrem Sohne machen?"

Demolins erzählt von einem jungen Engländer, den er bei einem seiner Besuche in England kennen gelernt hat. Er besitzt eine Schafherde in Neuseeland. Er kommt alle zwei Jahre auf zwei Monate in die alte Heimath. Es gefällt ihm in Neuseeland vortrefflich, und er will dort bleiben. „Es ist das wahre Leben," sagt er von seiner Existenz. Auf die Frage, was ihm daran so gefällt, antwortet er: „Die Unabhängigkeit!" Auf die weitere Frage, wie man am besten in jenen Colonialländern vorwärts kommt, gibt er den Bescheid: „Als einfacher Arbeiter anfangen, als Schafhirte!" So hat auch er selber angefangen, und er gehört zu einer guten Familie der englischen Bourgeoisie. Denn für den Engländer gibt es keinen niedrigen Beruf außer dem, welcher schlecht bezahlt wird. Dieser aber wird gut bezahlt. Denn die Lehrzeit als einfacher Arbeiter ist das einzige Mittel, das Land und die Schafwirthschaft bis in ihre kleinsten Einzelheiten kennen zu lernen.

Dies wäre freilich nicht die Methode, welche dem jungen Franzosen aus guter Familie gefallen würde. Indessen es ist die richtige Methode, es ist diejenige, welche so viele junge Angelsachsen zum Ziele führt.

Eine andere Geschichte, welche als wirklich geschehen bezeugt wird, hat einen Neu-Engländer zum Helden.

Vor einigen Jahren saßen zu Ende des Monats Januar bei einem fröhlichen Abendessen in einem eleganten Restaurant zu Boston mehrere junge Leute zusammen, Söhne aus den besten Familien, eben mit ihren Studien an der Harvard-Universität (in Cambridge bei Boston) fertig geworden. Einer von ihnen stellte die Behauptung auf, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika Diejenigen allein arm blieben, welche zu sich selber kein Zutrauen hätten, und er machte sich anheischig, für den Fall, daß er sein väterliches Vermögen verlieren sollte, selbst wenn er ohne einen einzigen Dollar beginnen müßte, nackt, wie er auf die Welt gekommen, dennoch sich selbst durchzubringen, und nach Verlauf eines Jahres heimzukehren, nachdem er unterdessen die Reise um die Welt gemacht, deren Kosten bestritten und obenein 5000 Dollars bei Seite gelegt.

Darauf hin wetteten die Tischgenossen mit ihm um den Preis von 10 000 Dollars. Am 22. Februar sollte der Wettende sich in das türkische Bad des Athletenclubs von Boston begeben, hier sich von seinen Kleidern trennen und zur Stunde seine abenteuerliche Laufbahn als Weltreisender beginnen.

Die Schwierigkeit lag zunächst in der Möglichkeit, sich auf den Weg zu machen. Nackt wie Adam konnte er daran nicht denken. Er mußte auf einen Gedanken kommen, um die Kleidungsstücke sich zu verschaffen, wenn sie auch noch so bescheidene wären. Was that er also? Gleich einem Menschen, der niemals in seinem Leben etwas Anderes gethan hatte, ließ er sich in einem der Nebenräume einschließen, um die Stiefel der Clubmitglieder zu putzen. Der mäßige Lohn, welchen der Club für diesen Dienst gewährte, genügte ihm, sich zunächst mit Nahrungsmitteln zu versehen, dann sich die unentbehrlichen Kleider zu verschaffen. Dazu waren allein vierzehn Tage nöthig. Er hatte im Ganzen nur ein Jahr Zeit vor sich. So wie er ins Freie gelangt war, mußte er leben und Geld genug bei Seite legen, um seine Reise um die Welt zu unternehmen. Sein Plan war: London gewinnen und sich dann nach Ostindien einschiffen.

Er wurde also in Boston Ausrufer und Verkäufer von Zeitungen, Dienstmann, Dolmetscher (denn er verstand Französisch, Deutsch und Italienisch). In letzterer Eigenschaft verschaffte er sich eine freie Ueberfahrt auf einem amerikanischen Dampfer und landete in London mit 50 Dollars in der Tasche. Nun ging es leicht weiter. Er hielt Vorlesungen in London, durch die er bald seine Baarschaft verzehnfachte. Er machte Arrangements mit englischen Zeitungen, welche ihn mit Aufträgen versahen und seine Reisekosten bis Ostindien deckten. Eine geschickte Auswahl von Einkäufen in London, die er wieder in Calcutta verkaufte, brachte ihm namhaften Gewinn. Und am Ende des einen Jahres bedauerte er, daß er nicht um das Doppelte gewettet, denn er brachte das Doppelte heim.

V.

In seinem Buche über „Das Glück, zu leben", sagt Sir John Lubbock: „Die Arbeit, und selbst eine harte Arbeit, ist eine Quelle des Glückes, wenn man Maß dabei hält. Wir wissen Alle, wie schnell die Zeit vergeht, wenn man sehr beschäftigt ist. Auf dem Müßigen dagegen liegen die Stunden wie eine schwere Last. Die Arbeit verjagt die Sorgen und die kleinen Verdrießlichkeiten des Lebens . . . Wenn wir Engländer als Nation es zu etwas gebracht haben, so kommt es zu einem großen Theile daher, daß wir harte Arbeiter sind."

„Auch unsere Moralisten," sagt Demolins, „rühmen die Arbeit; in unseren Schulen bemüht man sich, dieses den Kindern einzuprägen. Aber wir loben, wir empfehlen die Arbeit als eine Pflicht, als eine Nothwendigkeit, der man sich beugen muß. Sie ist nicht die Quelle des Glücks für uns."

Eine junge Engländerin, die er fragt, bestätigt das: sie findet, wie Sir John Lubbock, daß ein großer Genuß in der Arbeit liegt, in der Anstrengung, in dem Ringen, in der Ueberwindung von Schwierigkeiten. Und sie sagt, das sei die allgemeine Ansicht ihrer Umgebung. Der Engländer habe, auch wenn er nicht im eigentlichen Sinne arbeite, das Bedürfniß der Anstrengung: Wasserfahrt, Cricket, foot-ball, Bergbesteigung voll Gefahren — Alles um des Genusses willen, der in der Ueberwindung von Schwierigkeiten liegt.

Von einem Orientalen, der England besuchte, erzählt Sir John Lubbock, er habe einer Partie Cricket zugeschaut, und sei dann erstaunt gewesen, als er erfuhr, daß die Cricketspieler reiche Leute seien. Er fragte, warum sie nicht arme Leute dazu nähmen, um sie gegen Lohn dieses schwere Geschäft besorgen zu lassen.

Was fehlt also unserem socialen Zustande, fragt Demolins, was fehlt ihm, um den Samen der Moralpredigten aufzunehmen und aufgehen zu lassen? Es fehlt ihm die Fähigkeit, Menschen zu bilden. Worauf bereiten wir unsere Kinder vor? Was lehren wir sie? Wir lehren sie, daß es die höchste Weisheit ist, sich so gründlich wie möglich den Schwierigkeiten zu entziehen und allen Gefahren des Lebens.

Dieses muß anders werden. Die Anzeichen eines Umschwunges sind auch bereits vorhanden. Das Beispiel der Engländer hat Eindruck auf die Franzosen gemacht. Mehr und mehr beginnen sie, nach England zu gehen und das Beispiel aus der Nähe kennen zu lernen. Das französische Unterrichtssystem wird in Frankreich mehr und mehr als verfehlt, als gescheitert anerkannt. In allen politischen Parteien, in dem Lehrkörper selber, vollends in den Organen der öffentlichen Meinung nimmt die Kritik und die Kühnheit der Kritik zu. Es ist fast ein Gemeinplatz geworden: die Schule hat nicht gehalten, was sie versprochen hat. Man stellt einen allgemeinen Rückgang der Schulbildung fest. Die Schule bildet Abiturienten, Beamte, Büreaukraten; aber sie bildet keine selbständigen Menschen.

Ein anderes Symptom des Umschwunges in Frankreich ist die Befolgung des englischen Musters in der Aufnahme der englischen Sports mit sammt ihren Namen in die französische Sprache. Auch das Mißgeschick der zahlreichen Bewerber um die Aemter des Staates und der sonstigen Administrationen ist allmählich wirksam gewesen in der Richtung der Umkehr. Man fängt an, auf die Vorzüge der unabhängigen Berufsarten zu achten. Dazu kommt das Sinken des Zinsfußes, welches die müßige Rente der Staatspapiere immer schmäler macht und zur eigenen Thätigkeit mit dem eigenen Capitale treibt. Daher der Beginn einer Neigung zum Landleben, zur Landwirthschaft, die Ausbreitung von landwirthschaftlichen Gesellschaften, Vereinen, Publicationen.

Obenein hat die dritte Republik allmählich die Aureole des Beamtenthums erblassen lassen. Wo ist der Typus des Präfecten aus den Zeiten des Kaiserreiches, den man nicht anblicken konnte ohne tiefe Erregung? Wo ist der alte französische Richterstand, welcher noch vor vierzig Jahren förmlich eine Priesterkaste bildete? Ja, selbst in dem Militarismus scheint eine ähnliche Wendung hereingebrochen zu sein.

Kurzum, man sieht, die Welt schreitet vorwärts — so schließt unser Franzose — zu einer höheren Entwicklung der individuellen Thatkraft. Nur dadurch können wir siegen.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December.

Die Thronrede, mit der Kaiser Wilhelm II. am 30. November die letzte Session der neunten Legislaturperiode des deutschen Reichstages eröffnete, wies an erster Stelle auf die Marinevorlage hin. Daß die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte nicht den Aufgaben entspricht, die Deutschland an seine Wehrkraft zur See zu stellen gezwungen ist, daß diese nicht genügt, bei kriegerischen Verwicklungen die heimischen Häfen und Küsten gegen eine Blokade und weitergehende Unternehmungen des Feindes sicher zu stellen, daß sie auch nicht Schritt gehalten hat mit dem lebhaften Wachsthume der überseeischen Interessen Deutschlands, ist von der Marineverwaltung seit geraumer Zeit geltend gemacht worden. Wird andererseits von den Gegnern der geplanten Flottenvermehrung hervorgehoben, daß die Streitkräfte Deutschlands zur See vor Allem der Vertheidigung dienen müssen, so ist doch durch die Vorgänge der jüngsten Zeit erhärtet worden, daß der Schutz der Deutschen im Auslande, sowie die Entwicklung des deutschen Exporthandels wesentlich gesteigerte Ansprüche stellen. Sicherlich war von Anfang an nicht zu befürchten, daß aus Anlaß des Zwischenfalles auf Haiti kriegerische Complicationen mit dieser Republik oder gar mit den Vereinigten Staaten von Amerika entstehen würden. Der von der Reichsregierung erhobene Anspruch auf ausreichende Entschädigung des in seinen Rechten gekränkten deutschen Staatsangehörigen Lüders wäre jedoch sofort wirksamer unterstützt worden, falls durch das rasche Erscheinen deutscher Kriegsschiffe in den westindischen Gewässern diesem durchaus berechtigten Anspruche Nachdruck verliehen worden wäre. Das Eintreffen zweier „Schulschiffe" hat dann auch genügt, um die geforderte Genugthuung zu erlangen. Dem Einwurfe gegenüber, daß, selbst unter der Voraussetzung einer noch so starken Kreuzerflotte, unmöglich an jedem Punkte sogleich deutsche Kriegsschiffe zur Verfügung stehen könnten, darf aber betont werden, daß die Marineverwaltung jedenfalls in den Stand gesetzt werden muß, innerhalb einer angemessenen Frist ihre Schutzmaßregeln zu treffen.

So sind die Streitkräfte zur See, die jetzt gerade, zum Theil unter dem Commando des Prinzen Heinrich, aufgeboten werden, um von der chinesischen Regierung eine völlig ausreichende, gegen die Wiederkehr ähnlicher Vorgänge sichernde Genugthuung für die Ermordung deutscher Missionare zu erlangen, berufen, die Ehre des Reiches nach außen zu wahren. Da aber nicht ausgeschlossen ist, daß zu derselben Zeit mehrfache Verwicklungen entstehen, erscheint es als die unabweisbare Pflicht der Volksvertretung, die Regierung innerhalb der durch die Finanzverhältnisse gezogenen Grenzen mit den erforderlichen Mitteln auszustatten. „Wenngleich es nicht unsere Aufgabe sein kann," heißt es in der Thronrede, „den Seemächten ersten Ranges gleich zu kommen, so muß Deutschland sich doch in den

Stand gesetzt sehen, auch durch seine Rüstung zur See sein Ansehen unter den Völkern der Erde zu behaupten. Hierzu ist eine Verstärkung der heimischen Schlachtflotte und eine Vermehrung der für den Auslandsdienst im Frieden bestimmten Schiffe erforderlich. Um für diese dringenden und nicht länger hinaus zu schiebenden Maßnahmen einen festen Boden zu gewinnen, erachten die verbündeten Regierungen es für geboten, die Stärke der Marine und den Zeitraum, in welchem diese Stärke erreicht werden soll, gesetzlich festzulegen." Da dieser Zeitraum auf sieben Jahre bemessen ist, werden gegen die Marinevorlage constitutionelle Bedenken erhoben, die aus dem Budgetrechte des Reichstages hergeleitet werden: das dem Ablaufe seines Mandates sich nähernde Parlament dürfe dem folgenden nicht präjudiciren. Die nationalliberale Partei hat jedoch diese Bedenken nicht für zutreffend erachtet, nach der Durchberathung des Flottengesetzes sich einmüthig auf den Boden der Vorlage gestellt und diese grundsätzlich als berechtigt und angemessen anerkannt, um den Ausbau der Flotte in dem Maße zu gewährleisten, wie es die Wahrnehmung der Lebensinteressen des Reiches zur See verlangt.

Sehr beachtenswerth ist die Zusammenstellung, die, von dem deutschen Reichs-Marineamte entworfen, klar und deutlich zeigt, in wie erfreulicher Weise die Seeinteressen Deutschlands zugenommen haben. Alle diese Interessen werden durch eine starke Marine gewahrt und unterstützt, so daß unter den mannigfachen Argumenten, die zu Gunsten der Vorlage angeführt werden können, die durch sie angestrebte Förderung von Handel und Industrie gleichfalls in Betracht kommt. Bei der ersten Berathung der Marinevorlage im Reichstage betonte denn auch der Reichskanzler, daß die gewaltige Entwicklung der überseeischen Interessen, sowie die für Deutschland ungünstige Verschiebung der Stärkeverhältnisse zwischen der eigenen und den fremden Kriegsmarinen allmählich in den weitesten Kreisen der Bevölkerung die Ueberzeugung gestärkt habe, daß die gegenwärtige Flotte nicht im Stande wäre, die ihr auf maritimem Gebiete in den nächsten Jahren erwachsenden Aufgaben zu erfüllen. Fürst Hohenlohe stellte allerdings nicht in Abrede, daß die Vorlage von dem Reichstage eine gewisse Entsagung fordere; nur wollte er nicht gelten lassen, daß sie eine Verletzung des Budgetrechts enthielte, und begründete diese Auffassung mit dem Hinweise, daß die Ausgaben für gewisse als dauernd nothwendig erkannte Zwecke durch Gesetz für bestimmte Zeiträume oder für immer bewilligt werden könnten, ohne daß das Wesentliche des parlamentarischen Bewilligungsrechtes eine Einbuße erlitte. Der Reichskanzler fügte hinzu, daß auch nach der Annahme des Gesetzentwurfes dem Reichstage noch ein weiter Spielraum bleiben werde, um bei der jährlichen Feststellung des Marine-Etats seinen berechtigten Einfluß auszuüben.

Ein besonderes Interesse erhielt die Reichstagssitzung vom 6. December, in der die erste Berathung der Marinevorlage auf der Tagesordnung stand, durch die „Fernrede" des neuen Staatssecretärs des Auswärtigen, Herrn von Bülow, der sich über die inzwischen gelöste Differenz mit Haiti, sowie über die Entsendung einer deutschen Kreuzerflotte nach Kiao-Tschau vernehmen ließ. Beide Vorkommnisse waren in der Debatte im unmittelbaren Zusammenhange mit der Marinevorlage berührt worden. Machten sich in einem Theile der amerikanischen Presse gewisse Empfindlichkeiten in dem Sinne geltend, daß Deutschland auf Haiti weitergehende Zwecke verfolgen könnte, so betonte Herr von Bülow, daß Deutschland es als sein gutes Recht und seine Pflicht betrachten mußte, als Aequivalent für die unbillige, den Landesgesetzen und der Verfassung Haiti's, sowie dem Völkerrechte gleichmäßig widersprechende Einkerkerung eines deutschen Staatsangehörigen angemessene Genugthuung und Entschädigung zu verlangen. Der Staatssecretär des Auswärtigen verlieh aber zugleich der seither erfüllten Hoffnung Ausdruck, daß die Regierung Haiti's nicht länger zögern werde, den deutschen ebenso wohlbegründeten und wohlberechtigten, wie maßvollen Forderungen Folge zu geben, zumal da die

Reichsregierung nicht nur das gute Recht auf ihrer Seite habe, sondern zugleich den Willen und die Macht, diesem Rechte Geltung zu verschaffen.

Von besonderem Interesse waren auch die Aufschlüsse, die Herr von Bülow über die Besetzung von Kiao-Tschau ertheilte, obgleich ihm durch die geführten diplomatischen Verhandlungen bis zu einem gewissen Grade Zurückhaltung auferlegt wurde. Der Staatssecretär des Auswärtigen machte jedoch kein Hehl daraus, daß im Zusammenhange mit der vollen Sühne, die von China für die Ermordung deutscher Missionare gefordert wird, auch für die Zukunft größere Sicherheit gegen die Wiederkehr solcher Vorkommnisse erlangt werden muß. Diesem Zwecke soll nun die Besetzung der Kiao-Tschau-Bucht dienen. Ueber die weiteren Absichten der deutschen Regierung äußerte Herr von Bülow, diese sei der Ansicht, daß Deutschland aus zukunftsreichen Ländern nicht von vornherein von dem Wettbewerbe mit anderen Völkern sich ausschließen lassen dürfe.

Da in der französischen, sowie in der englischen Presse darauf hingewiesen wurde, daß von russischer Seite gegen die deutsche Occupation unter Geltendmachung älterer Rechte Widerspruch erfolgen würde, ist die Erklärung des Staatssecretärs von Bülow bedeutsam, wonach Deutschland weit davon entfernt ist, in China anderen Großmächten zu nahe treten zu wollen. Jedenfalls waren die französischen und die englischen Blätter über die Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland nur sehr mangelhaft unterrichtet, wie denn auch von deutscher Seite die Erwartung geäußert werden konnte, daß die Unterhandlungen mit China, die zunächst über die Ermordung der Missionare, sodann aber „noch über andere Dinge" im Gange sind, zu einem gedeihlichen Abschlusse kommen werden. In den leitenden Kreisen Rußlands ist bereits zur Zeit des chinesisch-japanischen Krieges das freundlich entgegenkommende Verhalten der deutschen Regierung in vollem Maße anerkannt worden. Es kann daher kaum einem Zweifel unterliegen, daß das gegenwärtige deutsche Vorgehen in China auch in Rußland gewürdigt werden wird. In der französischen, sowie in der englischen Presse ist es daher in Bezug auf die angeblichen Absichten Rußlands stiller geworden. Franzosen und Engländer müßten aber, falls sie selbst Einwendungen erheben wollten, im Hinblick auf ihr eigenes Vorgehen in Tongking, beziehungsweise in Hongkong das Epigramm herausfordern: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Daß andererseits Deutschland entschlossen ist, in Ostasien, treu den Ueberlieferungen seiner Politik, ohne unnöthige Schärfe, aber auch ohne Schwäche seine Interessen zu wahren, bekundete es durch die Absendung einer starken Kreuzerflotte und anderer Streitkräfte.

Nächst der Marinevorlage wird die Reform des Militärstrafverfahrens hauptsächlich unter den parlamentarischen Arbeiten das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Die Schwierigkeiten, unter denen dieser Entwurf zu Stande gekommen ist, werden allem Anscheine nach im Reichstage ein Nachspiel erhalten, und es läßt sich zunächst nicht mit Bestimmtheit absehen, ob die Reform nunmehr zum Abschlusse gebracht werden wird. Obgleich der Entwurf gegenüber dem gegenwärtigen Verfahren eine Reihe von Verbesserungen aufweist, kann doch nicht bestritten werden, daß verschiedene Bestimmungen nicht in demselben Maße den modernen Rechtsanschauungen entsprechen. Unzweifelhaft erheischt die militärische Disciplin, daß das Verfahren bei den Stand- und Kriegsgerichten von dem bei den bürgerlichen Gerichten vorgeschriebenen abweicht. Immerhin erscheint es nicht unbedenklich, daß das rechtsgelehrte Element sogar in den Senaten des Reichs-Militärgerichts der Zahl nach zurückstehen soll, während die Officiere bei der Rechtsprechung die Mehrheit darstellen. Auch in Bezug auf die Oeffentlichkeit des Verfahrens, sowie auf die Fälle, in denen im Interesse der militärischen Disciplin die Ausschließung der Oeffentlichkeit erforderlich ist, wird jedenfalls größere Klarheit geschaffen werden müssen, zumal da hervorgehoben wird, daß in Bayern die gegenwärtig bereits maßgebenden Grundsätze sich zumeist bewährt haben. Das Bestreben, ein gleichmäßiges gerichtliches Verfahren für die gesammte bewaffnete Macht

Deutschlands herbeizuführen, ist aber so bedeutsam, daß die Hoffnung gehegt werden darf, die Bemühungen vieler Jahre werden sich nicht als vergeblich erweisen.

Wie verhängnißvoll die Zweifel an einer nicht mit allen Garantieen der Unparteilichkeit ausgestatteten Rechtspflege wirken können, das hat sich jüngst in Frankreich in dem viel erörterten Falle des früheren Capitäns Dreyfus gezeigt. Obschon die deutschen Verhältnisse jede Parallele mit denjenigen Frankreichs ausschließen, wo die Sucht, überall Spionage und Verrath zu wittern, oftmals bereits zu den seltsamsten Mißgriffen führte, empfiehlt es sich, an dem bezeichneten Falle zu zeigen, daß der Ausspruch: Justitia fundamentum regnorum auch für Republiken seine volle Bedeutung hat. Gewann es doch neuerdings beim Lesen französischer Blätter beinahe den Anschein, als ob die Republik in allen Fugen krachte. Da es sich um eine innere Angelegenheit Frankreichs handelt, muß es dem deutschen Beurtheiler durchaus fern liegen, irgendwie Partei zu ergreifen, obgleich es in der französischen Presse nicht an Hinweisungen fehlt, nach denen der Verrath eines französischen Officiers im Interesse Deutschlands erfolgt sein sollte. Freilich ist diese Annahme von der officiösen „Agence Havas" im Auftrage der französischen Regierung früher bereits zurückgewiesen worden, um so zäher hält jedoch die chauvinistische Presse jenseits der Vogesen daran fest.

Die Thatsache, daß der Senator Scheurer-Kestner die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Dreyfus mit der Begründung verlangte, daß nicht dieser, sondern ein anderer früherer Officier den Verrath begangen habe, fiel um so bedeutsamer ins Gewicht, als Herr Scheurer-Kestner nicht bloß als Vicepräsident der parlamentarischen Körperschaft, der er angehört, eine hochgeachtete Stellung im politischen Leben einnimmt, sondern auch durch seine makellose Vergangenheit über jeden Verdacht erhaben ist. Als dann der Bruder des Capitäns Dreyfus den früheren Major Esterhazy als denjenigen Officier bezeichnete, von dem in Wirklichkeit das Verzeichniß der angeblich einer fremden Regierung angebotenen geheimen Aktenstücke herrührte, entbrannte in der französischen Presse der heftigste Streit. Während die weit überwiegende Mehrzahl der Blätter daran festhielt, daß Dreyfus unter allen Umständen der Verräther bleiben müßte, als den ein französisches Kriegsgericht ihn verurtheilt hatte, verlangte eine Minderheit, in der insbesondere der „Figaro" das Banner der Gerechtigkeit für Alle hochhielt, die Revision des Processes. Nicht als ob diese Minderheit unter allen Umständen die Schuldlosigkeit des Dreyfus behaupten wollte. Wohl aber konnte darauf hingewiesen werden, daß nicht bloß die Handschrift Esterhazy's mit derjenigen des fraglichen Verzeichnisses (bordereau) übereinstimmte, der die Grundlage für die Verurtheilung des Capitäns Dreyfus bildete, sondern auch authentische Briefe des Grafen vorliegen, in denen er sich trotz seiner Zugehörigkeit zur französischen Armee über diese in der verächtlichsten Weise äußert.

In einem ungemein schwierigen Dilemma befand sich die französische Regierung. Stimmte sie ohne Weiteres dem Verlangen nach Wiederaufnahme des Verfahrens zu, so entfesselte sie gegen sich selbst den Sturm der Entrüstung, der von Anfang an in der chauvinistischen Presse gegen die Urheber der Bewegung zu Gunsten der Revision tobte. Sie überließ deshalb mit Rücksicht darauf, daß Dreyfus von einem Kriegsgerichte verurtheilt worden, die Entscheidung den betheiligten Militärbehörden. General Pellieux wurde mit der Sichtung des vorliegenden Materials beauftragt, zu dem jedoch der bordereau zunächst nicht gehörte, weil in Bezug auf diesen res judicata, das heißt die rechtskräftige Entscheidung vorliegen sollte, daß Dreyfus ihn geschrieben habe. Daß unter diesen Umständen eine erschöpfende Prüfung der Angelegenheit nicht erfolgen konnte, leuchtet ohne Weiteres ein.

Der Gouverneur von Paris, General Saussier, hat dann seine Entscheidung dahin getroffen, daß Esterhazy vor ein Kriegsgericht gestellt werden soll. Ob dieses seine Untersuchung auch auf andere Punkte ausdehnen würde, wie die dem Angeschuldigten zur Last gelegten Briefe, war zunächst nicht klar gestellt worden.

Da aber die höchsten militärischen Autoritäten: der Generalgouverneur von Paris, General Saussier, der Chef des großen Generalstabes, General de Boisdeffre, und der Kriegsminister, General Billot, in die Angelegenheit hineingezogen sind, wird nur durch eine klare Entscheidung der allgemeinen Beunruhigung ein Ende gemacht werden können. Da von einigen Blättern behauptet worden war, der Chef des großen Generalstabes, General Boisdeffre, interessire sich persönlich für Esterhazy, mit dem er unmittelbare Beziehungen gehabt, sah der Kriegsminister, General Billot, sich veranlaßt, einen ihm vom Chef des Generalstabes übermittelten Brief zu veröffentlichen, in dem General Boisdeffre erklärt, er habe Esterhazy weder jemals gesehen noch überhaupt kennen gelernt, wie er denn auch diesem niemals die geringste Mittheilung gemacht habe oder habe machen lassen.

In der Deputirtenkammer fanden alle diese Vorgänge in der Sitzung vom 4. December einen lebhaften Widerhall. Eine ganze Reihe von Interpellationen war angemeldet, und der Conseilpräsident Méline sah sich zunächst zu der Erklärung veranlaßt, daß er in Abwesenheit des Kriegsministers eine Interpellation nicht annehmen könnte. Wohl aber ließ der Ministerpräsident sich bereit finden, auf Fragen der Deputirten einzugehen. Als dann der frühere Boulangist Castelin darauf hinwies, daß im Lande eine tiefe Erregtheit herrsche, und die Regierung aufforderte, eine Erklärung abzugeben, durch die die Nation und die Armee beruhigt würden, versicherte Méline, daß es in diesem Augenblicke keine Angelegenheit Dreyfus gebe, auch nicht geben könnte, sondern nur eine Angelegenheit Esterhazy, da dieser Officier öffentlich des Verrathes angeklagt wäre. Nachdem der klerikale Parteiführer, Graf de Mun, ausgeführt hatte, daß der Kriegsminister selbst in dieser Angelegenheit sich äußern müßte, wurde die Kammersitzung unterbrochen. Von welcher Gesinnung auch die weit überwiegende Mehrheit der Deputirten beseelt ist, zeigte sich, als später General Billot in der wieder eröffneten Sitzung auf seine Ehre als Soldat erklärte, daß er Dreyfus für zu Recht verurtheilt erachte. Der stürmische Beifall der Majorität ließ keinen Zweifel darüber obwalten, daß die Propaganda Scheurer-Kestners und Emile Zola's, der noch entschiedener für die Schuldlosigkeit des Capitnäs Dreyfus eingetreten ist, bisher keine tiefer gehende Wirkung zu erzielen vermochte. Mit überwältigender Stimmenmehrheit gelangte dann auch eine Tagesordnung zur Annahme, wonach die Deputirtenkammer, „die die Autorität des rechtskräftigen Urtheils achtet, sich der Huldigung anschließt, die der Kriegsminister der Armee erwiesen hat." Da zahlreiche Deputirte nach dieser Abstimmung die Sitzung für beendet hielten, nahm nur eine wesentlich geringere Anzahl an dem Votum über einen Zusatzantrag theil, laut dessen die Urheber der „abscheulichen Campagne gebrandmarkt" wurden, die unternommen sei, um das öffentliche Gewissen zu beunruhigen. Aber auch dieser Antrag gelangte mit 154 gegen 77 Stimmen zur Annahme.

Es war vorauszusehen, daß der Senator Scheurer-Kestner gegen diese „Brandmarkung" der von ihm hervorgerufenen „abscheulichen Campagne" Verwahrung einlegen würde. Er brachte deshalb in der Senatssitzung vom 7. December eine Interpellation ein, in der er die in der Deputirtenkammer aufgestellten Behauptungen des Kriegsministers Billot und des Conseilpräsidenten Méline richtig stellte, wonach diese keinerlei Schriftstücke von ihm erhalten haben wollten. Senator Scheurer-Kestner führte nun den Nachweis, daß er dem Kriegsminister seine Auffassung mitgetheilt und seine Beweisstücke vor Augen gehalten, wie er denn auch diese Documente dem Conseilpräsidenten gezeigt habe. Herr Scheurer-Kestner fügte hinzu, daß der Conseilpräsident ihm erklärt habe, er halte sich nicht für berechtigt, die Aktenstücke in Empfang zu nehmen. Weder der Kriegsminister noch der Conseilpräsident brachte im Senate neue Gesichtspunkte vor. Beachtenswerth war nur die Zusicherung des Herrn Billot, daß der Untersuchung gegen den früheren Major Esterhazy kein Schriftstück, auch nicht der vielerörterte bordereau, vorenthalten werden würde. Mit Einstimmigkeit wurde dann, unter Theilnahme des Herrn

Scheurer-Kestner an diesem Votum, eine Tagesordnung angenommen, in der die Erklärungen der Regierung, die im Wesentlichen mit der in der Deputirtenkammer abgegebenen übereinstimmten, gebilligt wurden. Von dem Ausgange des Verfahrens gegen Esterhazy wird es nunmehr abhängen, ob die vom Senator Scheurer-Kestner eingeleitete Bewegung weitere Folgen haben wird. Das Verhalten des Cabinets Méline machte jedenfalls den Eindruck, daß es für seine eigene Existenz fürchtet, falls es auch nur im Geringsten der aufgeregten öffentlichen Meinung entgegentreten sollte.

Jedenfalls operirte das französische Ministerium geschickter als das österreichische Cabinet Badeni, das durch sein rücksichtsloses Vorgehen in der Sprachenverordnungsfrage und sein gesammtes Verhalten im Parlamente, sowie innerhalb der Bevölkerung eine Erregtheit hervorrief, die dann zu bedenklichen Straßenkundgebungen führte. Kaiser Franz Josef konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß bei der Fortdauer solcher Zustände die Sicherheit der Monarchie gefährdet wäre. Die Entlassung des Grafen Badeni und die Berufung des Freiherrn von Gautsch als Ministerpräsident waren die unmittelbare Folge dieser Erkenntniß. Welches Unheil aber durch die Politik des Grafen Badeni angestiftet worden, erhellte auch aus den Ausschreitungen der Tschechen in Böhmen, die in Prag und anderwärts gewissermaßen das Faustrecht proclamirten und deutlich zeigten, welche Gefahren für die österreichische Monarchie entstehen würden, falls diese „Culturnation" in der That das Uebergewicht in Böhmen erlangen sollte. Der neue Ministerpräsident, Freiherr von Gautsch, ist inzwischen in Verhandlungen mit den verschiedenen Parteien getreten, um die Wiedereinberufung des vertagten Reichsrathes zu ermöglichen. Rückt doch der Termin immer näher, an dem das Zoll- und Handelsbündniß mit Ungarn abläuft. Die Anwendung des § 14 des Gesetzes über die Regierungsgewalt, der Erlaß einer kaiserlichen Nothverordnung, durch die der Ausgleich mit Ungarn provisorisch auf ein Jahr verlängert würde, wurde andererseits nicht für verfassungsgemäß erachtet, da das erwähnte Gesetz sich nicht auf gemeinsame Angelegenheiten bezieht. Durch das Scheitern der Versuche, eine Verständigung zu erzielen, ist aber in der That ein Nothstand herbeigeführt worden, so daß sowohl in Oesterreich als auch in Ungarn Abhülfe geschaffen werden muß, für die später in irgend welcher Form Indemnität zu gewähren sein würde. Wie maßlos die Ansprüche der Tschechen sind, zeigte sich auch bei den vom Ministerpräsidenten angebahnten Verständigungsversuchen, die unter Anderem darauf abzielten, in Böhmen ein deutsches, ein tschechisches und ein beide Sprachen umfassendes Gebiet zu schaffen. Diesem Vorschlage gegenüber verhielten sich nun die Tschechen ablehnend, indem sie erklärten, daß die „Einheit des Landes" unberührt bleiben und jedem Bewohner des „Königreichs Böhmen" das Recht gewährleistet werden müßte, in seiner Muttersprache sein Recht zu suchen und zu finden. Auch nach der auf dem Verordnungswege erfolgenden Festsetzung des Ausgleichsprovisoriums zwischen Oesterreich und Ungarn wird daher der durch die Sprachenverordnungen des Ministeriums Badeni heraufbeschworene Conflict in unheilvoller Weise wirken, wenn anders die neue Regierung nicht durch die Aufhebung dieser Verordnungen den früheren Rechtszustand wiederherstellen sollte.

In Italien hat ebenfalls eine Ministerkrisis stattgefunden, die mit der Reconstruction des Cabinets Rudini und der Aufnahme einiger Elemente der Linken in die Regierung ihren Abschluß erhalten sollte. Diese Lösung würde um so mehr den Interessen des Landes entsprechen, als das Ministerium Rudini eine Reihe ernsthafter Reformen auf wirthschaftlichem und administrativem Gebiete plant, wie denn auch durch das Finanzexposé des Schatzministers Luzzatti die Gesundung der italienischen Finanzen deutlich erhärtet worden ist.

Literarische Rundschau.

Neuere deutsche Belletristik.

[Nachdruck untersagt.]

1. Alte Schule. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Von Gegensätzen in den Kunstanschauungen verschiedener Generationen spricht Marie von Ebner-Eschenbach in der umfangreichsten Erzählung dieses Bandes, der von reinster Höhenluft durchströmten Künstlergeschichte „Verschollen", die zuerst den Lesern der „Deutschen Rundschau" bekannt geworden ist; aber die Dichterin bleibt nicht in irgendwelcher Polemik befangen. Ihrer abgeklärten tiefen Kunst kann eine Tendenz nie Selbstzweck werden; und so darf man den Titel, unter dem sie eine Reihe durchweg in unvergleichlicher Prägnanz der Fassung gehaltener, nie breit sich ausspinnender Prosadichtungen vereinigt hat, nicht tendenziös deuten. Der Leser steht hier einzig unter dem Eindruck der Kunst selbst, unter der Einwirkung von Kunstäußerungen einer abgeschlossenen dichterischen Individualität. Weit zurück treten hier literarische Fehden, die sich aus alltäglichen Erscheinungen entspinnen; beständig beherrscht den Lesenden die Gewißheit, bleibende Kunst zu genießen. Eine solche höchste Wirkung der Dichtung läßt sich nicht auf Regeln einer Schule zurückführen; nur durch die Bedeutung einer dichterischen Persönlichkeit vermag man sie zu erklären. Und wer könnte sich da gerade einer Marie von Ebner-Eschenbach gegenüber der Hoheit und Größe dieser Persönlichkeit verschließen? Wen wird nicht die Wahrheit, mit der sie vom Leben in seiner Herbheit, aber auch mit seinen besten, innerlichen Freuden erzählt, überzeugen? Wer wird nicht durch die nur dem echten Künstler eigene Eindringlichkeit ihrer Schilderung, die klärende Kraft ihrer Charakteristik unwiderstehlich zu der Welt und den Menschen gezogen, von denen sie berichtet? In einer Skizze dieses Bandes einer ewig jungen „Schule" gibt sie persönlichste Stimmungen, in einer anderen, „Der Fink", weiht sie uns in eines Kindes Seele ein — und sie mag von Eigenem oder Fremdem uns mittheilen: immer läßt sie uns das Leben mit seinen Menschenschatten erkennen, und immer hält sie uns fest in ihrem Bann.

2. Faustulus. Roman von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1898.

Gleichzeitig mit diesem Roman hat Friedrich Spielhagen in demselben Verlage eine Sammlung von Kritiken erscheinen lassen, die er im Laufe der letzten Jahre zumeist in Zeitschriften veröffentlichte, und die nun unter dem Titel „Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik" als ein Ganzes die literarische

Bewegung unserer unmittelbaren Gegenwart zusammenfassend behandeln. In Sonderheit zu Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann, Max Halbe, Ludwig Fulda nimmt Spielhagen Stellung, ohne Voreingenommenheit, ohne allzu entschiedene Betonung bestimmter Kunstgesetze. Ein unparteiischer Richter, sucht er die Eigenart der Dichtercharaktere zu erkennen und zu erklären und aus ihr Vorzüge und Mängel der dichterischen Werke, mit denen er sich befaßt, abzuleiten. Dabei findet er wie von selbst vielerlei Berührungspunkte mit den Schöpfungen neuester Kunst; vor Allem ist er einverstanden mit ihnen, insofern sie in Wahrheit Individualitäten verrathen. Denn eben dieses: seine persönliche dichterische Natur im Kunstwerk voll zum Ausdruck zu bringen, wie es auch neuerdings vom Schaffenden mit Nachdruck verlangt wird, ist stets sein eigener Grundsatz gewesen, so sehr, daß er oft durch dessen allzu starke Betonung den Vorwurf, in Manier zu verfallen, hat über sich ergehen lassen müssen. Beim „Faustulus", den auf die kritischen Grundsätze Spielhagen's im Einzelnen zu betrachten, eine lockende Aufgabe wäre, hat der Dichter die Gefahr eines ausgeprägten Individualismus: den Manierismus, glücklich vermieden. Er zeigt seine Kunst in diesem Roman von ihrer besten Seite; wieder reißt er fort durch den Glanz, die blendende Virtuosität seines Stils, wieder läßt er sein reiches Naturempfinden zum Durchbruch gelangen. An die See führt er den Leser, und dort, am Strande, auf den Fischerinseln, bei wetterharten Menschenkindern, war von jeher seine dichterische Heimath. Wie er das Geschick eines reinen Geschöpfes der Natur mit dem Leben eines in sich unstäten, von Wechsel zu Wechsel in der Stimmung treibenden „Faustulus" verknüpft, das ist meisterhaft erfunden und mit hoher Kunst zum tragischen Ende geführt, wenn auch zuweilen eine übermäßige Breite und hie und da die allzu fein gefädelte Verschlingung der Motive weniger künstlerisch als gekünstelt erscheinen.

3. 's Reis am Weg. Eine Geschichte aus dem Isarwinkel. Von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1897.

Es mögen etwa zehn Jahre verstrichen sein, seitdem Frau von Hillern ihren Wohnsitz nach Oberbayern, in das zugleich so stille und so weltberühmte Ammergauer Thal, verlegt hat. Zu guter Stunde für die dortige Bevölkerung, für das Land und den deutschen Stamm, dessen Eigenthümlichkeiten sie mit so tiefem und liebevollem Verständniß beobachtet und dessen Sprache sie mit der vollendeten Kunstfertigkeit sich angeeignet hat, bei der nichts mehr verräth, daß dieser rauhe, aber markige Dialect ihr erst verhältnißmäßig spät vertraut geworden ist. Sie hat ihn inzwischen so lieb gewonnen und so naturwahre Töne ihm abgelauscht, daß sie ihn als kaum mehr entbehrlich für ihre Kunst bezeichnet. Und doch gehört Wilhelmine von Hillern zu den in keiner Literatur überzahlreichen Schriftstellern, die ihre Sprache beherrschen. Diejenigen, die so streng mit dem letzten großen Roman von Frau von Hillern, der Ammergauer Passionsgeschichte „Am Kreuz", ins Gericht gegangen sind, weil ihnen der Gedankengang des Buches theils unverständlich, theils unrichtig aufgebaut erschien, sollten darum nicht vergessen, welche Perlen der Erzählungskunst und wie viele Beispiele treuer Beobachtung und sorgfältigst ausgeführter Kleinmalerei in diesem Buch zu finden sind. Von diesem Verständniß für das Empfinden einfacher Leute, für die Probleme, die unter dem Bauerngewand im Menschenherzen sich abspielen, von der Psychologie, die nichts verachtet, weil sie Alles bemerkt, vorzeigt und vorlegt, gibt diese Erzählung „'s Reis am Weg" eine neue, mustergültige Probe. Der Inhalt ist fast banal: ein kinderlos gebliebener Bauer erwirkt von seiner reichen Frau, die, stolz in sich abgeschlossen, ihr Leid und

ihre Liebe zu ihm nicht auszusprechen weiß, Verzeihung und Mutterliebe fürs „Reis am Weg", den armen verwaisten Jungen, der sein Sohn ist. Frau von Hillern liest nicht viel: sie blättert am liebsten im Buch des menschlichen Herzens, wenn sie es nicht eben schreibt. Wir fürchten daher, ihr wenig genug zu sagen, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß ihre letzte Erzählung an kunstvoller Einfachheit von den berühmten Mustern der Modernen, von Maupassant's „Contes" z. B., nicht übertroffen wird. Das Verdienst, durch eine edle Auffassung seelischer Vorgänge zu rühren und, scheinbar absichtslos, daran zu erinnern, daß Wahrheit die Schönheit nicht ausschließt, sondern vielmehr sie bedingt, gebührt der deutschen Schriftstellerin, deren Innigkeit um so mächtiger ergreift, als sie mit Kraft gepaart ist.

4. Wenn's nur schon Winter wär'! Roman von Ossip Schubin. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Mit seinem an das Volkslied anklingenden Titel führt Ossip Schubin's neuer Roman uns in ein Stück echten Oesterreichs ein, das in seiner weltentrückten Eigenart dem Ausländer kaum verständlich sein, ja selbst den Reichsdeutschen anmuthen mag, wie ein Bild aus Turgenjew's „Tagebuch eines Jägers". In der Wahrheit ihrer Darstellung darf die Oesterreicherin sich wohl mit ihrem großen russischen Vorgänger messen. Leidenschaftliche Liebe für die Heimath im engsten Sinne vereint sich in ihr mit einer vollkommnen Unbefangenheit des Urtheils dem „Vaterland" gegenüber: sie kennt ihr Oesterreich, behandelt es aber ohne jede Schwäche, wie einer, der außerhalb steht.

Der Roman spielt sich, wie meist bei Ossip Schubin, auf einer „Insel der höchsten Exclusivität" ab, und Djboch mit seiner „regierenden" Fürstenfamilie ist eine kleine Welt in sich. Dort tummeln sich ungezählte Derzheims, deren jeder einzelne irgend eine andere Schattirung von Standesgefühl verkörpert, vom rohesten Hochmuth bis zur innigsten Hingebung und Menschenliebe.

Der junge Forstmann, der, in dienendem Verhältniß zu der hohen Familie aufgewachsen, sich durch ganz abnorme Gaben weit über seine Stellung hinaus entwickelt hat, ohne selbst eine Ahnung von der Unhaltbarkeit seiner Lage zu haben, ist freilich einigermaßen unwahrscheinlich, aber unmöglich ist er nicht, und er gewinnt dadurch ein eigenthümlich individuelles Leben, daß die Verfasserin ihn, nicht durch den Hochmuth verletzt, sondern durch unvorsichtige Güte aufgeregt, das klare Bewußtsein seiner Verhältnisse erlangen läßt. Von großer Zartheit ist die Scene zwischen dem jungen Forstmann und seiner Mutter, in der ihm eine Ahnung seiner Abkunft aufsteigt; wie dies Empfinden sich dann steigert zum Schmerz über den Schatten, der auf die Mutter fällt, und wie er sie gegen die ganze Welt und gegen sich selbst vertheidigt: das Alles ist mit Ossip Schubin's gewohnter Bravour gemacht und hat einen Zauber von Feinfühligkeit, der den Leser vergessen macht, daß auch hier manchmal wieder eine jener Stellen begegnet, die man fortgewünscht hätte. Das Ende, wie grausam es berühren mag, war doch das unvermeidliche. Man wirft Ossip Schubin zuweilen ihre tragischen Schlüsse vor — mit Unrecht. Sie entspringen wie hier der inneren Nothwendigkeit, nicht äußerlicher Willkür. Figuren wie der Cardinal, die Försterin und der verbummelte Hofmeister Bartelschowsky reihen sich den besten der von ihr geschaffenen Typen an. Das Diner, durch welches die Heimkehr des Cardinals gefeiert wird, und bei dem böhmische Musikanten alte böhmische Liebeslieder aufspielen, ist ein Glanzpunkt dieses Buches, das vielleicht dazu beitragen wird, daß einige Seiten österreichischen Lebens in Deutschland besser verstanden werden als bisher.

5. Erzählungen von Ricarda Huch. Leipzig, H. Haessel. 1897.

Ricarda Huch hat sich vor wenigen Jahren mit Gedichten und dann einem dramatischen Spiel, „Evoë", in die Literatur eingeführt, das wegen seiner oft übermäßig in Bildern und Gleichnissen sich ergehenden, aber dennoch wahrhaft poetischen Sprachbehandlung und wegen vieler feiner dichterischer Züge in literarischen Kreisen nicht ohne Beachtung blieb. Erhöhte Aufmerksamkeit schenkte man ihr, als sie mit einem überall eigenstes Erleben verrathenden, in Chronikenstil gehaltenen Roman hervortrat, und als man allgemach aus ihren Neigungen und Bestrebungen so viel erfuhr, um auch von ihrer Persönlichkeit ein Bild zu gewinnen. Die Dichterin hat eine streng wissenschaftliche Schule durchgemacht, sie ist ein „Fräulein Doctor" und hat als Secretärin in der Züricher Bibliothek gewaltet — eine reiche Natur also, die nach vielen Seiten sich zu entfalten von jeher bestrebt war. Wer einmal Ricarda Huch persönlich gegenüberstand, wird diesen Reichthum ihres auf Forschen und Wissen, auf Träumen und Sinnen, auf Eindringen in reale und selbst erschaffene Welt gerichteten Wesens empfunden haben; und wer sich in ihre Gedanken und Empfindungen einlebt, so weit sie ihre Dichtungen hervortreten lassen, wird von ihrem Charakter einen gleich tiefen Eindruck empfangen. Ihre 1894 erschienenen gesammelten Gedichte und ihre jetzt veröffentlichten Erzählungen gehören zu den werthvollsten Gaben, die wir in letzter Zeit überhaupt erhalten haben. Der Band umfaßt drei kurze Werke; eines von ihnen: „Der Mondreigen von Schlaraffis", liegt auch in einer Separatausgabe vor; mit gutem Recht, denn dieser Mondreigen ist in seiner künstlerischen Abrundung wohl bisher die einwandfreieste und beste Schöpfung von Ricarda Huch. An Keller'schen Humor wird man durch diese Erzählung gemahnt, den unsterblichen Seldwylern fliegt unsere Erinnerung zu; dennoch wahrt sich die Dichterin durchaus ihre Selbständigkeit; nur eine Verwandtschaft der dichterischen Anschauung drängt sich uns unwillkürlich auf. Das läßt uns hoffen, daß wir von Ricarda Huch, die jetzt in der Vollkraft ihres Lebens steht, auch weiterhin des Erfreuenden noch viel beschert erhalten werden, und ihre Kunst sich freier und freier entfalte.

Die Literatur des Polarmeeres.

[Nachdruck untersagt.]

Kajakmänner. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger. Herausgegeben von Sigurd Rink. Berlin, S. Fischer. 1897.

Die Erzählungen, die hier in deutscher Uebersetzung vorliegen, sind einem grönländischen Unterhaltungsblatt entnommen. „Es wird," heißt es darüber im Vorwort, „redigirt, illustrirt, gedruckt, eingebunden und expedirt von demselben Mann . . . Das Heft wird gratis vertheilt durch die verschiedenen Colonieverwaltungen, die jährlich eine bestimmte Anzahl von Exemplaren zur Vertheilung in den respectiven Districten erhalten. Es laufen freiwillige Beiträge aus allen Theilen des Landes ein." Das Leben des Polarmeeres, wie es sich in diesem Buche spiegelt, ist wesentlich verschieden von den Schilderungen unserer Reisenden. Zwar die Erscheinungen sind dieselben, aber die Stellung des Menschen zu ihnen hat sich so geändert, daß auch Bekanntes in neuem Licht erscheint. Man vergleiche etwa den Bericht über irgend eine Nordpolerpedition mit der dritten Erzählung dieses Buches. Ein Kajakmann schildert da seine „Tour als Lootse mit den Amerikanern" (es handelt sich um die Greely-Expedition, 1882). Mit welcher Ruhe, mit welchem Fatalismus folgt er den aufregenden Vorgängen bis zum

Untersinken des Schiffes. Was den Culturmenschen um ihn her als das große Ereigniß ihres Lebens erscheint, ist ihm eine bloße Episode. Die Erzählung ist bezeichnend für alle anderen. Ueberall dieser Contrast einer Situation, die niederschmettert in ihrer Erhabenheit, und eines Menschen, der sich des Heldenthums nicht bewußt ist, das diese Situation ihm aufzwingt. Wir sehen bei einer Hungersnoth die Menschen sich mit Seetang nähren, bis sie aufschwellen und die Augen ihnen vortreten. In einer Gemeinde sind sie zu schwach geworden, ihre Todten zu begraben, und sie begnügen sich damit, die baufälligen Hütten über den Leichen einzureißen. Aber selbst eine solche Verzweiflung vermag sie in keine Leidenschaft zu treiben. Es ist schon ein Zeichen großer Energie, wenn ein Vorsteher Denjenigen, „welche zu nichts mehr Lust hatten, als sich zum Sterben hinzulegen," befiehlt, „während des Tages aufrecht auf der Pritsche zu sitzen." Ist das schon ihre Stellung zu einem ungewöhnlichen Ereigniß, so ermesse man ihr Verhalten zu den Gefahren des Tages. Ein Reporter könnte nicht kühler als sie davon berichten, wenn sie einmal vierundzwanzig Stunden ununterbrochen rudern müssen oder Tage lang auf treibender Eisscholle hungern. Am eigenen Leibe beobachten sie dabei die Symptome des Erfrierens wie ein Arzt. Bisweilen ist man versucht, zu glauben, diese Erzählungen wollten nichts Anderes sein als Anleitungen, in Gefahren sich zweckmäßig zu benehmen. — Es wäre eine Insel denkbar, auf der selbst das unbedeutendste Lebewesen nicht die Mittel fände zum Dasein. Auf einer solchen Insel würde nie ein Laut sich bilden können. Das Rollen der See oder ein fallender Meteorstein würden dynamische Aenderungen herbeiführen, aber niemals einen Ton erzeugen, da eben das Ohr fehlt, in dessen Windungen die Luftwellen sich umformen zum Schall. Das Leben der Kajakmänner mit seinen Heldenthaten, die doch keine Heldenthaten sind, ist eine solche Insel.

W. P.

Die Wiener Hofbibliothek.

[Nachdruck untersagt.]

Die Hofbibliothek in Wien. Zwanzig Tafeln in Lichtdruck. Erläuternder Text von Dr. Camillo List, k. und k. Custosadjunct. Wien, J. Löwy, k. und k. Hofphotograph. 1897. Fol.

Die Aufgabe war, tadellose Lichtdrucke und durchaus passend verfaßten Text zu liefern. Beiden Anforderungen ist die, um das Wort zu wiederholen, tadellose Publication gerecht geworden. Dr. List gibt eine Geschichte der Hofbibliothek seit den Zeiten Kaiser Maximilian's I., welcher sie gründete und den 1508 verstorbenen Celtes als ersten Bibliothekar einsetzte. Nun mehren sich die Bücher, und die Versuche, der Sammlung ein passenderes Local zu schaffen, werden immer dringender. 1726 ist der prächtige Bau der heute dastehenden Hofbibliothek und 1730 die innere Ausschmückung mit Wandgemälden beendet. Der Geschichte und Beschreibung dieser Malereien ist die Hauptmasse der Lichtdrucke und des erläuternden Textes gewidmet. Kunsthistorisch von besonderem Interesse ist diese großartige künstlerische Unternehmung des Malers Grau[1]) durch die in ihr gelieferte Sichtbarmachung einer nach durchdachtem Plane hergestellten Allegorisirung all' der Gedankenarbeit, welche die Bibliothek eines mächtigen Reiches wie diese repräsentiren soll. Die gleich-

[1]) In Nagler's Künstlerlexikon findet sich eine kurze, aber hübsch geschriebene Biographie dieses seiner Zeit hochgestellten Künstlers.

mäßige künstlerische Aus- und Durchführung dieses phantastischen Gestaltenaufbaues würde uns freilich mehr imponiren, wenn uns nicht bei ihrem Anblicke viele Kirchen und Paläste des 17. und 18. Jahrhunderts einfielen, die ähnliche Massen irdischer und überirdischer Gestalten in gleich idealer Uniform und Bewegung darbieten. Derartiges darzustellen, waren italienische, spanische, französische und deutsche Maler jeden Ranges damals unausgesetzt beschäftigt. Sehr natürlich deshalb, wenn wir diese Leistung des für die Wiener Hofbibliothek berufenen Meisters, seiner mitarbeitenden Schüler und Gehülfen, sowie der den Bau leitenden Architekten, kurz, die gesammte colossale Leistung, die in vier Jahren zu Stande kam, innerhalb des allgemeineren Publicums beinahe völlig in Vergessenheit gerathen sehen. Ohne Zweifel galten diese Malereien ihrer Zeit in Wien als eine künstlerische That hohen Ranges und wurden demgemäß honorirt: heute entdecken wir unter den unendlichen Figuren und Gruppen nicht eine einzige, die unsere Blicke festhielte. Auch die besten glauben wir wo anders schon gesehen zu haben. Und ebensowenig bietet sich in der Fülle der mitaufgenommenen Marmorstatuen, welche Kaiser und Fürsten der Zeit, von pompösen Prachtmänteln majestätisch umfaltet, verherrlichen, eine einzige dar, welche neben dem Eindrucke vorzüglicher Technik auch den originaler Kunst zurückließe. Dieses grandiose Resultat ornamentaler Thätigkeit erscheint uns heute schattenhaft und gleichgültig, und wenn diese gemalte und gemeißelte Welt plötzlich versänke, entlockte uns ihr Verlust kein Bedauern. Das werthvollste Beispiel dieser Art Arbeit sind die ungeheuren Papstgräber des 17. und 18. Jahrhunderts, die die Peterskirche erfüllen. Werke von exquisiter technischer Arbeit, colossal, liebenswürdig, sogar erfreulich, wenn wir den Gedanken festhalten, daß es Monumente vergessener pontificaler Herrlichkeit und Majestät seien; in sich aber leere Prunkgestalten von kostbarem Marmor, für deren Verdienste ein bewunderndes Publicum wahrscheinlich niemals wiederkehren wird; deren ihrer Zeit fein ersonnene Attribute uns nicht mehr zum Nachdenken reizen und deren herablassend vornehmes Lächeln kein Echo mehr findet.

H. G.

x. **Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung.** Von Hedwig Bender. Leipzig 1897. Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung.

Die kleine, aber gehaltreiche Schrift behandelt in gewandter Darstellung und mit individueller Färbung die alte und zugleich immer neue Frage des Wesens der Philosophie, ihres Verfahrens und ihrer Stellung zu den Naturwissenschaften. Die Verfasserin kämpft für eine Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Philosophie, sie will sie aber nicht von der Erfahrung losreißen, sondern sie nur an einer anderen Stelle der anschaulich gegebenen Wirklichkeit, bei Thatsachen von allgemeiner Bedeutung einsetzen lassen. Sie zeigt scharfsinnig, wie auch die Naturforschung keine Wissenschaft werden kann, ohne das durch Anschauung und Wahrnehmung Gebotene zu überschreiten, sie entwickelt dann näher eine eigenthümliche Aufgabe der Philosophie, dabei unablässig bestrebt, die allgemeinen Gedanken an einzelnen wichtigen Beispielen anschaulich zu machen, sie erweist durchgängig ein tüchtiges Wissen und ein gesundes Urtheil. Völlig zutreffend sind unter Anderen ihre Bemerkungen über Helmholtz' Stellung zur Philosophie und Erkenntnißlehre.

y. **Griechische Geschichte.** Von Julius Beloch. Zweiter Band. Straßburg 1897. Trübner.

Der zweite Band dieses bedeutsamen Werkes führt die griechische Geschichte bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens durch Alexander; da ein Register für beide Bände beigegeben ist, so scheint es, daß Beloch wenigstens vorerst einen Abschluß gemacht haben will, was hoffentlich nicht einem gänzlichen Verzicht auf die Weiterführung des Werkes gleich kommt. Denn es wäre sehr zu bedauern, wenn ein so eigenartiges, recht aus dem Vollen geschöpftes Werk ein Torso bleiben sollte. Die Eigenthümlichkeit Beloch's liegt vornehmlich in seiner Beherrschung der wirthschaftlichen Seite seiner Aufgabe; seinen Urtheilen über politische Dinge oder Erscheinungen der Literatur und Kunst wird man nicht ganz dasselbe Gewicht zuschreiben dürfen. Eine wahre Wiedereinsetzung einer längst verschütteten Wahrheit in ihr Recht ist es zu nennen, daß Beloch nachweist, wie sehr Griechenland sich im Laufe des vierten Jahrhunderts vor Christo von den Schlägen des peloponnesischen Krieges wieder erholt hat, wie namentlich Athen die erste Handels- und Industriestadt der griechischen Welt zu sein fortfuhr, wie aber auch gerade jetzt Syrakus, Ephesos, Halikarnassos, Rhodos sich zu bedeutenden Städten entwickelten, wie sich die Industrie immer mehr durch capitalistischen Großbetrieb entfaltete, und Bankhäuser wie das des Pasion in Athen aufkamen, das mit Depositengeldern im Betrage von 300 000 Mark, nach unseren Begriffen etwa dem Zehnfachen, arbeitete. Auch die Volkszahl wuchs wieder so sehr an, daß die überschüssigen Elemente, um nicht proletarisch zu verkommen, sich als Reisläufer verdingen mußten. In dieser Uebervölkerung lag auch die Nothwendigkeit des Angriffes auf Persien begründet; sollte nicht ein Losbruch der besitzlosen Massen im Innern erfolgen, so mußte eine Ableitung der im Innern nicht anzubringenden Kräfte nach außen erfolgen. Das geschah durch Alexander's Siege; ganz Asien wurde der griechischen Nation erschlossen und deren Bildung dadurch zur Weltbildung, was von den unabsehbarsten Folgen bis auf unsere Tage herab geworden ist. Kein Wunder, wenn selbst die Zeitgenossen, deren Blick doch naturgemäß beschränkt ist, die Größe des Augenblickes empfanden, und ein Athener, Aeschines, im Sommer 330 ausrief: „Wir haben kein Leben wie andere Menschen gelebt; was unter unseren Augen geschehen ist, wird späteren Geschlechtern wie ein Märchen erscheinen." Beloch versteht es meisterhaft, Einzelzüge zu wirksamen Gesammtbildern zusammen zu fügen; so schließen wir mit der Hoffnung, daß er uns das so schwer zu zeichnende und doch culturhistorisch so interessante Bild der Alexandrinischen Zeit um so mehr bescheren wird, als er Niese's fleißiges Werk über diese Zeit für ganz ungenügend erklären zu müssen glaubt.

ϱ. **Geschichte des Untergangs der antiken Welt.** Von Otto Seeck. Erster Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1897. Siemenroth & Troschel.

Von diesem Bande, dem wir vor Kurzem eine eingehende Besprechung gewidmet haben, ist inzwischen, drei Jahre nach der ersten, bereits eine zweite Auflage erschienen — ein gutes Zeugniß zugleich für das Werk und das Publicum, das dessen Werth zu schätzen weiß. Auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhend, setzt es doch bei seinen Lesern keinerlei fachmäßiges Wissen voraus, sondern wendet sich, nicht minder als an die Gelehrten, auch an den weiteren Kreis der Gebildeten, die es, „an einem charakteristischen Beispiel, i. die Gesetze des historischen Werdens und Vergehens" einführen will. Denn wenn es, nach seiner Vollendung, auch nur die beiden Jahrhunderte von Diocletian bis zum Untergange des weströmischen Reiches umfassen wird, so soll doch, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, in denjenigen Theilen, „welche die Gründe für den Zusammensturz der antiken Welt erörtern", weit ausholend in viel frühere Zeiten zurückgegriffen werden, „oft bis in den ersten Anfang der bekannten Geschichte". Zur allgemeinen Würdigung des Bandes, der in der vorliegenden zweiten Auflage zahlreiche Correcturen und Erweiterungen erfahren hat, verweisen wir auf unsere ausführliche Kritik, die darin gipfelte, daß wir es hier, trotz mancher Einwendung, mit einer bedeutenden, in hohem Grade fesselnden, glänzend geschriebenen Arbeit zu thun haben, hinter der eine markante Persönlichkeit mit eigenen Meinungen und selbständigem Urtheil steht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackermann. — Die häusliche Erziehung. Von Eduard Ackermann. Zweite Auflage. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Andersen. — Der Glückspeter. Erzählung von Hans Christian Andersen. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. Friedrich Rambosk. Berlin, Fischer & Franke.

Arendt-Morgenstern. — Für gesellige Kreise. Eine Sammlung ernster und heiterer Declamationsstücke nebst einem Anhange von Gelegenheits-Gedichten und Festspielen. Mit einem Vorwort von Minona Frieb-Blumauer. Herausgegeben von Olga Arendt-Morgenstern. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1898.

Aulard. — Études et leçons sur la révolution française par F. A. Aulard. Seconde série. Paris, Félix Alcan. 1898.

Bamberger. — Studien und Meditationen Aus fünfunddreißig Jahren. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1898.

Bär. — Heeresverfassungen. Mit einer Auswahl der wichtigsten Gesetze über Heer und Marine des Deutschen Reichs. Von Alfred Bär. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Bartels. — Die Dithmarscher. Historischer Roman in vier Büchern von Adolf Bartels. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1898.

Barthel. — Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit von Karl Barthel. Zehnte Auflage, neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897.

Bauer. — Um Glück und Leben. Roman von Martin Bauer. Zwei Bände. Breslau, S. Schottlaender. 1898.

Bernays. — Zur neueren Litteraturgeschichte. Von Michael Bernays. Zweiter Band. Leipzig, G. J. Göschen. 1898.

Beyer. — Ludwig II. König von Bayern. Ein Charakterbild. Von Professor Dr. C. Beyer. Leipzig, Gustav Fock.

Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugethiere. Mit beschreibendem Text von Prof. Dr. William Marshall. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. — Unter ständiger Mitwirkung von F. v. Bezold, Alois Brandl, Heinrich Friedjung u. v. a., herausgegeben von Anton Bettelheim. Erster Band. Mit den Bildnissen von Treitschke und Du-Bois-Reymond in Heliogravure. Berlin, Georg Reimer. 1897.

Blum. — Die deutsche Revolution 1848—1849. Eine Jubiläumsausgabe für das deutsche Volk von Hans Blum. Erstes bis fünftes Tausend. Mit 256 authentischen Facsimilebeilagen, Karrikaturen, Porträts und Illustrationen. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs, 1897.

Bockenheimer. — Wie Mainz zum zweiten Male an Frankreich kam. Zur Erinnerung an den 30. December 1797. Von K. G. Bockenheimer. Mainz, Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. Gottsleben & Fl. Kupferberg. 1897.

Boguslawski. — Die Ehre und das Duell. Von A. von Boguslawski. Zweite, mit Berücksichtigung der neuesten deutschen Verordnung und der jüngsten Vorgänge umgearbeitete Auflage. Berlin, Schall & Grund.

Bonus. — Der Gottsucher. Hymnen und Gesichte von Arthur Bonus. Heilbronn, Eugen Salzer. 1898.

Borrée. — Thalia auf der Landstraße. Heiteres und Ernstes aus dem Bühnenleben von Albert Borrée. Mit Titelbild, gezeichnet vom Verfasser. Straßburg i. E., Schlesier & Schweikhardt. 1897.

Brausewetter. — Meisternovellen deutscher Frauen. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Mit 16 Charakteristiken und 16 Porträts. Berlin, Schuster & Löffler. 1897.

Browning. — Poems by Robert Browning. With introduction by Richard Garnett and illustrations by Byam Shaw. London, George Bell and son. 1897.

Bulle. — Ovids Verwandlungen. In Stanzen übersetzt von Constantin Bulle. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1898.

Bülow. — Kara. Roman in drei Büchern. Von Frieda Freiin von Bülow. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Burckhard. — Simon Thums. Einige Tage aus seinem Leben. Von Max Burckhard. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Burggraf. — Gemischte Gesellschaft. Von Julius Burggraf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1898.

Costantin. — Les Végétaux et les milieux cosmiques. Par J. Costantin. Avec 171 gravures dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1898.

Drakoules. — Neohellenic language and literature. Three lectures delivered at Oxford in June 1897. By Platon E. Drakoules. Oxford, B. H. Blackwell.

Driesmans. — Judas. Das fünfte Evangelium. Eine dramatische Dichtung von Heinrich Driesmans. Dresden, E. Pierson. 1898.

Drygalski. — Ernste und heitere Bilder aus der Armee des weißen Zaren. Deutsch von A. von Drygalski. Mit Abbildungen. Leipzig, Zuckschwerdt & Co.

Ebers. — Arachne. Historischer Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

Eggert. — Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben von Eduard Eggert. Zweite, neubearbeitete Auflage. Stuttgart und Leipzig, Jos. Roth. 1898.

Elbertzhagen. — Schlagschatten. Novellen von E. Elbertzhagen. Dresden, E. Pierson. 1898.

Engl. — Die Judianer. Ein lustiges Kinderbuch, gezeichnet von J. B. Engl. München, Albert Langen.

Fest-Reden. Eine Sammlung von kürzeren und längeren Ansprachen zur Feier nationaler Gedenktage und anderer Festlichkeiten in Schulen und Vereinen. Drittes Heft. Zweite Auflage. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1896.

Fleischhauer. — Oberspier. Ein Dorfbild aus alter und neuer Zeit. Von O. Fleischhauer. Sondershausen, Selbstverlag.

Foerster. — Otfried Müller. Rede von Rich. Foerster. Breslau, M. & H. Marcus. 1897.

Freihold. — Gedanken und Empfindungen von Ernst Freihold (Ernst Friedrich Schlemm). Zweiter Band. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1897.

Friedmann. — Verkehr. Novelle von Alfred Friedmann. Breslau, S. Schottländer.

Frommel. — Ernstes und Heiteres. Erzählungen für das deutsche Volk. Von Emil Frommel. Zweite Auflage. Leipzig, H. Ebbecke.

Ganghofer. — Oberland. Erzählungen aus den Bergen von Ludwig Ganghofer. Zweite Auflage. Illustrirt von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Giorg. — Abendglocken. Gedichte von Kara Giorg. Chicago, Commissions-Verlag von Koelling & Klappenbach.

Goedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. Siebzehntes Heft. Dresden, L. Ehlermann. 1897.

Göring. — Bühnentalente unter den Kindern. Von Dr. Hugo Göring. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Gottschall. — Gutenberg. Drama von Rudolf von Gottschall. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Graeser. — Aus Indien und Italien. Skizzen und Studien von Carl Graeser. Leipzig und Zürich, Th. Schröter. 1898.

Gyp. — Totote. Roman inédit. Par Gyp. Quinzième édition. Paris, Librairie Nilsson.

Hanauer. — Gesundheitspflege für die arbeitenden Klassen. Von Dr. med. Wilhelm Hanauer. Frankfurt a. M., Benno Schmidt.

Hansjakob. — Waldleute. Erzählungen von Heinrich Hansjakob. Illustrirt von W. Hasemann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Hartmann. — Der Spiritismus. Von Eduard von Hartmann. Zweite Auflage. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Hauptstädte, die, der Welt. Reich illustrirtes Prachtwerk. Breslau, S. Schottländer.

Hausrath. — Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte von Adolf Hausrath. Berlin, G. Grote. 1897.

Hegelwald. — Was wir den Frauen schulden! Von Professor Dr. med. Hegewald. Weinheim (Baden), Fr. Ackermann. 1898.

Heiberg. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Asta Heiberg. Zweite Auflage. Berlin, Carl Heymann. 1897.

Heidenstam. — Carl der Zwölfte und seine Krieger von Verner von Heidenstam. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Thereje Krüger. München, Albert Langen. 1898.

Heine. — Bilder aus dem Familienleben. Von Th. Heine. München, Albert Langen.

Hertling. — Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Von Georg Freiherrn von Hertling. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1897.

Hertz. — Parzival von Wolfram von Eschenbach. Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Heydemann. — Novellen und Skizzen von E. Heydemann. Hamburg, Paul Conström's Verlagsanstalt und Druckerei.

Hitschmann. — Über die Prinzipien der Blindenpädagogik. Von Friedrich Hitschmann. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Janitschek. — Gelandet. Roman von Maria Janitschek. Berlin, Verlag der Romanwelt. 1897.

Janke. — Die Schäden der gewerblichen und landwirthschaftlichen Kinderarbeit für die Jugenderziehung. Von Otto Janke. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1897.

Jastrow-Winter. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). Von Dr. J. Jastrow und Dr. Gg. Winter. Erster Band. (1125—1190). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Kaeding. — Fortbildungsbuch für Stenographen. Bearbeitet von F. W. Kaeding. Erster Teil. Sechste Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1897.

Kannenberg. — Kleinasiens Naturschätze. Seine wichtigsten Tiere, Kulturpflanzen und Mineralschätze von Karl Kannenberg. Mit 31 Vollbildern und 2 Plänen. Berlin, Gebrüder Borntträger. 1897.

Keferstein. — Aufgaben der Schule in Beziehung auf das social-politische Leben. Von Dr. Horst Keferstein. Zweite Auflage. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1896.

Kielborg. — Vineta. Schauspiel in vier Acten. Von A. Kielborg. Hamburg, Gustav W. Seitz Nachf. Besthorn Gebr.

Kielland. — „Arbeiter." Von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen übersetzt von Dr. Leo Bloch. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co.

Kinderfehler, Die. — Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie in Haus, Schule und sozialem Leben. Herausgegeben von Koch, Ufer, Zimmer und Trüper. Zweiter Jahrgang. Erstes bis viertes Heft. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1897.

Königin Luise von Preußen. Lichtstrahlen aus Aeußerungen und Briefen. Berlin, Dr. Hans Natge's Verlagsbuchhandlung.

Kracht. — Norwegische Reisebilder. Erlebtes und Erlauschtes von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen. Erstes bis fünftes Tausend. Berlin, Ulrich Kracht.

Kürschner's Jahrbuch. — Kalender, Merk- und Nachschlagebuch, Berlin, Leipzig, Eisenach, Hermann Hillger. 1898.

Lamprecht. — Zwei Streitschriften den Herren H. Oncken, H. Delbrück, M. Lenz zugeeignet von K. Lamprecht. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung Hermann Heyfelder. 1897.

Lapie. — Les civilisations tunisiennes. Étude de psychologie sociale par Paul Lapie. Paris, Félix Alcan. 1898.

Lauterburg's illustrirter schweizerischer Abreißkalender auf das Jahr 1898. Neunter Jahrgang. Herausgegeben vom Maler F. Lauterburg in Bern. Hannover, König & Ebhardt.

Levetzow. — Höhenlieder. Gedichte und Aphorismen von Karl Freiherrn von Levetzow. Wien, Karl Konegen, 1898.

Lindau. — Der König von Sidon. Erzählung von Paul Lindau. Breslau, S. Schottländer. 1898.

Linden. — Das Heine-Grab auf dem Montmartre. Von A. v. d. Linden. Mit zwei Abbildungen. Leipzig, H. Barsdorf. 1898.

Lipsius. — Glauben und Wissen. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze von Richard Adelbert Lipsius. Mit einem Bildniß des Verfassers. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1897.

Mann. — Die sociale Grundlage von Pestalozzi's Pädagogik. Zur 150. Wiederkehr von Pestalozzi's Geburtstag. Von Friedrich Mann. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1896.

Marcks. — Königin Elisabeth von England und ihre Zeit. Von Prof. Dr. Erich Marcks. (Monographien zur Weltgeschichte II.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Mauthner. — Der wilde Jockey und Anderes. Von Fritz Mauthner. München, Albert Langen. 1897.

Mauthner. — Nach berühmten Mustern. Parodistische Studien von Fritz Mauthner. Gesammtausgabe. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Mellin. — Ikarus. Eine Reisenovelle von H. Mellin. Mit einem Vorwort von Leopold Witte. Zweite Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1897.

Meyer. — Die Entwickelung der französischen Litteratur seit 1830. Von Erich Meyer. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1898.

Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Siebzehnter Band. Turtos bis Zz. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Moldenhauer. — Das deutsche Corpsstudententum und seine Bedeutung. Von Prof. Fr. Moldenhauer. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn.

Möller. — Anleitung zur Anfertigung von Geschäftsaufsätzen, Briefen und Eingaben an Behörden, sowie zur gewerblichen Buchführung. Für die Hand der Schüler in Fortbildungsschulen u. s. w. bearbeitet von Eduard Möller. Zehnte Auflage. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1896.

Möllhausen. — Welche von Beiden? Roman in zwei Bänden von Balduin Möllhausen. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Muellenbach. — Vom heißen Stein. Roman von Ernst Muellenbach (Ernst Lenbach). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft von einem Mitmenschen. Berlin, Hermann Walther. 1897.

Nassen. — Neue Heine-Funde. Veröffentlicht von J. Nassen. Leipzig, H. Barsdorf. 1898.

Neubürger. — Gesammelte Werke von Ludwig Ferdinand Neubürger. Zwei Bände. Dresden. E. Pierson. 1898.

Nuppers. — Die neue Commandeuse. Roman von A. Nuppers. Breslau, S. Schottländer. 1897.

Oberdörffer. — Aerztliche Patrouillengänge. Kritische Betrachtungen über Krankenbehandlung von Dr. med. Oberdörffer. Godesberg, Georg Schlosser. 1897.

Ohorn. — Rübezahl. Eine Mähr aus deutschen Bergen. Von Anton Ohorn. Berlin, Fischer & Franke.

Opitz. — Grundriss einer Seinswissenschaft. Von H. G. Opitz. Erster Band, erste Abtheilung. Leipzig, Hermann Haacke. 1897.

Prévost. — Der gelbe Domino. Roman von Marcel Prévost. München, Albert Langen. 1897.

Pröll. — Auf Leben und Tod. Deutsch-nationale Kämpfe in Oesterreich. Von Karl Pröll. Dresden, Oscar Damm. 1898.

Pruckner. — Über Ton- und Wortbildung in Fragen und Antworten von Caroline Pruckner. Wien, Commissionsverlag von G. Heckenasts Nachf. Rudolf Droteleff. 1897.

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken. Herausgegeben vom Königl. preussischen historischen Institut in Rom. Band 1, Heft 1. Rom, E. Loescher & Co. 1897.

Raabe. — Gudrun. Schauspiel in einem Aufzug von Berthold Raabe. Ludwigslust, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1897

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Vierter Band. Zweite Hälfte. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1897.

Riehl. — Ein ganzer Mann. Roman von W. H. Riehl. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Ries. — Novellen vom Genfer See. Von E. Ries. Breslau, S. Schottländer. 1898.

Roché. — La culture des mers en Europe. Par Georges Roché. Paris, Félix Alcan. 1898.

Rogge. — Illustrirte Geschichte der Reformation in Deutschland. Volksthümlich dargestellt von Bernhard Rogge. Erste Lieferung. Dresden-Blasewitz, Gustav Adolf-Verlag. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Um der Heimath willen.

Novelle

von

Walther Siegfried.

(Schluß.)

[Nachdruck untersagt.]

XI.

Die Nacht hatte Erni in seiner Wohnung nur so hinzubringen vermocht, daß er die schreckliche Frist ausnutzte, den Entwurf des Werkes, das die Menschen von seiner Begabung noch erhofften, in den wesentlichsten Punkten festzustellen. Er hatte das durchgezwungen mit allen nöthigen Skizzen, soweit, daß darauf ein Anderer die Pläne aufbauen konnte.

Diese Arbeit der Nacht übergab er dem Staatsanwalt, als er ihn in der Morgendämmerung abholte, und schritt dann todmüde, aber innerlich ruhig, der Erfüllung seines Geschickes entgegen.

Um die gleiche Stunde saß auch Blandine Römer schon in ihrer Stube. Ueber ihrem verwachten, schmerzvoll schönen Antlitz lag eine milde Ergebung. Sie hatte die Nacht über dem spät noch abgegebenen Briefe Erni's völlig schlaflos verbracht. Zug um Zug suchte sie aus den kurzen, furchtbaren Zeilen, die ihr bei der eiligen Abfassung nur das nothwendigst zu Wissende sagen konnten, sich des theuren Mannes Handlungsweise zu erklären, und nun war sie befreit: sie verstand ihn. Dieser Brief hatte ihr zudem ein Räthsel gelöst. Das also, was sie hier erfuhr, war das stumme Etwas gewesen, was sie wie eine verhüllte Untiefe in Baldwin's Wesen empfunden, aber aus einer besonderen Scheu immer unbefragt hatte auf sich beruhen lassen; Das der stille Druck, über den sie sich nicht täuschen ließ, trotz aller Ermunterungen zur Lebensfreude, mit denen Erni nie ermüdet war.

Dies Geheimniß enthüllte sich endlich auch als der angedeutete Grund, der Erni, seinem klaren, warmen Wesen zum tiefen Schmerz, gezwungen hatte, von ihr das Opfer ihrer verborgenen Verbindung anzunehmen, statt durch eine Eheschließung ihr Glück kurzweg ans freie Licht zu heben. Wegen dieser geheimen Schuld also hatte sich der Geliebte des Rechtes verlustig erachtet, ein zweites Menschengeschick vor der Welt mit dem seinen zu verknüpfen!

Von den Schwierigkeiten seiner Vergangenheit war Blandine nur bekannt gewesen, daß jene Weigerung des Pathen Abegg Erni's Studienjahre sorgenvoll gestaltet habe. Aber sie glaubte, er sei dennoch im Stande gewesen, sich mit dem Eigenen zur Noth durchzuhelfen bis zu Christoph's Tode, und erst dann würde er sich in der hülflosen Lage befunden haben, wenn er nicht in jenen Jahren den Bruder hätte beerben können.

Jetzt, da sie erfuhr, wie Baldwin den Blödsinnigen auf jenem entscheidenden Punkte bloß vorgeblich hatte sterben lassen, und dies so natürlich, still und unbezweifelt, da vermochte sie nach so vielen Jahren diese dunkle Saat, die zu so herrlichen Früchten geführt, gar nicht mehr frevlerisch zu finden. Ja, ihr, die Baldwin's lauteren, inneren Menschen so unerschütterlich kannte, ihr erschien er jetzt fast noch gewachsen, gewachsen zu einer Art von Schicksalslenker, der mit den Menschen aus hohem Ueberblick nach seinem Willen schaltete und allen Dingen die besten Bahnen wies.

Aber was mochte ihm nun geschehen? Blandine hatte still die Hände in ihrem Schoß gefaltet. Nur über sein Ergehen grämte sie sich noch in dieser Stunde des anbrechenden Tages.

Als es in der Stadt lebendig wurde, kleidete sie sich an und eilte, von Sorge und Unruhe über diese Frage getrieben, auf die Straße, sich in Markt und Geschäften horchend unter die Menschen zu mischen. Haufenweise traf sie bereits überall die Bürgerschaft beisammen, in fiebrischem Erzählen und Berathen, die meisten in heller Empörung, aber wie sie staunend fand, fast mehr als über Baldwin's That, über das infame Zutreffen der unerhörten Entdeckung auf diesen Tag. Auf heute! Teuflisch ausgerechnet grad auf heute, wo sie wie ein zerschmetternder Hagel in einen prangenden Festmorgen schlug, tausend frohen Herzen ihre Freude in jähes Entsetzen verwandelnd. Eine dumpfe Wuth war aller Enden zu spüren; es schien, als möchte Jeder sich wehren, an das Ungeheuerliche zu glauben.

Die Volksmenge hatte ja gerechnet, sich heute an einer möglichst lauten Auszeichnung ihres Lieblings zu weiden, ein wenig wie an einer Verherrlichung ihrer selbst, und nun sollte sie in diesem selben Manne plötzlich einen Verbrecher sehen! Wie sie sich hierzu stellte, zögernd, widerwillig, bewies, daß Baldwin ihre Neigung noch immer nicht zu lange in Anspruch genommen, und daß für ihn jener Punkt noch im Weiten gelegen hätte, wo die trügerische Gönnerin Volksgunst in schnöder Laune solch einer Liebschaft überdrüssig wird und sich neuen Göttern an den Hals wirft. Seine Beliebtheit erwies sich vielmehr im vollen Zenith, und es war, als hätte jeder Einzelne, hoch und niedrig, wie sie da in den Straßen Altachens verwirrt herum gingen und standen, einen Keulenschlag an den Kopf erhalten.

Aufathmend kehrte Blandine nach Hause zurück. Nachdem sie Dieses mitangesehen und zudem erfahren hatte, wie ruhig und frei Erni Alles bekannt habe und das Weitere erwarte, wollte auch sie stark genug sein, ohne kleinlichen Jammer der kommenden Dinge zu harren.

Nur tief drinnen zitterte es weiter von einer unstillbaren Sehnsucht, dem Geliebten ein Wort zu sagen, und von Trauer um ihr jäh zu Ende gegangenes

Glück. Ihre Ahnung war nun erfüllt, früher als sie erwartet. Und doch — Blandine mußte sich wundern — zerbrochen oder vernichtet fühlte sie sich dadurch nicht. Dies plötzliche Weh schien ihr vielmehr nun wirklich jene Alles erfüllende Größe eines Geheimnisses anzunehmen, wie sie es in ihrer Jugend ersehnt. Der Geliebte war ihr zwar entrissen, aber er gehörte ihr ja weiter, gehörte ihr überall und blieb ihr Besitz.

Glühender Haß schlug auf einmal über ihre Wehmuth empor, da sie wieder des Oheims gedachte. Mit Entrüstung hatte sie überall dessen Gebahren schildern hören. Seit dem frühen Morgen war er in strahlender Geschäftigkeit in der Stadt umhergelaufen, sich recht von aller Welt befragen zu lassen und im Erzählen von seinem Fund und dem Bekenntniß des nobeln Schelmen unersättlich wieder und wieder seinen frechen Triumph zu genießen.

Es wäre für Blandine eine Erlösung gewesen, sofort noch einmal aus diesen engen Wänden zu fliehen, den Unhold in allen Gassen zu suchen und ihm ihre ganze Verachtung ins Gesicht zu schreien. Statt dessen war sie verdammt, vor ihm und aller Welt in sich hinein zu schweigen, was sie verzehrte.

Aber der schadenfrohe Jubel des Bauverwalters mußte bald genug von selbst verstummen. Denn nach der ersten Betäubung brach sich schon am Abend und vollends in den nächstfolgenden Tagen im öffentlichen Urtheil die Auffassung der Edleren immer allgemeiner Bahn, die die Tragik in Baldwin's Geschick erkannten, und daneben wendete das Blatt sich merklich unter der Auslegung der nüchternen Verstandesmenschen, die in jedem Falle ohne allzu lautes Tugendgeschrei flugs eine kühle Rechnung vornehmen und diese hier nicht anders als zu Baldwin's großen Gunsten zu schließen vermochten.

Einen scharfen Instinkt für die krasse Unsinnigkeit der besonderen Umstände, die sein Vergehen herbeigeführt hatten, hörte man vollends in Kurzem beim eigentlichen Volke heraus. Es entstand ein allgemeines Gähren. Die Bevölkerung ließ bald offene Kundgebungen ihrer unentwegten Sympathie für den Gefangenen zu Tage treten, der Manchem jetzt nur noch erstaunlicher erschien, und bald folgten, angeregt von einzelnen thatkräftigen Männern, theils persönlich Verpflichteten, wie dem alten Honyseu, theils lebenslang mit Baldwin freundschaftlich Verbundenen, wie Fritz Arber und anderen Altersgenossen, und von großen Massen unterstützt, ernstliche und immer leidenschaftlichere Proteste gegen jede entwürdigende Behandlung des unglücklichen Mannes und gegen jede allzu schwere Bestrafung seiner Schuld.

Die Untersuchung mußte bei diesem erregten Zustande der Oeffentlichkeit und dem fieberhaften Interesse, das durch Tage und Wochen der Angelegenheit treu blieb, aufs Aeußerste beschleunigt werden. Da aber alle weiteren Feststellungen über die Thätigkeit, die Lebensführung und die Geldverwendungen Baldwin's nur immer neue glänzende Lichter auf die entthronte Gestalt warfen, neue, schöne Züge an seinem Charakter enthüllten, so gestaltete sich die Lage des Gerichtshofes, der über das trotz alledem feststehende Verbrechen zu urtheilen hatte, stets schwieriger; und inzwischen verbreitete sich die Spannung auf den bevorstehenden Proceß von Altachen aus über den ganzen Kanton, ja, durch das ganze Land.

Verzweifelt war in dieser furchtbaren Zeit auch eine fast verschollene Figur aus der tiefen Zurückgezogenheit ihres Alters nochmals aufgetaucht. Herausgerissen aus der Ruhe seines gleichförmig behaglichen Lebensabends durch die Kunde von dem erschütternden Vorfall, hatte der fast achtzigjährige Herr Stadtrath Abegg sich bei Baldwin gemeldet und den geprüften Angehörigen zu sprechen gewünscht.

Aber Erni hatte eine persönliche Aussprache abgelehnt und dem Greise kurz sagen lassen, er habe ihm verziehen. Eine Auseinandersetzung wäre ohne Zweck; denn sie könnten sich über die heutige Lage noch weniger verständigen als über die von einst. Die Erregung über diese strenge Zurückweisung, die dem selbstgerechten Sinne des Stadtrathes nun bitterer, als alle Vorwürfe Erni's es hätten thun können, eine wirkliche Mitschuld vorzuhalten schien, und die Auffassung des alten Biedermannes, daß nach einer lebenslänglichen Tadellosigkeit vor der Welt sein Abegg'sches Haus jetzt noch in letzter Stunde öffentlich entehrt sei durch das Verbrechen dieses nächsten Verwandten, warfen den Betagten auf das Krankenbett.

Er jammerte unablässig, daß ihn, der jederzeit so streng nach seinen Grundsätzen gehandelt, solch eine Folge treffen dürfe für jene Weigerung, und starb, noch während Erni's Untersuchungshaft, in Ungewißheit, was für eine Strafe sein Pathenkind traf.

XII.

Der Tag des Gerichtes kam. Am selben Abend stand auch schon das Urtheil da. Alle Umstände hatten bei Baldwin's offener Darstellung jeder Einzelheit restlos klar vorgelegen, und wenngleich Anklage und Vertheidigung in aller Form zu erfüllen waren, hatten die Verhandlungen doch in dem einen Tage ihren Abschluß gefunden.

Baldwin war nicht der Meinung gewesen, daß man eine That, die in so schroffem Widerspruch zu den bestehenden Gesetzen und dem allgemein herrschenden Rechtsbewußtsein stand, mit ingeniöser juristischer Spitzbubenlogik ihrer Schuld zu entkräften suchen solle. Er hielt auch heute nicht mehr dafür, daß der Einzelne sich ohne Schaden in Gegensatz zu den Gesetzen des gleichen Staatswesens stellen dürfe, das er doch andrerseits als gut anerkenne, in seiner bestehenden Verfassung als sein Vaterland liebe, und dem er gar auf besonders hingebende Weise zu dienen verlange.

Jede nur denkbare Vertheidigung war aber dem Angeklagten von selber zu Theil geworden. Am ganzen Gerichtshofe saß ja nicht Einer, der es nicht drückend empfunden hätte, daß er heute gezwungen war, über eine Schuld zu richten, die eigentlich außer dem Bereich strafrechtlicher Beurtheilung gerückt erschien. Ein guter Mensch hatte nicht umsonst so lange vor ihren Augen recht gelebt und groß gewirkt. So zog man Alles in Betracht, was das moralische Gewicht des Vergehens zu mildern und die Strafe herabzumindern im Stande war.

Aber vor dem Gesetze blieb wegen der Größe des von Baldwin an sich gebrachten Vermögens, verbunden mit Fälschung und Mißbrauch von Urkunden,

unumstößlich ein so schwer mit Strafe belegter Rest von thatsächlicher Schuld bestehen, daß das Urtheil noch hart genug ausfallen mußte.

Mit dem einstimmig beschlossenen geringsten Strafmaß lautete es am Abend auf eine mehrjährige Zuchthausstrafe.

Die Schwüle des Frühsommerabends lag drückend über dem Raum, banges Schweigen, wie Gewitterluft, auf den dichtgedrängten Menschenreihen, die seit dem Morgen würdig und lautlos jeder Wendung der Lage gefolgt waren, als dieses Urtheil endlich verkündet wurde.

Ein Schrei folgte dem Spruch. Ein allgemeiner Schrei, von Entsetzen, heftiger Abwehr, Mitleid und Weh, und gleich einem urplötzlich entfesselten Sturm hob ein Lärm an, ein Rufen, Weinen und Fluchen, verlor die erschütterte Menge nun so gänzlich ihre Haltung, daß jedes Einzelnen Empfinden sich ohne Rückhalt und Zügel in seinen Lauten erging, und ein nie erlebter Ausbruch protestirenden Volkswillens das ehrwürdige Gerichtshaus durchbebte. So bedrohlich wuchsen Tumult und Haltung der sonst so zuverlässig Ordnung haltenden Bürgerschaft, von der Tribüne her und durch den Saal nach dem Richtertisch drängend, riefen die Menschen hundertstimmig ihre Meinung durcheinander, daß die Richter nach einigen nutzlosen Ermahnungen den Saal durch die Polizei räumen lassen und den Verurtheilten unverzüglich aus dem Bereich des erregten Volkes entfernen mußten.

Baldwin selbst, von dem plötzlichen Umschlag der tiefen, furchtbaren Stille des entscheidenden Augenblicks in dieses wilde Geschrei heftig bewegt, wandte sich im Abgehen um und versuchte mit abwehrender Gebärde die wachsende Auflehnung zu beschwichtigen. Aber diese zog sich vom Gerichtssaal durch die schauerlich widerhallenden Gänge und Treppen nur auf die Straße, und statt sich zu zerstreuen, blieb draußen die Menge vor den geschlossenen Thüren trotzbietend stehen.

Die Kunde von dem Urtheil durchlief in diesen Minuten schon mit Windeseile die Stadt. Erst einzeln, dann truppweise kamen weitere Menschen herbei; bald strömte das Volk in laufenden Scharen auf den weiten Platz, und als nun Baldwin aus dem Gerichtsgebäude weggebracht werden sollte, drängte sich diese aufgebrachte Menge unter Hurrahgeschrei an den Wagen und versuchte den Verurtheilten zu befreien.

Mit Noth ward es möglich, das Fuhrwerk wieder rückwärts in die Einfahrt zu bringen und eilig das Thor zu verschließen.

Aber jetzt schlug das Volk an die Thüren und forderte stürmisch Baldwin's Freiheit.

Mit Mühe vermochten einige angesehene Bürger den Aufruhr noch einmal zu beschwichtigen. Aber Keiner wich. Im Gegentheil, bei dem steten Herzueilen neuer Scharen war das Gerichtshaus nach Ablauf einer weiteren Viertelstunde von einer unzählbaren Menge förmlich belagert, und diese nahm bald den ernsthaften Charakter einer berathenden Volksversammlung an. Man predigte Ruhe. Wechselnde Gruppen sah man überall um Männer sich scharen, von denen eine Parole zu hoffen war. Eine ganze Weile verging in schwüler Stille. Eine gewisse Disciplin kehrte zurück und ließ erkennen, daß das nun

keineswegs bloß Pöbel war, der sich da aufstellte, sondern auch die guten Elemente der unteren und mittleren Klassen, und daß diese darauf hielten, bei aller Gewaltthat, zu der sie bereit schienen, doch des Respektes nicht verlustig zu gehen, nicht als ein die bürgerliche Ordnung frevlerisch mißachtender Haufe, sondern als offene Kriegspartei aufzutreten.

Aber eine halbe Stunde später lösten sich die engeren Ansammlungen überall wieder auf. Ein gemeinsamer Beschluß war nicht erreicht. Die Heftigen und die Besonneneren hatten sich nicht zu einigen vermocht. Dafür wendete sich Kopf an Kopf die Riesenmenge neuerdings dem Gerichtshause zu, und ein ungeheueres Rufen hub an: „Baldwin heraus! gebt ihn frei! frei!"

Von den drin versammelt gebliebenen Richtern erschien eine Anzahl an den Fenstern, und der Präsident gab ein Zeichen, daß er zu antworten wünsche.

Da ward es auf dem Platz einen Augenblick stiller, und man vernahm seine Erklärung, daß es nicht in der Macht des Gerichtshofes liege, dem Begehren zu willfahren. Das Gesetz dürfe nicht verletzt werden.

„Ganz recht!" schrie ihm ein Bürger zu. „Aber hier ist ein Gesetz zum Unsinn geworden!"

„Bravo! ändert das Gesetz!" rief ein Zweiter, „und inzwischen laßt ihn frei, er läuft Euch nicht davon!"

„Das können wir nicht," wiederholte fest und würdig der Präsident, „das muß sich jeder von Euch selber sagen, der sich ernstlich Rechenschaft geben will! Ueber eine Aenderung des Urtheils kann nur auf gesetzlichem Wege berathen werden; drum seid verständig, geduldet Euch; es kann inzwischen appellirt werden, man wird sehen, ob damit schon etwas zu erreichen sei. Aber heute muß es bleiben, wie es ist!"

„Aber ins Gefängniß lassen wir ihn nicht mehr werfen!" tönte es zurück.

„Gebt ihn uns zu hüten!" forderte Einer. „Baldwin ist kein Verbrecher!" rief ein Anderer, und in dem ausbrechenden Geschrei und Tumult ging bald jede Möglichkeit weiterer Verständigung verloren.

Die Gerichtspersonen zogen sich von den Fenstern zurück, aber gleich darauf sah man einzelne von ihnen aus einer Seitenthüre des Gebäudes auf den Platz heraustreten, zu diesen und jenen Volksmännern sich hindurchdrängen und eindringlich mit ihnen reden, ihnen etwas begreiflich machen, aber überall leidenschaftlichen Widerspruch ernten.

„Geht doch auseinander!" vernahm man des Staatsanwalts Küniger Stimme, — „ist denn das unseres Gemeinwesens würdig, auf diese Weise eine Urtheilsänderung anzustreben? Laßt doch die Sache, die Ihr wünscht, ihren gesetzlichen Weg gehen; dafür ist er ja geschaffen!"

„Euer Wunsch ehrt Euch," gab dort der Stadtpräsident zu, der sich die Möglichkeit zu reden erkämpft hatte, „aber schändet Euer Dankbarkeitsgefühl für Baldwin doch nicht durch unrechte Mittel, durch Ordnungsbruch und solche strafwürdige Gewalt!"

Doch überall tönte mit unbezwingbarer Hartnäckigkeit die Forderung zurück, Baldwin inzwischen die Erniedrigung des Gefängnisses zu ersparen.

Nach Kurzem sah man die Vermittler hoffnungslos werden, da und dort noch mit Heftigkeit auf einzelne Volksführer einreden und erregt mit den

Händen deuten, als sagten sie: „Auf Euch komme die Verantwortung!“ Dann nahmen sie den Rückzug.

Aufs neue wogte, einer brodelnden See gleich, die Menge auf und ab, und während auf der einen Seite immer mehr Leute, die etwas galten, sich dem Widerstand zugesellten, drängten sich auf der anderen bald die Unzufriedenen und Nörgler jeder Gattung herzu und dann die dunkle Rotte all' Derer, die nichts zu verlieren haben und daher überall mitthun, wo Bestehendes angegriffen wird.

Allenthalben tönten Reden. Wer nicht nach Wunsch sprach, den hieß man schweigen.

Inmitten des Gewühles tauchten jetzt die herbeigeeilten Mitglieder der Regierung auf und versuchten andere Beruhigungsmittel. Umsonst. Die Lage war bereits zu gespannt, die Gereiztheit zu allgemein, als daß man begütigenden Vorschlägen noch zugänglich war. Der unversöhnliche Konflikt zwischen Gesetzesgerechtigkeit und Vernunft war bereits übergegangen, unaufhaltsam und erschreckend, auf das breite, nicht mehr zu übersehende Feld einer leidenschaftlich räsonnirenden Volksmenge. Dadurch wurde schließlich auch bei den Abwehrenden die Stimmung bitterer, der Ton erbost, und jede Möglichkeit eines Ausgleichs erlosch in der einstimmigen hartnäckigen Antwort: „Freiheit! Freiheit!“

„Was ist Freiheit?“ donnerte einer der Stadträthe die nächsten Schreier an. „Seine Pflicht thun, das ist die wahre Freiheit des Bürgers! Und Ihr wollt sie verletzen und freche Willkür an die Stelle der Gesetze zwingen? Kann man Euch da noch das Recht zugestehen, Euch zum reifen Volk zu zählen, das befähigt ist, sich selbst zu regieren?“

„Geh' heim mit Deiner Salbaderei!“ erwiderte gelassen ein stämmiger Zimmermann. „Wir wollen keine Weisheiten, wir fordern nur gesunden Menschenverstand!“

„Bravo! Hoch! Baldwin frei!“ unterstützte die Menge. Jedes Wort war umsonst.

Weit hinten am Ende des Platzes hatte ein Mann lärmende Begeisterung für sich erregt, — Meister Honysen, der durch laute Erzählung seiner Geschichte der Menge die rettende That Baldwin's ins Gedächtniß gerufen hatte.

Zu gewöhnlichen Zeiten ein ruhiger und streng rechtlicher Bürger, war der Schmied aber dafür bekannt, in aufregenden politischen Angelegenheiten manchmal von plötzlichen Zornanfällen hingerissen zu werden, in denen er seine Ueberzeugung mit einem blinden Eigensinn gegen die ganze Welt aufrecht erhielt. „Der Schmied hat wieder einmal das Bocken,“ hieß es dann.

In seiner Nähe hielt sich sein Freund, der Drechsler Benz, bald zustimmend, bald allzu heftige Worte mißbilligend.

„Lumpe wären wir,“ schloß Honysen seine Rede, „wenn wir ihn nun einsperren ließen! Was müßte er von uns denken, wie uns anschauen an dem Tage, wo er aus dem Kerker wieder zu uns träte?“

„Ja! Schande über uns,“ stimmten alle bei, „lohnen wir ihm jetzt seine Thaten für uns mit schlapper Unthätigkeit!“

„Er hat auch nicht gefragt," schrie Honyfen, „ob es gesetzlich war, uns zu helfen, als er den siebengescheidten Bauverwalter wegjagte und selber mein Haus rettete! Jetzt Gesetz hin oder her, wenn ich ihm wieder helfen kann!"

„So halten wir's auch, Mitbürger!" rief ein Nächster und warf seine Hände auffordernd in die Luft. „Damals hieß es: Einer für Alle, heut' Alle für Einen!"

Der Haufe schien nur noch auf solch ein tönendes Schlagwort gewartet zu haben; denn das schlug nun ein wie der Blitz ins Pulverfaß. „Einer für Alle, Alle für Einen!" erscholl es weiter über den ganzen Platz. Honyfen's Geschichte, weitergeboten, gesellte sich dazu, wie eine glimmende Zündschnur, und der Schmied wurde plötzlich zu einer Hauptgestalt des wachsenden Aufruhrs.

Der Stadtpräsident arbeitete sich zu den beiden Meistern durch und suchte sie zu bestimmen, daß sie sich entfernten. „Geht nach Hause," bat er, „Ihr gehört doch sonst zu den besonnenen Köpfen; drum begebt Euch weg! Das kühlt Viele ab! Das Beispiel von Bürgern, die die Volksmenge zu den Ihrigen rechnet, wirkt am besten auf sie!" Benz antwortete nicht gleich, aber er schien zu schwanken. Ihm kam die Ernüchterung, und er ward sich seiner Bürgerpflicht wieder bewußt. Er sah seinen Kameraden an, aber der war schon schlimm drin in seiner Widersetzlichkeit und entgegnete dem Stadtpräsidenten fest, wenngleich noch nicht ohne den schicklichen Respekt: „Ich bleibe! Was hier verlangt wird, ist nur eine Sache des gesunden Menschenverstandes, und ginge Unsereiner, so hieße es, es sei lauter Pack gewesen, das den Widerspruch erhoben habe."

Aber der Präsident drang nur inständiger auf die Meister ein. „Geht beide, Ihr auch, Honyfen! ich bitt' Euch, um Gotteswillen. Ihr seid Zweie, die in dieser Stunde das Unglück von Hunderten in der Hand halten. Vertraut mir und meinen Kollegen! Habt Ihr uns doch selber an unseren Posten stellen helfen, selber gewählt! Warum befeindet Ihr uns plötzlich, da wir in schwerster Stunde unsere Pflicht thun? Sind wir auf einmal Fremde und Gegner für Euch? Kommt zur Besinnung aus Eurer Erregtheit. Wir sind doch die Gleichen, die Ihr von jeher kennt, mit Euch geboren, mit Euch erwachsen, mit den gleichen Begriffen von Recht und Unrecht!"

„So habt auch den gleichen Verstand, zum Donnerwetter!" schrie Honyfen, vollends halsstarrig, während Benz jetzt, das geforderte gute Beispiel zu geben, unverzüglich durch die Menge davonging.

„Das Zeug mit dem Geld," behauptete der Schmied, „weshalb Ihr Baldwin einsperrt, ist eine Handlung der puren besseren Einsicht von ihm gewesen. Keiner hat Nachtheil davon, aber Tausende den Nutzen. Wenn das Gesetz so zum Unsinn wird, geht's mich nichts mehr an. Und damit Punktum!"

„Schöne Moral!" bemerkte eine höhnische Stimme, und Rackold war zu sehen, der ganz in der Nähe zugehört hatte.

Der Schmied drehte sich wüthend um. „Was?" brüllte er, „Du lehrst uns Moral?"

„Du bist hier?" schrieen Andere zornig, „Du, der ihn angeklagt hat und zu Grunde gerichtet! Schlagt den Hund zu Boden!" Und der Haufe stürzte

sich alsobald auf den Hetzer und Neider, den seine Schadenfreude so tollkühn gemacht hatte, im Gewühl zu bleiben und gierig dem Gang der Dinge zuzuschauen. Und als endlich gefundenes erstes Opfer ihres Zornes züchtigten sie ihn derart, daß er ohne den schließlichen Eingriff Honysen's umgebracht worden wäre und nun bewußtlos vom Platze getragen werden mußte.

Es war jetzt zehn Uhr vorüber, und die letzte Aussicht schwand, die Dinge noch ins Geleise zu bringen. Denn das aufregende und großartige Schauspiel in den Gassen und auf dem grell durch herbeigebrachte Fackeln erhellten Platze hatte zuletzt auch von den bestgesinnten Altachern, die sich vollständig still zu verhalten gedachten, viele aus ihren Häusern gelockt, wie ja in derlei außergewöhnlichen Stunden des öffentlichen Lebens die plötzliche Umkehr der bürgerlichen Ordnung auch auf die geordnetsten Köpfe eine ihnen selber unerklärliche magische Anziehungskraft erweist. Ihre bloße Gegenwart aber gab den Massen nun vollends das Gefühl, ihr Trotz sei berechtigt.

Auch Frauen sah man überall sich herbeilassen, dazustehen und mitreden. Das Ereigniß nahm mehr und mehr eine bedenkliche Wendung.

Durch das lange Warten ohne Ergebniß, durch die unbedingte Zurückweisung der allgemeinen Forderung, die Jedem als eine besondere Heldenthat seiner Vernunft erschien, schlich sich eine dumpfe Ungeduld in die Gemüther. Die niederen Instinkte des ungebildeten Haufens waren gefährlich geweckt, und da die Rebellion doch einmal in Zug kam, wurde selbst manches bisher ganz ruhige Volkskind den Aufreizungen und nicht ganz unrichtigen Hieben gewissenloser politischer Hetzer zugänglicher. Diese lenkten den in Fluß gerathenen Unmuth geschickt auch auf allerlei Mißgriffe und Mängel in den öffentlichen Zuständen und schoben dem Aufruhr damit eine viel breitere Grundlage unter, sodaß schließlich, wie es bei derartigen Anlässen fast immer zu gehen pflegt, sein Charakter sich unheilvoll veränderte und der ursprüngliche Anlaß gar nicht mehr die hauptsächliche und zwingende Triebfeder blieb. Die gefundene Gelegenheit wurde vielmehr im Allgemeinen benutzt, längst aufgehäuftem Zündstoff und allem latenten Mißmuth Luft zu verschaffen und sich, durch den unerwarteten massenhaften Zusammenschluß keck gemacht, im Durchbrechen der Ordnung einmal in seiner ganzen Macht zu fühlen.

Der Pöbel wagte jetzt lauter mitzureden, die Einen erhitzten immer wieder die Andern, und als gegen Mitternacht sich die Nachricht verbreitete, der Bauverwalter Rackold sei an den eingeheimsten Züchtigungen geblieben, da fiel das wie ein Feuerbrand hinein.

„Habt Ihr's gehört, habt Ihr's gehört?" ging es durch die Massen.

Die Besseren, tief erschrocken, eine erste so ernste Folge dessen vor Augen zu sehen, was sie da mitmachten, wurden still und entfernten sich alsbald. Manche überkam reuevoll ein Bedürfniß, ihr Theil Mitschuld sofort nach Kräften wieder gutzumachen, indem sie angesichts solcher Möglichkeiten das Wort ergriffen und zum Einhalten, zum Abziehen riethen. Aber sie drangen nicht mehr durch. Die Scharen lichteten sich wohl von den Gewissenhafteren, aber die Hauptmasse hielt zähe fest und ließ mancherorts gradaus hören, dem Rackold sei's gut gezahlt und recht geschehen.

Honyssen hatte man bei dieser bedenklichen Meldung eine Weile sinnend dastehen sehen; er kämpfte merkbar mit sich, ob er jetzt auch gehen oder ausharren solle. Aber er war geblieben. Ihm hatte geschienen, er müsse, nachdem er zur rechten Zeit nicht abgetreten sei, nun auch noch das Weitere erwarten; im Nothfalle gedachte er sogar die Rolle des Abwehrenden zu übernehmen.

In die Zurückbleibenden war mit der Vernichtung des verhaßten Mannes aber ein neues, unheimlich die Lage verschlimmerndes Element gekommen. Jetzt gelüstete es sie auch nach der anderen Hälfte ihres Sieges. Es wetterleuchtete in allen Reden. Die letzten Bedenken schwanden in der steigenden Gährung.

Während man in den ersten Stunden keine Kinder gesehen, und alle unerwachsenen Neugierigen von der ernsten Volksmenge heimgejagt wurden, trieben jetzt freche Buben, die mit dem geringen Zuzug aus den äußeren Quartieren herbeigelaufen waren, ungescheut laute Possen und verhöhnten die letzten Zaghaften und Aengstlichen. Das ungeheuere Gewimmel war in beschleunigter Wallung und strömte hin und ergoß sich her, Thätige und Unthätige, Brütende und laut zu Gewalt Aufstachelnde. Alles schob sich oder wurde geschoben. Ein stellenjägerischer Volksbeglücker nahm diesen Augenblick wahr, sich mit einer schmeichlerischen Ansprache beliebt zu machen, worin er mit geschwollener Gesetzeskenntniß einerseits zwar den immer noch offenstehenden Weg eines Begnadigungsgesuches anzupreisen schien, andrerseits aber die heutige Rebellion dennoch als bewunderungswürdige spontane Verfechtung des souveränen gesunden Volkswillens guthieß, dies Unechte seiner Gesinnung mit gewichtiger parlamentarischer Sprachweise verbrämend. Und weil, je mehr Dunkelmänner sich nun in der zunehmenden Schwüle zu Wort zu bringen suchten, auch umsomehr betäubender Wirrwarr entstand, so wurden allmählich auch die Zurückhaltenden gereizt. Der Lärm und die Kühnheit wuchsen mit jeder Viertelstunde, und die Dinge trieben jener Kochwärme zu, aus der zuletzt die Volkswuth als Siedepunkt entsteht.

Niemand dachte mehr nach Hause; wer da war, wollte bleiben, bis etwas geschah. Noch ein letztes Mal versuchten ein paar Bürger, die auf ihre Beliebtheit bauen durften, und unter denen sich durch unermüdliches Mahnen zum Ordnunghalten seit Stunden besonders Fritz Arber hervorgethan, den Vorschlag, wenigstens für heute abzuziehen und sich dafür in der Frühe wieder einzufinden. Doch auch damit war jetzt kein Durchdringen mehr, und alles richtete sich endgültig ein, die Nacht auf dem Platze zu verbringen. Viele Weiber wurden von ihren Männern fortgeschickt, zum Holen von Wein und Speise, und nachher zum Daheimbleiben verwiesen. Die ungeheure Versammlung glich jetzt einer sturmbewegten, nicht mehr zu stillenden Meerfluth, in der die letzten Worte der Besonnenheit wie Nußschalen ohnmächtig und leer obenauf tanzten.

Von den Thürmen schlug es zwei Uhr. Da stahl sich durch eine der Seitengassen, den Kopf tief in ein Tuch gehüllt, Blandine vom Platze hinweg. Seit dem Eintritt der Nacht war sie unter der Menge gewesen. Zuerst ängstlich abwartend, was nach der einmüthigen Verwerfung des harten Urtheils durch so viele Menschen erfolgen möge. Zag, fast demüthig hatte sie in der

Unrast ihres gequälten Herzens Diese und Jene angesprochen, die sie bisher kaum gekannt, dabei mehr nur Mitleid mit dem Loos des Unglücklichen äußernd, als zum Widerstand aufreizend. Dann aber, mit dem Wachsen des allgemeinen Tumultes zum offenen Aufruhr, war sie auf einmal aus ihrer Zurückhaltung hervorgebrochen, wie aus einer zersprungenen Fessel. Sie hatte sich überall zugesellt, ermuthigend, zustimmend, mit anderen Frauen, die für die gewaltsame Befreiung Baldwin's eiferten, die Männer anfeuernd. Sie hatte nicht mehr fort gekonnt, alle Gefahr aufzufallen, vergessen, sie hatte ihm nahe sein müssen, so nahe als sie gekonnt, und thätig sein, mitschreien: Freiheit für ihn!

Da war plötzlich in einiger Entfernung von ihr der Oheim niedergeschlagen worden, und sie, als sie vernahm, was geschah, war hinzugestürzt und hatte den Daliegenden gesehen. Mit Honysen warf sie sich dazwischen und half den Bewußtlosen heimbringen. Bis er starb, harrte sie mit den Seinen neben ihm aus. Dann aber war sie, hocherregt durch das Furchtbare, aufs Neue auf dem Platz erschienen. In ihr hatte etwas Niererlebtes getobt. Zur Gewaltthat hätte sie jetzt schreien mögen, ihre schwachen Arme schienen ihr plötzlich stark, ein wilder Muth, ein Opfertrieb hatte sie glühend erfüllt. Ebenso gesteigert fand sie die Dinge vor dem Gerichtsgebäude, anschwellend zu einem ungeheuren Geschehniß. Aber noch einmal waren zwei Stunden dahin gegangen, und nun sah es aus, als müßte es bis zum Morgen dauern, ehe etwas Entscheidendes reif sei. Dagegen bemerkte Blandine, daß alle besseren Bürgersfrauen verschwunden seien und sie ganz allein noch da herumging unter Weibern der niedersten Sorte. Schon glaubte sie zu fühlen, daß da und dort Einzelne merklich auf sie achteten. Da spürte sie Gefahr für ihr Geheimniß und gedachte sich bis zum Tagesanbruch zurückzuziehen. Mit eiligen Schritten war sie bald im Dunkel verschwunden.

Im Innern des Amtshauses befanden sich mit den Richtern auch vollzählig alle in der Stadt anwesenden Mitglieder der Regierung auf dem Posten.

Wiederholte Berathungen hatten bis um Mitternacht als geboten erscheinen lassen, noch zuzuwarten, wie die Länge der Stunden die Dinge gestalten würde. Denn den Platz gewaltsam säubern zu lassen, erkannte Jeder als das schlimmste aller Wagnisse. Zog das Volk jedoch bis gegen Morgen von selber ab, so war viel gewonnen.

Als dann aber mit der Nachricht von des Bauverwalters Ende und dem Ausscheiden der verläßlicheren Elemente die Lage draußen mit einem Schlage so viel drohender geworden war, erschien es nöthig, um jeden Preis Baldwin's Person aus dem Gebäude zu entfernen, und man beschloß, hiezu die Zeit kurz vor Anbruch der Morgendämmerung zu benutzen. Bis dahin mochte der Wein, den man draußen herumbieten gesehen, und die lange Dauer der Spannung vielleicht doch einen Moment der Erschlaffung oder weniger scharfen Aufmerksamkeit herbeiführen, der auszunützen wäre.

Im Weiteren wurde die Frage erwogen, ob jetzt nicht Militär herbeigezogen werden müsse für alle Fälle.

Militär? — durchfuhr es Baldwin, der davon hörte, mit Grauen. Soldaten! die Kinder, die Brüder Derer, die da draußen für ihn einen begeisterten Kampf in unseliger Verblendung anhoben, — Soldaten sollten zur Gegenwehr kommen, sollten um seinetwillen auf ihre Angehörigen schlagen? Er erbot sich zu jedem verlangten Schritte, um das zu verhüten.

Die Uhr des Gerichtshauses schlug jetzt halb drei.

Da befahl der Stadtpräsident, Baldwin ungesäumt durch eine kleine Pforte, neben der hintern verriegelten Ausfahrt, zu Fuß durch günstige finstere Nachbarhöfe und eine schwach erleuchtete Gasse nach dem nahen Untersuchungsgefängnisse in Sicherheit zu bringen.

Leise wurde die Thüre geöffnet, einige Polizeileute traten in Stille und Dunkel voran, schon folgte Baldwin — Alles war hier hinten ruhig und leer — als sich urplötzlich ein Trupp Gestalten mit Triumphgeschrei aus dem Hinterhalt stürzte. Diese hatten in den schwarzen Schatten einiger Mauerbögen auf dieser Seite unabläßig Wache gehalten, seit sie im Laufe der Nacht einzelne Männer der Regierung diesen Weg in das Haus hatten nehmen sehen. Johlend umringten sie die Schutzleute, ihnen den Rückzug abschneidend, und versuchten alsobald in das Gebäude zu dringen, in das Baldwin wieder zurückgerissen worden war.

Ein entsetzliches Handgemenge entstand. Das Volk, auf den Lärm und das Rufen herbeistürzend, begann ungesäumt den Eingang zu stürmen. Die paar Polizisten, von weiterer Mannschaft aus dem Innern verstärkt, die aus einem entfernteren Ausgang zu Hülfe geschickt wurde, sahen sich zum Dreinschlagen gezwungen, und die volle Empörung brach los. Der Erste, der erschlagen fiel, war einer der Polizisten; seine Kameraden bildeten schnell eine Schutzwehr um die kleine Nebenpforte, und es gelang, ihn ins Haus zu bergen.

Dort stand Erni Baldwin inmitten der beidseitig bestürmten Thorfahrt zwischen Schutzleuten und Stadträthen, bleich wie der Tod. Er hatte thatlos Alles verfolgen müssen, was sich draußen seit dem Abend entwickelte. Rackold's grausiger Tod hatte ihn mit Schauder erfüllt; jetzt legten sie die zweite Leiche vor seine Füße.

Seine Augen starrten auf den Todten, der in der fahl anhebenden Morgendämmerung in seinem Blute dalag, und auf Baldwin's Antlitz kam ein Ausdruck wie eines Entrückten. Die hohe, vordem von Lebensfülle strahlende Mannesgestalt war zur Verkörperung des Entsetzens versteinert. Der Augenblick war da, wo seine gering gewähnte Schuld, die er ohne jeden Schaden für seine Mitmenschen ganz allein in seiner Person umschlossen geglaubt hatte, mit unverhältnißmäßigen Folgen vor seinen Augen verderbend ins Ungeheure wuchs. Sein Denken, völlig losgelöst vom Schicksal der eigenen, aufgegebenen Persönlichkeit, verlor sich in Abgründe, sein Blick richtete sich entgeistert ins Leere. Draußen wuchs rasend das Getümmel, das Brüllen und Aechzen der Menschen, das Dreinschlagen, das Poltern und Pressen an den Thoren. Da fiel auch der erste Schuß. Erni horchte auf: — die braven Männer um ihn her, die die Ordnung vertheidigen mußten, wehrten sich verzweifelt ihres Lebens!

Er ballte die Hände; wirr schaute er überall um. Gab es kein Mittel, keine Möglichkeit, diesem Greuel Einhalt zu thun? Nein, nein — ein unabsehbares Unglück hob seinetwegen an. Was war er jetzt, der Einzelne, mit all' seiner Volksthümlichkeit im Augenblick, wo sich unter ihm die Menschheit gleich einem Meer im Orkan empörte? Er suchte, er sann: — aber Menschen waren es doch, Menschen! nicht fühllose Wesen — einem Eindruck zugänglich, einem furchtbaren, entwaffnenden Eindruck! In seinem Hirn zuckte ein Gedanke, in seiner Seele entstand eine Nothwendigkeit; er hatte ohne Zaudern das Letzte zu versuchen, und wenn dies mißlang, einen gewiesenen Weg zu gehen.

Im nächsten Augenblick sah man ihn aufspringen. Er entriß der daliegenden Leiche das Messer und stürzte an eines der vergitterten Vestibülfenster nach dem Platze zu.

„Bürger!" schrie er hinaus.

„Baldwin! seht Baldwin!" ging es durch die Haufen.

„Er ruft uns!" deuteten die Vordersten, „Ruhe! — er spricht!"

„Bürger, hört ein Wort!"

„Hurrah!" schrie die Menge, verwundert das blinkende Messer anstarrend. Aber allsogleich wälzte sich in der ungeheuren Aufregung über seinen Anblick der Ansturm nur mit um so größerer Wuth auf das Haus, das Befreiungsgeheul erscholl mit verdoppeltem Trotz und ließ seine Stimme nicht weiter hörbar werden.

Es war also zu Allem zu spät.

Da schrie er hinaus mit der letzten Macht der Verzweiflung, daß es doch die Nächsten hören mußten: „Lasset ab!"

Und Diese horchten.

„Gebet Frieden um unserer theuren Heimath willen und vergeltet Eurer Behörde ihre Pflichttreue nicht mit blutiger Gewaltthat! Um des Friedens willen — ich büße freiwillig! . ." Und vor dem Angesichte des Volkes gab er sich den Tod.

Ein wilder Aufschrei gellte über den Platz. Dann folgte schauervolles Schweigen. Baldwin war zurückgestürzt, Köpfe tauchten hinter ihm auf, bewegten sich heftig auf und nieder und verschwanden im dunkeln Innern.

Draußen erhob sich aus der ersten Lähmung ein wachsendes Gemurmel. „Um der Heimath willen!" rief Honyßen, der ganz nahe unter dem Gitter gestanden hatte, Stille fordernd in die Menge. „Um der Heimath willen!" wiederholten die hinter ihm Stehenden und hoben beschwichtigend die Arme nach allen Seiten. Und eine tiefe Stille verbreitete sich alsbald weitum. Die Majestät des Todes hatte die Massen überwältigt.

Flüsternd drängte man sich zuhauf gegen die Thüren. Honyßen trat vor, klopfte sacht an und schwor Ruhe und Hülfe. Darauf erschloß ein Rathsherr die Pforte.

Baldwin lag entseelt auf die Steinstufen gebettet, um ihn erschüttert die Richter und Männer des Raths. Ehrfürchtig drängte die eingelassene Menge heran. Auf der Hinterseite des Hauses war es auf einmal auch ruhig ge-

worden, jene eben noch so wild bestürmte Pforte wurde gleichfalls geöffnet, einen Durchpaß zu schaffen, und in gewaltigem Strome zog nun das Volk langsam und mit scheuem Gemurmel an der Leiche vorbei.

Das blonde Haupt auf der obersten Stufe, den schönen, gewaltigen Körper sanft hingelagert, ein Bild des tiefen Friedens, sah es seinen Flußbaumeister ein letztes Mal als stillen Mann.

Lange wogte es so durch die Thorfahrt in ergreifendem Trauerzug. Dann wurden die Thüren bis zur Aufbahrung wieder geschlossen. Bei dem Todten blieb nur noch sein Sami Gaberthüel zurück.

Wortlos, bethränt, schaute der arme Alte, vor der Leiche knieend, nur immerzu in die Höhe. Vermochte auch sein kleiner Verstand den Sinn der Tragödie nicht zu fassen, die sich da vollzogen an seinem guten Erni-Herrn, so zeigte sein stummer Jammer deutlich genug, daß sein Herz die ganze Trauergewalt davon empfand.

Zuweilen wandte er seine Blicke nieder auf den Entseelten, zärtlich, fast besorgt, als müßte er noch etwas für ihn thun können. Aber am Ende schüttelte er immer wieder seinen grauen Kopf, hülflos und fragend, wie in jener Nacht, da Erni schluchzend an seinem Halse gehangen.

Inzwischen drang die Kunde durch alle Straßen und Gassen, jäh weckend, wer diese Nacht geschlafen. Aus den aufgerissenen Fenstern beugten sich allerwärts Gestalten und horchten hinab. Bis in die entlegensten Gassen ward es bekannt, noch ehe völlig der Tag anbrach.

Auch Blandine, die sich angekleidet hingelegt hatte, hörte auf einmal das Rennen und Rufen drunten, wo heimeilende Männer, die die furchtbare Botschaft zu den Ihrigen trugen, unterwegs schon verkündeten, was sich ereignet. Sie fuhr empor. Sie lauschte. Etwas Entscheidendes war geschehen! Sie stürzte ans Fenster und lehnte sich hinaus. Es war von Baldwin die Rede! Hatten sie ihn bereits befreit? Athemlos streckte sie den Kopf. Und sie vernahm deutlich, wie ein Mann, nur ein paar Häuser weiter oben stillstehend, seiner aufgeschreckten Frau und den herabfragenden Hausgenossen laut alles Vorgefallene zu erzählen begann. Es kam ein Zweiter gerannt, sie hörte es wieder, ein Nächster, ein Vierter und Jeder bestätigte das Gleiche.

„— und ist todt?“ schrie sie plötzlich hinab.

„Todt!“ tönte die Antwort zurück; „freiwillig todt für den Frieden der Stadt!“

Da verschwand Blandine im Fenster.

Einen Augenblick stand sie mitten in ihrer Stube, die Augen geschlossen, betäubt. Auf einmal raffte sie sich auf, schüttelte sich, sah sich um. Ein Schrei der Befreiung entrang sich ihrer Brust.

Dann preßte sie ihr Tuch vor den Mund und floh, sich zu verbergen in der innersten Kammer ihres Hauses.

Annette von Droste-Hülshoff.

Von
Hermann Hüffer.

[Nachdruck untersagt.]

III. Ein Gedicht für das Geistliche Jahr.

Es kann auffallen, daß Annette von Droste in dem „Geistlichen Jahr" niemals aus dem Texte der Evangelien etwas in Verse gebracht hat. „Er scheint mir zu heilig dazu," schreibt sie an Schlüter am 24. August 1839, „und es kommt mir auch immer elend und schwülstig vor, gegen die einfache Größe der Bibelsprache." Auch schon in früherer Zeit, bei der ersten 1820 entstandenen Hälfte der Lieder, hatte sie diese Erfahrung gemacht, und ohne eine einzige Ausnahme — ob zum Vortheil des Werkes, ist freilich eine andere Frage — sich zur Regel genommen. Darin liegt vermuthlich der Grund, warum das folgende noch ungedruckte Gedicht auf den zweiten Sonntag in der Fastenzeit für das Evangelium vom kananäischen Weibe in dem Werke keinen Platz erhalten hat. Es findet sich in dem Nachlaß zweimal: in einer Reinschrift, sodann als Entwurf, mit dem Bleistift aufgezeichnet, auf der Vorderseite eines halben Bogens, auf dessen Rückseite das Gedicht: „Liebster Jesu, nur Geduld!" zu lesen ist, das an seine Stelle treten sollte. Schon daraus läßt sich schließen, daß beide ungefähr zu derselben Zeit verfaßt wurden; mit Vergnügen wird man sie mit einander vergleichen.

Als der Herr in Sidon's Land gekommen,
Naht ein kananäisch Weiblein sich.
„Herr!" spricht sie in Demuth und in Frommen,
„Herr! erbarme meiner Tochter Dich.
Sieh', sie liegt daheim in großen Peinen,
Denn es wohnt in ihr ein böser Geist."
Ach, wie traurig hebt sie an zu weinen,
Als der Herr sie strenge von sich weist.

Doch sie schaut in seiner Augen Prachten,
Und ihr treues Herz bleibt ungeschreckt,
Einem Hündlein gleich will sie sich achten,
Das die Krümlein von der Erde leckt,
Ihre Demuth hat sich durchgerungen:
„Weib, Dein Glaub' hat Dir geholfen," spricht
Jesu süße Stimme, und bezwungen
Weicht der finst're Geist dem Gnadenlicht.

Kann nur Demuth uns den Segen bringen,
Und ich schnöder Wurm der Sterblichkeit
Meine noch, es müsse mir gelingen,
Da ich doch von Demuth noch so weit?
Hab' ich nur ein kleines Leid getragen,
Einen Heller meiner großen Schuld,
Fühl' ich gleich ein leises Wohlbehagen
Ueber meine Stärke und Geduld.

Seele mein, hast Du denn ganz vergessen
Deiner Sünden, dunkler wie die Nacht,
Hast den Quell im Sande stolz gemessen,
Und der weiten Wüste nicht gedacht?
Ach, wie täuschte Dich die Eigenliebe
Ueber Dein Beginnen sonder Treu,
Eine Mücke fängst Du auf im Siebe,
Das Kameel verschlingst Du sonder Scheu.

Denkst noch gar Verdienste zu gewinnen,
Wähnst um Dich die Siegespalmen grün,
Ach, was Du auch immer magst beginnen,
Deiner Kräfte äußerstes Bemüh'n,
Könntest tausend Jahr' dem Herrn Du dienen,
In Zerknirschung büßend fort und fort,
Deinen Frevel kannst Du nimmer sühnen,
Gnade bleibt Dein einz'ges Hoffnungswort.

Und wie wenig hast Du nicht gelitten
In der Reue bitt'rer Läut'rungsgluth,
Und wie lau und schwächlich nicht gestritten
Gegen Deiner innern Feinde Wuth!
Kannst Du eine Viertelstunde nennen,
Wo Du ganz und gar dem Herrn gehört,
Keine Wünsche Dich von Jesu trennen,
Kein Gedanke Dein Gebet gestört?

Ach, mit jedem meiner Seufzer treten
Neue Sünden vor Dein Angesicht.
Herr, ich bin nicht werth, zu Dir zu beten,
Schone mein, Du starker Gott im Licht.
O! mich faßt ein ungeheurer Schrecken,
Daß ich so vermessen mich erkühnt,
Weh', mein ganzes Leben ist ein Flecken,
Jede Stunde hat den Tod verdient.

Dennoch, dennoch darfst Du nicht verzagen,
Nicht in Deines tiefsten Elends Drang,
Mußt die Schmerzen grimm, die in Dir nagen,
Fesseln mit der Hoffnung süßem Zwang.
Jesu will es, und Du mußt vollbringen,
Ob Dich seine Milde fast zerdrückt,
Darfst nicht trotzend in Verzweiflung ringen,
Wie der eig'ne Wille Dich berückt.

Wie der Pharos an dem Seegestade
Frieden leuchtet durch der Stürme Wuth,
Strahlt so mildiglich das Kreuz der Gnade,
Drum nur Muth, bedrängte Seele, Muth!
Halte fest in Demuth und Vertrauen
Seele mein, mit Deiner ganzen Macht,
Siehe, wie fünf rothe Sonnen schauen
Jesu Wunden durch die wüste Nacht.

Und wie einst die Arche trug das Leben
Durch der Sünde allgemeinen Tod,
Wird das süße Kreuz mich rettend heben,
Wenn entsetzlich das Verderben droht.
Ja, ich will auf Jesu Worte bauen,
Seh' ich gleich nicht Ihn, und nur die Nacht,
Fest nur, fest in Demuth und Vertrauen,
Seele mein, mit Deiner ganzen Macht.

IV. Das Gedicht von der „ächzenden Creatur".

Ich habe (im Januarheft S. 66) von der traurigen Einsamkeit gesprochen, in welche Annette im Sommer 1846 versetzt war. Die Verunreinigung mit Schücking, verstärkte Anfälle ihrer körperlichen Leiden, Familiensorgen machten jene Augustwochen zur schwersten Prüfungszeit ihres Lebens; sie fühlte ihre Kräfte schwinden, nachdem sie kaum zwei Jahre der allgemeinen Anerkennung sich erfreut hatte. Aus dieser Stimmung, anklingend an die Worte des Paulinischen Römerbriefes von der ächzenden Creatur (Cap. VIII, V. 19—23) ist das folgende Gedicht hervorgegangen. Annette hat es im Sinne, wenn sie an Schlüter schreibt: „Das Gedicht, welches ich das Ihre nennen möchte, da es ja einzig für Sie geschrieben wird, hoffe ich Ihnen noch vor Ihrem Ausfluge schicken zu können. Es bedarf dazu nur einer einzigen völlig freien Stunde, unbehindert von Beklemmung oder Kopfweh, und die [die freien Stunden] sind jetzt seltene Vögel, und Niemand weiß, wann sie kommen." Schlüter schreibt dazu (S. 123) in einer Anmerkung: „Sie meint das Gedicht über die ‚schmachtende Creatur' nach dem Text St. Pauli; sie nahm das ausgezeichnete Gedicht unvollendet mit nach der Schweiz, um es dort zu vollenden." Dadurch könnte bezüglich der Abfassung ein Zweifel entstehen. Schlüter versetzt den undatirten Brief Annettens, allerdings mit einem Fragezeichen, in das Jahr 1839. Diese Annahme wird aber schon dadurch ausgeschlossen, daß Annette von der „früheren" Ausgabe ihrer Gedichte redet, was nur nach dem Erscheinen

der zweiten, also nach 1844, geschehen konnte. Sichere Anzeichen weisen zudem auf den Sommer 1846 hin: die Beschreibung ihres Zustandes und das Lob des homöopathischen Arztes, den sie damals gebrauchte, vor Allem die Erwähnung des Leonidas, eines griechischen Dichters, dessen Schriften Schlüter am 21. August 1846 oder kurz vorher nach Rüschhaus geschickt hatte. Am 28. August siedelte sie von Rüschhaus nach Hülshoff über. Das Gedicht wird also zwischen dem 21. und 28. August die Form erhalten haben, in welcher es Schlüter hörte, als er während dieser Woche noch einmal Rüschhaus besuchte. Aber zu der gehofften Vollendung, wenigstens zu einer Feststellung des Textes oder einer Reinschrift, kam es nie. Annette wurde schon bei der Ankunft in Hülshoff von der schweren Krankheit befallen, von welcher sie sich niemals ganz erholte. Nur die letzte Strophe, die allerdings einen Schluß bilden kann, mag später hinzugefügt sein. Was vorliegt, ist ein Entwurf, auf die innere Seite eines Briefumschlages in klein Octav gekritzelt, das Ganze mit unzähligen Veränderungen übersäet, das Durchstrichene zum Theil nicht vollständig ersetzt, so daß sich gar nicht entscheiden läßt, welche Lesart Annette endgültig würde vorgezogen haben. Es blieb nichts übrig, als den Ausdruck zu wählen, der der beste und kräftigste schien. Somit kann für das Folgende wenigstens die Versicherung übernommen werden, daß es nichts enthält, was nicht von der Dichterin herrührte.

Auf dem Blatte ist quer der Name Jacopone mit dem Bleistift gezeichnet; offenbar ist darunter Jacopone da Todi (gest. 1306) zu verstehen, der auch in dem Briefe Annettens erwähnt wird, und mit dessen Bearbeitung Schlüter sich damals beschäftigte. Zugleich mit den Worten des Apostels mögen die Poesien des sprachgewaltigen Franciscaners für die Dichterin eine Anregung gewesen sein.

An einem Tag, wo feucht der Wind,
Wo grau verhängt der Sonnenstrahl,
Saß Gottes hart geprüftes Kind
Betrübt am kleinen Gartensaal.
Ihr war die Brust so matt und enge,
Ihr war das Haupt so dumpf und schwer,
Selbst um den Geist zog das Gedränge
Des Blutes Nebelflore her.

Gefährte Wind und Vogel nur
In selbstgewählter Einsamkeit,
Ein großer Seufzer die Natur,
Und schier zerflossen Raum und Zeit.
Ihr war, als fühle sie die Fluth
Der Ewigkeit vorüber rauschen
Und müsse jeden Tropfen Blut
Und jeden Herzschlag doch belauschen.

Sie sann und saß und saß und sann,
Im Gras die heis're Grille sang,
Vom fernen Felde scholl heran
Ein schwach vernomm'ner Sensenklang.

Die scheue Mauerwespe flog
Ihr ängstlich ums Gesicht, bis fest
Zur Seite das Gewand sie zog,
Und frei nun ward des Thierleins Nest.

Und am Gestein ein Käfer lief,
Angstvoll und rasch wie auf der Flucht,
Barg bald ins Moos sein Häuptlein tief,
Bald wieder in der Ritze Bucht.
Ein Hänfling flatterte vorbei,
Nach Futter spähend, das Insect
Hat zuckend bei des Vogels Schrei
In ihren Aermel sich versteckt.

Da ward ihr klar, wie nicht allein
Der Gottesfluch im Menschenbild,
Wie er in schwerer, dumpfer Pein
Im bangen Wurm, im scheuen Wild,
Im durst'gen Halme auf der Flur,
Der mit vergilbten Blättern lechzt,
In aller, aller Creatur
Gen Himmel um Erlösung ächzt.

Wie mit dem Fluche, den erwarb
Der Erde Fürst im Paradies,
Er sein gesegnet Reich verdarb
Und seine Diener büßen ließ;
Wie durch die reinen Adern trieb
Er Tod und Moder, Pein und Zorn,
Und wie die Schuld allein ihm blieb
Und des Gewissens scharfer Dorn.

Der schläft mit ihm und der erwacht
Mit ihm an jedem jungen Tag,
Ritzt seine Träume in der Nacht
Und blutet über Tage nach.
O schwere Pein, nie unterjocht
Von tollster Lust, von keckstem Stolze,
Wenn leise, leis' es nagt und pocht
Und bohrt in ihm wie Mad' im Holze.

Wer ist so rein, daß nicht bewußt
Ein Bild ihm in der Seele Grund,
Drob er muß schlagen an die Brust
Und fühlen sich verzagt und wund?
So frevlend wer, daß ihm nicht bleibt
Ein Wort, das er nicht kann vernehmen,
Das ihm das Blut zur Stirne treibt
Im heißen, bangen, tiefen Schämen?

Und dennoch gibt es eine Last,
Die Keiner fühlt und Jeder trägt,
So dunkel wie die Sünde fast
Und auch im gleichen Schoß gehegt,

Er trägt sie wie den Druck der Luft,
Vom kranken Leibe nur empfunden,
Bewußtlos, wie den Fels die Kluft,
Wie schwarze Lad' den Todeswunden.

Das ist die Schuld des Mordes an
Der Erde Lieblichkeit und Huld,
An des Gethieres dumpfem Bann
Ist es die tiefe, schwere Schuld,
Und an dem Grimm, der es beseelt,
Und an der List, die es befleckt,
Und an dem Schmerze, der es quält,
Und an dem Moder, der es deckt.

V. Drei Briefe Annettens von Droste.

Annette hat fünf bedeutende Correspondenzen geführt. In früher Jugend mit Sprickmann, in reiferen Jahren mit ihrer Schwester, mit Schlüter, mit Schücking und Frau Elise Rüdiger. In allen zeigt sich die Regsamkeit ihres Geistes, die Tiefe ihres Gemüthes, die Leichtigkeit und Kraft ihres Ausdruckes. Alle, aber jede in anderer Weise, spiegeln auch die verschiedenen Strömungen wider, durch welche das Leben der Dichterin in seiner Entwicklung getragen, gefördert, gehemmt und bedingt wurde. Vergleicht man sie mit einander, so kann es zuweilen Wunder nehmen, daß alle aus demselben Geiste hervorgegangen sind. Eine beträchtliche Zahl von Briefen an die genannten fünf und an andere Personen ist theils in Sammlungen, theils vereinzelt zum Abdruck gebracht, aber noch längst nicht Alles, und man könnte, auch wenn man — was sicher zu rathen wäre — das bloße Tagesgerede ausfallen ließe, noch immer einen stattlichen Band füllen. Aus Vielem lasse ich drei Briefe folgen, die einige für die Biographie, insbesondere die literarische Entwicklung wichtige Punkte in helleres Licht setzen und, wenn sie auch der Form nach nicht zu den vorzüglichsten gehören, doch den guten Namen der Briefstellerin nicht beeinträchtigen.

Der erste ist an ihren Onkel Karl von Haxthausen, Domherrn in Hildesheim, gerichtet, mit dem sie auch in anderen Briefen über Sammlung und Austausch von Münzen — insbesondere Städtemünzen — von Muscheln und Steinen verhandelt. Methodisch und nicht ohne Kenntnisse geht sie diesen Lieblingsgegenständen nach, die dann auch in ihren Gedichten eine so große Rolle spielen. Die Mittheilungen über den Aufenthalt in der Schweiz bilden eine eigenthümliche Ergänzung der Briefe an Schlüter aus dem October 1835. Es kann befremden, daß die Bewunderung, die in den früheren Aeußerungen hervortritt, so bald und von jetzt ab dauernd, einer wenig freundlichen, ja nicht einmal gerechten Schätzung des herrlichen Landes und seiner Bewohner weichen muß. Der Grund ist nicht zum wenigsten in persönlichen Erlebnissen zu suchen. Denn zu den Widerwärtigkeiten, von denen der Brief Nachricht gibt, kam noch, daß Laßberg mit der Thurgauer Gemeinde, in welcher er lebte,

in Zwistigkeiten und dadurch in eine gereizte Stimmung gerathen war, die sich auch seiner nächsten Umgebung mittheilen mußte. Die Invectiven gegen die schweizerischen Kutscher wird man der Dichterin wohl zu Gute halten in Anbetracht der hals- und beinbrechenden oder -bedrohenden Fährlichkeiten, die ihr wie ihrem Schwager nicht erspart blieben. Die Beifügung des Datums hat sie, wie öfters, auch in diesem Briefe unterlassen; es fällt aber, wie verschiedene Angaben beweisen, in die zweite Hälfte des August 1836. Die Verletzung, welche Laßberg durch den Umsturz seines Wagens erlitt, erfolgte am 9. Mai 1836; am 9. August begab er sich zum Gebrauch der Bäder nach Baden. Annettens Abreise von Eppishausen muß im September erfolgt sein.

Nachdem sie den Winter 1836/37 in Bonn verlebt hatte, richtet sie den zweiten Brief bald nach der Heimkehr am 18. März aus Rüschhaus an Laßberg. Der von ihr erwähnte Sonderling Professor Hundeshagen in Bonn war damals Gegenstand vieler Gespräche. Er hatte sich durch ein Werk über Kaiser Friedrichs I. Burg zu Gelnhausen (zweite Auflage, Mainz 1819), bekannt gemacht, das noch jetzt als das beste gilt. Als er sich in dem genannten Jahre um die Stelle eines Universitätsbaumeisters bewarb, sprachen sich Arndt, A. W. v. Schlegel und Andere nach Ausweis der Acten sehr vortheilhaft über ihn aus. Mit ihnen und Annettens Freunde, dem Professor d'Alton, stand er in häufigem Verkehr. Auch Heine bittet ihn 1821 in einem noch ungedruckten Briefe aus Berlin, er möge seine Gedichte empfehlen. Eine beinah lächerliche Person wurde und blieb er bis zu seinem Tode (9. October 1858) durch die Behauptung, daß er in einer wenig werthvollen Handschrift den ältesten und einzig echten Codex des Nibelungenliedes besitze.

Wenn Annette ihrem Schwager über Hindernisse schreibt, die der Veröffentlichung ihrer Poesien sich noch immer entgegenstellten, so gibt der dritte Brief an Frau von Laßberg über das Erscheinen und die Aufnahme der Gedichte und über die literarischen Pläne Annettens ebenso erheiternde wie unterrichtende Auskunft. Er gehört seinem Inhalte nach unzweifelhaft in den letzten Monat des Jahres 1838, wahrscheinlich in die Nähe des 13. Decembers; denn der vom 13. December datirte Brief an Schlüter enthält mehrere nicht bloß dem Inhalt, sondern auch der Wortfassung nach beinahe gleichlautende Sätze. Anfang und Schluß fehlen. Alles hier Mitgetheilte füllt ungefähr eine und ein drittel Seite eines abgetrennten Octavbriefblattes. Man kann danach auf die Größe der Schriftzeichen einen Schluß ziehen. — Die zahlreichen in dem Briefe genannten Personen werden sämmtlich auch in Annettens Biographie erwähnt; mit Hülfe des Namenregisters lassen sich die etwa gewünschten Erläuterungen, die hier zu großen Raum erfordern würden, ohne Mühe finden.

An Karl von Haxthausen.

Eppishausen, [August 1836].

Du siehst, lieber Onkel, daß ich, wenn nicht allemal, doch zuweilen meine Versprechen halte, obgleich ich mich dieses Mal meiner ungewohnten Pünktlichkeit beinahe schämen sollte, da ich der guten Tante Sophie und dem Onkel Werner [Haxthausen], von denen ich so schöne, lange Briefe bekommen, besser schriebe, statt

Deiner, von dem ich noch die erste Zeile sehen soll. — Die ehrwürdige Numismatik, unsere beiderseitige regierende Frau, hat indessen hier ihre Macht bewährt und wird ohne Zweifel auch Dich hinters Tintenfaß bringen, wie sie mich gethan hat. Es ist nämlich ein bemittelter Mann hier in der Gegend gestorben, der, ohne sonst Münzensammler zu sein, doch die selten vorkommenden Kronthaler der verschiedenen Cantone, wenn sie im Handel vorgekommen, zurückgelegt hat. Die Erben legen keinen größeren Werth darauf, als auf anderes gangbares Geld, und wollen mir, so viel ich davon verlange, per Stück zum Kronthaler, geben, da sie es doch auszugeben gedenken. Für mich verlange ich aber nichts, da ich theils, wegen der nahen Abreise, nicht so gar viel mehr ausgeben möchte, theils auch dieser Zweig nicht derjenige ist, den ich vorzugsweise zu completiren suche. — Ich muß aber bemerken, daß diese Münzen keine eigentlichen Städtethaler sind — deren ist mir aus der ganzen Schweiz nur ein einziger vorgekommen, den die Stadt St. Gallen bei einer besonderen Gelegenheit hat schlagen lassen, und der äußerst selten ist . . Alle übrigen Schweizerstädte haben, so wie man mir gesagt und bis jetzt meine Erfahrung bestätigt hat, nur im Namen des Cantons geprägt, deshalb immer mit der Umschrift Respublica Bernensis, Lucernensis etc. Von dieser Art nun sind die angeführten Münzen, doch gehören auch sie zu den seltenen, da kein Canton eigenes Silber hervorbringt, und deshalb nur einige der reicheren in größeren Zwischenräumen nur sehr wenige Thaler geprägt haben, mehr zum Staat als eine Art Schaumünzen, die aber doch cursiren. Verlangst Du, lieber Onkel, nun davon, so will ich Dir einige der ältesten und bestgeprägten aussuchen, und Mama will dann die Auslage für Dich machen, was mich selbst gerade jetzt etwas geniren würde . . Bitte, liebster Onkel, antworte mir doch gleich', denn ich kenne die Besitzer nicht persönlich und darf nicht erwarten, daß sie mir zu Gefallen anderes Geld aus ihrem Schreibtisch nehmen, wenn ihnen diese Thaler gerade näher zur Hand liegen. Alles zusammen gerechnet, bringe ich Vieles zum Tauschen, wenn wir über Bökendorf reisen sollten, was ich bis jetzt als gewiß angesehen habe, mir aber nach und nach anfängt zweifelhaft zu werden, da Onkel Fritz gar nicht antwortet . . Aber ich denke immer, er kommt noch uns entgegen — eben weil er so sehr mit der Antwort zögert, da er doch wohl denken kann, daß es Zeit für uns wird, auf irgend eine Art unsere Maßregeln zu nehmen: es ist doch nun schon über ein Jahr, daß wir von Haus sind! — Wir haben viel ausgestanden in diesem Jahr! obgleich Niemand schuld daran ist; denn Laßberg und Jenny haben zu unserer Erheiterung gethan, was sie konnten, und unter anderen Umständen würden wir uns vielleicht hier sehr wohl befunden haben. Aber vorerst hast Du keinen Begriff von der Oede eines hiesigen Winters, wenigstens wie wir ihn erlebt haben. Fast sechs Monate lang Schnee — schon im October lag er einige Male so tief, daß man nicht wußte, wie man die Weinlese bewerkstelligen sollte; von der Mitte November an blieb er liegen, ohne einen Tag Thauwetter bis hoch im März, und noch fast durch den ganzen April war es den einen Tag grün und den anderen weiß. Das Schlimmste war ein Nebel, aus dem man Brei hätte kochen können, der gar nicht fort ging, und ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß ich das unmittelbar vor uns liegende Dorf mehrere Monate lang nur gehört, aber nicht gesehen habe; den ganzen Tag klingelten Schlitten und bellten Hunde, die nebenher liefen, und Mama sagte ein ums andere Mal: „Lappland!“ Auch unser gutes, flackerndes Feuer in Kaminen und Oefen vermißten wir sehr, denn die Kachelöfen haben doch etwas sehr ödes, wenigstens in einem so großen Hause, was von so wenigen Leuten bewohnt wird, wo Abends Alles mäuschenstill sitzt und liest oder seinen trübseligen Gedanken nachhängt. Denn Du mußt wissen, lieber Onkel, daß das Befinden unserer Jenny den ganzen Winter sehr bedenklich war; Mama sowohl als ich haben heimlich das Schlimmste befürchtet, und wir durften es uns doch nicht merken lassen. So saß denn Jeder, über seine Gedanken zu brüten; nein, es war eine erbärmliche Zeit! Nachher gab

es zuerst viel Last und Plage mit Jenny und den zwei Ankömmlingen, und gerade als die arme Jenny den allerersten Ausflug wagen wollte, betraf uns das Unglück mit dem Umwerfen. — Ich habe dasmal zwar auch viel abgekriegt und spüre die Folgen zuweilen noch, aber es kommt mir doch wie nichts vor, wenn ich den armen Laßberg so an seinen Krücken herumschleichen sehe und täglich mehr die Hoffnung verliere, daß er sie je wird ganz fortlegen können. Jetzt ist er seit einigen Tagen im Bade zu Baden im Aargau, wo er zwölf Bäder nehmen und dann zurückkehren wird. Zweierlei Arten von Hausbädern hat er schon vorher genommen: Kräuterbäder und Ameisenbäder; letztere sollen schon ein sehr heftiges Mittel sein. Die Aerzte versuchen Alles nach einander, und es hilft auch etwas, aber ach Gott, wie wenig! Kurze, schmerzhafte Versuche, an zwei Stöcken zu gehen, ist doch bis dahin das brillanteste Ergebniß der Kuren. Dabei ist das eine der Kinder [Hildegund] so schwächlich, daß es uns in fortwährender Unruhe erhält, und die zwei einzigen Familien, mit denen wir näheren Umgang haben, sind seit einem halben Jahre auch voll Trübsal und Elend und kommen hierher, um sich von uns aufheitern zu lassen. Thurns haben den Vater verloren, Strengs zuerst die Mutter und vor vierzehn Tagen den Bruder, zwei von den Töchtern sind deshalb jetzt wieder hier, seit zwölf Tagen krank und sehr betrübt — derselbe Wagen hat sie geholt, der Emilie Thurn fortbrachte, die auch den ganzen Tag weinte. Das sind denn so die Unterbrechungen unserer Einsamkeit; aber was ist zu machen? Es ist Alles unmittelbar vom Himmel geschicktes Unglück, und Eppishausen an und für sich bleibt, im Sommer wenigstens, ein höchst reizender Aufenthalt . . Sonst gibt es hier wenig Neues, und das Wenige interessirt Dich nicht, weil Du Niemanden kennst. Wir, nämlich Mama und ich mit noch vier Anderen, haben vor vierzehn Tagen eine kleine Bergreise gemacht, in die Appenzeller Alpen, wo wir fleißig Milch getrunken, Alpenrosen gepflückt und mitten im August an Schneefeldern gestanden haben. Das Merkwürdigste aber ist, daß wir binnen vier Tagen drei verschiedene Kutscher gehabt haben, wovon uns der Erste umwarf, der Zweite ein noch ungebrauchtes, und der Dritte ein kollriges Pferd vorspannte, so daß wir dreimal in die größte Lebensgefahr gerathen sind. Es gibt überhaupt nichts Elenderes als einen Schweizer Kutscher, grenzenlos ungeschickt, furchtsam wie alte Weiber und doch aus Habsucht das Unvernünftigste unternehmend. Sie verstehen die Kunst, Dich auf der ebenen Chaussee auf die Seite zu legen; jeden Stein, jedes etwas tiefe Wagengeleis wissen sie dazu zu benutzen. Sie kennen sich auch selbst darin und krüppeln wenigstens die Hälfte des Weges mit angelegtem Radschuh, daß man vor Ungeduld aus der Haut fahren möchte. Und doch ist der Eigennutz so groß bei ihnen, daß Du nicht erwarten darfst, wenn Du einen Kutscher um vier Pferde ansprichst, daß er Dir gestehen werde, er habe nur zwei, sondern um den Verdienst nicht zu versäumen, nimmt er lieber die ersten besten zwei Fohlen von der Weide und setzt ohne Bedenken sowohl seinen als Deinen Hals dran. Es geht auch keine Woche hin, daß man nicht von Unglücksfällen hörte, und Du magst fragen, wen Du willst, Jeder ist schon vielmals umgeworfen und hat auch mitunter Schaden genommen, wäre es auch nur ein zerschlagener Kopf oder geschundenes Bein; aber die Leute meinen, das gehöre so dazu. — Ich habe viele Mineralien bekommen, mehr als ich mitnehmen kann, aber im Ganzen wenig Besonderes. Du glaubst nicht, wie gering hier der Verkehr ist in allen Dingen, die nicht eigentlich Handelsartikel sind, und wie schwer es wird, etwas aus entfernteren Cantonen zu erhalten. Ich kann in Bonn, ja selbst Münster eher zehn Kristalle vom St. Gotthard bekommen als hier einen, ja es gibt hiesige nicht sehr bemittelte Mineralogen, denen dies noch nicht gelungen. So dachte ich auch hier, im Vaterlande der Kristalle, Granaten, Rauchtopase, allerlei kleine Geschmeide daraus, sowohl für mich als Andere, mitzunehmen; aber wo ich danach fragte, machten die Leute ein Gesicht, als ob ich einen gebratenen Engel verlangte. Am Ende hieß es: „Dergleichen müssen Sie im Preußi-

schen suchen, bei Elberfeld, da gibt es Schleifereien; hier im Lande verarbeitet man nichts der Art." Kurz, was Dir nicht gerade vor der Nase wächst, danach darfst Du nicht fragen, und hast eher Gelegenheit, in Hildesheim etwas aus Rom als hier aus dem Canton Wallis, Uri ꝛc. zu bekommen. Dennoch habe ich allerlei zusammengebracht, aber mühsam! Ich denke, bester Onkel, Dir jedenfalls die Früchte meines Fleißes noch in diesem Jahre zeigen zu können, selbst wenn die Bökendorfer Reise zu Wasser werden sollte; dann kommst Du doch zu uns, nicht wahr? Bitte, bitte, thue es doch, ich habe nur die halbe Freude an meinen Siebensachen, wenn ich sie Dir nicht zeigen und davon mittheilen kann — glaub' mir, ich habe noch allerlei Gutes, was theils Dich freuen wird zu sehen, theils wohl für Dich selber paßt . . Mama, Jenny grüßen tausendmal. — Antworte mir aber doch gleich, bestes Onkelchen, wegen der Schweizer Thaler, damit ich den Besitzern Bescheid kann sagen lassen — adieu bis auf hoffentlich baldiges Wiedersehen in Bökendorf oder im Münsterlande.

Deine Nette.

An Joseph von Laßberg.

Rüschhaus, den 18. März 1837.

Gar trübselig und erbärmlich hat es hier im Hause ausgesehen, seit ich es wieder bewohne, liebster Laßberg; Alles hat die Grippe gehabt und keiner hat weniger als einen Monat Zeit gebraucht, um sich wieder zu erholen. Sagen Sie Jenny nur, die pauvre gemeine Grippe, die sie vor einigen Jahren in Rüschhaus gehabt, sei durchaus eine falsche gewesen, eine nachgemachte, die unsere damalige Unwissenheit benutzt, diesen glänzenden Namen zu usurpiren. Doch ernstlich, lieber Schwager, die Grippe, wie wir sie jetzt haben kennen gelernt, ist eine sehr böse Sache und soll, wie die Aerzte sagen, mehr Menschen weggerafft haben, als irgend eine andere Seuche in gleichem Zeitraume. In manchen Kirchspielen waren am selben Tage 10—12 Beerdigungen; doch hat der liebe Gott uns bewahrt vor Verlusten unter denen, die uns durch Verwandtschaft oder Freundschaft nahestehen . . In Bonn ging es mir sehr gut, die Luft bekam mir wohl, wie jede scharfe Luft, meine Cousine war voll Güte gegen mich, ich fand meine alten Freunde alle wieder und in erfreulichen Verhältnissen — was will man mehr! Abgerechnet einiges Heimweh nach den Alpenpflanzen, namentlich dem kleinen doppelten fl[os]. ros. et cyan. bicolor in Eppishausen[1]), und andererseits nach dem guten Rüschhaus, resp. Hülshoff, was ich nun seit anderthalb Jahren nicht gesehen, blieb mir nichts zu wünschen übrig. Sobald ich aber Bonn im Rücken hatte, fing es an, mir schlecht zu gehen. Ich kam mit allen Vorboten der Grippe in Köln an, wäre natürlich um Vieles gern baldmöglichst zu Hause gewesen und mußte nun, meiner Gesellschaft halber und weil das Dampfboot nicht früher ging, drei Tage in Köln liegen — ich kann sagen liegen, denn jeden Augenblick, den ich stehlen konnte, huschte ich ins Bett. Am Tage quälte mich Kopfweh, Nachts Zahnweh, dabei wohnte ich bei fremden Leuten, wo die Bedienung knapp war, und pour comble de malheur mußte ich allerlei Lustbarkeiten mitmachen, damit keines der Familienglieder meinetwegen zu Hause bleiben sollte. Ach! Es war eine müh- und trübselige Fastnacht! Endlich kam der glückselige Mittwoch! Ich ging aufs Dampfboot und sehnte mich herzlich nach Wesel, wo ich einige Stunden ruhen wollte. Gott bewahre! Eine ganze Reihe ehrenfester Bürger stand am Rheinufer aufgepflanzt. Ich hatte kein Arges daraus — aber o weh! Es waren die Verwandten meines sehr lieben Freundes, des Professors Achterfeldt aus Bonn, denen er meine Ankunft vorläufig gemeldet. Nun wollten mir die braven Leute ihrem Bruder zu Liebe eine Ehre anthun, und ich, mit meinem Kopfweh, daß mir die

[1]) Laßberg's Zwillingstöchterchen, im Scherze wohl Röthelchen und Blauchen genannt.

Augen verschwollen waren, und matt zum Umfallen, mußte nun mehrere Stunden die Liebenswürdige machen und an einem endlosen Diner hineinessen, was der Magen vermochte, um meine Wirthe nicht zu kränken. Endlich ging's weiter! Zu Scherenbeck kam ich wirklich ins Bette, was aber auf einem ungeheizten und gewiß lange nicht bewohnten Zimmer stand, denn als ich warme Krüge hineinlegen ließ, drang die Feuchtigkeit so aus dem Bette hervor, daß man sich ebenso gesund ins thauige Gras legen könnte. Ich hatte die Nacht über Zahnweh zum Verrücktwerden, juckelte am anderen Morgen trübselig fort, kam zu Mittag ins unrechte Wirthshaus, wo Haare in der Suppe schwammen, und breite schwarze Daumen auf der Butter standen. — Als ich spät durch Münster fuhr, war es dunkel, kalt; der Kutscher machte mich aufmerksam auf fünf offene Gräber, an denen wir vorüberfuhren, und erzählte schreckliche Grippen-Anekdoten, wie die Leute oft binnen zwölf Stunden todt seien ꝛc. Endlich sah ich das Licht aus Mamas gutem, warmen Stübchen über der Küche hervorschimmern, aber Niemand war an der Thür; ich mußte mich selbst ins Haus hineintappen. Endlich kam ein Bauernmädchen aus der Gegend von Hülshoff, Therese Hölscher, zum Vorschein; sie war am Morgen herübergekommen, weil das ganze Haus an der Grippe niederlag. Die arme Mama hatte sich mit Gewalt aufrecht erhalten wollen, um mich zu empfangen, aber es nicht aushalten können; jetzt lag sie so erbärmlich, daß sie keine Notiz von meiner Ankunft nahm. Keinen Menschen bekam ich sonst zu sehen; jeder lag in seinem Nest und ächzte; statt also selber ein anständiges Krankenlager zu halten, durfte ich mir nun gar nichts merken lassen.

.. In Bonn sah ich Hundeshagen. Kennen Sie den Mann? Das ist mir wohl ein verschrobenes Original! Er hat mir immer vom Nibelungenliede vorgeredet und glaubt, die geistreiche Entdeckung gemacht zu haben, daß — was meinen Sie wohl? — daß das Nibelungenlied ein Werk der letzten Jahrhunderte ist, offenbar später als Shakespeare und Raphael; denn man finde Darstellungen darin, die unleugbare Reminiscenzen aus den Werken dieser beiden seien; er nennt sogar den Fürsten, der so sehr die altdeutsche Poesie geliebt, und an dessen Hofe diese sehr gelungene Nachahmung fabricirt sei. Er meint, es sei jetzt eine ähnliche Zeit, und obgleich eben jetzt Niemand lebe, der in der Poesie so glücklich den rechten Ton zu treffen wisse, so gelinge es um so besser in der Malerei, und man werde in Zukunft manches Gemälde eines Cornelius und Overbeck unter einem steinalten Namen zu Markte bringen ꝛc. Mir ist an dem ganzen Unsinn am auffallendsten gewesen, daß gerade er ihn vorbringt, er, der nichts Anderes sinnt und denkt, als seinen echten Codex, nichts Anderes sein mag und will, als Besitzer des echten Codex. Was wird aus beiden, wenn der echte Codex zu einer fast modernen Abschrift wird und dadurch alle Wichtigkeit für die Geschichte, sowohl der Poesie als des Volkes, verliert? Leider predigt er seine Weisheit den Wänden. Niemand hört auf ihn, als höchstens, um ihn aufzuziehen; was bleibt also übrig, als seine Ansicht drucken und mit dem bekannten Buche, das beweist, daß Napoleon gar nicht existirt hat, zusammenheften zu lassen? — Mein St. Bernhard hat seltsame Schicksale! Sie wissen, daß ich von Eppishausen aus den Kölner Verleger gebeten hatte, mit der Herausgabe zu zögern, bis ich nach Bonn komme, weil ich noch Einiges verändern wolle. In Bonn angekommen, finde ich denjenigen Professor [Brann], der sich mit der Besorgung der Sache beladen hatte, gänzlich zerfallen mit dem Verleger [Dumont], der bis dahin auch der seinige gewesen war. Die guten Leute schrieben sich die furchtbarsten Injurien und werden wohl kaum auf dem Wege der Güte vorher aus einander zu bringen sein. Ich sah das eine Weile an, dann fing es doch an, mir höchst fatal zu werden, daß zwei Menschen, die einander nicht nennen hören konnten, ohne so roth zu werden wie ein paar Welsche, meinetwegen noch sollten, und vielleicht längere Zeit hindurch, mit einander verkehren müssen. Ich sagte das dem Professor; er wollte das leichthin nehmen, seiner Verbindlichkeit durchaus nicht

entlassen sein, sagte, der Verleger habe noch neulich geäußert, daß er die baldige Zurückgabe des Manuscripts und die Bestimmung der Bedingungen wünschte ꝛc. Da ich aber gar nicht zweifeln kann, daß beide Herren nur aus Point d'honneur so reden, und bei dem geringen Vortheil, den, im Falle der besten Aufnahme, ein so kleines Unternehmen bringen kann, der Verleger, der ein sehr reicher Mann ist, sich unter diesen Umständen unmöglich noch gern mit der Sache befassen kann, so habe ich mein Manuscript hinnen behalten und bin damit abgereist. Der gute Professor, dem dies leid war, hat nun zwar demselben bereits einen Steckbrief nachgeschickt und vorgeschlagen, ich möge es, wenn nicht dem früheren, dann seinem jetzigen Verleger [Marcus] geben, der ebenfalls ein großes Geschäft mache und ein sehr reeller Mann sei; da ich aber bis jetzt krank war und auch die Reise [nach Bökendorf am 2. April] vor mir habe, habe ich hierauf noch nicht geantwortet. Ich möchte wirklich auch noch manches daran verändern. . Leben Sie wohl, bester Laßberg und bleiben ein wenig gut Ihrer treuen Schwester Nette.

An Frau von Laßberg.

[Rüschhaus, December 1838.]

. . Levin Schücking mußt Du kennen, da er schon früher mit dem Vicarius Specht in Rüschhaus war. Er ist der Sohn von Katharina Busch; sein Vater ist nach der Mutter Tode und nach mancherlei Drangsalen . . endlich nach Amerika gegangen. Levin ist in Münster geblieben und ernährt sich durch Unterricht im Englischen und Schriftstellerei. Mit letzterer ließ es sich Anfangs schlecht an, da seine Gedichte sich keineswegs auszeichnen und seine dramatischen Producte noch weniger (ich vermuthe, daß das Gedicht in einem der letzten Unterhaltungsblätter „Auf eine Gabe von unbekannter Hand" von ihm ist; wenigstens ist es durchaus sein Stil, den Du daraus abnehmen kannst). Jetzt aber hat er sich seit einem Jahre in das kritische Fach geworfen, worin er viel Beifall findet und viel Geld verdient, da alle dergleichen Zeitschriften ihn zum Mitarbeiter haben wollen und stark bezahlen. — Er hat ohne Zweifel das feinste Urtheil in unserem kleinen Club, und es ist seltsam, wie Jemand so scharf und richtig urtheilen und selbst mittelmäßig schreiben kann. Er erinnert mich oft an Schlegel, ist sehr geistreich und überaus gefällig, aber doch so eitel, aufgeblasen und lapsich, daß es mir schwer wird, billig gegen ihn zu sein. Er soll sehr moralisch gut und so gelehrt sein, wie nicht leicht Jemand seines Alters, denn er ist erst in den Zwanzigern. Da hast Du unsere kleine Hecken-Schriftsteller-Gesellschaft, und es sollte mir leid thun, wenn ich Dich damit ennuyirt hätte. — Mit meinem Buche ging es mir zuerst ganz schlecht. Ich war in Bökendorf mit Sophie und Fritz allein, als es herauskam, hörte nichts darüber und wollte absichtlich mich auch nicht erkundigen. Da kommt mit einem Male ein ganzer Brast Exemplare von der Fürstenberg an Alles, was in Hinnenburg lebt. F. G. gibt die erste Stimme, erklärt Alles für reinen Plunder, für unverständlich, confus und begreift nicht, wie eine scheinbar vernünftige Person solches Zeug habe schreiben können. Nun thun Alle die Mäuler auf und begreifen Alle mit einander nicht, wie ich mich so habe blamiren können. Sophie, die, wie Du weißt, nur zu viel Werth auf der Leute Urtheil legt und Einen initiativ gern etwas demüthigt, war unfreundlich genug, mir Alles haarklein wieder zu erzählen, und war in der ersten Zeit ganz wunderlich gegen mich, als ob sie sich meiner schämte. Mir war schlecht zu Muthe, denn obgleich ich nichts auf der Hinneburger Urtheil gab und auf F.'s noch weniger (der erst einige Tage zuvor von Goethe gesagt hatte, er sei ein Dummkopf, und in einer Zeile von Schiller's „Freude, schöner Götterfunken!" mehr enthalten, als in Allem, was Goethe geschrieben; vorzüglich sei sein Lied vom Fischer der Gipfel des Erbärmlichen; was denn der Inhalt sei? Ein gemeiner, barfüßiger Kerl, der auf die

langweiligste Weise so lange ins Wasser kucke, bis er hereinplumpe ꝛc.) — obschon nun, wie gesagt, das Urtheil eines solchen Kritikers mich wenig rühren konnte, so mußte ich doch zwischen diesen Leuten leben, die mich bald auf feine, bald auf plumpe Weise verhöhnten und aufziehen wollten. Sophie war auch wie in den Schwanz gekniffen und legte gar keinen Werth darauf, daß nach und nach ganz andere Ansichten aus Münster kamen, sondern sagte jedes Mal: „Es ist ein Glück für Dich, daß Du diesen Leuten ein besseres Urtheil zutraust, als allen Hinneburgern und F. G.“ Onkel Fritz war der Einzige, den dies gar nicht rührte, und dem das Buch auf seine eigene Hand gefiel; doch wünschte ich mich tausend Mal von dort weg. — Hier angekommen, fand ich das Blatt gewendet. Die Gedichte wurden hier zwar nur wenig gelesen, da die Meisten sich scheuen, an eine so endlose Zahl Verse zu gehen; aber die es gelesen hatten, erhoben es, ich muß selbst nach meiner Ueberzeugung sagen, weit über den Werth. Es waren bereits, als ich ankam, drei Recensionen heraus. Eine zwar von einem Freunde, Lutterbeck, die andere aber von Gutzkow im „Telegraphen“ und von einem Ungenannten, der sich γ unterzeichnet, im „Sonntagsblatte“, und alle drei bliesen so enorm, daß mir ängstlich darüber wurde; denn es nutzt nichts, über sein Verdienst erhoben zu werden; es reizt Andere nur zum Widerspruche, und kommt gewöhnlich ein Eimer kaltes Wasser hinter nach. Jetzt schreibt mir Adele Schopenhauer, der ich ein Exemplar geschickt, daß es in Jena großen Beifall finde; sie müsse ihr Exemplar immer ausleihen, und der Buchhändler Friedrich Frommann, bei dem schon viel Nachfrage deshalb gewesen, habe es bei Hüffer bestellt; gegenwärtig schrieben O. L. B. Wolff und Kühne jeder eine Recension darüber, mit der ich würde zufrieden sein können, da sie wüßte, daß beide dafür sehr eingenommen wären, obgleich ich keine so allgemeine Lobhudelei erwarten dürfte, wie im „Telegraphen“, sondern Lob, Tadel und völlige Anerkennung, was mir gewiß auch das Liebste sein würde. Was will ich mehr? Es ist fast zu viel für den Anfang, und ich fürchte, das schlimme Ende kommt nach. — In Cassel haben es Hassenpflug, Malchen Hassenpflug und Jacob Grimm gelesen. Ersterem hat es gar nicht, Malchen nur theilweise und Jacob sehr gefallen. Malchen schrieb mir seine eigenen Worte: „die Gedichte seien sehr gewandt in der Sprache, voll feiner Züge und vom Anfange bis zu Ende durchaus originell“. Lege es mir nicht für Eitelkeit aus, daß ich Dir das Alles so wiederschreibe. Wen soll es denn interessiren und freuen, wenn es Dich nicht freut? Ich habe doch noch Verdruß und Verlegenheit genug, denn jetzt, wo das Ding einen guten Fortgang hat, interessiren sich Alle dafür, auch die Bökendorfer (id est Werner, August, Ludowina und Malchen Hassenpflug), und jeder Narr maßt sich eine Stimme an über das, was ich zunächst schreiben soll, und zwar mit einer Heftigkeit, daß ich denke, sie prügeln mich, wenn ich es anders mache, oder nehmen es wenigstens als persönliche Beleidigung auf. Und doch sagt der Eine schwarz, der Andere weiß. Die Münsterschen Freunde ermahnen mich, „um Gotteswillen auf dem Wege zu bleiben, den ich einmal mit Glück betreten, und wo meine Leichtigkeit in Vers und Reim mir einen Vortheil gewähren, den ich um keinen Preis aufgeben dürfe“. Malchen H. und die Bökendorfer dagegen wollen, ich soll eine Art Buch, wie Brace-bridge-Hall[1]) schreiben und Westfalen mit seinen Klöstern, Stiftern und alten Sitten, wie ich sie noch gekannt, und jetzt fast ganz verschwunden wären, zum Stoffe nehmen. Das läßt sich auch hören, aber ich fürchte, meine lieben Landsleute steinigen mich, wenn ich sie nicht zu lauter Engeln mache. Ich denke an Braun's Nekrolog auf Clemens Droste, der eine reine Lobhudelei war und doch Joseph Droste so aufbrachte, weil darin stand: „vorzüglich die Mutter (Tante Dina) habe sich mit unabläßiger Sorgfalt seiner Erziehung gewidmet“, woraus Joseph zu verstehen glaubte, der Vater sei ein dummer Esel. Wo man so urtheilt, was ist da für Vernunft und Billig-

[1]) Von Washington Irving.

keit zu erwarten? Thunlicher erscheint es mir, eine Reihe Erzählungen zu schreiben, die alle in Westfalen spielen und so alles Verlangte in sich schließen, ohne daß man gerade zu sagen braucht: dies soll ein Bild von Westfalen sein, und der Westfale ist *so und so*. Dann, meine ich, wird Keiner (wie hier die Leute wohl etwas schweren Begriffs sind) es auf sich beziehen, sondern nur auf die Personen der Erzählung; auch kann ich dann von dem gewöhnlichen Gange der Dinge abgehen, kann Vorgeschichten und dergleichen mit einem Tone der Wahrheit erzählen, während ich sie in der anderen Form nur als *Volksglauben* erwähnen darf. Doch ist die Form von Brace-bridge (eigentlich dieselbe, die Jouy in seinen vielen Hermiten de Londres, de Guyane, de la chaussée d'Antin, de Paris ꝛc. braucht) bei Weitem die angenehmste, sowohl zum Lesen als zum Schreiben, weil sie so mannigfaltig ist und auch eigene Beobachtungen und Meditationen, *kleine lächerliche Vorfälle* ꝛc. zuläßt, was sehr amusirt, man *öfter* lesen kann und auch mehr eigenen Geist voraussetzt, als Erzählungen, die, sie mögen so gut und charakteristisch sein als sie wollen, doch selten Jemand zweimal liest, weil der Abstich vom ersten Male zu groß ist, wenn die Spannung auf den Ausgang fehlt. Dagegen finden die Leute zwischen so *kurzer Waare* immer allerlei, was sie selbst schon gedacht und beobachtet haben, und deshalb zwanzig Mal lesen können, weil es ihnen den angenehmen Eindruck macht, als hätten sie es selbst geschrieben. — So hat jede Ansicht ihre günstige Seite, und jeder meiner unberufenen Präceptoren Recht; aber mag ich nun thun, was ich will, so stelle ich Einige zufrieden und stoße die Uebrigen vor den Kopf. Am besten wäre es vielleicht, ich thäte etwas ganz Anderes, versuchte mich zu einem kleinen *Drama*. Dagegen hat noch Niemand geredet, denn Keiner hat daran gedacht, und ich meine zuweilen, dazu hätte ich die meiste Lust, und würde mir auch am besten gelingen; es müßte aber kein *geschichtliches* noch *romantisches* Thema sein, sondern ein *Charakter- und Sittengemälde*; etwas Geschichtliches könnte freilich zu Grunde liegen. Ich weiß nicht, was ich thue, und will vor Allem Niemanden mehr um Rath fragen, denn je mehr Köpfe, je mehr Meinungen und je mehr piquirte Leute in Zukunft . . Statt dieses Briefes hätte ich eigentlich einen an Laßberg schreiben müssen, dem ich seit so langer Zeit, daß ich nicht daran denken mag, Antwort schuldig bin. Aber da Mama ihm dieses Mal schreiben will, habe ich es doch für klüger gehalten, bis zum nächsten Male zu warten, damit *Du* doch auch was kriegst. Du denkst wohl nicht, was mich zumeist abhält, ihm zu schreiben? Die Furcht, daß er meine Handschrift nicht lesen könne, und sich daran ärgern werde. Er schreibt viel zu schön, sowohl was die Schrift als was den Stil betrifft, als daß ich mich nicht etwas scheuen sollte, ihm mit meinen Kladden vor Augen zu kommen; doch will ich mir nächstens ein Herz fassen. — Grüße ihn tausend Mal aufs Herzlichste von mir und sage ihm, ich wäre doch im Herzen eine treue Schwester, wenngleich eine faule Schreiberin . .

Nachträglich: Der Meister des Droste-Denkmals in Münster heißt Anton Rüller, nicht Rülle, wie auf S. 75 im Januarheft gedruckt steht. Erst nachdem der zweite Abschnitt dieses Aufsatzes im Reindruck vorlag, gelangte ich durch eigene Anschauung und durch den Besitz eines wohlgelungenen Abgusses zur genaueren Kenntniß der Büste. Soweit mir ein Urtheil zusteht, muß ich glauben, daß der Künstler in überaus glücklicher Weise der idealen Auffassung von Annettens Wesen und zugleich den Forderungen der Wirklichkeit Genüge geleistet und gerade den Eindruck hervorgerufen hat, den man von einem großen, öffentlichen, für die Dauer der Zeiten berechneten Denkmal verlangen muß.

Leben und Reizbarkeit.

Von

J. Reinke.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Der Gegensatz des Lebendigen zum Unbelebten hat der Physiologie von jeher viel Kopfzerbrechen verursacht. Er ist unbestreitbar, und dennoch berichtet die Geschichte der Wissenschaft von mancherlei Versuchen, ihn zu beseitigen oder doch wie einen überbrückbaren hinzustellen; minder groß, als er der naiven Naturbetrachtung erscheint. Allein trotz aller scharfsinnigen Definitionen, welche den lebendigen Zustand des Stoffes aus den Eigenschaften des unbelebten herleiten wollen, trotz aller Erklärungsversuche der räthselvollen Erscheinungen des Lebens aus chemischen und physikalischen Vorgängen ist das Problem jenes Gegensatzes der Lösung kaum näher gerückt worden. Wenn jene alte Weisheit, daß unser Körper aus Erdenstaub besteht und wieder zur Erde wird, durch die Wissenschaft vollauf bestätigt wurde, so steht dieser Thatsache die andere gegenüber, daß kein Thier, keine Pflanze aus unbelebtem Stoff zu entstehen vermag, daß der Keim jedes neuen Organismus von einem Mutterorganismus gebildet wurde; daß jede Zelle, die es gibt, von einer anderen Zelle abstammt. Beide Thatsachen werden in Einklang gebracht durch die dritte, daß nur der Organismus selbst über die Kunst verfügt, leblosen Stoff in Protoplasma, in Muskel- und Nervensubstanz und was sonst den Thier- und Pflanzenleib aufbaut, umzuwandeln, wobei immer Voraussetzung bleibt, daß ein solcher assimilirender Organismus aus einem anderen seinen Ursprung nahm.

Diese ausnahmslose Erfahrung, welche in den Lehrsätzen gipfelt: „omne vivum ex ovo“ und „omnis cellula e cellula“ (jeder Organismus aus einem Ei, jede Zelle aus einer Zelle) hat zu einer ganz merkwürdigen Folgerung geführt. Wenn man nicht im Gegensatz zu den Lehren der Geologie annehmen will, daß auf der Erde von Ewigkeit her die gleiche Temperatur und mit ihr die gleichen Lebensbedingungen geherrscht haben wie jetzt, wenn man in Anlehnung an die Theorie von Kant und Laplace zugibt, daß die Erde einmal ein gluthflüssiger Feuerball war, so hat es unleugbar eine Zeit gegeben, zu welcher

kein lebendes Wesen auf der Erde bestehen konnte. Die ersten Pflanzen und Thiere können sich erst eingefunden haben, nachdem die Temperatur auf der durch Abkühlung entstandenen Erstarrungskruste des Erdballs der Temperatur von heute ziemlich gleich geworden war. Diese ersten, vielleicht sehr unvollkommenen Organismen hatten auf Erden keine Vorgänger. Müssen sie daher aus leblosem Material entstanden sein? Wir haben keinen Anlaß, zu glauben, daß die Kräfte, welche den leblosen Stoff regieren, also die chemischen und physikalischen Energien, in einer fernen Vergangenheit andere waren, als sie heute sind oder in einer fernen Zukunft sein werden. Geben wir dies zu, dann muß der Satz „omne vivum ex ovo“ auch für die Vergangenheit Geltung besitzen, und die ersten lebendigen Erdenbewohner können nicht elternlos entstanden sein. Dann bleibt nur übrig, daß die Keime der Pflanzen- und Thierwelt, die uns heute umgibt, von außen her, aus dem fernen Weltraum, auf die erkaltete Erdrinde gesät wurden, vielleicht getragen von den Bruchstücken eines durch eine kosmische Katastrophe zertrümmerten Planeten eines untergegangenen Sonnensystems. In den fallenden Sternschnuppen haben wir es vielleicht mit solchen Trümmern einer fernen Welt zu thun — vielleicht wurden die ersten Lebenskeime durch sie unserem Planeten zugetragen.

Mit solcher Annahme wird die sonst unvermeidliche Schlußfolgerung auf eine einstmalige elternlose Entstehung des Lebens auf Erden allerdings umgangen. Dann würde man zu dem Ergebniß gelangen, daß das Leben so alt sein mag wie die Materie selbst, daß es von Ewigkeit her bestand, daß es bald auf diesem, bald auf jenem Himmelskörper gedieh, vielleicht auf zahllosen gleichzeitig, und daß fortwährend mit Keimen beladene Meteoriten den endlosen Raum durchstreichen, um als himmlische Boten ihre kostbare Waare bald auf diesem, bald auf jenem Gestirn abzusetzen, wo die Keime Fuß fassen und sich fortentwickeln können, wofern die Bedingungen dafür günstig sind. Vielleicht würde auch unsere Erde, wenn sie dereinst das Schicksal ereilen sollte, durch den Zusammenstoß mit einem Kometen in Trümmer zu gehen, ihrerseits keimbeladene Sternschnuppen an den Weltraum zurückgeben können.

Bei solcher Vorstellung wäre die Frage nach dem Ursprung des Lebens so müßig, wie die nach dem Alter der Materie. Allein es handelt sich hier bislang nur um eine von zwei genialen Naturforschern, Helmholtz und W. Thomson, gelegentlich in die Arena der Meinungen geworfene Idee, die sich bis jetzt noch nicht einmal zu einer wissenschaftlichen Hypothese ausgestaltet hat. Auch sind gewichtige Gründe gegen die Wahrscheinlichkeit, ja gegen die Möglichkeit einer solchen Uebertragung entwicklungsfähiger Keime durch den Weltraum von einem Himmelskörper auf einen andern geltend gemacht worden, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Immerhin muß zugegeben werden, daß durch diesen Infektionsgedanken die Möglichkeit anerkannt wird, daß auch in fernster Vergangenheit, den unserer Erfahrung allein zugänglichen Thatsachen der Gegenwart entsprechend, die Kluft zwischen dem Lebendigen und dem Unbelebten eine brückenlose war.

Lieber als mit der Frage, ob eine elternlose Entstehung von Organismen möglich sei, ob sie in grauer Vorzeit einmal stattgefunden hat oder noch jetzt

stattfindet, hat die Physiologie sich mit jener anderen Frage beschäftigt, worin das Wesen des Lebens bestehe, durch welche fundamentalen Eigenschaften sich das Lebendige von dem Unbelebten unterscheide?

Solche Unterschiede nach verschiedenen Richtungen aufzuzeigen, fällt nicht schwer, wenn wir die höheren Thiere und Pflanzen allein berücksichtigen. Indessen wenn wir auch die unvollkommensten Formen, in denen das Leben sich äußert, mit einbeziehen in den Kreis der Betrachtung, wenn wir einzellige, nur aus Protoplasma und einem Zellkern bestehende Organismen ebensogut berücksichtigen, wie den menschlichen Körper oder einen Eichbaum, kurz, wenn wir das ganze Thier- und Pflanzenreich zusammenfassen, so erscheint dies als ein Komplex so verschiedenartiger Gebilde, daß es sorgfältiger Abwägung bedarf, um diejenigen Eigenschaften herauszuschälen, die allen diesen Lebewesen gemeinsam sind und schon als solche den Gegensatz zur leblosen Natur bedingen. Dazu kommt, daß wir über die Organisation der einfachsten Lebewesen nur unvollkommen unterrichtet sind und die Bedeutung ihrer Körpertheile vielfach nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit muthmaßen. Sind doch die Verrichtungen des Zellkerns, des wichtigsten Organs der Zelle, noch keineswegs in ihrem vollen Umfange festgestellt.

Allerdings gibt es Erscheinungen, welche so unzweideutig an allen Organismen, den vollkommensten wie den unvollkommensten, hervortreten und ihres Gleichen in der leblosen Welt, bei den chemischen Verbindungen, den Krystallen, den Mineralen und Gesteinen nicht finden, daß dadurch eine Reihe wichtiger Unterschiede beider Gebiete in aller Schärfe festgelegt wird. Dahin gehören die Entstehung der Organismen durch Fortpflanzung; die Wiederholung der Gestalt der Eltern durch Entwicklung, die mit weitgehendem Formwechsel verbunden sein kann; endlich der Stoffwechsel, der als Energiekonsum das Leben unterhält und als Assimilation leblose Nährstoffe in lebendes Protoplasma und lebende Gewebe umwandelt. Diese Thatsachen dürften an sich schon genügen, um den Gegensatz des belebten und des unbelebten Stoffes in klaren Umrissen hervortreten zu lassen.

Indessen gibt es noch andere Erscheinungskomplexe, die für die Organismen als ausschließliches Besitzthum angesprochen worden sind und sie gleichfalls von allen leblosen Gegenständen unterscheiden sollen. Dahin gehört vor Allem die Reizbarkeit.

Linné hat die drei Reiche der Natur folgendermaßen definirt: „mineralia crescunt; plantae crescunt et vivunt; animalia crescunt, vivunt et sentiunt“ (die Mineralien wachsen; die Pflanzen wachsen und leben; die Thiere wachsen, leben und empfinden). Wenn in dieser kurzen Bezeichnung einerseits gerade eine Andeutung dessen vermißt wird, was man unter Leben zu verstehen hat, so wird andererseits heute kein Zoologe oder Botaniker darüber im Zweifel sein, daß das Empfinden eine Eigenschaft der lebenden Zellen, des Protoplasmas ist, und daß es als solches den Pflanzen eben so gut zukommt wie den Thieren. Mag das Empfindungsvermögen der höheren Thiere im Vergleich zu dem der Pflanzen ein außerordentlich gesteigertes und verfeinertes sein, mag es sich in besonderen Organen, den Nerven und Sinneswerkzeugen concentriren,

unleugbar wohnt Empfindung auch jeder Pflanzenzelle, jeder Wurzel, jedem Blatte, jedem Staubgefäß u. s. w. inne, wenn auch meistens in weniger augenfälliger Form.

Indem die Empfindung im Organismus eine Bewegung hervorruft oder eine vorhandene Bewegung hemmt, wird sie zum Reiz.

II.

Die Reizbarkeit ist eine allen Lebewesen zukommende Eigenschaft. Sie ist darum von so hervorragender Wichtigkeit für Thiere und Pflanzen, weil jede äußere Einwirkung zum Reiz werden kann, der die verschiedensten Lebensvorgänge in maßgebender Weise beeinflußt. Es braucht sogar ein Reiz keineswegs immer von außen zu kommen, es gibt auch innere Reize. Es braucht nur ein Theil des Thierkörpers auf einen anderen zu drücken, um ihn zu reizen; es braucht in einer Pflanzenzelle nur ein Stoff zu entstehen, der die Vorgänge in der Nachbarzelle beeinflußt, so ist der innere Reiz fertig, und es ist nicht zu bezweifeln, daß selbst innerhalb einer Zelle es zu Reizungen eines Theils durch den andern kommen kann. Somit können alle Lebenserscheinungen, die Fortpflanzung, die Entwicklung, der Stoffwechsel durch Reizvorgänge gefördert oder gehemmt werden, die Reizbarkeit spielt in alle diese Vorgänge hinein. Zum großen Theil sind die Lebensverrichtungen derartig normirt, daß Reize für ihre Regulirung nothwendig sind; ein Reiz kann aber auch als Störenfried auftreten. Es sei nur an die Verderben bringende Wirkung der Gifte erinnert.

Die Frage, welche ich hier untersuchen möchte, ist diese: Sind nur Thiere und Pflanzen reizbar, schließt sich mithin die Reizbarkeit den oben erwähnten fundamentalen Eigenschaften der Organismen an, durch welche diese sich von allem Leblosen unterscheiden — oder ist Reizbarkeit auch im Bereiche des unbelebten Stoffes zu finden?

Ehe ich die Beantwortung dieser Frage versuche, wird es nützlich sein, einige Beispiele von Reizbarkeit und Reizwirkung besonders aus dem Pflanzenreiche vorzuführen.

Was man in der Thierphysiologie unter Reizbarkeit versteht, dürfte ohnehin in den allgemeinen Umrissen bekannt sein, da uns so zahlreiche Reizvorgänge des eigenen Körpers geläufig sind. Ursprünglich gehören die Worte Reiz und reizen dem psychischen Gebiete an; allein ihre Uebertragung auf die Sinnesphysiologie ist längst eine allgemeine geworden. Was einen unserer fünf Sinne erregt, ist ein Reiz. Wenn unsere Haut in schmerzhafter Weise berührt wird, so sind Muskelzuckungen die gewöhnliche Wirkung der Reizung. Berührt man das ausgestreckte Fühlhorn einer Schnecke, so wird es gereizt und zieht sich zurück. Fällt ein Lichtstrahl in unser Auge, so empfinden wir einen Lichtreiz, der abhängig ist von der Struktur des mit dem Auge verknüpften Nervenapparates. Das Ohr empfindet Luftwellen als Schall oder Geräusch. Flüchtige, in der Luft vertheilte Substanzen erregen in der Nase die Reizwirkung der Gerüche, sie wirken als chemische Reize. Desgleichen sind chemische Reizmittel alle mit Wasser mischbaren Substanzen, welche auf unserer Zunge

Geschmacksempfindungen hervorrufen. Mit allen Körpertheilen unterscheiden wir, ob ein von uns berührter Gegenstand wärmer oder kälter ist als jener Theil, wir sprechen dann von Wärmereiz. Wenn ein gesunder Mensch in aufrechter Stellung sich zu weit nach einer Seite neigt, so empfindet er einen Reiz der Schwerkraft, der ihn veranlaßt, durch eine entsprechende Gegenbewegung sich im Gleichgewicht zu halten. Kurz, es besteht eine große Zahl verschiedener Reize und Reizwirkungen, die mehr oder weniger im Dienste der Lebensverrichtungen des Thierkörpers stehen.

Im Pflanzenreich ist die Reizbarkeit nicht minder verbreitet, sie ist aber meistens weniger augenfällig. Die Reizvorgänge in den Pflanzen spielen sich gewöhnlich langsamer ab als bei den Thieren. Indessen fehlt es auch nicht an Beispielen, daß durch den Reiz ein rascher, ohne Weiteres sichtbarer Bewegungsvorgang ausgelöst wird.

Am bekanntesten sind wohl die Reizerscheinungen der Sinnpflanze (Mimosa pudica). Die Pflanze wächst sehr verbreitet in den Tropen, wird aber häufig bei uns in Warmhäusern und selbst in Zimmern kultivirt. Die Stiele der doppelt gefiederten Blätter dieses kleinen Halbstrauches sind an den Zweigen mit einer Anschwellung eingefügt, die man Gelenkpolster nennt. Wenn man ein solches Blatt berührt, so krümmt sich dasselbe im Gelenkpolster abwärts, während die Blättchen, die auch wieder kleine Gelenkpolster besitzen, sich zusammenlegen. Nach einiger Zeit richten die Blattstiele sich wieder in die Höhe, und die Blättchen breiten sich wieder aus, um bei neuer Reizung die Bewegung zu wiederholen. Dabei ist gleichgültig, ob man das Krümmungsorgan, das Gelenkpolster, unmittelbar berührt, oder ob man die Fläche eines Blättchens reizt: der Reiz pflanzt sich sogleich von der Blattfläche zu den Gelenkpolstern fort, wo er den Bewegungsvorgang auslöst. Die Fortleitung des Reizes geht sogar noch weiter. Hat man ein Blatt gereizt, so theilt die Wirkung sich durch den Stengel hindurch den übrigen Blättern mit, eins nach dem anderen klappt zusammen, bis alle Blätter die Reizstellung angenommen haben, aus der sie nach und nach wieder in die Normalstellung zurückkehren. Aber nicht bloß Berührung und Erschütterung vermögen als Reiz zu wirken, sondern auch Wechsel von Licht und Dunkelheit. Bringt man eine Mimose ins Dunkle, so nehmen die Blätter Reizstellung an, um im Licht wieder zur Normalstellung zurückzukehren.

Als zweites Beispiel nenne ich die Blätter der Fliegenfalle (Dionaea muscipula), eine in den Sümpfen Karolina's wachsende insektenfangende Pflanze[1]). Die beiden um ihre Mittelrippe wie um ein Scharnier beweglichen Hälften der Blattspreite sind im ungereizten Zustande ausgebreitet. Auf der Mitte jeder Blatthälfte befindet sich nur eine ganz kleine, durch drei kaum sichtbare Härchen markirte Stelle, die für Reizung empfänglich ist. Berührt man jene Härchen, so klappen beide Blatthälften wie ein Fuchseisen zusammen. Berührt

[1]) Ueber diese Pflanze, sowie über den Sonnenthau habe ich eingehender berichtet in meinem Aufsatze: „Der Zusammenhang von Form und Function im Pflanzenreiche". Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXI, S. 204 ff. Vergl. auch Ferdinand Cohn, „Insectenfressende Pflanzen". Deutsche Rundschau, 1876, Bd. VII, S. 441 ff.

man das Blatt an irgend einer anderen Stelle, so erfolgt keine Reizwirkung, auch nicht wenn man die Mittelrippe, in welcher beim Zusammenklappen der Blatthälften allein die Bewegung erfolgt, zu kitzeln sucht. Bei dieser Pflanze sind also die Stellen, wo eine Berührung als Reiz empfunden wird, stets örtlich getrennt von der Region, in der die Reizwirkung ausgelöst wird. Der Reiz wird immer erst durch einen Theil des Blattes hindurchgeleitet, bevor er eine äußerlich sichtbare Wirkung veranlaßt.

Eine ähnliche Trennung des reizempfindlichen Ortes vom Orte der sichtbaren Reizwirkung zeigen die Blätter des Sonnenthaus (Drosera rotundifolia), einer gleichfalls insektenverzehrenden, aber in unsern einheimischen Mooren allgemein verbreiteten Pflanze. Im ungereizten Zustande sind die Blätter flach ausgebreitet, und ihre als Tentakeln bezeichneten Köpfchenhaare stehen gerade; jedes Tentakelköpfchen ist von glashellem, klebrigem Schleim wie von einem Thautropfen umhüllt. Nicht nur wenn ein Insekt im Schleim eines solchen Köpfchens festklebt, sondern auch wenn man einen kleinen, noch so leichten festen Körper auf dasselbe bringt, z. B. ein einziges Glimmerplättchen oder ein Stück Baumwollenfaser von minimalem Gewicht, so wird dieser unbedeutende Druck, der weniger als ein Milligramm zu betragen braucht, vom Tentakelköpfchen als Bewegungsreiz empfunden; die Bewegung gelangt aber erst in der Basis des Tentakelstiels zur Auslösung, indem dieser hier sich gegen die Mitte der Blattfläche hin krümmt. Zugleich wird der Reiz fortgeleitet zu den Basalstücken aller übrigen Tentakelstiele des Blattes, sie alle führen die gleiche Krümmung aus, ja, die Blattspreite selbst schließt der Krümmung sich an. Der Nutzen dieser Reizbewegung für die Pflanze besteht darin, daß, wenn ein an einem Tentakelköpfchen klebendes Insekt die Reizursache gewesen war, dasselbe durch die ausgelösten Bewegungen mit allen Tentakelköpfchen des Blattes in Berührung gebracht wird, was darum wichtig ist, weil die Tentakelköpfchen die Verdauungsdrüsen des Blattes sind. Uebrigens vollziehen sich die Krümmungen der Tentakelstiele im Vergleich zur Reizbewegung des Blattes von Dionaea nur ganz langsam, was darin seinen Grund hat, daß hier die Bewegung zum Fangen des Insekts dient, während beim Sonnenthau das Thierchen schon durch das Kleben am Flüssigkeitstropfen wird.

Der Sonnenthau zeigt aber noch in anderer Hinsicht bemerkenswerthe Erscheinungen. Durch Regen sind seine Blätter nicht reizbar; mag der von den fallenden Wassertropfen ausgeübte Druck auch viel bedeutender sein als der im obigen Experiment geschilderte, die Pflanze regt sich nicht. Darin zeigt sich eine nützliche Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen. Ferner muß der Schleim der Tentakeln sauer reagiren, um Muskelfleisch verdauen zu können. Ursprünglich reagirt derselbe jedoch neutral, und diese neutrale Reaction ändert sich auch nicht, wenn der Bewegungsreiz durch ein Glimmerstück, einen Baumwollfaden, kurz durch eine Substanz hervorgerufen wird, die keinen Stickstoff enthält. Ist der reizverursachende Körper aber stickstoffhaltig, wie z. B. ein Insektenleib, so beginnt der Schleim alsbald sauer zu reagiren, die Tentakelköpfchen scheiden infolge der Reizung eine Säure aus, und hierdurch

wird jener Schleim in eine dem thierischen Magensaft ähnliche Verdauungsflüssigkeit umgewandelt.

Hierin lernen wir neben dem Reiz, der eine mechanische, sichtbare Bewegung auslöst, eine zweite Art der Reizwirkung, nämlich eine chemische, kennen. Die Einwirkung der geringsten Menge einer löslichen Stickstoffverbindung veranlaßt die Tentakelköpfchen des Sonnenthaues, eine Säure auszuscheiden.

Wenn wir übrigens bei der Fliegenfalle und beim Sonnenthau beobachten, daß die Stelle der Reizempfindung und der Reizwirkung von einander getrennt sind, daß der Reiz erst durch ein ganzes Stück Zellgewebe fortgeleitet werden muß, bevor er sich geltend macht, so ist darum nicht gesagt, daß in der reizempfindlichen Stelle nicht doch schon eine Reizwirkung zu Stande kommt. Daß Letzteres geschieht, ist sogar äußerst wahrscheinlich, nur bemerken wir es nicht. Dieser erste unsichtbare Reizerfolg wirkt dann wieder auf die nächsten Zellen und so fort, bis er an jenen Zellen anlangt, die durch ihn zu einer Krümmung veranlaßt werden. Darum spricht man von einer Reizkette, die von der empfindlichen Stelle zum Orte der Bewegung in der Pflanze hinläuft.

Die Fortleitung von Reizen im Thierkörper ist eine allgemeine Erscheinung, als Leitungsbahnen dienen die Nerven. Nerven im eigentlichen Sinne des Wortes besitzen die Pflanzen nicht; indessen hängen die Zellenleiber vielfach durch feine Protoplasmafäden zusammen, und auch die im Adernetz der Blätter wie im Stengel verlaufenden Siebröhren bilden Plasmaverbindungen durch das Zellengewebe hindurch. Diese Plasmafäden sind muthmaßlich als unvollkommene Nervenfasern anzusehen, denn dem Protoplasma der Zellen müssen wir als Grundeigenschaft die Reizbarkeit beilegen, da wir in den niedrigsten Typen des Thier- und Pflanzenreiches, die nur aus anscheinend gleichförmigem Protoplasma bestehen und noch keine anatomische Differenzirung zeigen, schon die Reizbarkeit hervortreten sehen.

Dem Sonnenthau in mancher Hinsicht ähnlich verhalten sich die Ranken, wie wir sie z. B. an den Blättern der Erbse und Wicke ausgebildet finden.

Diese Ranken sind fadenförmige, nicht selten verzweigte Blattzipfel, die, wenn sie seitlich von einem dünnen Stabe berührt werden, sich gegen diesen Stab krümmen und denselben in Wiederholung der Krümmung umwinden. Solche Ranken besitzen nur Pflanzen, deren Stengel zu schwach ist, um sich ohne Stütze aufrecht zu halten, es sind Organe, mittels deren sie an andern Pflanzen emporklettern. In ihrer Reizbarkeit unterscheiden sie sich von den Tentakeln des Sonnenthaues dadurch, daß die Krümmung an der Berührungsstelle erfolgt; sie stimmen mit diesen aber darin überein, daß sie äußerst empfindlich gegen den leisesten, aber anhaltenden Druck eines festen Körpers sind, während fallende Regentropfen keine Wirkung auf sie ausüben. Geht man nach einem Platzregen in den Garten, so findet man die Ranken, welche der Regen getroffen hatte, unverändert. Damit nicht zu verwechseln ist die Thatsache, daß ältere Ranken, die keine Stütze gefunden, sich spiralig zusammenrollen. Ursprünglich, so lange die Ranke für Berührung, d. h. seitlichen Druck, empfindlich, ist sie gerade gestreckt, und durch Regen wird sie zu keiner Krümmung veranlaßt. Befindet sich dann in ihrer Nähe keine Stütze, die sie

ergreifen und umklammern kann, so verliert sie zuletzt ihre Reizbarkeit; vorher aber pflegt sie sich schraubenförmig einzurollen.

Eins der wichtigsten Reizmittel für die Pflanze ist das Licht. Zwar dürfen wir die bedeutsamste Wechselbeziehung zwischen dem Pflanzenleben und dem Lichte den Reizvorgängen nicht zurechnen, es ist das die Bereitung von Zucker aus Kohlensäure in den grünen Blättern. Denn in diesem Prozesse der Kohlenstoffassimilation wirkt das Licht als Arbeitsmittel, wie das Aufziehen einer Uhr, wie die Axt, die einen Block spaltet, oder das Pferd, das einen Wagen zieht. Allein zur Begünstigung der Assimilation suchen die Pflanzen, niedrige Kräuter so gut wie Bäume und Sträucher, ihre Blattflächen möglichst senkrecht zum einfallenden Licht zu stellen, und zur Regulirung dieser Stellung dient wiederum die Lichtempfindlichkeit einer wachsenden Pflanze, die man Heliotropismus genannt hat. Daß die Lichtwirkung im Heliotropismus, die zu den Reizerscheinungen gehört, ein von der Assimilation an sich ganz unabhängiger Vorgang ist, geht auch schon daraus hervor, daß bei jenem vorwiegend die blauen und violetten, bei dieser die rothen und gelben Strahlen des Sonnenlichtes wirksam sind.

Die heliotropischen Reizvorgänge sind ziemlich verwickelt. Steht eine Pflanze auf freiem Felde, wo sie von allen Seiten ziemlich gleich beleuchtet wird, so wächst der Stengel gerade empor und die Blattflächen stellen sich annähernd horizontal. Lasse ich aber eine solche Pflanze sich am Fenster eines Zimmers entwickeln, so würden die von der Seite einfallenden Lichtstrahlen den horizontalen Blattflächen parallel streichen, was unzweckmäßig wäre, weil das Licht dann von der Assimilation zu wenig ausgenützt würde. Da aber der Stengel vom Fenster mehr Licht bekommt, als von der Zimmerseite, so empfindet er diesen Unterschied als Reiz und krümmt sich so lange bogenförmig gegen das Fenster, bis die Blattflächen nahezu vertical stehen; dann hört die heliotropische Krümmung auf. Bei Pflanzen, deren Stengel an einem Stabe festgebunden ist, beobachtet man häufig, daß die Blattflächen sich dennoch senkrecht zum einfallenden Lichte stellen. In diesem Falle vollzieht sich die erforderliche heliotropische Krümmung im Blattstiel, und genauere Untersuchungen haben ergeben, daß dabei die Blattfläche selbst als lichtempfindliches Organ wirkt, daß von ihr aus der Reiz sich bis in den Blattstiel fortpflanzt und hier die Reaction auslöst. Sobald die Blattfläche in eine zum Lichteinfall senkrechte Ebene gelangt ist, erlischt ihre Reizempfindung, und die Krümmung des Blattstiels hört auf. Die Blätter sind dann durch die Wirkung der blauen Strahlen des Tageslichts in die für Ausnutzung der rothen Strahlen durch Assimilation günstigste Lage versetzt worden.

Auch die Schwärmsporen der Algen, jene kleinen nackten Keimzellen, die mittelst flossenartig wirkender Geißeln sich so lebhaft im Wasser umhertummeln können [1]), sind in hohem Grade lichtempfindlich. Während sie in einem mit Wasser gefüllten Glase bei allseitig gleicher Beleuchtung nach allen Richtungen

[1]) Vergl. meinen Aufsatz: „Der Mikrokosmos", Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVIII, S. 69.

durcheinander schwimmen, hört diese Ordnungslosigkeit der Bewegungen auf, sobald man das Licht nur von einer Seite einfallen läßt. Dann bewegen sich die Schwärmsporen alle nur in der Richtung der einfallenden Strahlen. Ist das Licht von mittlerer Helligkeit, so schwimmen sie gradlinig der Lichtquelle entgegen, bis sie alle an der stärker beleuchteten Glaswand angekommen sind. War das Licht sehr grell, z. B. durch eine Sammellinse concentrirtes Sonnenlicht, so fliehen sie die Lichtquelle so weit als möglich und sammeln sich in Folge dessen an der abgekehrten Glaswand. Diese Schwärmsporen sind also im Stande, sowohl die Richtung von Lichtstrahlen, als auch Helligkeitsunterschiede zu empfinden; Licht mittlerer Intensität ist ihnen am liebsten, ihm steuern sie zu. Aber auch Farbensinn besitzen diese Schwärmsporen, da blaue Strahlen ihnen gegenüber viel wirksamer sind als rothe. Hierdurch reiht sich ihr Verhalten der heliotropischen Reizbarkeit der Stengel und Blattstiele an. Auch ist diese Reizbarkeit nützlich für die Alge, die sich später aus einer solchen Schwärmspore entwickelt. Denn letztere setzt sich fest und keimt an einem Orte, dessen Helligkeit für die Assimilationsthätigkeit der Pflanze ausreicht, während ein noch stärkeres Licht wieder Nachtheile für ihre Entwicklung mit sich bringen würde.

Auch die geotropische Krümmung der Wurzelspitze [1]) ist eine Reizerscheinung. Die Keimwurzel eines Samenkorns empfindet die Schwerkraft solange als Reiz, als ihre Achse nicht genau in der Richtung des Erdradius steht, und krümmt sich, bis sie ihre Gleichgewichtslage, die Lothlinie, erreicht hat. Dabei verhält sich nur die äußerste Spitze der Wurzel gegenüber der Schwerkraft gleichsam als Sinnesorgan, indem nur sie den Reiz empfindet, denselben aber dann fortleitet nach einer mehr rückwärts gelegenen Stelle, wo die Krümmung sich vollzieht. Nach genaueren Messungen ist die Wurzelspitze nur in einer Länge von zwei Millimetern reizbar, die dahinter liegende, krümmungsfähige Region ist nicht mehr sensibel. Da aber die Wurzel lediglich an der Spitze fortwächst, so ist das neu gebildete Zellengewebe erst reizbar, doch zur Ausführung einer Krümmung ungeeignet, dann verliert es die Reizbarkeit und wird zum Bewegungsorgan; erst ist es Nerv oder Tastkörperchen, dann wird es Muskel.

Aber nicht nur die Schwerkraft, sondern auch Temperaturdifferenzen, die Nähe elektrischer Ströme und Feuchtigkeitsunterschiede vermag die Wurzelspitze zu empfinden. Gegen letztere ist sie sogar noch empfindlicher als gegen die Schwerkraft. Wird der Wurzel ein trockener Boden mit feuchten Stellen dargeboten, so tastet sie auf der Oberfläche förmlich umher, bis sie einen Ort größerer Feuchtigkeit herausgefunden hat, in welchen sie sich durch eine Krümmung hineinbohrt, selbst wenn sie sich hierbei aus der Lothlinie entfernen muß. Geht aber einer solchen Wurzel die sensible Spitze verloren, so ist sie ziemlich rathlos und weiß nicht, wohin sie sich wenden soll. Blattflächen und Wurzelspitzen können daher in gewissem Umfange als Sinnesorgane der Pflanze angesehen werden.

[1]) Vergl. den Aufsatz: „Der Zusammenhang von Form und Function im Pflanzenreiche", S. 185 ff.

Die verschiedene Reizstimmung verschiedener Pflanzentheile aber geht daraus hervor, daß, während durch Reizung der Schwerkraft die Wurzel sich abwärts krümmt, der Stengel sich unter dem gleichen Reize aufwärts wendet und am Erdradius wie an einem Pfahl gradlinig emporwächst.

Chemischen Reizen ist die Pflanze in hohem Maße zugänglich. Schon die Wurzeln ziehen sich im Erdboden von mageren Stellen nach solchen hin, die einen größeren Gehalt an Nährstoffen besitzen. Besonders anschaulich zeigen aber frei bewegliche Zellen ihre chemische Reizbarkeit.

Die des Chlorophylls entbehrenden Pilze können sich nur von organischen Substanzen ernähren. Das gilt auch von den Spaltpilzen oder Bacterien, deren kleine Zellen bei einigen Arten durch Rudergeißeln in ähnlicher Weise zu schwimmen vermögen wie die Schwärmsporen der Algen. Für diese Bacterien ist Fleischextract ein guter Nährstoff. Wenn man davon eine Lösung herstellt, deren Concentration den Bacterien zusagt, so wirkt dieselbe anziehend auf sie. Der Versuch wird am besten in folgender Weise ausgeführt.

Man füllt ein feines Haarröhrchen aus Glas mit der Fleischextractlösung und bringt das eine Ende in einen Wassertropfen, in welchem sich zahlreiche Bacterien umhertummeln. Sobald etwas Flüssigkeit aus dem Haarröhrchen austritt und sich im Wasser verbreitet, werden, wie man unter dem Mikroskop beobachten kann, die Bacterien davon angezogen und schwimmen auf die Mündung des Haarröhrchens zu, um in dasselbe einzudringen. Diese kleinen Organismen schmecken ihr Futter. Schließlich ist das ganze Haarröhrchen mit Bacterien angefüllt, es ist zu einer Bacterienfalle geworden, während der Wassertropfen sich von diesen kleinen Organismen entleert hat. Dies ist so zugegangen. Auf die Bacterien wirkt es als Reiz, wenn in einer Flüssigkeit Nährstoffe in verschiedener Concentration gelöst sind, und sie bewegen sich gradlinig von den Orten geringeren nach den Orten größeren Nährstoffgehaltes. Indem der aus dem Haarröhrchen hervorquellende Fleischextract sich dem Wasser beimischt, bilden sich um die Mündung des Röhrchens Zonen verschiedener Concentration, und sobald die Bacterien durch ihre Bewegung in die äußerste, verdünnteste Zone hineingerathen, werden sie durch ihre specifische Reizbarkeit gezwungen, der nächsten, concentrirteren Schicht entgegenzuschwimmen, und so fort, bis sie im Innern der Röhre das Maximum der Concentration erreicht haben.

In ganz entsprechender Weise werden die Bacterien von einer Sauerstoffquelle angezogen; die gleichfalls beweglichen Samenfäden der Farnkräuter von Apfelsäure, diejenigen der Moose von Rohrzucker. —

Uebrigens antwortet die Pflanze auf einen Reiz keineswegs bloß durch eine einfache Reaction, sondern es gibt lange Reactionsketten, die durch einen Reiz ausgelöst werden und durch verschiedene Entwicklungsphasen der Pflanze hindurch fortwirken können. So ist in der Befruchtung ein Wachsthumsreiz gegeben. Durch ihn wird das sonst nicht entwicklungsfähige Ei veranlaßt, zu wachsen, zum Embryo zu werden und sich in Gestalt und Größe so lange zu verändern, bis ein neues Thier oder eine neue Pflanze daraus wurde, die dem Organismus gleicht, der das Ei bildete. —

Endlich ist noch der sogenannten *specifischen Sinnesenergieen* zu gedenken. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der Thierphysiologie die Thatsache, daß die Nerven unserer Sinnesorgane die verschiedenartigsten Reizungen mit der gleichen Reaction beantworten. So ist unser Sehnerv reizbar für Strahlen einer mittleren Schwingungszahl, die wir schlechtweg Licht nennen, und reagirt auf diese Strahlen durch eine Lichtempfindung. Wird aber der Sehnerv anstatt durch Strahlen durch einen mechanischen Druck oder Stoß gereizt, so besteht die Reaktion gleichfalls in einer Lichtempfindung, und ebenso wirkt ein elektrischer Strom. Der Gehörnerv empfindet nicht nur Schallwellen, sondern auch Druck und Elektricität als Geräusch. Von diesen specifischen Sinnesenergieen glaubte man lange Zeit, daß sie den höheren Thieren ausschließlich eigen wären und zwar nur in den zu Sonderempfindungen eingerichteten Organen, wie dem Ohr und dem Auge. Indessen ist festgestellt, daß das Protoplasma einer jeden Zelle geneigt ist, auf die verschiedensten Reize durch Zusammenziehung zu antworten. Es gibt aber auch Lebewesen von ganz unvollkommener Organisation, die Reizen gegenüber durch unzweifelhafte specifische Energieen reagiren.

Das Meerleuchten der Ostsee wird hauptsächlich durch zwei Organismen verursacht, deren größerer, die Noctiluca miliaris, dem Thierreich, deren kleinerer, das Ceratium tripos, dem Pflanzenreich zugezählt wird. Der Körper dieser Geschöpfe leuchtet, nicht etwa das Meerwasser, das sie umgibt. Sind die mikroskopisch kleinen einzelligen Ceratien in großer Menge vorhanden, so erhält das bewegte Meerwasser durch sie einen phosphorigen Schein, während die Noctiluken als größere leuchtende Punkte sich darin umhertummeln. Fährt man an einem lauen August- oder Septemberabend über die See, so macht jeder Ruderschlag das Wasser aufleuchten; ein Dampfboot zieht einen hellen Streif hinter sich her. Im November sind diese Organismen, unter denen die Ceratien hier zunächst in Betracht kommen mögen, gleichfalls vorhanden, doch leuchtet das Meer dann gewöhnlich viel weniger, weil die niedrigere Temperatur die Reactionsfähigkeit der kleinen Geschöpfe herabsetzt. Im ganz ruhigen Wasser leuchten sie überhaupt nicht. Hat man ein Gefäß, das reichlich Ceratien enthält, so muß man das Wasser mit einem Stabe scharf rühren oder tüchtig schlagen, damit das Leuchten eintritt. Es ist das Leuchten eine Reaction, die in einem mit Lichterscheinung verbundenen Oxydationsproceß besteht, und durch welche Ceratium auf den Reiz von Stößen oder Schlägen antwortet. Ceratium ist auch anderen Reizen zugänglich, beantwortet aber jeden derselben durch Aufleuchten. Hat man Ceratien in einem Becherglase mit Wasser von 6 oder 8 Grad Temperatur, wobei sie nicht leuchten, und senkt dies Glas in siedendes Wasser, worin sein Inhalt sich augenblicklich stark erwärmt, so leuchten die Ceratien auf, auch wenn das Wasser nicht bewegt wird. Hier wirkte die plötzliche Erwärmung als Reiz, der das Leuchten auslöste. Gießt man zu Wasser mit nicht leuchtenden Ceratien Alkohol, Schwefelsäure, Natronlauge oder irgend ein anderes scharfes Reagens, so erfolgt lebhaftes Aufleuchten; der chemische Reiz, einer Geschmacksreizung unserer Zunge vergleichbar, hat wiederum die Lichterscheinung ausgelöst. Es ist nicht zu bezweifeln,

daß ein elektrischer Strom den gleichen Erfolg haben würde, leider ist es unmöglich, denselben zur Wirkung zu bringen. Denn das Meerwasser ist ein guter Leiter, und die stärksten Wechselströme gehen immer durch das Wasser und um die Zellen herum, ohne sie zu treffen, so daß kein Leuchten erfolgt. Wendet man einen gewöhnlichen galvanischen Strom an, so beginnt das Leuchten zwar sofort, allein dies ist nicht die Wirkung einer elektrischen, sondern einer chemischen Reizung, da ein solcher Strom das Kochsalz des Meerwassers elektrolytisch zersetzt, wobei an der einen Elektrode Salzsäure, an der anderen Natronlauge entsteht, und diese Stoffe sind es, welche die Pflänzchen zum Leuchten bringen[1]).

Immerhin genügt es aber, wenn mechanischer, thermischer und chemischer Reiz stets die gleiche Reaction des Leuchtens in der Ceratiumzelle auslöst, um eine gewisse Analogie mit dem Verhalten des Auges und seiner specifischen Sinnesenergie darzuthun. Nur daß im letzteren Falle das Leuchten ein innerer, wie man sagt subjektiver Vorgang im Empfindungsorgan ist.

Es dürfte diese Reihe von Beispielen ausreichen, um zu zeigen, daß die Reizbarkeit zu den allgemein verbreiteten Eigenschaften nicht nur der Thiere, sondern auch der Pflanzen gehört, was für die Thierwelt allerdings kaum einer ausführlichen Begründung bedurfte.

III.

Es ergeben sich nun aber weiter die Fragen: Welche gemeinsamen Züge treten uns in der Reizbarkeit aller Organismen entgegen, der Thiere so gut wie der Pflanzen? Und in welchen Eigenschaften haben wir das Wesen der Reizbarkeit zu erblicken?

Wir haben im Wechsel äußerer Lebensbedingungen Reizursachen kennen gelernt; wir haben gesehen, daß auch Vorgänge, die sich im Innern des Organismus abspielen, zu Reizen werden können. Die Reizreaction kann sich augenblicklich oder langsam, mitunter erst nach längerer Zeit vollziehen; sie ist nicht an den Ort gebunden, wo der Reiz ansetzt, sondern kann an einer davon entlegenen Stelle sich geltend machen, wohin der Reiz fortgeleitet wird. In den Sinnesorganen der höheren Thiere sind Stellen für besondere Formen des Empfindens gegeben, die bei verschiedenartigen Reizen in specifischen Reactionen sich äußern; solche specifischen Reactionen können auch einzeln lebende Pflanzenzellen zeigen. Sonst ist das Reizgefühl der Pflanze eher dem Tastgefühl der Haut des menschlichen Körpers zu vergleichen. Wie wir mit unserer Hand warmes und kaltes Wasser, Sonnenstrahlen und Schatten, Pelzwerk, Sammet, Seide, Sand, Stecknadeln u. s. w. unterscheiden, in jeder Berührung solcher Körper einen besonderen Reiz empfinden, so unterscheidet die Pflanze die Einwirkung von Schwerkraft und Licht, von rothen und von blauen Strahlen, von Druck, Feuchtigkeit und besonderen chemischen Stoffen, und reagirt auf diese Reize durch Bewegungen, die wiederum von der Beschaffenheit der durch den Reiz getroffenen Gewebe und der Wechselbeziehung

[1]) Diese Mittheilungen über das Meerleuchten beruhen auf anderweitig noch nicht veröffentlichten Untersuchungen des Verfassers.

ihrer Theile unter einander abhängen. Für die Wirkung des Reizes ist Beschaffenheit und Structur der getroffenen Theile maßgebend.

Dabei gibt sich nun die allgemeine Erscheinung zu erkennen, daß die vom Reiz hervorgebrachte Wirkung eine viel größere sein kann, als dem mechanischen Werth der reizenden Kraft entspricht. Wenn wir eine abgeschnittene Wurzelspitze auf feuchtes Erdreich oder gar auf Quecksilber legen, so vermag die Schwere sie nicht in diese Substanzen einsinken zu lassen, während die unverletzte Wurzel unter dem Reiz der Schwerkraft in beide Medien sich kräftig hineinbohrt. Licht von minimaler mechanischer Energie kann dicke Stengel heliotropisch krümmen; der geringste Druck genügt für die Reizkrümmung einer Ranke, die im nicht reizbaren Zustande durch den gleichen Druck nicht die kleinste Biegung erleiden würde. *Das Fehlen jeder Proportionalität zwischen der Größe des Reizes und der Größe der Wirkung ist für die Reizerscheinungen charakteristisch.* In keinem Falle braucht eine der reizenden Kraft äquivalente Arbeit geleistet zu werden.

Dies zwischen Reiz und Reaction bestehende Verhältniß klar erkannt zu haben, ist ein Verdienst des großen *Johannes Müller*. Derselbe hat daher die Reizvorgänge als *Auslösungen* definirt, und diese Erklärung ist bis heute durch keine bessere ersetzt worden, sie darf als Gemeingut der physiologischen Wissenschaft gelten.

Nicht ohne Absicht fand das Wort *Auslösen* bereits mehrfach Verwendung in den vorstehend angeführten Beispielen. Es stammt aus der Maschinenkunde. Wenn wir ein aufgezogenes Uhrwerk in Gang setzen wollen, so drücken wir auf einen Knopf, ziehen an einer Schnur oder stoßen an ein Pendel. Dadurch wird ein sogenannter Sperrhaken ausgehoben, und in Folge der Beseitigung dieses Widerstandes setzt sich das Uhrwerk in Bewegung. Ich kann diese Bewegung hemmen, so oft es mir beliebt, indem ich den Sperrhaken wieder eingreifen lasse; ich kann das Uhrwerk von Neuem in Gang setzen, wenn ich den Sperrhaken wieder auslöse. Der leichte einmalige Druck meines Fingers veranlaßt dabei vielleicht eine Bewegung, die eine Woche anhält. Es kann aber auch eine ungeheuere Energiemenge durch einen höchst geringfügigen Kraftaufwand ausgelöst werden. Das geschieht z. B., wenn ein Panzerschiff oder ein Eisenbahnzug auf den Fingerdruck des Maschinisten sich in Bewegung setzt, und ein ebenso leichter Druck genügt, die Bewegung der gewaltigen Maschine zu beschleunigen, zu verlangsamen und wieder zu hemmen. Beim Abfeuern eines Gewehrs löst der Fingerdruck zunächst den Mechanismus aus, der die Patrone entzündet; der Entzündungsfunke löst seinerseits die gewaltige Kraft aus, die chemisch gebunden im Schießpulver schlummert. So gibt es chemische Auslösungen neben mechanischen, und beiden ist gemeinsam, daß kein festes Verhältniß zu bestehen braucht zwischen der auslösenden Kraft und der ausgelösten Wirkung[1]).

Dieser mechanischen und chemischen tritt in der Reizbarkeit der Organismen die physiologische Auslösung an die Seite. Je eingehender man die

[1]) Diese Verhältnisse sind eingehender besprochen in meinem Aufsatze: „Soll und Haben in der Natur". Deutsche Rundschau, 1894, Bd. LXXIX, S. 373 ff.

Reizvorgänge untersucht, um so mehr gelangt man zur Ueberzeugung, daß sie der Auslösung und Hemmung von Bewegung in den mechanischen Apparaten analog verlaufen. Wie man bei Maschinenthätigkeit nicht nur auslöst, sondern auch wieder hemmt, so gibt es in den Lebenserscheinungen des Thierkörpers neben Auslösungsreizen auch Hemmungsreize, und wenn von Letzteren in der Pflanzenphysiologie bisher kaum die Rede ist, so liegt das sicher nur daran, daß man nach ihnen noch wenig gesucht hat. Auch sind Hemmungswirkungen von Reizen meist schwieriger nachzuweisen als Auslösungswirkungen. Indessen möge, um ein Beispiel zu haben, hervorgehoben sein, daß man die Bewegung der Blätter bei der Sinnpflanze, ebenso die Strömung des Protoplasmas durch plötzliche Temperaturerniedrigung, durch Chloroformdampf, durch Sauerstoffmangel hemmen kann, um sie durch Beseitigung des Hemmungsmittels wieder in Bewegung zu versetzen.

Auslösung und Hemmung sind an sich mechanische Vorgänge, auch wenn sie im Thier, in der Pflanze sich abspielen. Ihr Verlauf hängt in jeder Maschine von deren besonderer Structur, bei einer chemischen Verbindung von deren Zusammensetzung ab. Mit den Pflanzen und Thieren wird es sich zweifellos nicht anders verhalten; die Reizwirkungen werden bedingt durch die Configuration des Organismus.

Diese für das Zustandekommen und die Möglichkeit von Auslösungsvorgängen erforderliche Structur besitzt aber wiederum einen einheitlichen Grundzug, durch den sie sich scharf kennzeichnen läßt: sie ist labil.

Unter labilem Gleichgewicht verstehen wir einen Zustand mechanischer oder chemischer Spannung, in welchem die Theile so gelagert sind, daß ein meist kleiner Anstoß von außen sie in Bewegung versetzt, oder eine chemische Reaction bewirkt. Der Zustand des labilen Gleichgewichts repräsentirt stets einen Vorrath von potentieller Energie, welcher disponirt ist, auf einen geeigneten Anstoß hin in kinetische Energie, d. h. in Bewegung, sich umzusetzen. Das Gleichgewicht wird stabil, sobald jener Vorrath an potentieller Energie verausgabt ist. Den Anstoß aber, welcher die Spannung des Systems in Bewegung umsetzt, nennen wir Auslösung.

Jedes geladene Gewehr, jedes aufgezogene Uhrwerk, jeder Dampfer, der an der Brücke hält, jeder telegraphische Apparat, so lange er ruht, befindet sich also in Spannung, im labilen Gleichgewicht; und diese Spannung wird zur Bewegung ausgelöst, sobald man das Gewehr abdrückt oder telegraphirt. Ein ganz analoger Zustand ist die Reizbarkeit der Thiere und Pflanzen. Auch sie repräsentirt eine Spannung, ein labiles Gleichgewicht, das der Reiz in Bewegung umsetzt und dadurch dem stabilen Zustande nähert. Letzterer braucht nie ganz erreicht zu werden, da das Leben gerade auf unausgesetzter Erneuerung der ausgelösten Spannungen beruht; wie auch der Apparat des Telegraphisten nie bis zur vollständigen Erschöpfung der Elektricitätsquelle gehandhabt wird.

Wenn wir somit zugeben können, daß jede Reizung bei Pflanzen und Thieren ein Auslösungs- oder Hemmungsvorgang ist, in Kürze also sagen dürfen, Reiz ist gleich Auslösung, so entsteht die Frage, ob dieser Satz auch umgekehrt werden darf, so daß er lautet: Auslösung ist Reiz. Es würde daraus die Reizbarkeit jedes unbelebten, aber labilen körperlichen System

folgen, jeder Maschine, jeder Taschenuhr, jedes Sprengstoffs, auch der Lawine, die von des Glöckleins Klang fällt.

Ich glaube, daß gegen diese Auffassung sich höchstens sprachliche, doch keine sachlichen Bedenken ergeben können. Warum sollte es nicht als eine Reizung durch Druck gelten, wenn der Befehlshaber eines Panzerschiffs durch seinen Zeigefinger den Coloß in Bewegung setzt? Spricht es nicht für Reizbarkeit durch Wärme, wenn eine Uhr mit mangelhaft compensirtem Pendel im Sommer verliert, im Winter gewinnt? Ist es nicht ein Lichtreiz, wenn die in einer dunklen Flasche friedlich vereinten Gase Wasserstoff und Chlor sich im Sonnenlicht zu Salzsäure verbinden? Ist es nicht ein chemischer Reiz, wenn wir mit einem Streichholz die Kohle entzünden, welche eine Locomotive treibt? Oder wenn wir ein Pfund Salz in Wasser gelöst haben, und das Salz nicht auskrystallisirt, bis wir einen winzigen festen Krystallsplitter des gleichen Salzes in die Mutterlauge werfen, dann aber die Krystallisation eintreten sehen — ist das nicht gleichfalls ein chemischer Reiz?

Die Betrachtung führt uns dahin, daß begrifflich Reiz und Auslösung zusammenfallen. Nur sprachliche Willkür vermag das Wort Reizbarkeit auf die Organismen zu beschränken. Daß sie dies thut, soll keineswegs getadelt werden, denn es hat sein Gutes, den Rahmen der Begriffe sprachlich nicht allzu weit auszudehnen. —

Durch vorstehenden Gedankengang ist, wie ich glaube, die Frage schon beantwortet, ob die Reizbarkeit einen fundamentalen Unterschied des Lebendigen und des Unbelebten bedingt. Es wäre ein Irrthum, dies anzunehmen; eine Verkennung dessen, was wir unter Reiz und Reizbarkeit zu verstehen haben. Es ist grundverkehrt, wenn man — was versucht worden ist — die Physiologie geradezu als die Lehre von den Reizerscheinungen definiren wollte.

Als wesentlicher, nicht zu verwischender Unterschied zwischen dem Reiche des Lebendigen und der Welt des Unbelebten bleibt nur bestehen die Fortpflanzung, die Entwicklung, die Assimilation. Die Reizbarkeit gehört nicht zu diesen Merkmalen von fundamentaler Bedeutung; wenn auch ihre Vervollkommnung im Nervensystem der höheren Thiere unsere Bewunderung erheischt. —

Es ist angenehm für eine wissenschaftliche Beweisführung, wenn sie durch gleiche Ergebnisse des Denkens bei Anderen, zumal bei Männern von hohem Ansehen, gestützt wird. Ich erlaube mir deshalb, auf die Stellung hinzuweisen, die Hermann Lotze, der nicht nur Philosoph, sondern auch Physiologe war, den hier behandelten Fragen gegenüber einnimmt. Lotze sagt im ersten Bande des „Mikrokosmos“ auf Seite 78 und 79 das Folgende:

„Die Reizbarkeit, die dem äußeren Einfluß unerwartete, weder an Stärke noch an Dauer, noch selbst in ihrer Form ihm entsprechende Rückwirkungen folgen läßt, schien das Lebendige vom Unlebendigen zu trennen; denn die Wirkungen des Letzteren meinte man vollständig aus der Summe aller gegebenen Bedingungen als selbstverständlich nothwendige Folgen entwickeln zu können. Man täuscht sich etwas in Bezug auf beide Glieder dieses Gegensatzes. Wo irgend ein äußerer Anstoß auf ein zusammengehöriges Ganze vieler Theile trifft, da hängt Größe, Dauer und Form der Endwirkung, die er erzeugen wird, nie von ihm allein, sondern zugleich und meist in viel höherem Grade von dem inneren Zusammenhang jener von ihm getroffenen Theile ab. Diese Reizbarkeit besitzt jede Maschine. Während der

Arbeiter ein äußeres Rad mit beständig gleicher Geschwindigkeit nach derselben Richtung bewegt, bewirkt das innere Getriebe, dem dieser Anstoß zu Theil wird, das abwechselnde Auf- und Absteigen eines Kolbens, der selbst, je nach der Art seiner Verbindung mit äußeren Gegenständen, auf die mannigfaltigste Art die Kraft seiner Bewegung weiter übertragen kann. Zwischen den Eindrücken, die wir von außen auf den lebendigen Körper treffen sehen, und der endlichen Rückwirkung, die von ihm ausgeht, steht auf völlig gleiche Weise die unendliche Mannigfaltigkeit seiner Theile mit ihren beständigen inneren Bewegungen in der Mitte. Haben wir im Allgemeinen ein Recht, auf dieses Zwischenglied die Erscheinungen der lebendigen Reizbarkeit zurückzuführen, ohne gleichwohl bei der großen Verwicklung der Lebensprocesse die Kette aller vermittelnden Glieder vollständig verfolgen zu können, so können wir in ihr nicht eine eigenthümlich wirkende Kraft des Lebens, sondern nur eine Form des Wirkens sehen, die dem lebendigen Körper mit jedem zusammengesetzten Gebilde gemein ist."

Ich glaube, diese Worte bedürfen keines Commentars. —

Die Wissenschaft ist ein Kampf um die Wahrheit. Was insbesondere die Physiologie anlangt, so glauben wir, in diesem Kampfe allemal eine Stellung erobert zu haben, wenn es uns gelingt, in das geheimnißvolle Dunkel eines ihrer Gebiete mit der hellen Fackel unseres physikalischen und chemischen Wissens hineinzuleuchten. So hat in der Zurückführung der Reizvorgänge auf Auslösungen die Wissenschaft allerdings ein Problem gelöst. Doch gleich hinter der genommenen Bastion thürmen sich andere in unabsehbarer Zahl, eine höher und fester als die andere. Schon vor der überaus complicirten Structur der sensiblen Apparate in unseren Sinnesorganen wie im Protoplasma einer einfachen Zelle beben wir scheu und staunend zurück. Nicht die leiseste Aussicht erblicken wir zur Zeit, bis auf den Grund dieses Getriebes feinster Spannungen eindringen zu können. Rüstiger Arbeit der Zukunft wird die Entzifferung mancher Runenschrift noch gelingen. „Zeit und Arbeit wandeln das Maulbeerblatt zum Seidenkleid", sagt der Chinese. Doch von der Ueberzeugung, daß immer ein Rest des Unlösbaren bleiben wird, sind wir wohl Alle durchdrungen. Einer jeden Zeit ist die Aufgabe gestellt, das für sie Lösbare vom Unlösbaren zu trennen und sich der Bearbeitung des Lösbaren zuzuwenden. Auf diese Weise sind alle Fortschritte der Wissenschaft errungen worden.

Ich schließe diese Untersuchung mit folgendem beherzigenswerthen Worte Goethe's, das sich bei Eckermann[1]) findet:

„Es gibt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respect. Es ist uns schon geholfen, wenn wir es überall nur wissen, wiewohl es immer sehr schwer bleibt, zu sehen, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten, und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich befestigt, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt gestehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beizukommen ist und die Natur etwas Problematisches hinter sich behalte, welches zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen."

[1]) Gespräche, 16. Februar 1827.

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Ein Frühvollendeter.

II.

Hinüber und herüber nun, während ich an meinem „Herbst in Wales" arbeitete, gingen die Briefe, von denen keine mehr als die meines Emanuel Deutsch mir die Stimmung jener Tage zurückrufen. Auch seine Seele war von einem Verlangen erfüllt, das eben angefangen hatte, sich selber klar zu werden; wie meine Sehnsucht nach dem Westen, ging die seine nach dem Osten, und immer wieder, wenn er eben noch munter gescherzt und fröhlich gelacht hatte, machte sie sich in irgend einer Improvisation Luft. Es war manchmal, als ob er, wenn Alles erschöpft, das letzte, das erlösende Wort erst in einer Vision des Orients finde, z. B. sei Folgendes aus einem Briefe (vom Mai 1857) mitgetheilt, in welchem er mir einen Frühlingsausflug mit der Familie Freiligrath schildert:

„Der Einsiedler von Hackney grüßt Dich sammt Einsiedlerin und Brut und ein Gleiches thut der (ci-devant) Einsiedler von Alfred Street. Wir waren gestern, an einem Sonntag — und diese sehen in England immer anders aus als in Kurhessen — in Hampton Court, dem reizendsten aller Lustschlösser, durchstrichen die Säle, verrichteten unsere Andacht vor Raphael, Murillo, Holbein — die Kinder, viel lieblichere Gruppen noch, probirten die goldenen Sessel, jauchzten und wilderten zum Entsetzen ‚gepuderter Sclaven' hin und her. Dann ‚entwandelten' wir durch den Garten, aber nicht, wie in der Ballade, ‚bei der Sterne bleichem', sondern bei der Sonne leuchtendstem Schein. Die Strahlen umflossen uns wie Glorien, in üppigster Blüthe dufteten die Bäume wie die des Schwarz- und Odenwaldes und ihre Riesenwipfel loderten himmelan wie gigantische Dichtergedanken, rothe Blumen und blaue standen am Wege, Vögel jubilirten (auf Deutsch), die Fontänen plätscherten drein — wir aber tranken Bier dazu, und uns war sehr wohl, während Luischen [1]), der schwarzäugige Lockenkopf, sich an mich schmiegte, wie sie sich — leider erst, wenn wir nahezu grau sind — an einen wahrscheinlich nunmehrigen

[1]) Freiligrath's zweite Tochter, Luise, damals noch nicht ganz acht Jahre alt, seit 1869 vermählt mit Herrn Heinrich Wiens in London.

Unter-Septimaner schmiegen wird. Von Hampton Court per Fly (bitte nicht zu übersetzen Fliege oder Floh, sondern offene Chaise) nach Kew, und der Bushy Park, eine unendliche Wildniß voll der gewaltigsten Kastanien und Linden, lief den halben Weg mit, wehend und duftend. Die weißen Blüthenkränze waren rein und voll wie das Myrthenkrönlein vor der Trauung. Dazwischen brachen Rudel von Rehen hindurch, schen einen Moment die klugen Augen auf uns heftend und zurückjagend wie der Wind, weit ab von Menschenfreude und Liebe. Du kennst Kew und die Brücke, den Strom mit den unzählbaren Booten und Menschentausenden, in der Ferne Wasservögeln gleichend, die mit den Flügeln die Fluthen schlagen. Und zuletzt die Heimkehr und der wunderschöne Mondscheinabend in Hackney! . . . Wohl war's keine mondbeglänzte, aber es war doch eine Zaubernacht; Sternmyriaden strahlten nieder, durch die Lüfte zogen ungesprochene Liebesworte — ungeküßte Küsse schwebten durch die Flieder- und Rosenbäume, und Menachem ben Ibrahim, der unbekannte altarabische Dichter, erhob seine Stimme und sang:

Oft in stillen Nächten drängt's mich himmelan zu schauen,
Wo die goldnen Sterne kreisen hoch im Aetherblauen,
Drunten geht ein weiches Hauchen, Flüstern, Wehen, Kosen,
Wie ein Traum der Sehnsucht steigt der Duft aus Wald und Auen,
Wo die Blumen und die Blüthen leis' erschauernd harren,
Bis die süßen Tropfen in die Kelche niederthauen.
Fernher klingt verlornes Singen schlummertrunkner Vögel
Aus den hohen Wipfeln, schwankend in der Luft, der lauen.
Und die Welten droben, rollend in dem Ungemess'nen,
Sehn mich an und winken, wie die Augen holder Frauen —
Da gedenk' ich Allah's *Liebe*, groß wie seine *Allmacht*,
Thränen tropfen, und die Seele bebt in heil'gem Grauen . . .

Es war verabredet worden, daß ich in diesem Sommer 57 nach London zurückkehren sollte. Doch in diese Zeit fiel die Uebersiedelung meiner Eltern aus unserer hessischen Heimath nach Hannover, und andere Hindernisse traten hinzu, welche die Reise für diesmal unausführbar machten. Ich kam nur bis an das Meer, das zwischen dem Festland und den Klippen von Dover rauscht — dieses Meer, das wir beide so sehr liebten. Abermals drängte der Freund: Ich solle nach Wales nun auch Schottland und Irland kennen lernen. „Weder Du noch irgend Jemand kann eine Ahnung von der Pracht und Fülle der Volkslieder ꝛc. haben, die sich früher im MS. und zuletzt in den *nicht verkäuflichen* Sammlungen der einzelnen Clubs, z. B. des Roxburgh Clubs, und vielen, vielen anderen, natürlich meist ohne Auswahl, zusammengetragen und treu copirt vorfinden — abgesehen davon, daß Dir jetzt auch ein ganz andrer Blick auf Land und Leute zu Statten käme . . ." Sein Hauptargument aber war der neue Lesesaal des British Museum, der wie ein achtes Wunder der Welt über Nacht sich aufgethan hatte — denn Alles war unter des genialen Oberbibliothekars Panizzi Leitung in der Stille vorbereitet worden, bis es eines Morgens, wie durch Magie hervorgerufen, fertig dastand. „Ich habe", so ruft Thackeray aus, „alle Arten Dome, von Peter und Paul, Sophia, Pantheon — was nicht? — gesehen und bin von keinem derselben so stark ergriffen worden, wie von diesem wahrhaft katholischen Dom in Bloomsbury, unter welchem unsere Millionen von Bänden ein Heim gefunden haben[1]).

[1]) Cornhill Magazine. 1860. I, 133; im Nachruf an Macaulay.

Mit jugendlicherem Enthusiasmus noch, mit der Wärme, die dem eigenen Antheil entsprang, schrieb mir Deutsch:

„Erzählte ich Dir nur eine Minute lang von dem geheimen Zauber unseres Feendomes, wie da Alles heimlich springt und fliegt, lautlos, unsichtbar, mit beängstigender Schnelle, wie sich unschuldige Lederstückchen, Attrappen nicht unähnlich, plötzlich zu riesigen Schreib- oder Lesepulten aufbäumen, den wie von selbst rollenden Sesseln, unter denen Du die Wahl hast zwischen rothem Saffian, feinem Strohgeflecht und glänzendem Mahagoni — von all' diesen Dingen, die den unglücklichen Leser mit aller Gewalt von der Arbeit abhalten — ja, wenn ich Dir das in der blassen Abenddämmerung am Strande erzählte, und die Wellen murmelten so sonderbar drein, Du träumtest weiter, sähest die Kuppel höher und höher sich wölben, die Glasdecke mit dem Aether verschmelzen, die Säulen zurücktreten bis an der Welt fernste Grenzen, das blitzende Gold ringsum wären die Sonnenstrahlen, die den Erdkreis mit Eins erfüllten, die fremdblickenden Menschengestalten, Sonnenstäubchen gleich aus entlegenen Zonen hierher getragen, wären die Nationen selbst, geeint in freudiger, aufopfernder Liebe, dem Genius der Menschheit opfernd ihr Ringen und Streben, ihr Wissen und Können — dann würde auch das leise, fast ätherische Gelispel in dem unabsehbaren Raume anschwellen zu einem jener das All durchklingenden Hallelujas, wie sie die Seele des Dichters ahnt, heute wie vor Jahrtausenden."

Er findet selber, daß er hier „exaltirt" geworden, entschuldigt sich aber damit, daß er immer so werde, wenn er an den letzten Herbst zurückdenke, der, „so wunder-wunderschön" war. Seine Seele rang beständig nach einem Ausdrucke für das, was ihm jetzt und lange noch versagt blieb, wofür er sich noch nicht reif hielt. „Freiligrath", hieß es in einem dieser Briefe, „drängt mich zu schreiben, viel zu schreiben — ach, wenn es nur kein Orientalisch gäbe! . . ." Dann, ein andermal: „Auch von Berlin sind mir wiederholt Aufforderungen zugegangen — aber ich kann mich nicht recht zum Schreiben bringen, so nöthig es mir auch wäre; die Luft erstickt mich hier, und wer weiß, wie theuer ich mein ehrenvolles, viel beneidetes Amt werde zu bezahlen haben." Klagen, wie diese, wiederholen sich, Ahnungen, die heute noch, da sie sich längst erfüllt haben, den überlebenden Freund traurig machen. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß Emanuel Deutsch, noch dazu, namentlich in diesen ersten Jahren, sehr schlecht bezahlt und darum gezwungen, sich mit allerlei Nebenbeschäftigungen, z. B. der Erziehung mißrathener Söhne seiner Vorgesetzten abzugeben, der Arbeitslast erlag, der sein zart organisirter Körper auf die Dauer nicht gewachsen war. Erst nach seinem Tode ward auch bekannt, daß, trotz der herrlichen Außenseite des British Museum, dessen innere Räume höchst gesundheitsgefährlich waren und in gewissem Sinne Deutsch (und noch ein anderer Beamter, Mr. Warren) ihre Opfer geworden sind. Die Presse, vornehmlich auch die medicinische, bemächtigte sich damals der Angelegenheit, Untersuchungen wurden angestellt und Abhülfe geschafft; nun man diese Dinge weiß, wird man auch folgende Briefstelle nicht ohne Bewegung lesen: „Ich muß Dir nur gestehen, daß mein Beruf mir nachgerade fürchterlich wird; die Tantalusbeschäftigung allein wäre es noch nicht, die mir ihn verhaßt macht, aber der sichtbar traurige Einfluß auf meine geistige und körperliche Gesundheit und Frische, wie er bei solcher Arbeit und meinem Naturell

sich auch von selbst ergibt, macht mir ernstliche Sorgen." Dazwischen dann wieder das schmerzliche Verlangen nach jener Arbeit, die vor allen anderen ihm am Herzen lag. „Viel hat sich in mir und um mich geändert. Friede ist nicht da und kommt nicht und wird nicht kommen; aber der Drang, mich irgendwie zu bethätigen und an Vertiefung oder Lösung gewisser Fragen laut mitzuwirken, läßt sich nicht länger bändigen. Du möchtest zeitigen helfen — doch nein, nonum prematur in annum. Du weißt, wovon ich rede."

Wohl wußte ich es, und nicht neun, sondern volle zehn Jahre noch hat es gewährt, bis die Welt das erhielt, was doch schließlich nicht das Werk selber, sondern nur dessen glänzende Verheißung war. Aber in diesen Stimmungen, welche wechselten wie die Wolken am Frühlingshimmel, brach immer aufs Neue die Sonne der Heiterkeit und des Jugendmuthes durch. Wieder war es Mai geworden; „und", schrieb er mir, „ich glaube wirklich ernsthaft krank gewesen zu sein — Gottlob, gewesen. Nicht alle Bücher sind mehr dumpf und wüst, nicht alle Blätter gelb, nicht auf allen Würmer und Staub. Rauschende Wipfel, Vögel und Schmetterlinge, Blumen und Licht — und wieder blüht's und jauchzt es in mir."

Und welch ein Jubel erst, als wir uns im beginnenden Sommer des Jahres 1858 wirklich wiedersahen! Welch unvergeßliche Zeit, welch ein Glück ohne Aufhören, jeder Tag ein Fest voll seligen Erwartens und frohen Gelächters! Wie ganz anders auch in der Junisonne, dieser immer noch halb verschleierten Sonne, sah London aus, mit dem bläulichen Duft über den Straßenfernen und den Wiesengründen der Parks! Wir gingen dahin, von früh bis spät, als ob wir nach all den Herrlichkeiten der Welt nur die Hand auszustrecken brauchten, in jenem Uebermuth der Jugend, der mit den Dingen um sich her ein lustiges Spiel treibt, und auch hier war Deutsch der Originator, der Erfinder. Der arme Professor, dessen Ausdrücke, wenn er englische Redewendungen buchstäblich übersetzte, so komisch wirkten, ward uns eine typische Figur, die wir mit den wunderlichsten Attributen ausstatteten; im Geiste führten wir ihn — guter Mann, der von unseren Schlechtigkeiten nichts ahnte! — mit uns spazieren, machten bald hier, bald dort vor irgend einer verlockenden Aufgabe Halt und ergötzten uns an den imaginären Verdeutschungen, die wir, unser Original weit überbietend, ihm in den Mund legten. Kein vorüberfahrender Omnibus, keine Ladeninschrift, die nicht Stoff geboten hätten zur Uebung unserer Kunst — „the 'bus" (Omnibus) hieß nun: „Der Eine für Alle", der Pianofortefabrikant — piano-forte-maker — ward zum „Leisestarkmacher", und aus „the rising sun" — einem sehr beliebten Wirthshausschild — „der reisende Sohn"; der „splendid porter" der berühmten Brauerei von Courage & Co. verwandelte sich in den „glänzenden Träger von Muth und Gesellschaft" und selbst den „gentleman", für den es nach englischer Auffassung überhaupt kein Aequivalent gibt, verschonten wir nicht, indem wir ihn den „Sanftmann" nannten. Und also ging es fort in infinitum, mit und manchmal auch ohne Grazie; denn nachdem wir einmal, wie die Kinder, Gefallen an diesem Zeitvertreib gefunden hatten, ließen wir nicht mehr ab davon, und unser Wortschatz bereicherte sich unaufhörlich, bis wir endlich in einer

Sprache mit einander redeten, die nur noch ein einziger außer uns beiden verstand —: Ferdinand Freiligrath. Ich habe mich nachmals gefragt, wie wir dazu kamen, ihn gerade, den von uns so hoch gehaltenen Dichter, in unser lächerliches Geheimniß einzuweihen und warum er so bereitwillig darauf einging. Vielleicht, weil die Harmlosigkeit und Güte dieses, in den entscheidenden Dingen doch unerschütterlichen Mannes, die noch immer jugendliche Frische seines Geistes und sein Humor uns ein unbegrenztes Vertrauen einflößten; vielleicht auch, weil er, der in seinen Gedichten vor Allem der unvergleichliche Wortmaler und Wortbildner ist, an diesen minderen Scherzen sein unschuldiges Vergnügen hatte. Genug, daß er receptiv und mitschaffend daran Theil nahm; und was aus den, mit seinem großen Schweizer Freunde, Gottfried Keller, gewechselten Briefen ersichtlich ist, wird man auch — wenn ich sie zum Vergleich heranziehen darf — in den an mich gerichteten bestätigt finden: daß Ferdinand Freiligrath Spaß verstand.

Aber den Erheiterungen solcher Art fehlte der ernstere Hintergrund nicht. Ich hatte den Winter in Hannover benutzt, um mich auf den neuen Aufenthalt in London vorzubereiten. Die Königliche Bibliothek im Archivgebäude, durch den länger als hundertjährigen Zusammenhang Hannovers mit England namentlich reich an englischer Literatur, bot mir alle wünschenswerthen Hülfsmittel; und als ich nun zum zweitenmale nach London kam, da konnte ich die so zaghaft in dem kleinen „reading room“ des British Museum begonnenen Studien unter der wunderbaren Domkuppel mit viel größerer Sicherheit wieder aufnehmen. Bald war ich wie zu Hause darin, mit Bergenroth nicht weit von mir, mit den leitenden Beamten bekannt und mit dem Gefühl, drinnen im Sanctuarium selber den besten Freund zu haben. Wir zogen in dasselbe Haus, wir trennten uns nicht mehr, weder bei den Besuchen, die wir den Freunden abstatteten, noch bei den Sonntagsausflügen aufs Land oder an die See, noch endlich im August, als ich meine Reise nach Irland antrat, die mir vorgeschwebt, seitdem ich in Wales ein tieferes Interesse für das keltische Volk, seine Lieder, seine Märchen und seinen gegenwärtigen Zustand gewonnen hatte. Deutsch begleitete mich, zuerst zu den Verwandten in die Provinz, denen ich jetzt doch auch etwas reifer gegenübertrat, dann auf der Fahrt durch Wales zu der Farm, in der ich zwei Jahre früher von dem Unbekannten ergriffen ward, das mich jetzt endlich auch hinüberzog nach der von Liedern und Legenden umwobenen „Insula Sanctorum“. Mit uns ging das Buch, das Deutsch mir an jenem Abend in Euston Square geschenkt und wie viel hatte sich seitdem gelichtet, geklärt und geebnet in meinem Leben! Auch in dem des Freundes? Nein, er suchte noch immer, wo ich schon gefunden zu haben glaubte. Vor uns, unter dem ahnungsvollen Schimmer eines Himmels, an dem Wolken und Sonne rascher wandeln als an irgend einem anderen, lag das Eiland, einst, in fernen Zeiten, das äußerste der westlichen Welt, ihr erträumtes Paradies, ihre Atlantis, eine Stätte des frühen Christenthums, von dem die Ruinen der Klöster und Kirchen, die Rundthürme, die mit geheimnißvoller Schrift bedeckten Steinkreuze noch Kunde geben, der Sitz von Königen und Helden, deren Schatten mit denen der Heiligen und den Nebelgestalten Oisin's (des irischen Ossian) in Sang und

Sage dahinwallen über weite Haiden und Sümpfe — das Land, das so traurig ist und so schön —

Weinend und lachend — hold Revier,
Und holder, weil du so verweint!
Scheint selten auch die Sonn' in dir,
's ist Himmelglanz, wenn sie dir scheint.

Jetzt verstand ich den Dichter, der diese Verse geschrieben auf einem jener märchenhaften Myrtheneilande der Seen von Killarney; jetzt aber auch das Glück, dies Alles mit einem Freunde theilen zu dürfen, der so schönheitsbedürftig und so selbstlos war wie dieser. Manchmal wohl regte sich's in seiner Seele, wenn er mich am Morgen vor dem Aufbruch oder am späten Abend noch an meinem Tagebuche schreiben sah, während er stundenlang mit wachen Augen träumen konnte, halb wehmüthig, halb ironisch in das Leere blickend. Doch wie schuf er gerade dadurch mit an dem, was ich vorhatte! Sein Empfinden erhöhte das meine, seine Phantasie, sein Witz wußten jeder fremden Erscheinung den charakteristischen Ausdruck abzugewinnen und manchen trüben Tag in den Einöden des wilden Westens oder den rauhen Gegenden der felsigen Nordküste hat seine sonnige Heiterkeit erleuchtet und durchwärmt. Nach London zurückgekehrt, war er unermüdlich, in den Vorräthen des British Museum nach brauchbarem Material für mich zu suchen, und half mir, den „brogue", das gebrochene Englisch des irischen Mädchens besser verstehen, das Brighit hieß, wie die Schutzpatronin ihres Landes, und wie von dieser gesandt mir mitten in der wunderlichen Romantik von Golden Square erschien. Echtes Keltenblut, von jener unregelmäßigen, fast wilden Schönheit ihrer Rasse mit ganz dunklen Augen und tiefschwarzem, struppigem Haar, wurde die nach London verschlagene Tochter Erins mir ein Quell irischer Redensarten, irischer „bulls" und irischer „folk-lore"; nach ihr habe ich die Heldin der „Myrthe von Killarney" genannt, jenes für mich zum Symbol gewordenen Arbutusbaumes, der zu gleicher Zeit seine weißen, lilienhaften Blüthen, seine rothen, erdbeerartigen Früchte trägt, und ihr Bild, wie sie, Märchen erzählend, vor mir sitzt, hat Eduard Hildebrandt gezeichnet.

Das geschah ein Jahr später, im December 1859, nachdem der erste Band meiner „Insel der Heiligen" bereits erschienen war, und damals auch erhielt ich den folgenden Brief meines einstigen Reisegefährten:

„Sei mir nicht böse, daß ich erst heute, drei Tage nach dem Empfange Deines — meines — Buches Dir schreibe; es hat mir im Londoner Nebel und Wust die Stimmung nicht kommen wollen. Es waren schöne Zeiten! Und wie Du das Alles herauf beschworen in heiteren und ernsten Bildern, da dacht' ich nicht nur jener Sommermonde voll Lust und Qual, sondern dachte auch des Herbstes und „green Erin's", und das Herz ging mir über. Ich habe, da wir von Killarney schieden, zwei Zeilen in memoriam in mein Tagebuch geschrieben, und diese zwei Zeilen summen mir fort und fort um die innerste Seele herum — sie sind durchaus nicht neu, aber ‚ganz gut' und lauten:

Himmelhoch jauchzen,
Zum Tode betrübt —

Soll ich eine Zeile weiter gehen? Ich müßt' es lügen . . . Das Lied ist aus und ein wunderbarer Klang ist mir davon im Herzen geblieben wie das Echo der letzten Rose auf dem See, im Abendsonnenschein. Und wie ich Dir das schreibe, so sehe ich Dich wieder vor mir, leibhaftig, mit dem weißen Hütlein, der gelben Tasche und der Waidflasche am grünen Band — ein Zeichen, daß sie leer war, sonst hätte ich den Ehrenposten übernommen — ich sehe Dich vor mir, Abschied nehmend vom ersten bis zum letzten Onkel — dann ‚reitest' (to ride — fahren) Du in mannhafter Würde gen Killarney ‚auf dem Topse des Einen für Alle' (on the top of a 'bus) und Boots (der Hausknecht) und Thaddy (der Bootsmann) preisen uns die Gegend, bis wir sie stumm sein heißen und selber verstummen inmitten all' der blaugoldnen Glorie um uns her. Dann zerreiße ich mein Röcklein beim ersten Nachtausflug, den Du so treu in Wortmusik gesetzt hast, und dann kommt Jack Lowney (der Hornbläser), dann die Seen, dann der Mittag in der Bucht und dann, bei dem Toast aufs Vaterland, verwirren sich mein Sinnen und Schauen; ich sehe weder Dich noch mich, noch Himmel und Erde — ich möchte nur, daß äonenlang Pan so schliefe, ungeweckt, und wir armen Sterblichen, unter Arbutuswäldern begraben eines seligen Todes sterben könnten auf der blauen, stillen Welle. Doch da bist Du wieder hoch oben auf dem letzten Zinnengetrümmer von Roß Castle, schaust aufwärts, niederwärts und prägst Dir's daguerrotyp-gleich ins Auge und ins Herz, um der Menschheit von all' der unsäglichen Pracht zu singen und zu sagen. Ich pflücke eine rothe Blume, und da liegt sie vor mir neben den wilden, blauen Veilchen, die mir Margareth in der Farm Wern gegeben. Weiter geht's durch die Wüstenei im Regen und Sturm und allerlei Graus, bis ich Dich zehn Schritte vom Atlantic ein Grogglas erheben sehe — ein Trost und Labsal den betrübten Seelen — und der ‚Dachter' (irische Aussprache für Doctor) gibt uns Gefährt und Segen bis zum blühenden Westport, wo ein Schiff im Hafen wimmelt, auf welchem ein Matrose in der Sonne liegt. Und sie war glorios diese Sonne, nach Connamara's jammervoller Thränodie, auf die sie nicht herab scheinen mag. Denkst Du noch an das hochzeitsreisende Paar uns vorauf, und wie die uns nachher desavouirt haben im schönen Wetter? Oder war's nur unser immer lumpiger werdender Anzug? Wie das in dem Parke des Marquis von Sligo geblitzt und gefunkelt hat! Wie die Bäume da rauschten! Herr Gott, war das schön. Auch die Mägdlein am Bache, Nacken und Knöchel badend, waren gut, sehr gut. Dann sehe ich Dich in urgemüthlicher Ruhe die Wirthsstube in Ballina auf- und niederschreitend, nachdem Du einige der allerletzten Schillinge an den betrüglichen Boots verschwendet hast — carris[1]) causa — und ich halte zornige Reden pro domo, drohe mit englischen Armeen oder französischen und o Wunder! — es, das Geld, kam wieder. Und so geht's weiter und weiter, jedes Steinchen am Wege, jede blanke Blume — und ihrer sind viele auf der Insel der Heiligen — grüßt und grüßt und nickt. Da taucht Bulrush in grausiger, meergepeitschter Finsterniß herauf und Du stehst — within half an inch — an der Schwelle des Nichts. Da hab' ich Dich wirklich durch die erste besonnene That in meinem Leben — Schweigen zuerst und Ruhe dann — beinahe allein gerettet . . .

„Daß ich Dein Buch gelesen und verstanden, brauche ich nun nicht weiter zu ‚begründen' . . . und da es aus war, war auch das Licht allerdings sehr tief herunter gebrannt, aber ich hätte gern ein neues angezündet, und noch eines und weiter eins. Aber aus war's, und bis Scheherezade wieder anfängt, ist's Lenz geworden, die Bäume schlagen dann aus, Veilchen blühen und die Schwalben kehren wieder . . ."

So schloß jeder Brief auf der einen und — sicherlich auch! — auf der anderen Seite mit der Hoffnung des Wiedersehens, die noch manches Jahr in

[1]) Car ist der eigenthümliche irische Wagen — „irish car".

Erfüllung ging. Denn mein Leben war jetzt getheilt zwischen Berlin, das seit 1859 mein fester Wohnsitz geworden, und London, wo ich in Gedanken immer und in Wirklichkeit jeden Sommer verweilte, um im Herbste mit der Ernte heimzukehren, „Denke an die gefüllten boxes," hatte mir Deutsch einmal geschrieben, „die Du wieder mit Schätzen reich gefüllt an die heimischen Gestade rückführen würdest." Diesen Sommer, den von 1860, während Deutsch die Heimath besucht und auf der Rückfahrt in meinen drei kleinen Zimmern in der Französischen Straße sich „wie zu Hause" gefühlt hatte, war ich auf den Normannischen Inseln; aber in London trafen wir wieder zusammen und nahmen, als die Novembernebel zur Heimreise mahnten, nur kurzen Abschied. Die folgenden Sommermonate führten uns nach Kent und dem Seestrand und die letzte Reise, die wir gemeinsam machten (1861), war die nach den englischen Seen — zauberisch schöne Tage auch sie, da wir von einem dieser schilfbewachsenen Gewässer zum anderen wanderten, aus dem lieblichen, hügelumkränzten Idyll von Westmoreland zu den großartigeren, aber eintönigeren und düsteren Anblicken der Berge von Cumberland, die schon nach den schottischen hinüberschauen — und immer erinnert an die Dichter der „lake-school", die nach diesem Districte genannt, die hier gelebt haben und von denen Wordsworth und Southey hier begraben sind. Auch das Häuschen am See von Grasmere wird noch gezeigt, in welchem Coleridge gewohnt hat, und nach ihm de Quincey, der „Opiumesser". Ein Arom liegt in der Luft, etwas Einlullendes, Traumhaftes, dem wir uns willig hingaben. Einmal unter den Lorbeerhecken am Rande des Sees von Windermere, schrieben wir, Jeder in sein Notizbuch, diese Verse:

Still an die träumende Stirne schmiegt
Sich eine blühende Ranke,
Und zwischen Himmel und Erde fliegt
Ein letzter Jugendgedanke.

Ein andermal — es war schon Nacht, eine tiefe, laue Septembernacht — standen wir am Fenster des kleinen Wirthshauses von Newby Bridge, Alles ruhte schon, ununterbrochen durch die Stille klang nur das Rauschen eines nahen Wasserfalles. Wir hatten lange stumm gelauscht, als Deutsch, leise murmelnd, und nur für sich ein paar Strophen aus Tennyson's wunderschönem Gedicht „the brook" zu sprechen begann, in welchem der Bach erzählt, wie er sich an Wiesen und Nußbäumen vorbeistiehlt, die süßen Vergißmeinnicht bewegt, die für glücklich Liebende wachsen, wie er die Sonnenstrahlen auf seinen Wellen tanzen läßt und unter Mond und Sternen weiter zieht, hier an einem Wehr und dort an einem Büschel Grün zögernd, bis er wieder hervorkommt, um sich mit dem randvollen Strom zu vereinen, immer verschwindend und immer wiederkommend —

For men may come and men may go,
But I go on for ever.

Hatte Deutsch, als der Fall dieser Verse sich rhythmisch mit dem des Wassers zu verbinden schien und zuletzt von ihm mit fortgenommen ward, eine Ahnung, daß wir uns so nicht wieder sehen, daß die Jugend dahin, daß der

Ernst des Lebens beginnen, daß unsere Wege sich trennen würden und Keiner von dem seinen wisse, wohin er ihn führen oder wie bald er enden werde? Dieser Moment an den englischen Seen ist mir tief eingeprägt geblieben und indem ich ihn mir zurückrufe, muß ich des anderen Dichterwortes gedenken von dem Freunde, mit dem man in der Einsamkeit genießt:

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Wir setzten unsere Fahrt noch bis Edinburgh fort, aber von hier ab waren unsere Interessen nicht mehr dieselben, oder richtiger gesagt, er hatte jetzt eben begonnen, die seinigen ernsthafter wahrzunehmen. Mich zog es weiter nach den Hochlanden; Deutsch blieb, weil Beziehungen zu der großen Buchhändlerfirma Chambers und einigen angesehenen Männern der Wissenschaft, die seit etwa Jahresfrist angeknüpft sein mochten, ihn in dem schottischen Athen fesselten. Der Drang, sich mitzutheilen, mitzusprechen in den Dingen, die er so gut verstand, war immer stärker geworden und der Schriftsteller in ihm endlich zum Durchbruch gekommen. Er hatte früher schon Versuche gemacht, in Deutschland Anknüpfungen solcher Art zu finden, und ich war ihm dabei behülflich gewesen. Ein Aufsatz von ihm war in „Westermann's Monatsheften", Anderes in anderen Zeitschriften erschienen. Die tägliche Sorge, das Bedürfniß, sein inzwischen wohl erhöhtes, aber immer noch geringes Diensteinkommen zu vermehren, gab zu diesen ersten Schritten den entscheidenden Anstoß. „Kannst Du mir nicht irgend eine solide Handwerksarbeit, Uebersetzung oder dergl. verschaffen?" schrieb er mir schon im December 1859. „Sonst kann ich weder meine Schulden bezahlen noch nach Deutschland (auch im nächsten Jahr nicht) kommen. . . Ich will schon fleißig sein und schreiben, daß es kracht. Du mußt im Anfang ein bißchen nachkleistern; ich bin ganz aus dem Zeug. Aber ich bitte Dich dringend, von meinen Verlegenheiten, die sehr arg sind, zu schweigen; ich habe überdies einen gelehrten Kram unter der Hand, den ich über eine Weile im Druck ausgehen lassen will — und das würde sich nicht schicken." — Etwas später, als durch meine Vermittelung einige seiner Gedichte gedruckt worden waren, rief er aus: „Laß mir doch ja das London und meinen Namen fort! Ich, der ich zu Gott weiß welchen gelahrten und Amtswürden meine Augen erhebe, soll mich nun plötzlich adreßkartengleich im Post-office-directory of the German Parnassus eintragen lassen! Der Name bleibe stehen, er ist ein deutscher, with a vengeance, und wird künftigen Geschlechtern als ein Pseudonym erscheinen." — Es war, als ob er nur auf Seitenpfaden zu der Gattung von Literatur gelangen solle, zu der sein Genius ihn berufen und die stets sein eigentlicher, niemals aus dem Auge verlorener Lebenszweck gewesen.

Unterdessen hatte sich ihm Gelegenheit geboten, auch für englische Blätter zu schreiben, Anfangs kleinere Notizen über deutsche Literatur im „Critic", denen 1861 sein erster größerer Artikel — ich glaube mich nicht zu irren — in der „Literary Gazette" folgte. Der Gegenstand lag seinem eigentlichen Studiengebiet sehr fern; es handelte sich um — Wagner's Tannhäuser!

Ich hatte mich im August jenes Jahres nach Lower Walmer, einem Dörfchen an der Küste von Kent, begeben und wohnte dort in einem bescheidenen Häuschen, Douro Cottage genannt, das aber, von Myrthen und süßduftendem Geisblatt umkränzt, einen wundervollen Blick aufs offene Meer hatte. Zur Rechten lag die kleine Hafenstadt Deal, und gegenüber erhob sich Walmer Castle, in dem der damalige „Lord Warden of the Cinque Ports", d. h. der Gouverneur der alten, englischen fünf Häfen, von denen jetzt kaum einer noch am Wasser liegt, Lord Palmerston, residirte, jünglingshaft noch als Greis, wenn er am Morgen, mit seinem frisch gerötheten Gesicht und silberweißem Haar, den Jockey hinter sich, aus dem Park geritten kam. Hier, am Schluß jeder Woche, vom Sonnabend über den Sonntag bleibend, besuchte mich der Freund, und hier, am Rande der See gelagert, über welche die Schiffe nach Deutschland fuhren und von Deutschland kamen, las er mir seine Arbeit vor. Es war eine Besprechung des eben erschienenen „Tannhäuser or the Battle of the Bards. A Poem. By Neville Temple and Edward Trevor". Unter dem einen Pseudonym verbarg sich der jüngere Lord Bulwer-Lytton, der sich später als Dichter Owen Meredith nannte, Vicekönig von Indien und zuletzt englischer Botschafter in Paris war; unter dem anderen sein Freund Julian Fane. Was diese beiden jungen, vornehmen Herren zu Stande gebracht hatten, war in der That von Anfang bis zu Ende nichts, als eine nicht ungeschickte, zum Theil allerdings ganz wörtliche Nachbildung des Wagner'schen Operntextes in epischer Form und Blankversen. Nicht nur entsprachen der Gang der Handlung und die Charakteristik der handelnden Personen genau dem Originale: die Scene selbst, der Hörselberg, der Rittersaal auf der Wartburg, der Einzug der Gäste, die Procession der Pilger — es war Alles geschildert, wie man es aus den Tannhäuser-Aufführungen kennt und Bulwer-Lytton, der 1859 Attaché der britischen Gesandtschaft in Wien ward, dort manchmal im Kärnthnerthortheater gesehen haben mag. Man kann sich vorstellen, mit welchem Behagen mein Freund diese Blume der Poesie zerpflückte, Blatt für Blatt, und auf jedem die schönsten Anklänge fand, im „nodding star of eve" den holden Abendstern und in „the Goddess of Beauty" die Göttin der Liebe wiedererkannte; mit welchem Gaudium er den Landgrafen rufen hörte:

Up! up! loved singers, smite into the chords —
Auf, liebe Sänger! greifet in die Saiten;

und die „four pages", die vier Edelknaben:

Sir Wolfram of the Willow-brook, begin!
Wolfram von Eschenbach, beginne!

Sein Haupttrick zum Schlußeffect aber war der folgende. Die beiden Dichter hatten es wohlweislich vermieden, ihre Quelle zu nennen; aber unabsichtlich war ihnen doch eine Wendung entschlüpft, die sich ein witziger Kopf, wie Deutsch, nicht entgehen lassen konnte. Das Gedicht endet nämlich mit einem kurzen Epilog von drei Zeilen, in denen es, als Erzählung, einem „Saxon Bard" in den Mund gelegt wird. „So sang the Saxon Bard" recitirte Deutsch feierlich, um gleich darauf in ein fröhliches Gelächter auszubrechen, als er

fortfuhr: es sei wohl aller Ehren werth, daß „the two noble poets“ sich schließlich auf ihre Pflicht besonnen hätten, wenn es auch immerhin eine gewagte, poetische Licenz und eine starke Zumuthung an den mit den Umständen nicht bekannten Leser bleibe, daß unter dem „Sächsischen Sänger“ der — im Königreich Sachsen zu Leipzig geborene Richard Wagner verstanden werden solle!

Nachdem Deutsch die Bahn gewiesen, hat man auch einige früher erschienene Werke des Earl of Lytton geprüft und gleichfalls Plagiate darin festgestellt [1]). Hier aber trat ein Moment hinzu, das der verdienten Censur erhöhte Bedeutung lieh. Richard Wagner hatte schon einmal, von Zürich aus, englischen Boden betreten, als er, während der Season 1855, die Concerte der New Philharmonic Society leitete: doch sein Erscheinen machte keinen Eindruck, unbefriedigt von der Aufnahme Seitens der Gesellschaft und der Presse verließ er London und blieb nach wie vor ein Unbekannter in England — so sehr, daß sechs Jahre später noch zwei, den höchsten Kreisen angehörende junge Männer es wagen konnten, eine seiner schönsten Dichtungen als herrenloses Gut zu betrachten! Unter solchen Umständen, zumal dieser „falsche Tannhäuser“ in wenigen Monaten vier Auflagen erlebt hatte, begreift es sich, daß der „in der Königin bestem Englisch“ geschriebene Artikel, der dem deutschen Meister sein Eigenthum vindicirte, ein gewisses Aufsehen erregte; er lenkte die Blicke zuerst auf den neuen Autor, der bis dahin in der zwiefachen Dunkelheit der Anonymität und seines versteckten Plätzchens im British Museum geweilt hatte. Diese tastenden Versuche, weit ab, wie sie von seinem berufsmäßigen Arbeitsfelde lagen, brachten ihm doch wichtige literarische Beziehungen ein, die sich mehr und mehr ausdehnten; und als aus derselben Feder bald Beiträge zu seiner Fachwissenschaft folgten, entdeckte man auch in den gelehrten Kreisen Englands, was Alles in diesem kleinen Mann stecke, der so viel wußte und so vortrefflich schrieb. Lang waren die Jahre des Wartens gewesen; aber es geht rasch vorwärts, wenn der Stern einmal im Steigen ist. Deutsch ward Mitarbeiter für das semitische Fach an „Chambers's Encyclopedia“, an „Kitto's Cyclopedia of Biblical Literature“ und vor Allem an Dr. W. Smith's „Dictionary of the Bible“, das in England hochangesehen und in den Händen eines jeden anglicanischen Geistlichen ist. Die zahl- und umfangreichen Beiträge namentlich zu diesem letzteren Werke haben Deutsch die Bahn gebrochen; mit ihnen betrat er sein eigenstes Gebiet, das er fortan nicht mehr verlassen hat und auf dem er, im Verlaufe der wenigen ihm noch gegönnten Jahre, von Ehren zu Ehren schritt.

Als ich in Edinburgh von ihm schied, hatte ich dies bestimmte Vorgefühl des Kommenden, und — ich will es gestehen — die wehmüthige, fast eigennützige Regung mischte sich hinein, daß er bald den Vielen, nicht mehr ausschließlich mir gehören werde. Denn die Liebe nicht nur, auch die Freundschaft hat ihre Eifersucht.

[1]) Selbst George Saintsbury, der den Dichter im Ganzen doch sehr wohlwollend beurtheilt und zu vertheidigen sucht, schreibt ihm: „a curious and rather heroic indifference to the charge af imitation“ zu (vergl. The Forum, December 1896, S. 469), und dabei erwähnt er den „Tannhäuser“ noch nicht einmal.

Ein ähnliches Empfinden sollte ihm nicht erspart bleiben, als ich ihm die Nachricht von einer mich betreffenden Wandlung gab, kaum geringer, als die vom unberühmten zum berühmten Manne, die Deutsch eben durchzumachen im Begriffe war. Ich hatte mich verlobt.

„Deß wollen wir Alle fröhlich und selig sein," schrieb er mir im Frühling 1863, „und hingehen und ein Gleiches thun. Ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß, seitdem ich Dich so glücklich weiß und das Bild Deiner Zukünftigen mir ein treuer Wardein Deines über alle Maßen beneidenswerthen Looses ist, meine Seele keine Ruhe finden kann. Ich weiß nicht, was das will und soll. Bald denke ich, Du seiest mir über Nacht untreu geworden, bald auch erscheinst Du mir im Lichte eines allgemeinen Deserteurs, und bald steigt mir ein sehnsuchtsvolles Wünschen und Hoffen auf, daß wir unsere einstmalige gemeinsame Bachelorschaft auch gemeinsam (natürlich mit zwei verschiedenen Hälften) gegen eine Hausbandschaft (gemeint ist husbandry) vertauschen mögen, auf daß Freude und Vermehrung sei im Hause Jakob's — Du drüben, ich hüben. Oder wenn's sein müßte, anch' io (nicht auch, sondern auch' — frage sie, was das auf Italienisch heißt) drüben, bei Euch, mit Euch."

Oft noch, jetzt und später, klingt durch seine Briefe dies sehnsüchtige Verlangen nach Liebe, nach häuslichem Glück und der Heimath. Es blieb unerfüllt. Aber die Freundschaft, die so viele Jahre lang uns verbunden, übertrug er nun auch auf meine Frau, bei der sein Andenken fortlebt, wie bei mir selber. Und wie viel gute Stunden waren uns noch beschieden! Seinen ersten Besuch empfingen wir, als wir eben, September 1863, aus Italien und der Schweiz nach Berlin heimgekehrt, unsere Wohnung am Schöneberger Ufer bezogen hatten. Die Wände waren kahl, die Zimmer leer, nur eins nothdürftig eingerichtet und auch in diesem standen die Kisten und Ballen umher. Da namentlich Mangel an Stühlen herrschte, saß Deutsch auf einer Teppichrolle, hochthronend. Meine Frau war damals noch ganz fremd in Berlin und das Schöneberger Ufer weit davon entfernt, so civilisirt zu sein, wie jetzt. Die Gegend hatte noch etwas Primitives, Stilles, Ländliches. Diesseits der Potsdamer Brücke standen, außer dem unseren, nur zwei Häuser und der Blick über den Kanal, an dessen anderem Ufer jetzt die Königin-Augustastraße liegt, ging auf Gärten, nichts als Gärten. Mittags ließen wir uns das Essen vom „Karlsbad", einer Gartenwirthschaft an der Ecke, holen; denn wir hatten wohl schon eine Köchin und eine Küche, doch noch nichts darin, sogar die Messer und Gabeln fehlten uns. Aber wie fröhlich wir dennoch waren, als wir so zu Dritt um den Tisch herumsaßen, auf dem die herbstliche Sonne durch die gardinenlosen Fenster schien! Das herzliche Gelächter unseres Gastes gewann ihm auf der Stelle die Sympathie meiner Frau, die sich an seinen muntern Späßen ergötzte. Vor allen anderen Einrichtungsgegenständen hatten wir uns einen Porzellanbehälter für Schwefelhölzer angeschafft, auf dessen rosafarbenen Deckel drei Männer in Braun und Schwarz gemalt waren, der eine mit einer Lanze in der Hand, der andere ganz in eine Capuze gehüllt, der dritte das Haupt von einer Priestermütze bedeckt, die beiden rechts und links mit unglaublich stupiden Gesichtern und den einwärts gebogenen Füßen der altassyrischen Kunst, während der in der Mitte, der uns den Rücken zukehrte,

sie ganz nach auswärts gesetzt hatte. Diese drei Männer machten Deutsch eine kindische Freude; sie waren ihm ja gute Bekannte aus dem Morgenlande. „Denkst Du noch an das Kameel von Deal?" rief er aus, indem er mit beiden Händen den Gang des in seiner Melancholie so unendlich komischen Geschöpfes nachahmte, das wir mit einer Artistengesellschaft durch die kleine englische Seestadt hatten wandern sehen, als wir zusammen in der Douro Cottage hausten. Von allen Haushaltstücken jener Zeit ist dies vielleicht das einzige, das sich intact gehalten hat. Kostbarere Geräthschaften sind längst zerbrochen, viele von den Menschen, die wir zumeist geliebt hatten, sind uns entrissen worden, viele der besten Freunde gestorben: aber dies gebrechliche Thongefäß lebt; und so wie Deutsch es einst erblickt hat, dient es heute noch dem täglichen Gebrauch — immer noch stehen die drei Männer, wie sie gestanden haben, aber das Lachen, das sie geweckt, das ist verstummt.

Die Zeit, wo Deutsch über einen fünf Bogen langen Brief an mich die Worte gesetzt hatte: „Only a letter, not a manuscript" war vorbei; jetzt verlangte die Welt Anderes von ihm. In diesen Jahren hat er für die oben genannten Encyklopädien nicht weniger als 190 Essays und Artikel geschrieben, und eins nach den anderen öffneten sich ihm nun auch die tonangebenden englischen Zeitschriften und Zeitungen: „Athenaeum", „Saturday Review", „Macmillan's Magazine", „Pall Mall Gazette", zuletzt auch die „Quarterly Review" und die „Times". Die wichtigeren der also zuerst veröffentlichten Arbeiten sind wieder abgedruckt in den nach Deutsch's Tode herausgekommenen „Literary Remains", deren Anzeige die „Saturday Review" folgendermaßen begann:

„Emanuel Deutsch war Einer der Wenigen, die in einem kurzen Leben sehr viel gethan und Alles gut gethan haben, und deren größter Kummer verursacht worden ist durch die Unmöglichkeit, mehr zu thun. Er hatte mit unbeugsamer Thatkraft in dem weiten Felde der späteren jüdischen Literatur gearbeitet, die auf das Denken, die Philosophie und sogar auf die Gesetzgebung Europa's einen nicht leicht zu bemessenden Einfluß ausgeübt hat, die jedoch, ausgenommen die geringfügigste Minderzahl von Gelehrten, eine unbekannte, wenn nicht repulsive Wildniß geblieben ist . . . Durch unermüdlichen Fleiß, unterstützt von einer Gelehrsamkeit, die sich über Alles erstreckte, was sich auf seinen Gegenstand bezog und ihn erhellen konnte, hatte Deutsch mehr als die Fundamente des großen Gebäudes gelegt, das er zu errichten hoffte; und als er hervortrat, um englischen Lesern einige Ergebnisse seiner Arbeit zu zeigen und den Weg zu Forschungen zu weisen, die eine reichere Ernte verhießen, da ward er sogleich empfangen als Einer, der autoritativ sprechen konnte und einen der vordersten Plätze unter europäischen Gelehrten einnahm" [1]).

„Er arbeitete, wie nur ein Deutscher arbeiten kann," heißt es in dem einleitenden Nachrufe zu seinem literarischen Nachlaß [2]). „Forschend und thätig nach allen Seiten, war das, was er sich aneignete, wahrhaft staunenswerth. Er war außerordentlich vertraut mit der englischen" — und, hätte der ungenannte Verfasser hinzufügen dürfen, mit der deutschen — „Literatur, in all' ihren mannigfachen Arten und Perioden, und genoß sie mit feinem Geschmack und Urtheil. Aber sein

[1]) The Saturday Review, March 14, 1874, p. 342.

[2]) Literary Remains. p. XVII.

vornehmstes Studium war das der indo-europäischen und semitischen Sprachen — Sanskrit, Chaldäisch, Aramäisch u. s. w. Das Studium seines Herzens war Phönikisch, und wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, würde seine ganze Thätigkeit sich auf dieses und die Keilschrift concentrirt haben. Denn dafür machte seine unfehlbare natürliche Genauigkeit — das Rückgrat eines wahren Gelehrten — ihn ganz besonders geeignet. Mit Recht ist von ihm gesagt worden, daß es in England wahrscheinlich Keinen gebe, der in gleichem Grade das verschiedenartigste Wissen mit einem so tiefen Interesse für Kunst, Natur und Menschheit verbunden hätte, wie dies bei ihm der Fall war."

So habe ich ihn wachsen sehen von dem unbekannten Custoden in einem der dunkelsten Winkel des British Museum zu dem Manne, dessen Styl von ganz England bewundert und dessen Umgang in der exclusiven Gesellschaft Londons gesucht ward. Kürzer wurden seine Briefe jetzt, aber sie blieben niemals aus, und kein Wandel der Zeit vermochte der Innigkeit seiner Theilnahme für den Freund Abbruch zu thun; jede seiner Publicationen, die mich irgend interessiren konnte, kam herüber; und wenn etwas Gutes zu melden war, so schrieb er „mit hunderttausend Grüßen vorauf, in Berlin und Triest, zwischen Baby und den Anderen unpartheiisch und liberally zu vertheilen." Es mag diese Zeit des ununterbrochenen Aufsteigens die glücklichste seines kurz bemessenen Lebens gewesen sein, und er genoß sie mit der Naivetät eines Kindes. Was ihm jetzt zu Theil wurde, war neu für ihn und überraschend, halb ein Ding, um sich darüber zu wundern, und halb ein Spielzeug für seinen Humor. So hieß es einmal (April 1863): die „Times" wird mir nächstens a pat on the head geben, und was noch kommt, das weiß kein Mensch — Unsterblichkeit, Lordkanzler, Statue auf Trafalgar Square und braune Kartoffeln mit Löcklein" (brown potatoes und Sellerie, dessen krause Blätter er „Löcklein" nannte, hatten wir immer besonders gern gegessen) „früh, Mittags, Abends und um Mitternacht!" Als das Gehoffte sich nun erfüllt — es handelte sich um eine Anzeige seiner Beiträge zu dem „Dictionary of the Bible", das eben, Ende 1863, fertig erschienen war — da brach er in den Jubelruf aus (1. Januar 1864): „Wie glimpflich, nein unerhört brillant sich die englische Presse bis jetzt mir gegenüber benommen hat, wirst Du gesehen haben (Saturday Rev., Reader etc.). Ich schicke Dir heute die Times, die Du wahrscheinlich nicht siehst, und bitte Dich, Sie gelegentlich Herrn C. (Name des Buchhändlers in Berlin, der ihn einst für die Stellung am British Museum empfohlen hatte) zu zeigen. Don't forget. Mir ist diese nie dagewesene puffery unbegreiflich. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich, wenn ich auch wohl eine notice erwartete, doch eine sehr andere erwartet habe. Ich sage Dir dies Alles, weil ich mich aufrichtig freue und weiß, daß auch Du (der Du die Macht und Bedeutung z. B. der Times kennst), Dich ebenfalls freuen wirst." Wohl mochte Deutsch so schreiben. Es war noch die Zeit, wo Jemand durch einen einzigen Artikel in der „Times" berühmt werden konnte und — so bemerkte jüngst der „Spectator" — jede neue Nummer der „Saturday Review" mit derselben Ungeduld erwartet wurde, wie einst die Hefte der „Pickwick Papers". Gelegentlich, mit dem verzeihlichen Selbstgefühl desjenigen, der es endlich zu etwas Positivem gebracht, äußert er sich über die hohen Honorare der englischen Zeitschriften und meint, dem Verfasser irgend

eines gelehrten deutschen Werkes habe dieses selber wahrscheinlich nicht so viel eingetragen, als ihm die Besprechung. „Auch mit dem Athenaeum bin ich jetzt sehr intim geworden", schreibt er, „kurz, Alles geht, wie es soll, und deß ist meine Seele froh, und mein Leib gedeiht. Und ich grüße Dich und Deine Liebe und küße Baby." Längst war er kein Fremder mehr in dem Lande, das er unter so bescheidenen Verhältnissen betreten: er hatte dort gefunden, was in solchem Maße das eigene Vaterland ihm schwerlich hätte gewähren können. Einflußreiche Bekanntschaften und Förderung von allen Seiten, hatten ihm eine sociale Position erringen helfen, an deren Möglichkeit er zuvor nie gedacht — „ich bin jetzt ein feiner Herr geworden", schrieb er, „der im Haidenpark wohnt", demselben Hydepark, dessen vornehme Quartiere wir einst als junge Leute mit einer Art Ehrfurcht betrachtet hatten. Aber das Elternhaus in Neiße blieb darum nicht weniger das regelmäßige Ziel seiner Ferienreisen, und auf der Rückfahrt kam er immer auch nach Berlin. „Wie sehr ich mich nach Eurem home und allen heimischen Gesichtern sehne", schrieb er, „und wie fröhlich ich mir die paar Stunden ausmale, die ich bei Euch verleben werde, kann ich Dir kaum sagen."

So war das Jahr 1867 herangekommen, das große Jahr für ihn. Nicht lange vorher hatte er mir geschrieben: „ich stehe mit Murray ob eines Buches, eines „populären" (von mir selber nota bene) in Verhandlung." Dies war, nach so langem Schweigen darüber, das erste Zeichen wieder, daß er auf den Gedanken seiner Jugend zurückgekommen, und daß es nun Ernst werden solle damit. Er hatte niemals aufgehört im Hinblick darauf zu arbeiten. „Die ungeheuere Masse von Abschriften und Uebersetzungen aus dem Talmud, die nach seinem Tode gefunden wurden — in der Handschrift eines Kindes beginnend und bis in seine letzten Jahre fortgesetzt — schienen fast in sich selbst die Arbeit eines gewöhnlichen Menschenlebens", sagt der Verfasser des „Memoir" zu seinem literarischen Nachlaß. Im Juli dieses Jahres schrieb mir Deutsch: „Ich arbeite tüchtig und bin im Uebrigen sehr frisch"; aber mit freudigem Staunen erfuhr ich einige Wochen später, was der Brief mir nicht verrathen hatte. Seit fünf Jahren zum ersten Male kam ich jetzt wieder nach London; welch ein Wiedersehen war dies auf dem alten bekannten Boden und welch eine gute Kameradin, als Dritte im Bunde, war meine Frau! Wir schwelgten in den Erinnerungen vergangener Zeiten, wir durchwanderten mit ihr die Räume des British Museum und blieben wie einst vor jedem Kolossalbild ägyptischer Herrscher und jeder assyrischen oder babylonischen Steintafel stehen, Deutsch immer übersetzend und erklärend; wir weihten unsere Begleiterin in die Geheimnisse unserer Sprache ein und waren vergnügt den ganzen Tag und lachten von früh bis spät. Aber der unvergeßlichste Moment war doch der, als der Freund einmal gegen Abend kam, sein Antlitz strahlend, wie ich es noch nie gesehen — das Herz übervoll wie von Etwas, das heraus mußte. Und aus der Brusttasche hervor brachte er ein Convolut langer, schmaler Papierstreifen, dessen ersten er uns sehen ließ — aber wir hatten noch nicht recht unterscheiden können, was es sei, so fing er an zu lesen, mit jener ergreifenden, klangvoll vibrirenden Stimme, mit der er mir ehemals seine früh-

zeitigen Versuche vorgelesen — und es dämmerte bereits, es ward dunkler um uns her, aber er las noch immer, fast wesenlos geworden in seinen unsicheren Umrissen, eine Stimme nur noch, die von weither herüberzuklingen schien, von dort:

Wo die schönen, alten Sagen,
Engelmärchen und Legenden,
Stille Märtyrerhistorien,
Festgesänge, Weisheitsprüche,
Auch Hyperbeln, gar possirlich,
Alles aber glaubenskräftig,
Glaubensglühend! — O, das glänzte,
Quoll und sproß so überschwenglich —

Es war das Essay über den Talmud, das als Vorläufer des großen Werkes im nächsten Bande der „Quarterly Review“ erscheinen und bald in ganz Europa mit Entzücken gelesen werden sollte. Mir aber wollte das Bild jenes ersten Abends in Euston Square nicht aus dem Sinn — das enge Stübchen, die Messinglampe mitten unter den aufgehäuften Büchern und der träumerische junge Mann, dessen zarte Gestalt mit der des Heine'schen Gedichtes zusammenzufließen und gleich dieser nur nach der fernen Heimath im Osten zu verlangen schien, um dort zu sterben . . . .

Der Umstand, daß es gerade die „Quarterly Review“ war, die Vierteljahrsschrift der Hochkirchen- und Torypartei, die, damals noch im vollen Besitz ihres alten Einflusses, diesen Aufsatz veröffentlichte, sicherte von vornherein ihm den Anspruch auf allgemeine Beachtung. Sogleich machten alle großen und maßgebenden Zeitungen auf die Wichtigkeit dieser Erscheinung aufmerksam, und die ganze gebildete Welt von England war monatelang von keiner Frage so lebhaft bewegt, als von derjenigen, mit welcher das Essay beginnt: „What is the Talmud?“

In der That, wir hatten den Continent und Berlin noch nicht lange wieder erreicht, so kamen auch schon die Nachrichten von einem Erfolge, wie man ihn vielleicht seit den Zeiten, wo Macaulay's Essays in der „Edinburgh Review“ erschienen waren, selbst in England nicht erlebt hatte; was nie zuvor in ihrem fast sechzigjährigen Bestehen sich ereignet: der Band der „Quarterly“, der das Essay über den Talmud enthielt, ging in der Zeit vom October 1867 bis Januar 1868 durch sieben Auflagen und man erzählte damals, daß eine Königliche Prinzeß von England sich die Feder ausgebeten habe, mit der Emanuel Deutsch dieses Essay geschrieben. Es war, wie das damals noch mehr als heute die Regel in England, anonym erschienen; doch der Name des Verfassers verbreitete sich bald wie im Fluge, und keiner mag zu der Zeit so häufig genannt worden sein, wie der seine. In der Vorrede zur deutschen Ausgabe, die bis 1880 gleichfalls drei Auflagen erlebte, sagt die Dümmler'sche Verlagsbuchhandlung: „Vorliegende Studie, in der Quarterly Review veröffentlicht, hat binnen wenigen Wochen die Reise um die Welt gemacht. Zahlloser amerikanischer Nachdrucke nicht zu gedenken, ist sie wiederholt ins Französische, Holländische, Dänische, Schwedische, Russische, Isländische übertragen worden

und hat in fremdem Gewande nicht minder Auflage nach Auflage erlebt." Sogar „an den Ufern des Ganges" hat man die Schrift in hindostanischer Sprache sich angeeignet. Die liebste dieser Uebersetzungen jedoch war für Deutsch diejenige der beiden französischen, die von der Pariser „Académie des Bibliophiles" veranstaltet und von der Chiswick Preß in London gedruckt worden war. Im Vorwort zu derselben sagt der Uebersetzer: „Der Erfolg hat alle Hoffnungen übertiegen; sieben Auflagen nacheinander haben kaum den Anforderungen des Publicums genügt; von allen Seiten sind enthusiastische Artikel darüber erschienen, während einige obscure Blätter sich zum Echo bittrer Protestationen gemacht haben . . . In Versammlungen, in öffentlichen Vorlesungen ist der Talmud der Gegenstand lebhafter Controversen gewesen und, nach Verlauf so vieler Jahrhunderte, wieder zur Zahl der actuellen Fragen gerechnet, hat er die öffentliche Aufmerksamkeit ebenso leidenschaftlich erregt, wie irgend ein politisches Vorkommniß. Wir unsererseits wundern uns nicht darüber. Die Arbeit des Herrn Deutsch beseitigt zahlreiche Irrthümer, greift Vorurtheile, die durch die Zeit geheiligt worden sind, energisch an und demonstrirt endlich mit der ganzen Autorität einer tiefen Gelehrsamkeit die moralischen Schönheiten eines fast unbekannten Werkes und seinen Anspruch, respectirt zu werden."

Diese Triumphe, die sich in rascher Folge drängten, hatten ihre Höhe noch nicht einmal erreicht, als wir für Herbst 1868 ein Stelldichein in Ostende verabredeten. Hier hab' ich Deutsch zum letzten Male gesehen — heiter, gesund, voll frohen Ausblicks in die Zukunft. Wir saßen zusammen unter den schattigen Wölbungen des Rathhauses am Markte, wir schritten auf und ab am Strande des rauschenden Meeres oder lagen im Sande, wie wir es einst auf dessen andrer Seite gethan, an der Küste von Kent — und als ich ihm um Mitternacht das Geleit zum Schiffe gab, wie er mich früher so oft an den Hafen von London begleitet, als er noch immer von Deck aus grüßte, bis das letzte Licht in der Finsterniß verschwunden war, da dacht' ich nicht, daß dies ein Abschied auf ewig sein und wir uns auf Erden nicht wieder begegnen sollten . . . .

Doch unser Briefwechsel dauerte noch eine Weile fort. Nachdem der „Talmud" in deutscher Uebersetzung erschienen war, empfand ich es als eine Pflicht, auch meinerseits mich über ein Werk auszusprechen, das mit meiner eigenen Vergangenheit so nahe verknüpft war wie dieses, und theilte dem Freunde mit, daß die „Nationalzeitung" den betreffenden Aufsatz bringen werde. Wohl verhehlte ich ihm nicht, daß ich einer solchen Arbeit gegenüber mich nur als vollkommnen Laie betrachten und nichts Anderes als den Eindruck wiedergeben könne, den sie bei wiederholtem Lesen auf mich gemacht habe. Doch er beruhigte mich; „mir liegt sehr viel daran," schrieb er, „*Deinen* Artikel zu sehen: Du wirst viel eher im Stande sein, Angesichts jener uralten Euston-Square-Erinnerungen mir ein gutes Wort darob zu sagen, das gute Statt in meinem Herzen finden wird . . . . Aber es bedürfte dessen nicht einmal; selbst Dein lieber Brief über das Werklein ist mir genug gewesen." Inzwischen aber war der Artikel bereits gedruckt und ihm zugegangen; nun schrieb er:

„In fliegender Hast diese Zeile. Tausend, tausend Dank. Aus vollem Freundesherzen geschrieben, haben Deine Worte mir zehntausendmal mehr Befriedigung gegeben, als alles bisher über das Opusculum Gesagte zusammen genommen. Die nächstbetheiligten ‚Fachmänner' indeß haben Dir einen Bären aufgebunden. Wenn Du Dich davon überzeugen willst, so frage sie einmal des Näheren hinsichtlich der Anspielungen auf die Antike und die Kaiser-Hieroglyphen, hinsichtlich der Bezüge zu altem und neuem Recht und Dingen derart, die sich auf jeder Seite — eben nur in Nadelspitz-Dimensionen angedeutet — vorfinden, mich aber manch' trübe Nacht und sauren Tag gekostet haben. Das ist nun wieder so ganz specifisch — leider Gottes — von den Leuten, die keine Seite in dem Buche vernünftig lesen können, aber alles Das längst gewußt haben. Und das treibt mich auch, bei aller Sympathie für die Dinge in the abstract, aus dem Lager der Concreten täglich ferner und ferner hinweg."

Die letzten Zeilen dieses Briefes bezogen sich auf einen Passus meines kleinen Aufsatzes, in dem ich sagte, daß „die jüdischen Fachmänner wenig, wenn überhaupt etwas Neues" aus der Schrift von Emanuel Deutsch lernen könnten. Gerade dagegen glaubte dieser auf das Entschiedenste sich verwahren zu müssen, weil er mit Recht geltend machte, daß er diese Dinge doch von einem ganz anderen, höheren und weiteren Gesichtspunkt als dem engen, vorwiegend rituellen jener „Concreten" betrachtet hatte. „Es ist nicht Jerusalem oder der geheiligte Boden Judäa's allein," sagt er, „sondern die ganze antike Welt, die in den Blättern dieser mächtigen, schwer lesbaren Folianten einbalsamirt liegt. Athen und Alexandrien, Rom und Persien, ihre Civilisationen und Religionen, alt und neu, erscheinen darin auf jeder Seite .... Eine der überraschendsten Thatsachen ist, daß die Juden — meist gegen ihren Willen — mit den hervorragendsten Nationen immer genau in dem Augenblick in Berührung kamen, wenn diese den höchsten Punkt ihrer eigenen Entwicklung erreicht zu haben scheinen. Indem wir die drei verschiedenen Epochen dieses Volkes, als Hebräer, Israeliten und Juden, durchgehen, finden wir sie nach einander in Verbindung mit Chaldäa, Aegypten, Phönikien, Assyrien, Babylonien, Persien, Griechenland, Rom und Arabien" — und alles Das wird von diesem „großen Kosmos", dem Talmud, in lebendigster Weise widergespiegelt. Außer seiner ersten Bedeutung hat er daher einen hohen historischen Werth, indem er sein eigenartiges Licht wirft über eine der wichtigsten Perioden der alten Geschichte, welche die Entstehung des Christenthums in sich begreift und bis weit in die römische Kaiserzeit reicht."

So wollte Deutsch sein „opusculum" aufgefaßt wissen, und so ward es auch von allen Denen verstanden, die kein anderes als ein historisches Interesse daran nahmen. Kaum daß es erschienen war und die Aufmerksamkeit auch der gouvernementalen Kreise auf den Verfasser gelenkt hatte, so ward ihm (1868) das Anerbieten gemacht, die damalige abessynische Expedition als wissenschaftliches Mitglied im Auftrage der britischen Regierung zu begleiten. Deutsch jedoch, immer nur mit seinem einen Ziel und Vorhaben beschäftigt, lehnte ab, um ein Jahr später den von seiner eignen, ihm zunächst vorgesetzten Behörde gewordenen Auftrag zu übernehmen, der ihn zu Forschungszwecken nach Syrien und Palästina führte.

Sein brennender Wunsch, das Land zu sehen, nach welchem er seit den Tagen seiner Kindheit sich gesehnt hatte, war endlich in Erfüllung gegangen. Mit zehnwöchentlichem Urlaub war er Anfangs März 1869 von London aufgebrochen, um bis in den Mai hinein sich all den tausend Empfindungen hinzugeben, welche „der Anblick des wirklichen Ostens, seine Farben und Töne, der volle Glanz der Tage und Nächte, die Bäume und Blumen, die heiligen Steine, die milden Düfte" in seiner Seele weckten. „In der That", heißt es in dem öfters citirten Gedenkwort, „er war selber erstaunt über die Bewegung, die ihn zu ersticken drohte, als er sich unter seinem eigenen Volk auf dem Klageplatz in der heiligen Stadt fand, und er konnte nachher selten ohne Thränen davon sprechen." Mir aber schrieb er, wenige Wochen, nachdem er zurückgekehrt war:

„Ich habe wunderbare Localfarben heimgebracht und wie ich vor Sehnsucht darnach vergehe, Dir meine mancherlei Fährlichkeiten terra marique mitzutheilen, glaubst Du nicht. Im Libanon — inter alia — kam ich in ein Dorf, wo sämmtliche Mannsen, ganz wie weiland im Alten Testament, vor einigen Jahren ausgerottet worden (während der Damaskusverfolgung) und an die hundert Weibsen aller Alter — scantily clothed — wie toll um mich herum tanzten. Still davon. Wir reden darüber im Herbst.

„Aber ich habe auch Aegypten gesehen und Sidon und Tyrus und Cypern und Rhodus und — schließlich — Venedig, und habe an Dich und Deine Frau gedacht ‚wohl tausend Stund'. Seitdem ich zurück bin, will mir das Leben nicht mehr ‚ein'. Ich habe gegessen vom Baum und habe mit Frau Venus (figürlich versteht sich) Zwiesprach gepflogen, und meine Seele und mein Leib vergehen vor lauter Sehnen. Ich halte es kaum mehr aus hier und denke Alles daran zu setzen, mich in eine Expedition zu constituiren, wenn das Buch heraus ist. Leider hat das bei meinem jetzigen innerlich und äußerlich so vielbewegten Leben gar gute Wege noch. Indeß — Geduld. Ich wollte, ich hätte Euch auf eine Zeit bei mir, und wir wären Alle „where I know a bank" zwischen Beyrut und Saida . . ."

Das „Buch" war natürlich das opus magnum, an das er nicht aufhörte zu denken, das aber mehr und mehr zum Trugbild für ihn ward, immer ferner und ferner entschwindend, je leidenschaftlicher und inbrünstiger er die Hand darnach ausstreckte. Denn er trug den Tod schon in der Brust, als er nach London zurückkam. Das British Museum hatte seine Gesundheit untergraben, aber das Morgenland hat ihn getödtet. Die seelischen Emotionen hatten ihn im Tiefsten erschüttert, und die maßlosen Anstrengungen, die bei knappen Geldmitteln und knapper Zeit er sich zumuthen mußte, waren für seine physischen Kräfte zu viel gewesen. So lange die Reise währte, hatte sein Enthusiasmus ihn über alle Mühseligkeiten hinweg gehoben. „Müdigkeit und Erschöpfung," sagt in der „Literary Remains" sein Biograph, „verschwanden, als er die Zeichen des Phönikischen Handwerkers erblickte, deren einige seine Augen zuerst auf den Mauern von Sidon und Jerusalem unterschieden haben." Doch der ungeheueren Erregung folgte nun die Abspannung und dazu kam die überwältigende Arbeitslast, die sein in London harrte. Nicht nur, daß er einen sehr werthvollen Bericht über seine Reise für die Verwaltung des British Museum verfaßte: jetzt wollte man ihn auch allerorts darüber sprechen hören. „Ich habe", schrieb er mir, „in Meetings und Royal Insti-

tutions zu reden gehabt bis jetzt, daß mir (und wahrscheinlich auch ihnen) weh davon ist. Nun aber rus ire. Ich ziehe wieder nach Sydenham und allda werde ich endlich mit meinem Notizenkram allein sein."

In diesem Herbste, 1869, zeigte sich das erste Symptom der Krankheit, von der er selbst noch keine Ahnung hatte, die ihn aber unaufhaltsam zerstörte, vollständige Schlaflosigkeit. Er war vom Khedive zu den Festlichkeiten eingeladen worden, die bei der Eröffnung des Suezcanals stattfinden sollten; und ich bat ihn, auf der Fahrt dorthin in Ostende Rast zu machen, wo ich mich eben, in voller Einsamkeit, der schönen, klaren Octobertage freute. Doch er kam nicht und erst im November schrieb er mir nach Berlin:

„Ich habe Deine Freundschaft auf eine harte Probe gestellt. Doch Du bist gut und hast mir längst verziehen. Nach Suez gehe ich *nicht*. Ich habe so sehr alle Hände voll zu thun, daß ich meiner Behörde ein specielles Dankvotum habe darbringen wollen für ihren Beschluß, mich nicht zweimal in einem Jahre für eine mehrmonatliche Ostreise sparen zu können. Hätte mir daran gelegen, so wäre ich gegangen. Ich hatte aber ein neues Opusculum unter der Hand — Theil meines Maximi Operis — das fertig sein *mußte*. Und wenn Du Dir die neue Quarterly ansiehst, so wirst Du's (Nr. I) „Islam" finden. Und das ist erst der *Anfang*. Goodness help us! Außerdem (aber unter tiefster Discretion) bin ich mit einer umfangreichen Arbeit über das ökumenische Concil für die „Times" beschäftigt. Und schwere Arbeit ist's. Gelehrt wie ein Murmelthier und flügge wie ein Schmetterling: das soll es sein, und oft genug hätte ich mich unter den ersten costermonger-cart (Wagen der auf den Straßen umher ziehenden Grünkramhändler) werfen mögen, um meiner miserablen Existenz unter Orangen oder Zwiebeln oder ‚denen mit Löcklein' ein Ende zu machen. Daneben 1001 Arbeiten, officiell und unofficiell, Correspondenzen, parties und all' der elende Jammer des vollen Londoner Sturmlebens. Doch Du weißt ja, was das bedeuten will und darum kein Wort mehr. Glaube mir das Eine, daß ich tausendmal des Tages um eine stille Stunde bei Euch *Alles* hätte hingeben mögen, wenn ich nur gekonnt. Ich bin aber in der Tretmühle, und so muß es denn eben weiter gearbeitet sein — so lang es geht . . . Sieh', wie viel ich von mir und meinen kleinen Affairen rede. Aber ist es nicht eben der Freund, zu dem man — über diese Dinge stumm vor der großen Welt — reden muß und mag? Und nun, lieber, lieber Freund, ein Lebewohl Dir und Deiner Frau und Deiner Tochter und den Deinen daheim und in Triest — Allen!

Dein inniglich getreuer
E. D.

Und darunter noch einmal: „100,000 Grüße Deiner lieben Frau"; und dann war's aus. Es war sein letztes Lebewohl an mich, sein letzter Brief, wie der „Islam" in der „Quarterly Review" und die „Five Letters on the Oecumenical Council" in der „Times" (außer einem kleinen Artikel „Apostolicae Sedis" im Februarheft 1870 von „Macmillan's Magazine") seine letzten Arbeiten gewesen sind. Der Brief war in einer gewissen nervösen Hast wie mit unsicherer, zitternder Hand geschrieben, und obwohl auch in ihm hier und da noch ein schwaches Flämmchen des alten Humors aufleuchtete, verrieth er doch eine Beklommenheit und Depression des Gemüthes, wie sie mir an dem Freunde nie vorher aufgefallen. In der That begann nun jener hoffnungslose Kampf gegen das Unabwendbare, dem er unterliegen, jene Agonie, die fast drei Jahre währen und Stück für Stück, mit grausamer Unerbittlichkeit, dieses

edle Gefäß einer nach Leben lechzenden Seele zerstören sollte. Man weiß von André Chenier, daß er, als man ihn in der vollen Kraft und Fülle seiner zweiunddreißig Jahre zum Schaffot führte, sich vor die Stirne schlug mit dem Ausruf: „mais c'est bien dommage, il y avait encore quelque chose là-dedans!“ Mit diesem Epigramm verglichen, wie herzzerreißend ist das Wort: „Ich kann keinen Trost in dem Gedanken an den Tod finden — ich will leben — es ist so viel Leben, heißes, volles Leben in mir — daß es vor der Dunkelheit und dem Todsein zurückschreckt.“ Mit der Kraft der Verzweiflung wehrt er sich, bald an das Schicksal die bittere Frage richtend: „Warum?“ — bald in tiefe Meditationen über den letzten Grund des Wissens versinkend und bald in schmerzlich-süßer Träumerei sich zur Höhe poetischer Schönheit erhebend. Nachrichten über seine Krankheit waren nur spärlich, unbestimmt und auf Umwegen zu mir gedrungen. Was konnte der Grund sein, daß der Freund, der so viele Jahre lang für mich wie ein Bruder gewesen, sich nun in der letzten, bittersten Noth mir so sehr entfremdete, daß er meine Briefe nicht mehr beantwortete? War es die Scheu des zu Tode Getroffenen, der sich in einem Winkel verbirgt, damit man seine Pein nicht sehe? War es die Apathie der Hoffnungslosigkeit, die, vor den Erinnerungen einer besseren Vergangenheit zurückschreckend, nur Raum ließ für diese selbstquälerischen Gedanken und die Visionen eines Sterbenden? So weit ging diese Abneigung, diese Abkehr von Allem, was hinter ihm lag, daß er sich nicht einmal zur deutschen Ausgabe seines „Islam“ mehr brachte, die, von fremder Hand besorgt, erst erschien, als er selber nicht mehr war. „Sie wissen“, schrieb mir einer der damaligen Chefs der Dümmler'schen Verlagsbuchhandlung bei Ueberreichung eines Exemplars der Schrift, „daß Ihr verewigter Freund uns die Autorisation zu einer Uebertragung schon vor mehreren Jahren ertheilt hatte. Er wünschte indeß, die Uebertragung selbst auszuführen und dabei Zusätze, Berichtigungen, kurz Aenderungen anzubringen. Seine Reisen, seine Krankheit, endlich der Tod haben die Ausführung verhindert.“ Es war, als vermehre jede Berührung dessen, was er gethan und geleistet und gewesen, seinen Schmerz und seine Trauer über das, was ein eherner Schicksalsspruch jetzt aus ihm gemacht hatte. Nur so kann ich mir sein Verhalten gegen mich erklären. Ich habe mich damals darein ergeben, und was ich weiß, erst später aus den Mittheilungen seiner englischen Freunde kennen gelernt, die sich, als das tragische Ende nahte, großherzig seiner annahmen; mir, dem Genossen seiner glücklichen Jugend — denn die Jugend, auch wenn sie hart war, ist immer glücklich —, dem Zeugen seiner glorreichen Tage gegenüber blieb er stumm. Aber eine mir bekannte Stimme spricht dennoch aus den Seiten der „Literary Remains“, in denen Auszüge von Briefen aus jener Leidenszeit gegeben werden:

„Es ist in mir die ganze furchtbare Summe von Schmerzen und Wehen, welche, ich glaube, Rebecca den Herrn fragen ließ, warum er sie doppelt gesegnet. Ich weiß auch, daß ich nicht Rast noch Frieden finden werde, bis ich Alles gesagt, was ich zu sagen habe. Und doch kann ich es nicht. Und ich schmachte nach Dingen, die ich sehe, und die da hätten mein sein können, und für mich eine Wohlthat und Sonnenschein gewesen wären und kühlender Thau für die kleinen Keime

in mir — und doch! und doch! . . . Es sind nicht nur die Resultate harter und langwierig trockner Untersuchungen, die ich mit mir herumtrage . . . Was meinem Geiste vorschwebt, das ist die Continuität und der Zusammenhang der gebildeten Menschheit, die Gemeinsamkeit ihrer Errungenschaften, ihrer Liebe und ihres Hasses, ihrer Gebete und ihrer Flüche, und ihrer Vorstellungen von dem, was gut und böse ist, und göttlich, positiv und negativ; und wenn ich über alles Dies nachdenke, so finde ich, daß ich nichts mehr zu sagen habe, und eine Feder niederlegen sollte, die ich eigentlich noch gar nicht aufgenommen habe. Doch alles Das ist so verwirrt und wild . . ."

Ein andermal heißt es:

„Ich arbeite hart; aber oft bin ich auf dem Punkte, es aufzugeben. Eine Zeit wieder aufzuwecken, die vielleicht besser todt geblieben wäre, ist ein unbesonnenes Unternehmen. Wer weiß? Ich mag es wirklich nur träumen, wenn ich mir einbilde, goldene Thürme und Paläste leuchten zu sehen in den dunkelblauen Tiefen, Straßen und Marktplätze, auf denen ein bunter Haufen sich drängt — Römer, Griechen, Byzantiner, Juden, Inder und der Rest — wenn ich ein dumpfes Brausen höre wie von seltsamen, todten Stimmen und in gespenstische Augen schaue, deren starrer Blick mich unaufhörlich bittet und anfleht: Erlöse uns!"

Solche Phantasien beschäftigten den Kranken, der, sich immer wieder aufraffend, zuletzt doch auch in dem keinen Trost mehr fand, was er einst als seine Lebensaufgabe betrachtet:

„Es mag mir gelingen, ein paar Einzelheiten ans Licht zu bringen und zu beweisen: ich mag einige Wenige lehren — und diese brauchen meistens nicht darüber belehrt zu werden — daß der Mensch *nicht* schlecht von Anfang sei, und sicher nicht, weil er nicht correct ißt oder sich nach der anerkannten Mode kleidet. Aber Alles in Allem: was will es sagen, dies gethan zu haben, wenn man es mit einem wirklichen, guten, thätigen, nützlichen Leben vergleicht, an welchem Tage Tage bedeuten und Nächte Nächte: ein Leben, das nicht eine Beute spukhafter Dinge ist, sondern ein reales — nicht ein sogenanntes ideales — Ziel und Vorhaben hat?"

Im Herbst 1872, so erzählt sein Biograph, ergriff ihn eine verzehrende Sehnsucht nach Wärme und Sonnenschein: „er werde glücklich sterben", sagte er, „wenn er nur noch einmal das Gesumme des Ostens hören könne; ein Trunk aus dem Nil, meinte er, werde den Unheilbaren heilen." Seine zahlreichen englischen Freunde brachten, ohne daß er davon wußte, die nöthigen Mittel zusammen, er erhielt vom British Museum einen sechsmonatlichen Urlaub und, in Gesellschaft eines vertrauenswürdigen Begleiters verließ er am 18. December 1872 England.

Noch einmal, zum letzten Male, der Osten! „Eine große Glückseligkeit" erfüllte ihn; er grüßte die Palmenwälder und den heiligen Fluß, „dessen gelbe mystische Wasser unter ihm rollten, während rings umher ein solcher Strom von Leben wogte." Noch einmal, wie beim Sonnenuntergang, stiegen die goldenen Wolken auf, und während das Leben in ihm immer weiter und weiter zurückbebte, schrieb er in einem seiner letzten Briefe:

„Mein Gehirn ist übervoll von Arbeit . . . Eine ganze Fluth von Gedanken, alten und neuen, von Eingebungen, Thatsachen und Einfällen stürmt auf mich ein mit jedem Athemzug, den ich hier thue, bei jedem Stein, über den ich stolpre, bei

jedem einzelnen Signal und Zeichen dieser grenzenlosen Gräberwelt, in welcher, wer weiß, wie viele Civilisationen verborgen liegen. Sogar die Thüre meines Hauses ist aus einem Mumienschrein hergestellt und beschrieben mit einem Theil des Todtenrituals in verlöschenden Hieroglyphen! O die ungeheure Anhäufung in meinem Gehirn von Allem, was ich rund um mich her sehe! — ach! es sind jetzt nur noch Tagträume!"

Und auch diese sollten bald ausgeträumt sein. Man wollte den Todtkranken im Frühling nach England zurückführen; doch das Morgenland, nach dem schon der Knabe verlangt, ließ ihn nicht mehr los —

Auch Jehuda ben Halevy
Starb zu Füßen seiner Liebsten,
Und sein sterbend Haupt, es ruhte
Auf den Knien Jerusalems . . .

Traurig summte mir die alte, wohlbekannte Weise im Kopfe, als ich am 13. Mai 1873 das Telegramm las, daß Emanuel Deutsch am Tage vorher, auf der Heimreise nach England in Alexandrien gestorben sei — thränenlos haftete der Blick auf den drei Zeilen; aber in meinem Geiste zogen die Jahre vorüber bis zu den „uralten Erinnerungen von Euston Square," von denen er mir in einem seiner letzten Briefe geschrieben. Mit ihm war der Stern erloschen, der meiner Jugend geleuchtet — dem Theil der Jugend, die für die Zukunft des Menschen entscheidend ist; und mit ihm scheint sie mir selber entrückt in jenes ferne Land, von dem er so oft geträumt hat.

Er liegt in Alexandrien begraben und auf seinem Grabstein sind vier Inschriften. Die hebräische, die nach der alten Sitte das Datum mit den Anfangsbuchstaben eines Bibelverses bezeichnet, hat diese Worte des Jesaias (60, 1): „Mache Dich auf, werde Licht; denn Dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über Dir."

Die drei anderen, deutsch, englisch und arabisch, haben folgenden Wortlaut:

Hier liegen die irdischen Reste
des geliebten
Emanuel Oscar Menahem Deutsch,
achtzehn Jahre lang Beamter des British Museum.
Geboren in Neiße 28. October 1829.
Gestorben in Alexandrien 12. Mai 1873.

Ein italienischer Romandichter.

Gabriele d' Annunzio.

Von

Lady Blennerhassett.

[Nachdruck untersagt.]

Kein Sterblicher ist so bevorzugt, zugleich als wahrer Dichter geboren zu werden und den Namen Gabriele d'Anunzio mit in die Wiege zu bekommen. Der Name ist denn auch ein Pseudonym; das Talent, der Genius, wenn man will, ist echt. Er berief den Liebling früh in den Dienst der Musen. D'Anunzio war kaum sechzehn Jahre alt, als sein Vater die ersten Verse des Sohnes unter dem Titel „Primo Vere" drucken ließ. „Wäre ich einer seiner Lehrer, ich gäbe ihm die Medaille und Prügel dazu," schrieb Marc Monnier in der „Revue Suisse", wohl der ersten ausländischen Zeitschrift, die d'Anunzio's Namen nannte.

Der Jüngling, frühreif in jedem Sinn, war damals bereits Universitätsstudent in Rom, und der fromme Wunsch des Kritikers ging nicht mehr in Erfüllung. Es ziemt sich nicht, zu sagen, wie Erfahrung und Schicksal die Erziehung des jungen Mannes ergänzten. Die Geschichte des Dreiunddreißigjährigen kann nicht bündig genug erzählt werden.

Im Jahre 1864, an Bord der Brigantine „Irène", auf den blauen Fluthen des so oft von ihm besungenen Adriatischen Meeres geboren, in seiner Heimath, den Abruzzen, zu Francavilla al Mare aufgewachsen, ward ihm der gefährliche Ruhm eines Wunderkindes zu Theil, dessen Ausbrüche der Leidenschaft in Convulsionen zu endigen pflegten. Von 1873 bis 1880 war er Schüler des Collegiums zu Prato, auf der classischen Erde italienischer Redekunst, im Toskanischen; er stand im ersten Jünglingsalter, als Carducci's „Odi barbare" den Dichter in ihm weckten. Die jungen Leute, die zu Rom in der „Cronaca byzantina" eine französischen Mustern nachgebildete, exotisch naturalistische Kunstrichtung vertraten, kamen dem Commilitonen mit leicht erklärlicher Begeisterung entgegen; die Welt huldigte ihm und umstrickte seine Jugend mit Verführungen, die, seinem eigenen Bekenntniß nach, ihn von Schuld zu Schuld wenn auch von Erfolg zu Erfolg fortrissen. Auch hat er uns nicht verborgen, daß die Helden seiner Romane ihm wie Brüder gleichen. Der Vergleich, vom

Grafen Vogüé in der „Revue des deux mondes“ mit Vorliebe wieder aufgenommen, würde hier weiter führen, als die Grenzen des Nothwendigen es verlangen. D'Annunzio's Porträt zeigt einen feingebauten jungen Mann, mit sorgsam frisirtem Schnurr- und Backenbart, nach der Mode zugestutzt wie das Haar, und dunklen, träumerischen Augen. Nach den stürmischen Jahren, die er in Rom verlebte, hält er sich viel zu Chieti, in den Abruzzen, und in Neapel auf. „Einfacher als seine Bücher“ nennt ihn sein vortrefflicher französischer Uebersetzer G. Herelle. Auf seinem Landsitz zu Francavilla al Mare besuchte ihn, im Januar 1895, sein Freund und Bewunderer Ojetti, der auf einer Rundfahrt durch die Halbinsel die Berühmtheiten des Tages aufsuchte. Er erwähnt d'Annunzio's langsames Sprechen, sein Betonen jeder Silbe, jedes Buchstabens, und wie der blonde Neapolitaner ihm jünger noch als seine Jahre erschienen sei. Ojetti stieg mit ihm auf den Hügel, der das Kloster Santa Maria Maggiore trägt, in dessen verlassenen Mauern „Piacere“, „L'Innocente“, ein Theil von „Trionfo della Morte“ geschrieben worden sind, Romane d'Annunzio's, auf die wir zurückkommen werden. Dort hat auch der Maler Paolo Michetti, des Dichters Freund, sein Atelier eingerichtet. Arbeiten sie doch beide als Künstler Hand in Hand; Michetti, der Schöpfer der Corpus-Domini-Procession zu Chieti, der Frühlingsfeste und Liebesidyllen, ein kecker, farbenprächtiger Improvisator, der die Menschen und die Landschaft, in der sie sich bewegen, im Glanz des südlichen Lichtes zu phantastischem Leben erweckt, und der Maler in Worten, der von der Musik den Rhythmus und die Harmonie, von der darstellenden Kunst das Colorit und die Linie, das plastische Bild der Erscheinung entlehnt, und sein höchstes künstlerisches Wollen im Sinn des Wortes von Lionardo da Vinci deutet: „Io farò una finzione, che significherà cose grandi.“

I.

Die Fiction, die Großes bedeuten sollte, begann, nach einigen jugendlichen Versuchen, 1882 mit dem „Canto novo“ und dem „Intermezzo di Rime“, das im Frühjahr 1883 zu Rom folgte. Letztere Publication, ein Bändchen von nicht viel über hundert Seiten, entzündete einen Kampf und rief eine Entrüstung hervor, die sein Inhalt mehr als rechtfertigte. Die Perversität desselben war ebenso überraschend wie die Pracht und der Wohlklang, die Classicität der Sprache, die diesem nicht Zwanzigjährigen alle Geheimnisse der Schönheit erschlossen zu haben schien. „Man fühlt,“ schrieb später Enrico Panzacchi in der „Nuova Antologia“, „daß der neueste Poet von der Erinnerung an unsere alten toskanischen Dichter erfüllt ist, an Guido Cavalcante, Folgore di San Gemignano, Polizian, Lorenzo il Magnifico, Franco Sacchetti, Dino Compagni. Er hat sich nicht mit der „Vita nuova“, nicht mit den petrarkischen „Trionfi“ begnügt, hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, im Labyrinth der „Intelligenza“ und des „Dittamondo“ sich zu ergehen.“

Was er vorläufig aus dem Bücherschatz der Cinquecentisten und aus eigener Erfahrung dichterisch verwerthete, war das Weib, das Enigma, von dem er die Deutung des Lebens verlangte. „Mysterium“ steht über dem an

„Die Sünde" von Stuck erinnernden Haupt der Zauberin geschrieben, das Michetti dem „Intermezzo" zum Titelblatt gegeben, und als Motto hat d'Anunzio die Stelle der Offenbarung Johannis gewählt: „Auf seinem Haupte trug er eine Namensinschrift, die Niemand als er selber verstand." Lauter noch spricht die Stelle aus dem Prediger: „Und ich fand etwas was bitterer ist als der Tod — das Weib."

In Sonetten, deren im reinen Metall sprachlicher Vollendung ciselirte Strophen mit dem kunstvollen Bau der Sonette von d'Heredia den Vergleich nahe legen, im berühmt gewordenen Gedicht „Il Peccato di Maggio" (Maiensünde), in jenem andern „Venere d'acqua dolce" (die Venus der süßen Wasser), wird abwechselnd das hohe Lied der Liebe gesungen, mit dem kecken Uebermuth überquellender Jugend das Fest des Fleisches in nichts verschleiernden Worten begangen, die Frühlingspracht der Natur, die Vögel in den Zweigen, das streifende Wild zur Feier geladen, wie in den schönen Versen:

Die Hirschkühe mit dem sanften
Menschlichen Blick erzitterten spähend beim leisesten Hauch
Im Geheimniß des Dunkels erbebend und witternd
Ob nicht zwischen den Zweigen
Die furchtbringenden Augen,
Des rothfarbigen Geliebten erglänzen würden[1]).

Von classischen Reminiscenzen durchwoben, ist in diesem Bande „La tredicesima Fatica" (die dreizehnte Arbeit), wohl das typische Gedicht. Allein der Jubel und der Rausch der Sinne übertäubten die Bitterkeit der Klage nicht, die sich in den Freudenhymnus dieser überschäumenden Erotik mischte. Der Dichter trauert im Genuß:

Meine wilde, kraftvolle Jugend
Mordet sich in den Armen des Weibes.

Und bereits in den ersten lyrischen Accorden wird der Mißklang vernehmlich, der das Lied an die Freude trübend, die tiefe, unheilbare Wunde verräth. Die unter dem Titel „Adultere" an einander gereihten Sonette „Violante", „Herodias", „Lady Macbeth" u. s. w. bewegen sich noch innerhalb der Grenzen, die der Kunst gezogen sind; sie überschreitet das entsetzliche Sonett „Godoleva", das, von Baudelaire's „La Charogne" eingegeben, nur als traurige Verirrung bezeichnet werden kann. Dem Dichter ist Vieles erlaubt, das Scheußliche nicht. Hier gebührt der Copie nicht einmal der traurige Anspruch auf Originalität.

In den einleitenden Versen zum „Intermezzo" ist das Ewig-Weibliche geschildert, wie es der Jugend d'Anunzio's, nicht zu seinem Heil, erschien.

---

[1]) Or le cerve da i miti
Occhi umani, in ascolto, adogni più leggero
Alito trasalivano, trepide nel mistero
Dell' ombre vigilando, se non fra le piante
Brillassero i terribili occhi del fulvo amante.

Sie, die mit blutloser Hand ihm die Waffen entriß, die ihn lehrte, „le frodi della carne sapiente“, das betrügerische Wissen des Fleisches, die ihm den Zaubertrank Medea's reichte, die antike Gorgone, die höllische Rose, die, den Namen wechselnd, bald Circe, bald Helena, ihn mit ihren Künsten umstrickte, er nennt sie selbst „die ungenannte Schande“, die ihm mit der Seele auch das Werk befleckt hat. Zu d'Annunzio's Ehre sei es gesagt, daß seine Lieder ihr nicht immer gehören sollten. Die Reaction, die wir bis zur Stunde vergebens in seinen Prosawerken suchen, ist seiner dichterischen Production nicht versagt geblieben.

Ueber dem obscönen Inhalt des „Intermezzo“ lag der Purpur antiker Schönheit der Bilder und des Ausdrucks gebreitet; die Vornehmheit, die der Inhalt nicht zuließ, war der Form zu Gute gekommen, und wie jener an Aretino, so erinnerte diese an Tibull und Ovid. Aber die Unbefangenheit der heidnischen Muse vermochte diese künstliche Renaissance sinnlichen Lebens doch nicht zu erreichen. Die ernste Kritik in Italien verzeichnete einen Fortschritt, als „Isottéo“ und „La Chimera“ erschienen. Sie lobte, wie sie sollte, Verse wie diese, das Pflügen und Säen auf heimathlicher Erde feiernd:

Es geh'n durch die Aecker die kräftigen Buben,
Die friedlich dreinschauenden Ochsen geleitend!
Und hinter diesen rauscht die Furche,
Vom Eisen den Körnern geöffnet.
Dann, mit weit ausgreifenden Armen
Streuen die Männer die Saat[1]).

Die Zustimmung wurde lauter, als die „Sonetti dell' anima“, vor Allem als die „Odi navali“ erschienen. Eine gewisse Leserwelt empfand es wie einen Rückschritt, als statt der Verführungen, die der Leidenschaft gegolten hatten, Gedichte wie „Rursus Homo est“ die Befreiung von den Banden der alten Schlange feierten, die Seele und Leib umstrickt gehalten hatten, als der Dichter den guten Geist der Erde grüßte, der ihm das Leben erneuert, es wieder rein und stark gemacht hatte, und die seelische Auferstehung erwartend, die schönen Verse sang:

Lange soll sie unter klarem Himmel widertönen
Die Verkündigung des neuen Wunders,
Und aus meinem Grabe werd' ich auferstehn[2]).

Jegliche Kritik verstummte vor der männlich-kräftigen Schönheit der „Oden des Meeres“, die der plastischen Gestaltungsgabe d'Annunzio's, der

[1]) Van per i campi validi garzoni
Guidando i buoi da la paccata faccia!
E, dietro quelli, fumiga la traccia
Del ferro aperto alle seminazioni,
Poi, con un gesto grande delle braccia
Spargon li adulti la semenza . . .

[2]) Lungo s'udrà ne'l ciel sereno il tuono
Ad annunciar la maraviglia nova,
Ed io risorgerò da la mia morte.

Virtuosität seines lapidaren Stils, dem kunstvoll gemeißelten Bau seiner Verse die volle Entfaltung gewähren. In dem Gedicht auf den Tod des Admirals Saint-Bon ist heroischer Klang:

„Nicht das Siechbett, nein, die Commandobrücke des stolzen Schiffes, keine Thränen, sondern das laute Getümmel der Schlacht auf den gefärbten Wassern für den sterbenden Helden! Noch einmal soll der Tod ihm ins Auge schauen, das ihn so oft herausgefordert hat, aber dann die unbefleckte Stirn nicht mit dem Flügelschlag berühren, dessen Rauschen ihm vertraut ist. Betrachten soll er ihn und dann weiterziehen. Er ist ja dennoch sein. Sein Grab im Meeresgrund ist schon geweiht“ [1]).

Die Versuchung, solche Verse anzuführen, ist zu groß: wer sich einen poetischen Genuß verschaffen will, der lese selbst die Apostrophe an Triest, „La Corona velata“, die verschleierte Krone, die der leider jüngst verstorbene italienische Kritiker E. Nencioni, ein feiner und verständnißvoller Kenner, den kraftvollsten und schönsten Erzeugnissen der modernen Dichtung seines Landes an die Seite stellt. Im „Canto novo“, in diesen Oden d'Anunzio's und noch bei einem andern zeitgenössischen Dichter, bei Marradi, rauscht in Farbe und Licht, in seiner majestätischen Weite das Meer, jenes duplico mare, das einst Genuesen und Venezianer in heroischem Wettstreit mit ihren Galeeren durchfurchten. „Rothe lateinische Segel, hoch am Mastbaum gebunden,“ ruft d'Anunzio, „entfaltet Eure Sicheln wie der neue Mond, und Ihr, Ihr Frauen, beginnt mit lautem Sang die Lieder der Düne! Ungezähmte Musen, sendet glückverheißende Wünsche den Schiffern!“ Dieses innige Verständniß, diese schwärmerische, aufmerksame Liebe für das Meer sind für d'Anunzio die Quelle seiner schönsten Lyrik, die unerschöpflich wechselnden Stimmungsbilder so vieler seiner Prosadichtungen geworden. Nicht minder glücklich aber ist sein Blick in der Beobachtung landschaftlicher Schönheit, wenn es gilt, die Pracht südlicher Gärten, die edlen Linien architektonischer Formen in Worten zu malen.

Der feierlich aufgebaute, mit Liebe gezeichnete Hintergrund der „Elegie Romane“ ist Rom. In die ernste Trauer absterbender Herbstnatur versetzt das schöne Gedicht „Villa Chigi“ mit der Schilderung einer erloschenen Leidenschaft. Vergebens ringt die Verzweiflung der Frau, die noch liebt, um ein Herz, in welchem die Liebe erloschen ist, in welchem kein Hauch der Erwiderung durch ihre Klage geweckt wird. Es ist vorbei; welk fallen die Blätter ihr zu Füßen. Und dennoch beneidet er sie, die glücklicher als er, noch zu lieben vermag.

---

[1]) . . . Non il letto ma il ponte della nave ammiraglia,
Non il pianto ma il vasto fragor della battaglia
Sopra l' acque colorite!
O morte, anche una volta guarda l' éroe negli occhi
Che ti raviseranno; ma l' ala tua non tocchi
Quella fronte immacolata!
Guardalo ed oltre passa. Dell' ala tua che romba
Egli conosce il volo, l' avrai;
La sua tomba
Già nel mare è consacrata.

Im gereimten Halbvers gleiten, in melodischem Wohlklang, die Distichen der Elegie „Villa d'Este“ zum Preis der schönen Vittoria Doni:

Wer aus so vielen Wassern lockt so viele Lieder?
Sie ist's, die euch gefällt, o Musen, Vittoria Doni ist es wieder.
Auf schattigen Pfaden wandelt die Herrliche, und sieh,
Das göttlich schöne Gefilde fühlt sich zitternd beherrscht.
Die Gärten alle loben ihre sanfte Macht
Und auf dem Weg die Quellen der todten Zeiten Pracht,
Sie reden zart und leise wie holder Frauen Mund.
Und auf den Wappenschildern im rothen Sonnenschein
Erglänzen, Ruhm von Este, der Aar, die Lilien Dein! [1])

Der weite, tragische Horizont der ewigen Stadt, die antike Größe und Schwermuth der römischen Campagna liegen über die Dichtung gebreitet, die, in classische Form gegossen und modern empfunden, den Cultus der Schönheit mit dem schmerzvollen Bewußtsein der Unzulänglichkeit aller irdischen Dinge verbindet, wie das unter Andern im Gedicht „Certosa di San Martino“ zum ergreifenden Ausdruck kommt. Seit Carducci's römischen Oden haben die Italiener keine so mächtige Lyrik vernommen.

Ihre Klippe war das übertrieben Künstliche in der Technik, die Virtuosität der formellen Leistung im Dienste einer peinlich genauen Analyse der Stimmungen und Sensationen, die, weil absichtlich, erkältend wirkte. Die jugendliche Kraft und das schwellende Leben, der Rausch der Sinne und das Begehren, der Sprache Unsagbares abzuringen, den flüchtigsten Eindruck festhalten und wiedergeben zu wollen, was nur in Tönen spricht, deckten sich mit einer Auffassung des Lebens, grausam und krankhaft zugleich, die mit Zurückweisung aller ethischen Motive in schriller Dissonanz ausklingt. Der Symbolismus des „Poema paradisiaco“. das 1892 erschien, bringt diesen Gegensatz zwischen der poetischen Begabung, die alle Formen der modernen Decadenz sich aneignet, aber auch in der klaren Vision des Schönen sie übertrifft, und der innern haltlosen Zerrissenheit zum erneuerten Ausdruck. Die frühreife Erfahrung hat die Inspiration verdüstert und das Werk erniedrigt. Höher als der Gedanke, dem es an Originalität und Tiefe gebricht, steht bei d' Anunzio die formelle Vollendung.

In Bezug auf Carducci, der die Tradition A. Chenier's fortsetzt, citirt ein italienischer Schriftsteller des letzteren berühmt gewordenen Ausspruch, daß die alten Formen sich mit neuen Gedanken erfüllen sollen:

„Sur des pensers nouveaux faisons des vers antiques.“

---

[1]) Chi tante mai canzoni, o Muse trae su da tante acque?
Ella è, che pur vi piacque, Muse, è Vittoria Doni.
Va pel sentier ombrato la donna magnifica e in torno
Ecco, il divin soggiorno trema signoreggiato.
Lodano tutti gli orti la dolce di lei signoria.
E le fontane, in via, parlan de' tempi morti
Parlan soavi e piane, come feminee bocche.
Mentre su' lor' fastigi, che il Sole di porpora veste,
Splendono (oh Gloria d' Este!) l' Aquile e i Fiordiligi.

Solche neue Gedanken sind bei d'Anunzio nicht zu finden. Er entlehnt die Theorien und bekennt:

O Dichter, göttlich ist das Wort.
In reine Schönheit taucht der Himmel
All' unsre Wonnen, und der Vers ist Alles[1])

„Der Vers ist Alles," wiederholt in „Piacere", sich selbst citirend, d'Anunzio-Sperelli. „Zur Nachahmung der Natur ist kein anderes Kunstmittel lebendiger, geschmeidiger, schärfer, verschiedenartiger, formenreicher, plastischer, gehorsamer, feinfühliger, treuer als dieses. Compacter als der Marmor, geschmeidiger als Wachs, subtiler als ein Fluidum, vibrirender als eine Schnur, leuchtender als ein Juwel, duftender als eine Blume, schneidender als ein Schwert, biegsamer als ein Schößling, schmeichelnder als die Welle, furchtbarer als der Donner, vermag und ist der Vers Alles. Er kann die geringfügigsten Regungen des Gefühls wie der Sensation wiedergeben, das Unbestimmbare bestimmen, das Unsagbare aussprechen, er kann das Unendliche umfassen und den Abgrund durchdringen, er kann mit der Ewigkeit sich messen, das Uebermenschliche, Uebernatürliche, Unsichtbare darstellen, er kann berauschen wie der Wein, verzücken wie die Extase; er kann zu gleicher Zeit unsern Geist, unsern Verstand, unsern Körper besitzen; er kann mit einem Wort das Absolute erreichen. Ein vollkommener Vers ist endgültig, unveränderlich, unsterblich; er umschließt das Wort mit der Cohärenz des Diamants; er umfaßt den Gedanken in einem abgezirkelten Kreis, den keine Gewalt mehr zu sprengen vermag; er wird unabhängig von jeder Fessel und von jeder Herrschaft; er gehört nicht mehr dem Künstler, sondern Allen und Keinem, wie der Raum, wie das Licht, wie alle immanenten, fortbestehenden Dinge. Der in einem vollkommenen Vers mit Genauigkeit ausgesprochene Gedanke ist ein solcher, der in den dunklen Tiefen der Sprache bereits vorgebildet existirte. Vom Dichter gehoben, fährt er fort, in der Mitwissenschaft der Menschen zu existiren. Der größte Dichter ist demnach derjenige, der die größte Zahl solcher idealer Vorbildungen zu finden und zu entwickeln vermag. Nähert sich der Dichter der Entdeckung eines unsterblichen Verses, so verkündet es ihm ein Strom göttlicher Wonne, der plötzlich sein ganzes Sein durchdringt."

Vielleicht ist es dem Huldiger der schönen Form noch beschieden, dem Gedächtniß seiner Nation solche Verse einzuprägen. Den seinigen ist zu Gute gekommen, wo immer eine aufrichtige Empfindung, ein warmes, unverfälschtes Gefühl durch sie spricht. So im schönen Gedicht „An die Mutter". Sie möge nicht mehr weinen; der Sohn kehrt zurück; er ist der Lüge satt. Zu bleich, fast lilienweiß, ist ihr Antlitz geworden. Er ruft sie in den Garten, der in seiner Verlassenheit noch die Spuren früherer Pfade bewahrt. Dort will er von alten Tagen erzählen und ihr sagen, wie süß das Geheimniß sei, das Vergangenes deckt. Noch blühen ein paar Rosen: lächelt sie wieder, so soll auch

---

[1]) O Poeta, divina è la Parola;
Ne la pura Bellezza il ciel ripose
Ogni nostra letizia, e il Verso e tutto.

er aufs neue sprießen, der liebe alte Garten. Sie möge das Haupt nicht verschleiern; die Septembersonne brennt nicht heiß, und noch sind keine Silberfäden ihr durchs Haar gesponnen, noch ist der Scheitel fein . . . Es soll Alles wieder werden, wie es war, die Seele einfach sein wie einst, und zu ihr kommen auf den ersten Ruf, leicht, eilig, wie das Wasser in die Höhle der Hand[1]).

II.

Das Bändchen „Poema paradisiaco" ist vorläufig die letzte größere Gabe der Lyrik d'Annunzio's. Einzelne Gedichte veröffentlicht er seit der Zeit in italienischen Revüen. Bereits 1880, als Sechzehnjähriger, hatte er eine Novelle „Die Glocken" geschrieben. Sie verräth die Lektüre von Victor Hugo. Biage, Glöckner in einem kleinen Dorfe, liebt Zolfina, das Hirtenmädchen, ein eben zur Jugend erblühendes, in derber Schönheit strahlendes Landkind. Der dem Quasimodo nachgebildete, knochige, erregbare Junge läutet sein Glück in die Welt hinaus. Da stirbt sie an den Blattern, und nachdem er noch einmal seine Glocke geschwungen hat, erhängt er sich an dieser, die am Charfreitag sein Sterbelied singt. Diese paar Seiten sind der Versuch eines Schülers, der schon Blick und Ohr für Linien, Farben, Töne zeigt, wie sie nur wahren Künstlern eigen sind. Das Bändchen „Terra vergine", welches die Novellen brachte, enthält eine Copie nach Maupassant, „L'Abandonnée", die unter dem Titel „Sieste", das Thema des von der Mutter verlassenen, in Armuth und Unwissenheit verkommenen, im Ehebruch erzeugten Sohnes mit einem krassen Schluß versieht. D'Annunzio's Eigenthum sind dagegen die Novellen einer anderen kleinen Sammlung, geradezu scheußliche Darstellungen verkommenen Elends und zügelloser Rohheit. Blut, Geschwüre, Fäulniß, Todtschlag, bestialische Greuel martern den Leser von „San Pantaleone". Die Erzstatue dieses Heiligen, in Procession getragen, zermalmt die Hand eines ihrer Träger, der sie abschneidet und dem Schutzheiligen darbringt. Ueber gestohlene Kerzen entbrennt der Kampf zwischen zwei Dörfern, den ein schauerlicher Mord abschließt. Die Skizze „Der Backtrog" ist die Geschichte des Brudermordes, an einem Krüppel verübt, der aus Hunger Brod stiehlt. „Die Sekinen" erzählen die Unthaten einer betrunkenen Rotte; „Der Märtyrer" wird von seinem Cameraden an einem Absceß operirt, richtiger gesagt, geschlachtet, und der

[1]) Non piangere più. Torna il diletto figlio
A la tua casa. È stanco di mentire.
Vieni: usciamo. Tempo è di rifiorire.
Troppo sei blanca: il volto e quasi un giglio.
Vieni; usciamo. Il giardino abbandonato
Serba ancora per noi qualche sentiero.
Ti dirò come sia dolce il mistero
Che vela certe cose del passato . . .
Tutto sarà come al tempo lontano:
L'anima sarà semplice com' era;
E a te verrà, quando vorrai, leggera,
Come vien l' acqua al cavo della mano.

Leichnam ins Meer geworfen. Tolle Fanatiker, menschliche Bestien sind von der naturalistischen Schule geborgt; die leblose Natur, das harmlose, gepeinigte Thier mit der Qual und Verderbtheit des Menschen in Contrast gesetzt. Als 1884 „Il libro delle Vergini“ erschien, fanden die Franzosen bekannte Vorbilder wieder, Stendhal's psychologische Analyse, die Lebendigkeit des Details seines Antagonisten Flaubert; den Satanismus, die gewollte Sünde, wie etwa Barbey d'Aurevilly oder Verlaine sie zu schildern lieben, das glänzende Colorit, den Wortreichthum, die bis zur Carricatur übertriebene Charakterzeichnung von Victor Hugo, die in Trostlosigkeit ausklingende, bis zum Ekel gesteigerte Sensualität von Baudelaire. Ein kleines Beispiel der Gattung ist die Novelle „Nell' assenza di Lanciotto“. Am Sterbebett der Schlimmes ahnenden Mutter gesteht Lanciotto's Bruder der Schwägerin, Francesca, seine verbrecherische Leidenschaft. Sie ist jung, schön, lebensfroh; er will sie besitzen, die reuelos seinen Verführungen erliegt. Von einer Seelengeschichte, einer Motivirung der Gefühle ist keine Spur zu finden.

Viel peinlicher als in flüchtigen Skizzen wirkt dieser Mangel, wenn d'Anunzio höher greift. In der Sammlung „San Pantaleone“ ist unter dem Titel „Annali d'Anna“ die Geschichte eines einfachen Bauernmädchens erzählt, die nach der durch den Tod wieder gelösten Verlobung mit einem alten Mann, in welche sie sich anscheinend willenlos ergeben hatte, ins Kloster geht, als extatische Schwester verehrt wird und in Stumpfsinn endet. Hier hat Flaubert's „Un cœur simple“ zum Muster gedient, ist aber in keiner Weise erreicht. Beschränktheit und Unfähigkeit zu jeglichem zielbewußten Handeln wird hier mit Kindeseinfalt und Unschuld verwechselt.

Der Versuch hat insofern seine Bedeutung, als es d'Anunzio auch später und auf der Höhe seiner Production niemals gelungen ist, einen reinen, edlen, logisch aufgebauten Frauencharakter zu schildern. Die Aneignungsfähigkeit von Flaubert, die liebevolle Theilnahme Tolstoi's am Leben der Einfachen und Kleinen wird hier zur bedeutungslosen Spielerei. D'Anunzio construirt eine Puppe; was er Lebensfähiges an ihr voraussetzt, ist pathologisch und verweist ins Spital. In erhöhtem Maß trifft der Vorwurf eines der ersten größeren Werke des Dichters, den 1891 geschriebenen „Giovanni Episcopo“. In der Widmung an die neapolitanische Romanschriftstellerin Mathilde Serrao beruft er sich auf seine Beobachtung eines wirklichen Falles, der sich ihm, nach fünfzehnmonatlicher Dienstzeit in einem Cavallerieregiment, mit der Klarheit einer inneren Vision zum Kunstwerk gestaltet habe, so daß sein eigenes Sein in dem Phantasiegebilde aufgelöst worden sei, das er fast ohne Unterbrechung, wie im Fieber, niederschrieb. Die Geschichte ist folgende.

Giovanni Episcopo erzählt sterbend dem Arzt des Gefängnisses die Schicksale seines Lebens, oder vielmehr er lebt sie noch einmal durch, und die Todten scheinen wieder zu erstehen. Er war ein kleiner Geometer, der sich ehrlich das Brod verdiente. Unter den Gästen der Pension, wo er seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte, befand sich einer, Namens Wanzer, ein brutaler, roher Gesell. Der schmächtige, hülflose Episcopo geräth, man weiß nicht warum, so völlig in

die Abhängigkeit, richtiger gesagt in die Sclaverei dieses Menschen, daß er nicht mehr von ihm lassen kann, ihm, „wie ein geprügelter Hund", auf Schritt und Tritt folgt, ihn bedient, schließlich auch noch zu den Wucherern läuft, um Geld für ihn zu erlangen. Eines Tages trifft ihn das Glas an die Stirn, das Wanzer einem Anderen an den Kopf werfen wollte, und so bleibt er von ihm gezeichnet. Ein anderes Mal deutet Wanzer auf die in der Pension bedienende Ginevra und scherzt, einer der Gäste solle zum Besten der Uebrigen sie heirathen. Unter cynischen Späßen fällt die Wahl auf den Harmlosesten: „Episcopo und Co." soll künftig die Firma heißen. Dieser fühlt sich von sinnlicher Leidenschaft für das rohe, schöne Geschöpf erfaßt, während Wanzer plötzlich verschwindet, um den Folgen der von ihm begangenen Betrügereien zu entgehen. Episcopo, von seinem bösen Dämon erlöst, findet nicht den Muth, sich selbst von dem schlimmern Dämon Ginevra zu befreien und heirathet sie, aus Furcht vor der drallen Matrone, seiner künftigen Schwiegermutter: „Diese Hände, diese fürchterlichen Hände setzten mich in blinde Angst." Diesmal wird der arme Tölpel auch noch lächerlich. Dann erzählt er weiter: „Sie — Ginevra — wartete keinen Tag. Noch in der Brautnacht begann sie ihr Henkerwerk ... Ich fühlte, daß ein giftiges Geschöpf unter mir lag ... Sie zog durch die Menge wie eine Furche von Sündhaftigkeit." Ein verkommener Alter, der Trunkenbold Battista, der vor der Welt als Ginevra's Vater gilt, heftet sich an Episcopo's Sohlen, bestiehlt ihn, saugt ihn aus, um Geld für Schnaps zu erhalten, worauf auch dieser zum Trinken verführt wird. Zugleich träumt er vom zukünftigen Kind: „Die Untreue, die Schande verletzten mich viel weniger für mich selbst, als für diesen noch ungeborenen Sohn." Es folgt ein haarsträubendes Gespräch Episcopo's mit seinem Weib. Nur des Kindes wegen, nur so lange als sie es unter dem Herzen trage, möge sie barmherzig sein: Dann wolle er ihren Geliebten weichen, oder, wenn sie es verlange, ihnen dienen, „ihnen die Stiefel putzen", alle Demüthigungen über sich ergehen lassen. Ihm antwortet nur ein Lächeln des Hohnes. Der Sohn, Ciro, wird geboren. Er ist sein, er trägt ein Mal wie der Vater, der ihn vergöttert und doch nicht vor der Vernachlässigung und den Mißhandlungen der Mutter zu schützen vermag. Sein Haus verwandelt sich in ein Haus der Schande. Seine Vorgesetzten halten (?) ihn „für einen ehrlosen, verkommenen, verthierten, verdummten, verächtlichen Menschen". Er verliert seine Stelle, sinkt zur Rolle von Battista, zu einer Last für die Seinen herab. Der weitaus größere Theil der Geschichte schildert die physischen Qualen und den endlichen Tod des alten Trinkers an der Wassersucht, eine unerbittliche Copie des krassesten Zola. Da, nach elf Jahren, taucht Wanzer wieder auf und läßt sich, dem früheren Programm „Episcopo & Co." entsprechend, bei Ginevra häuslich nieder. Die Willensfähigkeit, die dem Vater gänzlich mangelt, erwacht mit doppelter Gewalt im Sohn. Während Episcopo das Joch seines Tyrannen zum zweiten Mal und wie in einer Hypnose befangen auf sich nimmt, duldet der Kleine lieber die Streiche der Mutter, als die Liebkosungen des Fremden. „Er warf mir einen Blick zu, und ich wußte wie er mich leiden fühlte." Eines Tags stürzt Ciro athemlos, vom Fieber geschüttelt, dem von Hause abwesenden Vater nach.

Wanzer hat die Mutter geschlagen, sie bei den Haaren gezerrt. Als Episcopo die Wohnung betritt, ist Ginevra verschwunden.

Er bringt seinen bleichen, erschöpften Sohn zu Bett, schluchzt mit ihm, sucht vergebens, ihn zu beruhigen, geht in die Küche, ihm Wasser zu holen. Da vernimmt er die Schritte des heimgekehrten Wanzer, der Ginevra ruft; gleich darauf einen entsetzlichen Schrei. Träumend, unbewußt, zitternd, wie er Alles gethan hat, packt jetzt Episcopo ein Küchenmesser, stürzt zu Ciro zurück, erblickt das schwächliche Kind gleich einer Tigerkatze an den starken Mann geklammert, der es mit Faustthieben abwehrt, und stößt diesem dreimal, viermal das Messer bis ans Heft in den Rücken . . .

An den Gefängnißarzt sind Episcopo's letzte Worte gerichtet: „Seien Sie barmherzig, lassen Sie mich nicht allein! Bevor es Abend wird, ich verspreche es Ihnen, bin ich todt. Dann können Sie ja gehen, mir die Augen schließen und gehen. Nein, nicht einmal dieses verlange ich von Ihnen. Ich, ich selbst will sie schließen, bevor ich sterbe . . . Betrachten Sie sich meine Hand. Sie hat jene Lider berührt und ist gelb geworden. Ich aber wollte sie schließen, denn von Zeit zu Zeit richtete Ciro sich im Bett auf und rief: Papa, Papa, *er schaut mich an!* Wie aber konnte er ihn ansehen, da er doch zugedeckt war? Können etwa die Todten durch Leintücher schauen?

„Und das linke Augenlid, das kalte, kalte, widerstand.

„So viel Blut! Kann ein Meer von Blut in einem Menschen sein? Die Adern sind kaum sichtbar, sie sind so fein, daß man sie kaum sieht.

„Und dennoch . . . Ich wußte nicht, wohin ich treten sollte; die Schuhe saugten sich voll wie zwei Schwämme, — sonderbar, nicht wahr? — wie zwei Schwämme. Der Eine so voll Blut, und der Andere ohne einen Tropfen: eine Lilie . . .

„Oh mein Gott, eine Lilie!

„So gibt es denn noch etwas Weißes auf der Welt?

„So viele Lilien!

„Aber sehen Sie, sehen Sie doch, Herr, wie mir wird?

„Bevor es Abend ist, oh vor Abend . . .

„Eine Schwalbe flog herein . . .

„Laßt sie herein . . . diese Schwalbe . . ."

Im Vorwort zu „Giovanni Episcopo" schreibt d'Anunzio: „Menschen und Dinge müssen *direkt*, ohne jegliche Uebertragung studirt werden." Nachdem er den Vorsatz ausgeführt zu haben glaubt, klagt er dennoch: „Warum hatte ich eine so stolze Vision, und warum schuf ich ein so schwaches Werk?" Vielleicht deshalb, weil die Kreaturen des Instinktes, die vor seiner Phantasie erstanden, unter normalen Bedingungen gar nicht existiren, weil ein Mensch, der nur zu empfinden vermöchte, der weder zu denken noch zu wollen fähig, in Gefühlen sich auflöste, eine moralische Mißgeburt wäre, ein bloßes Mittel in der Hand eines dunklen Naturprocesses, das keine Kunst lebensfähig zu gestalten vermag. Der Dichter, der die Natur zu studiren vermeinte, verirrte sich in eine Theorie, deren Väter wir kennen. Sie hat den Menschen mit dem Stein verglichen, der, geworfen, sich einbildet zu fliegen, und die menschliche

Freiheit für die leerste aller Einbildungen erklärt. Sie weiß nichts mehr von der Gewißheit, daß wir frei und darum verantwortlich sind für unser eigenes Thun und Lassen, nichts von dieser höchsten Gewißheit, dem Gewissen, und spendet den willenlosen Opfern des Fatalismus das stumpfe Mitleid, welches das zur Schlachtbank geführte Thier erwecken mag, nicht aber ein mit Bewußtsein handelnder, unter den Augen eines ewigen Richters ringender, kämpfender Mensch. Vom Pessimismus Schopenhauer's, von den tief ergreifenden Vorbildern, in welchen die Dichtung der Slaven den Jammer des Lebens nachgebildet hat, ist bei dem Italiener nur das Zerrbild geblieben. Sein Giovanni Episcopo raisonnirt nicht, er taumelt durch das Dasein, und sein Schicksal ist seine Thorheit. Das Problem lag zu tief für d' Anunzio's Lebensanschauung, es erwies sich aber auch als zu unfruchtbar für eine Kunst, die in der Originalität und Fülle ihrer Phantasie vor Allem nach Bildern und Sensationen gefälligerer Art verlangte.

III.

An der Hand eines anderen Mentors, unter dem Einfluß von Nietzsche, sind die Romane geschrieben worden, die d' Anunzio's Ruhm über die heimathlichen Grenzen trugen.

„Piacere", unter dem Titel „Lust" 1897 in deutscher Uebersetzung erschienen, „L' Innocente" und „Trionfo della Morte", mit unerläßlichen Streichungen von G. Herelle in mustergültiger Weise ins Französische übersetzt, sind drei von einander unabhängige, erotische, unter dem Namen „Romanzi della Rosa" erschienene Romane, mit einer Virtuosität des Styls und zugleich mit einer solchen Keckheit obscöner Effekte geschrieben, daß den übertrumpften Franzosen die Hände in den Schoß fielen, und Graf Melchior de Vogüé, der in der „Revue des deux mondes" ein internationales Publicum mit d' Anunzio bekannt machte, es gleichzeitig darauf vorbereitete, daß keine französische Publication die Erfindungen „de ce terrible homme" unverkürzt wiedergeben könne: „Man muß viele Seiten, zuweilen, wie in „Piacere", ganze Kapitel streichen. Denn das Italienische besitzt das Vorrecht, in seiner Sprache Alles wagen zu dürfen, was das Lateinische wagt."

Wohl mit vollem Recht ist die Geschichte Andrea Sperelli's in „Piacere" als Autobiographie gelesen worden. Sie dürfte dem Kulturhistoriker Material zur Erwägung der Gründe liefern, die den Niedergang der lateinischen Race beleuchten. Sperelli's Zweck ist der Genuß, sein Gesetz der Instinkt, sein Glaube der ästhetische Kultus einer wiedererweckten „Renaissance", die in der Vergötterung des Ich zum thätigen Ausdruck kommt.

Wie es dem Erben der Cinquecentisten geziemt, hat Graf Andrea Sperelli-Fieschi d' Ugenta einen hochklingenden Namen.

Seine Ahnherren zählten zu den alten Geschlechtern, „die wie so vieles andere Schöne und Seltene vor der grauen Sündfluth der heutigen Demokratie mit schmählichem Untergang bedroht, von Generation zu Generation die altgewohnte Ueberlieferung auserlesener Kultur, raffinirter Eleganz und Kunst

bewahren." An den Höfen Karl's des Kühnen, Julius' II., der Mediceer und der Bourbonen verkehrten sie hochgeschätzt als Künstler und Dichter. Ihr letzter Sproß war „der ideale Typus des jungen italienischen Edelmannes des neunzehnten Jahrhunderts, der legitime Vertreter eines Stammes geistig begabter feinfühliger Aristokraten und Künstler". Seine mit den verschiedensten, gründlichsten Studien beschäftigte Jugend erschien phänomenal, seine Bildung war auf Reisen und durch Lektüre vervollständigt und vom Vater auf paradoxe Verachtung der Vorurtheile, den leidenschaftlichen Kultus der Schönheit und die Gier nach Genuß gerichtet worden. Er hatte dem Sohn diesen fundamentalen Grundsatz mit auf den Weg gegeben: „Man muß das eigene Leben machen, ganz ebenso wie man ein Kunstwerk macht. Das Leben eines intellektuellen Menschen muß sein eigenes Werk sein. Darin liegt die wahre Ueberlegenheit . . . Um jeden Preis, selbst im Rausch, muß die Freiheit bewahrt bleiben. Die Regel des intellektuellen Menschen, hier ist sie: Habere, non haberi. Die Reue ist das unfruchtbare Weideland eines unbeschäftigten Geistes. Vor Allem gilt es, der Reue zu entgehen, indem man den Geist beständig mit neuen Bildern und neuen Sensationen beschäftigt. Die Wissenschaft des Lebens ist vielleicht diese, die Wahrheit zu verdunkeln. Das Wort ist eine tiefernste Sache, in der sich für den Mann von Geist unerschöpfliche Reichthümer bergen. Die Griechen, diese Kunstschmiede des Wortes, sind die raffinirtesten Genußmenschen der antiken Welt. Die Sophisten blühten niemals zahlreicher als im perikleischen, im freudenreichen Zeitalter. Im Grunde aller menschlichen Freuden und Leiden ruht das Sophisma; die Sophismen verschärfen und vervielfältigen heißt nichts Anderes, als die eigene Freude oder den eigenen Schmerz verschärfen und vervielfältigen."

Nach des Verfassers Worten fand die Saat dieser Erziehungsgrundsätze „im ungesunden Geist des Jünglings einen günstigen Boden. Nach und nach wurde die weniger noch gegen die Anderen als gegen sich selbst gerichtete Lüge von seinem inneren Sein so unzertrennlich, daß es ihm niemals gelang, ganz aufrichtig gegen sich selbst oder seiner völlig Herr zu werden."

Wie soll es Wunder nehmen, daß einem so gearteten und so gebildeten Jüngling die Welt, bei seinem Eintritt in dieselbe, als das versinnlichte Material seines Begehrens erscheint? Es wird uns gesagt, daß er „die Fabel des Hermaphroditen" und „la Simona" nach dem Vorbild von Polizian's „Favola di Orfeo" und des „Decamerone" dichtete, daß er die berühmten Kunstwerke „der Schlaf", „der Thierkreis", die Schale Alexander's" fertigte. Die Musik, die er sich vorspielen läßt, haben Scarlatti, Bach, Mozart komponirt, weil Chopin ihm wenig gefällt und Beethoven ihn zu tief ergreift! Den Frauen, die er verführt, citirt er Goethe's Römische Elegien, Lady Macbeth, Hamlet, einen Vers der Veda: „Alle diese Geschöpfe im Ganzen bin ich, und außer mir gibt es kein anderes Seiendes." Er schreibt in Sanskrit: „Tat tidam asi" und übersetzt: „Diese lebendige Sache bist Du." Sein Liebling ist Shelley; die römischen Damen werden mit Zeilen aus dem Epipsychidion berückt; sie antworten recht banale Dinge auf deutsch, auf englisch, einmal auch auf spanisch, und eine derselben, aufrichtiger vielleicht als die andern, „belästigt

von den Madrigalen Sperelli's", hält sich, während er declamirt, mit den schönen Händen die Ohren zu. Noch enttäuschter als sie ist der Leser! Es handelt sich bei allem Pomp der dekorativen Ausstattung, bei allem Wohlklang und Reichthum dieser musikalischen Prosa nicht im Geringsten um intellektuelle Dinge, um Poesie oder Kunst, sondern einzig und allein um die Liebe, wie Sperelli sie versteht, um Sinnenrausch und Fleischeslust, nach den modernsten Rezepten. Donna Elena Muti, Herzogin von Scerni, steht, wie er auf den ersten Blick entdeckt, auf der Höhe seines Begehrens. Mit Correggio's Danaë verglichen, ist sie „dem raffinirten Liebhaber" gewachsen. Allerdings nicht ohne zuweilen leise Bedenken und recht peinliche Entdeckungen hervorzurufen. „Plötzlich und unvorbereitet fiel ihm das Uebertriebene, sozusagen Courtisanenhafte auf, das zuweilen die vornehme Art der Edelfrau verdunkelte. Aus gewissen Intonationen der Stimme und des Lachens, aus gewissen Haltungen, Bewegungen und Blicken athmete, vielleicht unbewußt, ein zu starker aphrodisischer Zauber. Sie vertheilte zu willig den durch das Auge zugänglichen Genuß ihrer Reize. Von Zeit zu Zeit, vor Aller Blicken, hatte sie eine Haltung, eine Geste oder einen Ausdruck, die im Alkove den Geliebten durchschauert hätten. Ein Jeder konnte, sie betrachtend, ihr einen Funken der Lust rauben, sie mit unreinen Phantasien umgeben, ihre geheimen Liebkosungen errathen. Sie schien in Wahrheit nur geschaffen, um Liebe zu erwecken. Die Luft, die sie athmete, war stets von Begierden durchglüht."

Die Leidenschaft Sperelli's ist auf dem Höhepunkt, als eines Tags die Dame mit dem praktischen Sinn der Italienerin ihm den Abschied gibt, um ihre durch Luxus und Sammelwuth gestörten Finanzen wieder in die Reihe zu bringen. Zu diesem Zweck heirathet sie einen englischen Earl, dem d' Annunzio die Würde eines Lord of the Bedchamber des Prinzen von Wales verleiht, weil letzterer sein Ideal vornehmer Eleganz verkörpert. (Piacere, S. 307.) Der Gemahl Elena's ist, man braucht es kaum zu sagen, unermeßlich reich, aber auch Besitzer einer pornographischen Bibliothek mit Illustrationen. Inzwischen hat Andrea Sperelli sich zu trösten gesucht, wie er konnte. Die Liste dieses Don Giovanni, nicht kürzer als die seines berühmten Vorgängers, ist entrollt; in Gesprächen mit jungen Römern werden die Damen des Serails von d'Annunzio-Sperelli ausgestellt: „Jede dieser Geliebten hatte ihm eine neue Erniedrigung gebracht, jede ihn mit ihrem Gifttrank berauscht, ohne seinen Durst zu stillen, jede ihm noch unbekannte Subtilitäten der Korruption gelehrt. Er trug alle Keime der Verderbniß in sich . . ." Eine dieser Episoden führt zu einem Duell, und der schwer verwundete Sperelli, am Ufer des Meeres Genesung suchend, begegnet der Frau, die ihm das Herz erneuern, die Jugend zurückgeben soll. Es ist Maria Feres, die unglückliche Gattin eines Rastaquers oder südamerikanischen Schwindlers. Zu ihr spricht er: „Ich liebe Alles, was Du liebst, und was ich suche, besitzest Du. Das Mitleid, von Dir gespendet, wird mir theurer sein als die Leidenschaft einer Andern; Deine Hand, aufs Herz mir gelegt, wird eine neue Jugend, reiner, kräftiger als die erste, zur Blüthe erwecken. Das ewige Wellenspiel meines inneren Lebens soll in Dir zur Ruhe kommen. Mein unruhiger, unzufriedener Geist, im ewigen

Kampf der Anziehung und Abstoßung, der Zu- und Abneigung aufgerieben, immer und hülflos allein, wird im Deinigen Zuflucht gegen den Zweifel finden, der alle Idealität befleckt, alles Handeln lähmt, alle Kraft bricht. Andere sind unseliger als ich, aber auf Erden wüßte ich Keinen, der weniger glücklich wäre." Es sind schöne Worte; d' Anunzio belehrt uns, daß er sie von „Obermann", somit von Sénancour, dem Verfasser des „Obermann" entlehnt. Allein die Menschen sind nicht bekehrt, weil sie gerührt sind! Maria Feres vertraut die Qualen ihrer Seele einem Tagebuch, dann fällt sie wie die Andern und tiefer als die Andern. Denn im Augenblick ihres Falles hört sie Elena Muti's Namen auf Sperelli's Lippen. Diese sich nunmehr ihm verweigernde, perverfeste seiner Verführerinnen, sie, die ihrem einstigen Liebhaber jetzt mit der Insulte wie mit einem Peitschenhieb über das Gesicht fährt, ist die Herrin seiner Phantasie, die Despotin seiner Sinne geblieben. Das Abenteuer mit der Andern hatte nur den Werth, ihn an jenes mit ihr zu erinnern und der Vorhang fällt über der Flucht des unseligen, beschimpften Opfers.

Als er im zweiten Theil dieser Trilogie „L' Innocente" (deutsch „der Unschuldige", vom französischen Uebersetzer „l'Intrus" — der Eindringling — genannt) sich wieder hebt, hat Andrea Sperelli, jetzt Tullio Hermil, den Namen zwar, aber nicht das Wesen geändert. Sein Gesetz ist nach wie vor „der Wechsel", sein Geist hat die Wandelbarkeit des Fluidums; „Alles in ihm transformirte und difformirte sich unaufhörlich; die moralische Kraft fehlte ihm gänzlich; sein moralisches Sein bestand aus Widersprüchen; Einheit, Einfachheit, Unmittelbarkeit waren ihm verloren gegangen; inmitten des Tumultes drang die Stimme der Pflicht nicht mehr zu ihm; die des Wollens übertönte der Instinkt; das Gewissen erlosch beständig wieder wie ein durch fremdes Licht aufleuchtender Stern. So war er immer gewesen; so würde er immer bleiben. Warum also gegen sich selbst kämpfen? Cui bono?"

Tullio Hermil ist verheirathet und Vater von zwei Töchterchen, als der Rath des Arztes und der Gesundheitszustand Giuliana's, seiner Gattin, ihm die Untreue erleichtert. Giuliana erhält grausam raffinirte, melancholische, wie vom besten der Brüder geschriebene Briefe, deren deprimirenden Eindruck Tullio mit selbstgefälliger Peinlichkeit sich ausmalt. (S. 32, 33.) Ihn reizt der Gedanke, „daß die Größe ihres Opfers die Macht ihrer Liebe bestätigen solle, daß sie, die nichts mehr als seine Schwester zu sein vermag, tödtliche Verzweiflung in sich berge; daß moralische Größe das Ergebniß des ihr auferlegten Schmerzes sein werde: „Um ihr Gelegenheit zu geben, heroisch zu sein, war es nothwendig, daß sie so litt, wie ich sie leiden machte." Dieser grausame Sophismus, so gesteht Tullio, bringt ihm Beruhigung. Er hat noch andere Gedanken und spricht von der allen sinnlichen Naturen zu Grunde liegenden Grausamkeit. „Ich glaubte," sagt er, „für mich werde sich der Traum aller intellektuellen Menschen verwirklichen: einer ewig treuen Gattin ewig untreu zu sein." Wir bezweifeln, ob die intellektuellen Menschen wirklich derartiges träumen. Jedenfalls geschieht statt dessen dieses Andere, daß Tullio, seiner Maitressen müde, mit krankhafter, sentimentaler, von Gewissensbissen gefolterter und durch unbestimmte Eifersucht gereizter Liebe sich in seine Frau verliebt. Sie

lesen Tolstois „Krieg und Frieden“. Die Stelle über den Tod der Prinzessin Lisa dünkt ihm ein Selbstbekenntniß: „Die Augen der Todten waren geschlossen. Allein ihre feinen Züge hatten sich nicht verändert. Sie schien immer noch zu sagen: — Was habt Ihr aus mir gemacht? — Fürst Andreas weinte nicht, aber er fühlte sein Herz bei dem Gedanken zerrissen, daß er eines nunmehr nicht wieder zu verbessernden Unrechts sich schuldig gemacht habe . . . Und das arme durchsichtige Antlitz schien zu wiederholen: — Was habt Ihr aus mir gemacht?“

Im Garten zu Villalilla, wo sie einst die Flitterwochen verlebt, bekennt Tullio seine Schuld, das Wiedererwachen seiner Leidenschaft weckt die alte Täuschung: „Du hast nie aufgehört, der Gegenstand meiner beständigen, tiefen, geheimen Anbetung zu sein. Das beste Theil von mir warst immer Du; eine Hoffnung ging mir nie verloren, die Hoffnung, mich von meinen Gebrechen zu befreien und meine erste Liebe unberührt wiederzufinden . . . Sage mir, Giuliana, daß ich nicht vergebens gehofft habe!“ Es ist Frühling. „Die Schwalben zuweilen berührten sie fast, eilig und glänzend, wie befiederte Strahlen.“ Die Vögel singen, die Gärten blühen so wunderbar unter der Berührung des Dichters, seinem Ebenbilde fließt das Wort so beredt von den Lippen, seine Frauen sind so schwach, so verführend, solche Spiele der Nerven, daß sie lügen, ihm glauben und sich hingeben. So wird eine neue Brautnacht improvisirt. Am Abend unter das Dach der Mutter zurückgekehrt, erfährt er durch sie, die nichts Böses ahnt, daß Giuliana ein Kind unter dem Herzen trägt. Tullio verräth sich nicht, wenn auch seine Phantasie ihm und uns nichts erspart, wenn auch Flucht- und Mordgedanken in seinem Hirn sich jagen: „Ich wußte zu widerstehen, die Ueberlegenheit meiner Natur zeigte sich in jener Nacht. Es gelang mir, eine meiner männlichsten Fähigkeiten aus der gräßlichen Umgarnung zu befreien . . . Kein Rachegedanke gegen sie war in mir aufgeblitzt. Ich fühlte tiefstes Mitleid mit ihr und nahm die Verantwortung ihres Falles auf mich. Ein edles, stolzes Gefühl hielt mich aufrecht: „Sie hat unter meinen Sünden das Haupt gebeugt, gelitten und geschwiegen; sie gab mir das Beispiel männlichen Muthes, heroischer Entsagung. Nun ist die Reihe an mir. Ich schulde ihr den Gegendienst und muß um jeden Preis sie retten. Diese Erhebung der Seele, diese gute Eingebung waren mir durch sie eingeflößt.“

Und nun folgen 150 Seiten, die unzweifelhaft zu den verächtlichsten zählen, die jemals ein Mann geschrieben hat. Giuliana's Bekenntniß war kurz: „Ich liebe Dich, ich habe Dich immer geliebt, ich war immer Dein; wiege mit dieser Hölle einen Augenblick der Schwäche auf . . . Es ist die Wahrheit. Fühlst Du nicht, daß es die Wahrheit ist?“ Den Namen des Schuldigen erräth nur seine Eifersucht, die That bleibt verschleiert; ein einziges, allgegenwärtiges, unwiderstehliches Gefühl bemächtigt sich Tullio's. Das Kind, das verhaßte Kind, der Eindringling, es muß verschwinden, es soll gemordet werden. Vor der Geburt? nach der Geburt? das ist Tullio's fixe Idee, sein verbrecherisches Streben. Die Mutter erholt sich nicht, der Eindringling, der Erbe des Hauses, wächst und gedeiht unter den Augen seines Todfeindes. „Ich war überzeugt,“ sagt Tullio, „daß der Tod des Sohnes die Rettung der Mutter

bedingte." Und dieses Mal wenigstens spricht er entsetzliche Worte nicht ohne Grund. Kritiker vom Feinsinn Nencioni's haben die Mitwissenschaft Giuliana's am Mord ihres eigenen Kindes für nicht erwiesen gehalten; es sei kein geringer Fehler des Buches, diesen wichtigsten Punkt in Zweifel gelassen zu haben[1]). Sie irren sich: Tullio hält sich mit vollem Recht des stillschweigenden Einverständnisses seiner Gattin mit der Vernichtung ihres eigenen Kindes versichert, und seine Gründe sind durchaus stichhaltig. Vor seiner Geburt hat sie sich tödten wollen und auf die Frage, ob sie dieses Kind liebe, „No, no, l' ho in orrore" geantwortet. Ihr Gebet enthält verbrecherische Wünsche, die weder von Tullio noch vom Leser mißverstanden werden; im entscheidenden Moment, als sie ahnt, was sich ereignen soll, hält sie den Mörder nicht zurück, und als er dieser sentimentalen Medea zuflüstert, das Kind sei im Sterben, wirft sie sich bebend in seine Arme. Die That, auf die alle ihre Gedanken gerichtet waren, Tullio hat sie gethan. Während die Seinen mit der Dienerschaft an einem Wintertag in der Kirche versammelt sind, öffnet er das Fenster und hält das unbekleidete Kind in die Dezemberkälte hinaus, bis der Tod in die kleine Brust schleicht und das anscheinend natürliche Ende in Form einer Lungenentzündung eintritt. Wie Michelet zur Krankenstudie Giuliana's, so hat Maupassant für diese Katastrophe Gevatter gestanden, die in seiner Novelle „Une Confession", das reuige Bekenntniß eines Vaters an seine Kinder bildet. Tullio aber bereut nicht. Er borgt noch einmal, dieses Mal bei J. J. Rousseau, auf der ersten Seite der „Confessions": „Ich bin verschieden von den Andern, meine Auffassung des Lebens ist eine andere, den Pflichten, die Andere mir auferlegen möchten, kann ich mich mit Recht entziehen und, die öffentliche Meinung verachtend, nach dem Gesetz meiner auserwählten Natur leben . . . Soll ich mich einem Richter stellen und meine Schuld bekennen? Ich kann und will es nicht. Kein Richterstuhl der Erde wüßte mich zu richten!"

D'Anunzio-Sperelli, Sperelli-Hermil steht vor einer dritten Verwandlung. Mit Giorgio Aurispa im „Trionfo della Morte" kehrt er wieder.

Als Petrarca sein letztes Werk, die „Trionfi", deren Vollendung der Tod unterbrach, niederschrieb, zog eine Art von Vision an des Dichters Geist vorüber. Sein wechselvolles, durch so viele innere und äußere Erlebnisse bewegtes Leben erschien auch ihm wie ein langer Kampf gegen die Begierde. Der Mann, der einundzwanzig Jahre lang seinen Begriff der Liebe in einem unerreichten Ideal verkörpert und hierauf die Frau, die lebend nicht sein gewesen, noch im Tode liebend gefeiert hatte, fand nichtsdestoweniger in diesem „Trionfo d' Amore" nicht den höchsten Ausdruck dessen, was seine Seele verlangte. Ueber die Liebe, das hatte Laura ihn gelehrt, triumphirt die Keuschheit, über den Ruhm triumphirt die Zeit, über der Zeit aber steht das letzte Ziel und Ende des Menschen, die ewige Seligkeit, der Friede in Gott. So legte, hundert Jahre vor Beginn der Renaissance, ein Schöpfer der Sprache, einer der großen Dichter der Welt, sich ihr Geheimniß aus.

---

[1]) H. Nencioni, „Nuova Antologia". Dicembre 1892, L' Innocente, p. 238 ff.

Von Petrarca's Allegorie hat d'Annunzio den Titel, vom sicilianischen Humanisten G. Aurispa den Namen der dramatischen Person geborgt, die im Mittelpunkt seines „Trionfo della Morte" steht. Ueber das Buch breitet sich, den Fittichen eines ungeheueren Raubvogels vergleichbar, das dunkle Fatum des Selbstmordes als das unvermeidliche Ende des wollüstigen Egoisten und unfruchtbaren Dilettanten, dem Ippolita, die unerbittliche kleine Courtisane, keine andere Wahl läßt, als sie zugleich mit sich in den Abgrund zu stürzen, will er sich endlich von ihr befreien.

Die Beiden aber sind es nicht, deren Schicksale uns kümmern. Ohne Andrea Sperelli kein „Piacere"; keine tragische Entwicklung ohne Tullio Hermil. Aber — dem Künstler sei es gedankt — ohne Giorgio Aurispa und ohne Ippolita ein Kunstwerk, welches das Verschwinden ihrer artificiellen Gestalten überdauern würde. Denn nicht ihretwegen, sondern um der von ihnen völlig unabhängigen Episoden willen ist das Ganze geschaffen worden, und die unvergeßliche Schönheit derselben wirkt nach denselben Gesetzen wie die in Farbenglanz gebadete südliche Landschaft, durch welche in langen Reihen die Jammergestalten der Bittenden nach der Kirche von Casalbordino wallfahrten, oder wie das blaue, unendliche Meer, an dessen feuchtem Strande die Männer und Frauen bei der Leiche des ertrunkenen Knaben wehklagen.

D'Annunzio's, im Vollgefühl künstlerischer Schaffensfreude entstandenes Vorwort ist vom gerechtfertigten Bewußtsein getragen, daß er, als beschreibender Dichter, die italienische Prosa im Wettstreit mit Musik und Malerei auf die Höhe der besten Leistungen des Jahrhunderts gehoben habe. Er grüßt die dem Mark des lateinischen Stammes entsprossene Sprache, die mit der Fähigkeit genauester Darstellung die wirksamsten musikalischen Elemente verbindet, so daß sie mit dem Wagnerischen Orchester es darin aufnehmen kann, der modernen Seele das nur durch Musik Vermittelte zu geben.

„Es ist nicht nöthig," fährt er fort, „von den großen Ueberlieferungen sich zu trennen, um solche Beispiele schöner, musikalischer Prosa zu finden. Das Studium des Rhythmus haben Italiens größte Meister des Wortes von der lateinischen Beredtsamkeit geerbt. In Rom wurde die Musik der Sprache gesprochen und aufgezeichnet. Zuerst erklang sie von den Rostren herab, dann gewann sie in Büchern Gestalt. Wie Marcus Tullius Cicero seine Perioden mit sangesfrohem Munde modulirte, um das innerste Wesen der Hörer mächtig zu ergreifen, ebenso wetteiferte Titus Livius in den Decaden mit den Dichtern, um die Größe der römischen Seele durch die in seiner Prosa geschilderten Thaten zu steigern. Sie wußten beide, daß die Silben neben der idealen Bedeutung in der künstlichen Zusammensetzung des Tonfalls eine aneignende und bewegende Kraft ausüben.

„Ein Fürst des neuen Stils, Boccaccio, verkannte und verdunkelte dieses Geheimniß nicht. Mit bisweilen aufs Schärfste geübtem Ohr verstand er es, die Cadenzen seiner reichen Wortbildung zu wechseln, um besser die langsam umstrickende Verführung des Weibes und die Süßigkeit verliebter Verirrungen auszudrücken. In der geschmeidig klaren Sprache Firenzuola's rauschte zuweilen die Melodie der Quellen, die über sonnige Hügel zum Bisonzio hinab eilen. Und gewiß hat Hannibal Caro, bevor er zu schreiben begann, in seinem Innern auf den Wohlklang des auszuwählenden Wortes gelauscht, wie ihn das Echo in die verborgene Grotte oder über die mondbeglänzte Wasserfläche trug, wo das Schäferpaar seine Liebkosungen tauschte.

„So wirst auch Du, Freund Cenobiarca, in der Prosa, die ich für Dich schrieb, manch' scharf gezeichnetes Bild, manch' edlen Rhythmus finden. Ein Lustrum hindurch habe ich, um sie zu bereichern und zu verdichten, diese Prosa in mir getragen. Wie in den alten Todtentänzen vom Maler die flüchtigen Zauber des Lebens, so sind in diesem Trionfo zu wiederholten Malen

. . . die Feste verherrlicht,
Die Töne, die Farben, die wechselnden Formen.

„Mit Licht, mit Musik, mit Wohlgerüchen, habe ich die Trauer und das Bangen des Sterbenden umgeben, die Qual des Endes mit Zauberkünsten umgaukelt, unter seine verschlungenen Pfade einen farbenprächtigen Teppich gebreitet. Vor dem Blick des dem Tode Geweihten taucht, hoch aufgerichtet, ein schönes, wollüstiges Weib empor, ‚terribilis ut castrorum acies ordinata', über dem Mysterium der wasserblauen, rothe Segel tragenden Fluthen; sie kostet langsam vom Fleisch einer reifen Frucht, während von den gierigen Lippen der Saft über das Kinn niederträufelt wie flüssiger Honig.

„Und an anderer Stelle, o Cenobiarca, habe ich die uralte Dichtung unseres Volkes für Dich gesammelt, die Dichtung, die Du zuerst verstanden und immer lieb behalten hast. Hier sind die Bilder von Freude und Leid unseres Volkes, unter dem mit wilder Inbrunst angerufenen Himmel, auf der mit vielhundertjähriger Geduld gepflügten Erde. Der Sterbende fühlt zuweilen den geweihten Frühlingshauch durch die Lüfte ziehen, und nach Kraft verlangend, nach dem Vermittler des Lebens, gedenkt er der auswandernden Schar der frischen, kriegerischen Jugend, die ein mächtiger Stier von seltener Schönheit einst den fernen adriatischen Gestaden zuführte. Allein wie zwischen den cyclopischen Mauern von Alba de' Marsi einst der numidische König Sisacius und Persius der Grausame, der letzte macedonische König, im Kampf sich aufrieben, so erschöpft sich hier der tragische Erbe von Demetrius Aurispa in seinen Purpurlappen, ein Fremdling, ein Verbannter, ein Gefangener. Im Schatten des Berges möge endlich ihm Friede werden.

„Wir aber, o Cenobiarca, wir lauschen der Stimme des großen Zarathustra und bereiten in der Kunst mit unerschütterlichem Glauben die Erscheinung des Uebermenschen, del Superuomo!"

IV.

„Il Superuomo"! Dahin also strebten sie, diese thatenlosen Helden, diese Mörder von Säuglingen und Buhlen von Courtisanen, und was der Dichter mit Andrea Sperelli, Tullio Hermil, Giorgio Aurispa vermeinte, war nicht etwa eine Satyre, eine tragisch gedachte Parodie, nein, es ist ihm bitter Ernst damit gewesen. Denn jeder Anflug von Humor ist ihm versagt, und gar das Lachen scheint ihm unbekannt zu sein. Unerschöpflich bis zur Virtuosität, aber auch feierlich bis zur Langeweile, reden seine Geschöpfe vom Einzigen, was sie wissen, und was sie, in der dürftigen Armuth ihrer sonst so reichen Sprache, kühn genug „die Liebe" nennen.

Um zu ihrer Auffassung der Beziehungen zwischen Mann und Weib zu gelangen, mußten sie die auf christlichem Boden erwachsene Cultur verleugnend, auf die heidnisch-classische Erotik zurückgreifen, und auf dem Weg zu ihr begegneten sie der Renaissance. D' Annunzio's Ideal war gefunden. Die Titelträger seiner Rollen stammen von Vätern, die Lionardo gemalt hat, die mit Caesar Borgia oder Ludovico il Moro in den Kampf gezogen sind; sie pochen auf ihre Stammbäume und nennen sich mit Petrarca:

No di gente plebea, ma di patrizia.

Um so schlimmer für sie. Denn — so hart das Wort auch klingen mag — sie sind doch Alle nur Snobs. Ein Snob, dieser Tullio Hermil, der wie ein bartloser Knabe sich seiner schmutzigen Abenteuer rühmt. Ein Snob jener Giorgio Aurispa, der nur thatenloses Mitleid für die Mutter übrig hat, die zu Grunde gehen muß, damit er genießen könne. Ein Snob, Andrea Sperelli, der, in Gesellschaft ehrvergessener Jungen, wie er selbst einer ist, Ehre und Würde, Seele und Leib der Frauen in den Staub zieht, worauf d'Annunzio, der Verfasser ihrer niederträchtigen Reden, in die Worte ausbricht: „Und wahrlich, das Gespräch dieser vier jugendlichen Herren inmitten der mit bacchischen Darstellungen geschmückten prächtigen Räume hätte, wäre es aufgezeichnet worden, das Breviarium arcanum der eleganten Corruption des 19. Jahrhunderts auf seiner Neige bilden können." Nach diesem mehr als zweideutigen Compliment für die jeunesse dorée Italiens wird das Ankleidezimmer Sperelli's mit seinen Wohlgerüchen, Bürsten, Kämmen und Essenzen aller Art mit peinlichster Sorgfalt beschrieben. Sein Toilettentisch ist ein römischer Sarkophag, seine Taschentücher sind weißgestickt, seine Cigaretten russisch, seine Dienerschaft englisch, seine Lieblings-Essenz pao rosa, seine Knopflochblume die Gardenia. Als aber derselbe junge Herr auf Montecitorio zufälliger Zeuge einer lärmenden Straßendemonstration zu Gunsten in Afrika gefallener Soldaten wird, veranlaßt ihn dieses Schauspiel zu der schmählichen Aeußerung: „Für vierhundert Bestien, die bestialisch starben!" Was hätten d'Annunzio's vorgebliche Lieblinge, was die Farnese und die Baglione, die Sforza und die d'Este zu diesem Epigonen der kriegesfrohen Renaissance gesagt, und hätten sie sich etwa besser in diesem Giorgio Aurispa vom „Triumph des Todes" wiedererkannt, der im mystischen Dunkel einer unaufgeklärten Heredität die Freisprechung für seinen brutalen Egoismus suchend, in fruchtloser Selbstanalyse am Weib und mit dem Weib zu Grunde geht?

Nicht deswegen, fürwahr, studiren wir die Menschen der Renaissance, weil sie in heidnischer Genußsucht schwelgten, weil ihre Gewänder prächtig wie ihre Paläste waren und ihr moralischer Schiffbruch so vollständig, daß Gewissensbisse und Reue diesen Borgias und Mediceern unbekannt geworden zu sein schienen. Nicht ihre ungeheuere Corruption, ihre ungeheuere Leistungsfähigkeit ist es, die wir bewundern, die kolossale Energie und der Ueberschuß an Thatkraft, die Meisterwerke schufen, Schlachten gewannen, Wissenschaften erfanden, der Politik Machiavelli's und den Verbrechen seiner Zeitgenossen Ziele steckten, die sie zu überleben verdienten und die Auferstehung der Nation vorbereiteten. Es wäre vergebliche Liebesmühe, Gabriele d'Annunzio an die ihm wohlbekannte Thatsache erinnern zu wollen, daß seine Auffassung des Cinquecento eine durchaus willkürliche ist; daß Michelangelo, „das Gewissen Italiens", wie man ihn genannt hat, daß Lionardo, von dem Boito erwähnt, er sei keusch im Leben wie in der Kunst gewesen, daß Tasso, den eine durchaus christliche Muse begeisterte, nicht weniger als Pier Luigi Farnese, Aretino und ihres Gleichen Vertreter ihrer Zeit gewesen sind. Allein der Verfasser von „Piacere" und „Innocente" ist niemals schlechter berathen, als wenn er Gestalten zeichnet, für die er unsere Theilnahme und selbst unsere Anerkennung

zu erwecken beabsichtigt. Die Schätzung der moralischen Werthe scheint ihm gänzlich zu fehlen. Zur Ehebrecherin Giuliana spricht Tullio, der Gatte: „Bist Du nicht durch mich die Schwester des Leidens geworden? Ist Deine Seele nicht durch den Schmerz zu schwindelnder Höhe emporgestiegen, von wo aus die Welt in ungewöhnlichem Licht geschaut wird? Hast Du nicht durch mich die Offenbarung der höchsten Wahrheit empfangen? Was liegt an unseren Täuschungen, unseren Schiffbrüchen, unseren Sünden, wenn es uns gelang, einen Schleier von unseren Augen zu reißen, und das in unserem elenden Selbst wenigst Unwürdige zu befreien. Uns wird die höchste Wonne zu Theil werden, die den Auserwählten auf Erden beschieden ist: wissentlich wiedergeboren zu sein" (S. 285). „Insofern solchen Worten überhaupt ein bestimmter Sinn zu Grunde liegt, ist es wohl nur der, daß diese vornehmen Aestheten an die Gesetze nicht gebunden sind, welche gemeine Sterbliche verpflichten.

An einer anderen Stelle des „Innocente" (S. 282) sagt wieder Tullio von der Gattin und Mitwisserin seines Vorsatzes, ihr Kind zu tödten: „Eine überirdische Güte strömte von ihr aus." Seinen Bruder, der im Roman ein edler, reiner Charakter genannt, aber nicht weiter geschildert wird, und von dem wir nur wissen, daß er das Dasein eines braven Landedelmannes führt, nennt Tullio mit keinem geringeren Namen als den Heiland der Scholle, „Gesu della Glebe", denn „von Zeit zu Zeit erwachten in ihm (Tullio) alle mystischen Tendenzen, die eine lange Reihe katholischer Voreltern ihm überliefert hatten". Demzufolge beten seine schönen Sünderinnen, wenn die Glocken läuten, und über dem Bett Andrea Sperelli's hängt ein von Guido Reni gemaltes Crucifix, welches „den Schatten der Vorhänge heilig machte". Man denke! Wie Giuliana von Tullio, so wird Maria Feres, Weib, Mutter, Ehebrecherin wie sie, von Sperelli nicht nur als „l'Amante ideale", die Consolatrix unica, „l'amie avec des hanches", wie Baudelaire es ausdrückt, sondern auch ihrer geistigen Erhabenheit und einer seelischen Reinheit wegen gefeiert, für welche sie uns den Beweis schuldig bleibt, während der Gedanke, diesmal werde sein Verführungswerk eine Profanation, ein Sakrilegium, wie er meint, sein, sie für Andrea Sperelli nur um so begehrenswerther macht. Auch hier soll der Antiquitätensammler und Kunstkenner für das moralische Manco des Menschen Ersatz bieten. Das Zimmer, so wird uns gesagt, wo das Rendezvous mit Maria Feres stattfindet, war religiös gestimmt wie eine Capelle:

„Alle gewirkten Tapeten stellten Scenen aus den heiligen Schriften vor, und alle kirchlichen Stoffe, die er besaß, waren hier in Anwendung gebracht. Das Bett erhob sich auf einer Estrade von drei Stufen, unter einem Baldachin von geschnittenem venetianischem Sammet aus dem 16. Jahrhundert, auf vergoldetem Silbergrund und Ornamenten von blasser, röthlich abgetönter Farbe mit stark vergoldeten Reliefs; der Stoff mußte vor Alters ein Kirchenparament gewesen sein, denn die eingewebte Legende trug eine lateinische Inschrift und die Früchte des Opfers, Trauben und Aehren. Eine kleine, wunderbar fein mit cyprischem Gold durchwebte flandrische Tapete, die Verkündigung darstellend, bedeckte das Kopfende des Bettes. Andere, das adelige Wappenschild des Hauses Sperelli tragende

Tapeten bekleideten die Wände, unten durch Täfelungen, oben durch Friese abgegrenzt, auf welch' letzteren Geschichten aus dem Leben der Jungfrau Maria, Episoden aus dem der Märtyrer, Apostel und Propheten gestickt waren . . . Auf dem Tischchen im Alkoven wie auf dem Tisch eines Altars strahlte ein großes Triptychon von Hans Memmling, eine „Anbetung der Weisen", die den Raum mit dem Lichtglanz eines Meisterwerkes erfüllte.

„In einigen der eingewebten Legenden wiederholte sich der Name Maria's zwischen den Worten des englischen Grußes und fast überall kehrte das große Siegel M wieder, einmal in Perlen und Granaten gestickt. Wird sie hier — so dachte der feinsinnige Sammler — wird sie nicht in ihre Glorie einzugehen glauben? Und er gefiel sich lange darin, die profane Geschichte inmitten all' dieser heiligen Geschichten an seiner Phantasie vorüber ziehen zu lassen; und noch einmal übertäubten und fälschten in ihm der ästhetische Sinn und die Raffinirtheit der Sensualität das aufrichtig menschliche Gefühl der Liebe."

Eine Schlußbemerkung, die nicht im geringsten die Empfindung auszuschließen vermag, daß für d' Annunzio wie für Sperelli Möbel maßgebender als Grundsätze sind, und daß es wirklich grausam wäre, Frauen zu verurtheilen, die dem Besitzer eines so ausgesuchten Bric-à-Brac nichts zu verweigern haben.

Verurtheilt aber sollten sie werden, wenn auch nicht von Lesern und Kritikern, so doch vom Verfasser selbst, der, auf der Höhe seiner Auflagen und seines Ruhmes, dieser hypochondrischen Neurastheniker satt geworden schien und, aus der Krankenstube fliehend, dem Uebermenschen sich zuwandte, dessen Nahen der Prolog zum „Trionfo della Morte" verkündet hatte.

Den drei hier besprochenen Romanen „der Rose" sollten drei Romane „der Lilie", „Le Vergini delle Rocce", „La Grazia", „L' Annunziazione" folgen. Nur der erste derselben, „Die Felsenjungfrauen", ist bis jetzt erschienen.

„Eine natürliche Sache in einem großen Spiegel geschaut", mit diesem Motto von Lionardo da Vinci beginnt die Erzählung Claudio Cantelmo's:

„Mit diesen sterblichen Augen und in einer kurzen Spanne Zeit sah ich drei unvergleichliche Seelen sich entfalten, erglänzen und dann verblühen und eine nach der anderen zu Grunde gehen: es waren die schönsten, die glühendsten und die elendesten, die jemals in der spätesten Nachkommenschaft eines stolzen Herrschergeschlechtes erschienen.

„An den Stätten, wo ihre Verlassenheit, ihre Anmuth und ihr Stolz tagtäglich vorüber gingen, fand ich lichtvolle und fruchtbare Gedanken, welche mir die uralten Ruinen berühmter Städte niemals eingeflößt hatten. Um das Geheimniß ihrer fernen Abstammung zu entdecken, spähte ich bis auf den Grund der großen, heimischen Spiegel, wo sie zuweilen ihr eigenes Bild — von einer Blässe überzogen wie jene, welche die Auflösung nach dem Tode verkündet — nicht erkannten; und lange durchforschte ich die alten, abgebrauchten Dinge, auf welchen ihre fröstelnden oder fiebernden Hände vielleicht mit denselben Bewegungen ruhten, wie sie anderen, längst zu Staub gewordenen Händen eigen gewesen waren.

„So erkannte ich sie in der Eintönigkeit der Tage; oder waren sie die Geschöpfe meines Verlangens und meiner Rathlosigkeit?

„Dieses Stück aus dem Gewebe meines Daseins, an dem sie unwissentlich arbeiteten, ist für mich von so unschätzbarem Werth, daß ich es mit den stärksten bewahrenden Wohlgerüchen durchdringen will, um zu verhindern, daß es mit der Zeit in mir verblasse oder zerstört werde.

„Darum wage ich es heute mit der Kunst.

„O, welcher Zauber könnte jenem geistigen Gewebe den Zusammenhang dauernder und greifbarer Stoffe verleihen, welches die drei Gefangenen freundlos in der Eintönigkeit der Tage spannen und hierauf allmählich mit den Bildern der edelsten und trostlosesten Dinge ausfüllten, in welchen die menschliche Leidenschaft sich jemals hoffnungslos spiegelte?

„Ungleich den drei Schwestern des Alterthums, weil nicht Töchter, sondern Opfer der Nothwendigkeit, schienen sie dennoch, während sie den reichsten Abschnitt meines Lebens ausfüllten, das Schicksal Desjenigen, der kommen sollte, vorzubereiten.

„Zusammen mühten sie sich ab, fast niemals mit Gesang sich begleitend, öfter dagegen Thränen vergießend, in welchen die Wesenheit ihrer unerschöpften, verschlossenen Seelen zum höchsten Ausdruck kam.

„Weil ich von der ersten Stunde an, wo ich sie kennen lernte, sie mit einer dunklen Drohung belastet, von einem tyrannischen Verbot getroffen, entmuthigt, in Sehnsucht sich verzehrend und einem frühen Ende geweiht wußte — schienen mir alle ihre Bewegungen, alle ihre Gebärden und unbestimmten Reden ernst und bedeutungsvoll, obwohl sie selbst, in ihrer tiefen Unbewußtheit, sich nicht Rechenschaft davon gaben.

„Unter der Last ihrer Reife gebeugt und gebrochen wie im Herbste die mit zu großen Früchten zu sehr belasteten Bäume, vermochten sie den ganzen Umfang ihres Uebels weder zu ermessen noch zu bekennen. Ihre von Angst geschwellten Lippen verriethen mir nur einen kleinen Theil ihrer Geheimnisse. Allein ich wußte die unsagbaren Dinge zu verstehen, die das beredte Blut in den Adern ihrer schönen entblößten Hände sprach."

So der Prolog zu den „Felsenjungfrauen". Merkwürdiger Weise wissen wir nicht viel mehr von ihnen, nachdem wir die 460 Seiten gelesen haben, die ihrer Geschichte gewidmet sind. Sie bleiben kalt wie der Marmor, dem sie an Schönheit gleichen, unverständlich und unwahrscheinlich wie Schatten, die, im Traum geschaut, weder athmen noch sind.

Claudio Cantelmo, der Protagonist des Stücks, nennt sich in den langen philosophischen Dissertationen dieses Prologs, welche der französische Uebersetzer in rathloser Verzweiflung über das Dunkel ihres Inhalts fast gänzlich gestrichen hat, einen Schüler des Sokrates. „Er verstand es," sagt er vom großen Athener, „mit gewaltiger Kunst alle Energie des Verstandes und des Gemüthes in Jenen zu wecken, die sich um ihn sammelten, ihn zu hören." Claudio, der sich selbst zu diesen Anhängern der Weisheit rechnet, deutet sie dahin, daß die Welt die Vorstellung des Empfindens und Gedankens einiger weniger überlegener Menschen ist:

„Die angeerbte Tugend des Stammes, jene, die im Vaterlande des Sokrates eugenéia genannt wurde, offenbarte sich mir um so lebhafter, je unerbittlicher die Härte meiner Disciplin wurde, und in mir wuchs der Stolz zugleich mit der Befriedigung, weil ich dachte wie viele andere Seelen im Feuer dieser Prüfung früher oder später die Gemeinheit ihres Wesens geoffenbart hätten . . . Allein, ohne nahe Blutsverwandte, ohne Fesseln, frei von jedem Gebot väterlicher Autorität, absoluter Herr meiner selbst und meines eigenen Wohles, empfand ich in meiner Einsamkeit — wie zu keiner anderen Zeit und an keinem anderen Orte — das Gefühl meiner fortschreitenden, freiwilligen, einem lateinischen Idealtypus entgegenstrebenden Individualität."

Claudio Cantelmo befragt die großen leitenden Geister der Menschheit, die Griechen, „die das Leben liebten und es zu lieben lehrten", die Menschen der Renaissance, Lionardo da Vinci vor Allem, der ihm den schönen, stolzen Vorfahren, Alessandro Cantelmo, Grafen von Volturara, gemalt hat, welcher Art die Kräfte seien, die die Welt bewegen und jenen Idealtypus zu schaffen im Stande sind. „Die Gewalt," so lautet übereinstimmend die Antwort, „ist erstes Gesetz der Natur. Die Welt kann nur auf Gewalt begründet sein; gleichviel ob Barbarei oder Civilisation vorherrschen, wird der Stärkere stets Sieger bleiben. Der auf Volksstimmrecht und auf Gleichheit begründete Staat ist nicht nur ein unwürdiges, sondern auch ein vergängliches Werk. Zweck des Staates ist die Begünstigung einer stufenweisen Erhebung der privilegirten Klasse zu einer idealen Daseinsform. Gleichheit ist Unding. Die Menge, vom Heerdeninstinkt getrieben, fühlt das angeborene Bedürfniß, ihre Hände den Ketten zu bieten. Wo sie regiert, erniedrigt sie. Unter der Herrschaft der Demokratie ist Rom die Beute der Barbaren geworden. Die Stätten, die so viele Menschenalter hindurch der Schönheit und dem Traum gehörten, sind durch brutale Hände entheiligt: ein König aus kriegerischem Geschlecht muß sich mit erstaunenswerther Geduld in das demüthigende Amt schicken, das ein Dekret des Pöbels ihm zugewiesen hat. Cantelmo aber gedenkt der Mission, welche die Natur selbst der ewigen Stadt bestimmte; er wendet sich an Dante und spricht:

„Ehrwürdiger Vater unserer Sprache, Du glaubtest an die Nothwendigkeit der Hierarchien und Unterscheidungen unter den Menschen, Du glaubtest an die Ueberlegenheit der erblichen, durch das Blut übertragenen Tugend, fest glaubtest Du an eine angestammte Kraft, die allmählich, von Auswahl zu Auswahl, dem Menschen den höchsten Glanz seiner moralischen Schönheit verleiht. Die Genealogie des Aeneas entwerfend, erkanntest Du „im Zusammenfluß des Blutes" eine gewisse, göttliche Vorherbestimmung. Heute aber, durch welch' geheimnißvolle Mischung der Typen, durch welch' umfassende Erfahrung der Culturen, durch welch' glücklichen Verein von Umständen wird der neue König von Rom, Natura ordinatus ad imperandum, erstehen?"

Dieser Gedanke, der Welt den vollendeten Typus einer solchen Herrennatur zu schaffen, erfaßt nun Claudio Cantelmo mit der Gewalt einer fixen Idee. Angesichts des Bildes jenes in der Vollkraft von Schönheit und Jugend auf dem Schlachtfeld gefallenen Jünglings, des Grafen von Volturara, spricht Claudio zu sich selbst:

„Dreifach ist Deine Aufgabe: Dein eigenes Ich mit schärfster Methode zur vollendeten Integrität des lateinischen Typus zu führen; die reinste Wesenheit Deines Geistes zu sammeln und die tiefste Vision Deines Universums in einem einzigen und höchsten Kunstwerk wiederzugeben; die idealen Reichthümer Deines Stammes und das von Dir selbst Gewonnene in einem Sohne zu bewahren, der unter väterlicher Belehrung sie erkennen, in sich aufnehmen und so sich gewürdigt fühlen möge, immer höheren Möglichkeiten entgegenzustreben."

Claudio Cantelmo vertauscht jetzt das durch die Invasion der modernen Barbaren geschändete Rom gegen die Einsamkeit seines Erbsitzes, der Felsenburg Rabusa im Neapolitanischen, und auf der hundertundzehnten Seite des Buches beginnt der Roman.

Die einzige Nachbarschaft von Rabusa ist Trigento, das Ahnenschloß der Familie des Fürsten Capece Montaga, einer der ersten und ältesten des Landes.

Ihr Glanz erlosch mit Vertreibung der Bourbonen, deren treueste Anhänger und höchste Würdenträger sie gewesen, und deren Wiederkehr sie vergebens erhoffen. Der Gegensatz zwischen dem Elend der Gegenwart und der Herrlichkeit vergangener Tage lebt in der Erscheinung der Mutter des Geschlechtes, der Principessa Aldoina fort, deren Geist umnachtet ist, und deren zuweilen in den verlassenen Sälen des Schlosses oder im Schatten des Parkes auftauchende, mit Prachtgewändern umhüllte, mühsam gestützte, tragische Gestalt das Schicksal ihres absterbenden Stammes zu verkünden scheint. Denn auch der älteste Sohn ist wahnsinnig, und der jüngere fürchtet ein ähnliches entsetzliches Loos.

In diesen vereinsamten Räumen und ausgebrannten, seit lange der Verwilderung überlassenen Gärten walten drei Schwestern, „le principesse nubili", Massimilla, „in Gebet versunken", Violante, „die sich mit Wohlgerüchen tödtet", Anatolia, „die uns am Leben erhält, die unsere Seele ist", so sagen die Brüder.

Es folgen herrliche Beschreibungen, berückende Bilder, von Meisterhand in üppiger Farbe gemalt.

„Ein Duft der Poesie lag über dem vom Hauch eines baldigen Frühlings erwärmten Februarnachmittag. Der eilige Lauf des Saurgo, am Fuß der vom Feuer gerötheten Felsen; die todte, im versumpften Fluß gebettete Stadt, der Gipfel des Corace, wie ein Helm auf unheildrohender Stirn funkelnd; die fahlen Erdschollen mit Gestein besäet, das den schlummernden Funken erwecken wird; die Reben und Oliven, von der furchtbaren Anstrengung verzerrt, so reiche Früchte aus so dürrem Holze zu erzeugen; alle Ansichten der umliegenden Landschaft versinnbildlichten die Macht der im geheimen genährten Gedanken, das tragische Räthsel der vollzogenen Schicksale, die schmerzvolle Thatkraft, den tyrannischen Zwang, die stolze Leidenschaft, jede der rauhesten und starrsten Kräfte, die der einsamen Erde und dem alleinstehenden Menschen eigen sind. Und dennoch sammelte sich die lauefte der Frühlingslüfte in der tiefernsten Umfriedigung; der silberfarbene Blüthenschmuck der Mandelbäume krönte die Hügel, wie der Schaum die Wellen krönt; bei den Strahlen der sinkenden Sonne erschienen stellenweise die Abhänge wie vom weichsten Sammet überzogen; die Spitzen der Felsen strahlten wie von rosigem Golde unter dem zart grünlich sich färbenden Himmel. Die Einwirkung der Jahreszeit und die Magie der Stunde vermochten also den strengen Genius des Ortes zu besänftigen, diese Wildheit mit Anmuth zu verschleiern, diese Heftigkeit zu mäßigen, einen wilden Zauber in das Becken zu gießen, das mit feuriger Kunst vom furchtbaren Wollen eines antiken Vulcans gestaltet und hierauf mit eifrigem Drängen von der Habgier oder von der Großmuth eines antiken Flusses zernagt oder bereichert worden war."

Prächtig, wie hier die Landschaft, ist die Scenerie innerhalb des alten feudalen Schlosses beschrieben, in der berühmten Schilderung unter Anderem, wo der dem Wahnsinn verfallene Bruder die drei Schwestern und den Gastfreund an die versiegte Fontäne führt:

„Der plötzliche Stillstand, die Worte und der Anblick des gequälten Menschen, die Feierlichkeit der eingeschlossenen Stätte, der kalte Silberglanz des von oben herabströmenden Lichtes, die unmittelbar bevorstehende Wandlung, Alles schien das

leblose alte Kunstwerk wie mit geheimer Wunderkraft zu umgeben. Der Marmorbau, eine feierlich prächtige Masse von Seepferden, Tritonen, Delphinen und dreifach über einander gesetzten Muschelschalen stieg vor uns auf, grau bemoost und mit gedorrten Flechten überzogen, stellenweise bleich schimmernd wie der Stamm der Zitterespe, und die Lippen all' der menschlichen Figuren, die Mäuler all' der Thiergestalten schienen im Schweigen den Ausdruck des zuletzt hervorgebrachten flüssigen Wortes bewahrt zu haben.

„‚Tretet zur Seite,' sprach Anatolia, indem sie sich zu einer ehernen Scheibe herabneigte, welche die kreisförmige Oeffnung im Pflaster am Rande des niedersten Wasserbeckens abschloß. ‚Das Wasser kommt.'

„Und sie zog den Finger durch den ehernen Ring in der Mitte der Scheibe, versuchte das Gewicht des Metalls zu heben, und da sie es nicht vermochte, richtete sie sich, das Gesicht von der Anstrengung geröthet, wieder empor. Ich kam ihr zu Hülfe und öffnete. Sie neigte sich abermals herab und ihre Hand fand den verborgenen Wechsel. Ein gleicher Impuls trieb uns zurück, während bereits das Rauschen des emporsteigenden Wassers in den Adern des leblosen Brunnens vernehmlich wurde.

„Und es kam ein Augenblick ängstlicher Spannung, als ob die Rachen der Ungethüme eine Antwort vorbereiteten. Unwillkürlich malte ich mir die Wollust des durch das frische, fließende Leben durchdrungenen Steins und suchte in mir selbst den unmöglichen Schauer nachzuempfinden.

„Die Kinkhörner der Tritonen bliesen, im Schlund der Delphine gurgelte es. Von der Spitze fuhr ein Strahl zischend empor, hell, blitzartig, wie ein gegen den Azur geführter Degenstoß; er brach sich, sank zurück, zauderte, stieg jäher und mächtiger auf, hielt sich senkrecht in der Luft, wandelte sich zum Diamant, wurde zum Blüthenstengel, schien Knospen zu treiben. Ein Laut, rasch und zischend wie ein Peitschenknall, hallte zuerst innerhalb der Mauern wider; dann dröhnte es wie mächtig schallendes Gelächter, wie Beifallsturm, wie herabströmender Regen. Alle Schlünde ergossen ihre Wasserstrahlen, die, in Bogen gewölbt, in die tiefer liegenden Becken fielen. Der Stein, hier und dort sich badend, fleckte sich dunkel, erglänzte an den glatten Flächen, bedeckte sich mit immer enger zusammenfließenden Rinnsalen, bis er, der Berührung des Wassers froh, alle seine Poren den unzähligen Tropfen zu öffnen schien, wie ein wolkenbefruchteter Baum wieder auflebte. Eilig füllten sich die kleinsten Höhlungen; sie überströmten, bildeten silberartige Kronen, die, stets zerstört, sich stets wieder erneuten. In dem Maß, wie die plötzlichen Spiele auf dem Reichthum der Bildwerke sich vervielfältigten, steigerte sich das ununterbrochene Tosen und weckte in der Umfriedung den Widerhall einer immer mächtiger anschwellenden Musik. Die vielstimmige Sinfonie des zum Wasser herabfallenden Wassers beherrschte das prasselnde Rauschen des Mittelstrahles, der die von einem Augenblick zum andern an seiner Spitze sprießenden Wunderblumen auf dem Nacken der Tritonen zerstäubte."

Unter diesen drei Jungfrauen, deren Gestalten, wandelnd oder ruhend, in Böcklin's classischer Landschaft sich bewegenden Gestalten gleichen, soll Claudio Cantelmo die Mutter für den Sohn seiner Träume wählen.

Violante, von den Wohlgerüchen berauscht, die, von der Königin Maria von Neapel gesendet, ihr zum Lebensbedürfniß geworden sind, erscheint ihm wie ein göttliches Werkzeug der Kunst, die er anbetet und nicht zu lieben wagt: „Es gebührt ihr," spricht er, „unberührt zu bleiben. Nur ein Gott dürfte, ohne ihr Schmach anzuthun, sie besitzen . . ."

Anatolia, die einzige der Schwestern, deren Energie sich an einer Aufgabe der Hingebung bethätigt, erscheint ihm, mit einem heroischen Lächeln auf den Lippen, einer Märtyrerin vergleichbar, die entschlossen ist, den letzten Tropfen ihres Herzbluts hinzugeben, um unheilbares Leid zu mildern. „Der reine Blick ihrer Augen, die zuweilen aufleuchteten, als wollten sie mich rufen, erinnerte an jene Seen der Legenden, die durch ungewohnten Lichtglanz die Schätze in ihren Tiefen offenbaren."

Mit Massimiliana, die nach dem Tode ihres Verlobten dem Kloster sich geweiht hat, führt Claudio mystische Reden. Er nennt sie geliebte „Schwester", er travestirt Worte der heiligen Theresia und Ausdrücke aus den Briefen der heiligen Katharina von Siena. Er citirt die Stelle, wo sie, von einem Jüngling sprechend, erzählt: „Ich preßte sein Haupt gegen meine Brust und empfand Jubel und wie den Geruch des Blutes." Allein er sagt nicht, daß dieser Jüngling ein zum Tode Verurtheilter war, den die Heilige in seinem Kerker aufsuchte und der, durch ihr Flehen gerührt, reuig starb, sondern er fährt fort, mit perverser Frivolität Massimiliana zu foltern: „Ich liebe Dich unter der Bedingung, daß Du morgen sterbest. Ich gebe Dir diese Flamme, damit Du sie morgen mit Dir in die Gruft nehmest. Derartig ist die Nothwendigkeit, die uns bedrängt."

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn in solcher Situation der Epikuräer Claudio Cantelmo, der sich fälschlich für einen Sokratiker ausgibt, die Worte niederschreibt:

„O schöne Seelen! Ruht denn nicht in Eurer Trinität die Vollendung irdischer Liebe? Ihr seid die dreifache Form, die mein Wunsch zur Stunde der großen Harmonie träumte. In Euch könnten alle die höchsten Ansprüche meines Fleisches und meines Geistes befriedigt, und für das Werk, das ich vollenden soll, könntet Ihr wunderbare Werkzeuge meines Willens und meiner Zwecke werden. Seid Ihr nicht so, wie ich Euch geschaffen hätte, um in Schönheit und in Schmerz die geheime Welt zu schmücken, deren unermüdlicher Baumeister ich bin!"

Der Gedanke Cantelmo's, sein heißes Begehren, brechen sich an seiner Selbstsucht viel mehr als an der Unmöglichkeit, sich zu entscheiden. Der Erneuerer der lateinischen Race, der Sohn der auserlesenen Zuchtwahl, der Uebermensch, der der deutschen Schulweisheit zur Stunde ihrer Umnachtung erschien, ruht nach wie vor im Schoß der Götter. Kein Weib hat ihn geboren.

Das letzte Bild, das nach so vielen andern von diesem Virtuosen des Wortes entworfen worden ist, zeigt die Jungfrauen auf Marmorstufen gelagert, „die Finger ihrer Hände fest in einander geschlossen und das müde Knie umklammernd . . . . Eine große Trauer und eine große Süßigkeit fielen von oben herab in die einsame Umfriedung, wie ein Zaubertrank in eine rauhe Schale. Dort ruhten die drei Schwestern, dort sammelte ich ihre letzte Harmonie."

Claudio Cantelmo hat nicht sie, er hat nur sich geliebt und die Lebenskunst an ihnen erprobt, für die der raffinirteste Genuß nicht die ernsten Wonnen des Gedankens, der Arbeit und der That, sondern Sensationen sind, wie eine dekadente Kultur sie erzeugt.

„Ich gefiel mich," so bekennt er, „in diesem Liebesverkehr, der meine Kraft nicht aufbrauchte, sondern weckte, wie der Gegensatz des Luftzuges die Gluth entzündet. Es schien mir, als habe ich eine neue Art von Perceptionen entdeckt; die fremdartigsten und verschiedensten wurden mir plötzlich zugänglich. Zuweilen entstand daraus eine so herrliche und neue Musik, daß es mir dünkte, als sei ich auf dem Punkte, mich zu verwandeln, und daß ich dachte, es werde mein Wunsch ein Gott zu werden in Erfüllung gehen.

„Ich dachte: Wenn es einmal einen Gott gab, der es in den jungen Tagen der Welt liebte, unter blühende Bäume sich zu setzen und die verborgenen Hamadryaden aus der Rinde ihrer Stämme zu locken, um sie auf seinen Knieen zu liebkosen, der empfand sicherlich keine größere Seligkeit als jene, die ich empfand, da ich die eigensten Schönheiten dieser entzückenden Wesen in mir aufnahm und mit derselben Leichtigkeit vereinigte, mit welcher er den Haarschmuck seiner ihm gehorsamen Waldnymphen zu einer harmonischen Zier von Gold sammelte."

Von der deutschen Sprache sagt einmal Lamartine, sie werfe die Falten des Purpurs einer Königin:

Ce language a les plis du manteau d'une reine.

Dasselbe gilt vom feierlich-prächtigen Wohllaut des italischen Idioms, das Gabriele d'Annunzio, der Dichter und Prosaist, in Musik gesetzt hat. Es ist oft monoton in seiner Herrlichkeit und überspannt bis zur Langeweile, wie alle Feste, die zu lange dauern und zu künstlich sich abspielen. Es vermag das Einfache nicht mehr einfach zu sagen. Um zu erzählen, daß Giorgio Aurispa mit Ippolita Thee trinkt, wird er schreiben: „Während die weiten, ländlichen Schalen, mit einem unschuldigen Trank gefüllt, friedlich rauchten ...." Oder, um die Schwermuth Giorgio's in diesem „Trionfo della Morte" durch die Theorie von der erblichen Belastung zu erklären, wird jedesmal, wo Giorgio's Onkel, der Selbstmörder Demetrius Aurispa, genannt wird, der Satz wie ein Leitmotiv wiederkehren: „Ego Demetrius Aurispa et unicus Georgius filius meus". Die Worte erklären gar nichts; sie stammen von der alten Inschrift des Kelches, den ein Aurispa dem Dom seiner Vaterstadt geschenkt hatte. Allein sie schmeicheln des Dichters Ohr und entheben ihn der Mühe einer psychologischen Erklärung für die Monomanie des Mordes, auf der sein Roman beruht. Diese Kunstgriffe sind bei ihm zur Methode geworden und kehren auch in den „Felsenjungfrauen" ermüdend bis zur Unverständlichkeit wieder. Dagegen möchten wir uns schmeicheln dürfen, wenigstens annähernd gezeigt zu haben, welcher Künstler in d'Annunzio lebt. Wenn es leider nichts gibt, was er nicht zu sagen wüßte, so gibt es auch kaum etwas, was er nicht zu malen vermöchte. Die Beschreibung des Meeres in einer Septembernacht (Piacere, 167), die Schilderung Roms, an einem Winterabend vom Platz des Quirinals aus betrachtet (ebend. 385), diejenige von Villalilla, dem verlassenen Landhaus, wo die Schwalben nisten (Innocente 123), jene andern im „Triumph des Todes", die wie eine Schnur von Perlen sich aneinander reihen, verdienten fürwahr ein besseres Loos, als einst in Antologien „in Schönheit zu sterben".

Wenn aber der Purpur dieses Styls nicht mehr das Meer und die Landschaft, die Tempel und Ruinen beleuchtet, sondern auf menschliche Schultern zu fallen kommt, dann verändert sich das Bild und unter dem königlichen

Faltenwurf bewegen sich Bettlergestalten. Wir haben gesagt, warum. Der Heroenkultus der Renaissance zum egoistischen Kultus des Ich verkleinert, die Religion der Schönheit auf den Trümmern der sittlichen Welt des Guten errichtet, der thatenlose Hochmuth, der sich weigert, „mit unserm lärmenden und pöbelhaften Zeitalter aus einer Schüssel essen zu müssen", und sich dennoch nicht dazu bequemt, seinen Antheil an der Arbeit des Lebens zu leisten, der stolze Anspruch den größeren Sohn zu erzeugen und die Unfähigkeit zu lieben, das sind nicht die Zeichen, die ein aufstrebendes Geschlecht verkünden, sondern die Merkmale der Decadenz in der Kunst wie im Leben.

Die letzte Gabe des Dichters ist ein kleines Drama, „I Fratelli", eigentlich ein dramatisirter, für die Duse geschriebener Monolog. Er ist einer Wahnsinnigen auf die Lippen gelegt, in deren Armen der Geliebte, vom beleidigten Gatten ermordet, langsam sich verblutete. Die Scene spielt im Garten, in Gegenwart des Bruders des Ermordeten, der die Unglückliche gleichfalls geliebt hat und noch liebt, bis seine Leidenschaft im Grauen erstarrt, das ihre Erzählung erweckt. Die Nebenfiguren, der Doctor, die Amme, sind nicht nur bedeutungslos; sie verfallen, und das ist charakteristisch für den Dichter, den erotischen Hallucinationen der Hauptperson, um die sie sich willenlos bewegen.

Seit Kurzem hat Gabriele d'Anunzio unter seinem wahren bürgerlichen Namen Rapagnetta sich um ein Deputirtenmandat beworben. Die Berührung mit der Wirklichkeit, die Verantwortungen der Politik dürften seiner Schaffenskraft zu Gute kommen und ihm männlichere Töne entlocken. Als ein französischer literarischer Tourist im vergangenen Jahre bei Antonio Fogazzaro, Italiens größtem Romanschriftsteller, Einkehr hielt und über d'Anunzio ihn befragte, betonte der Jünger Alessandro Manzoni's seinen Gegensatz zur Weltanschauung des Andern; dann aber pries er den Künstler, den Musiker, der in ihm lebt, und sagte: „Es ist fast ein Unglück für d'Anunzio zu völlig, zu ausschließlich Künstler zu sein. Er kann, was er will; wenn ihn morgen die Lust anwandelte, einen neokatholischen Roman zu schreiben, er vermöchte es auch . . . qualis artifex, qualis artifex!"

Schloß Nohant und seine Marionetten.

Von

Edmond Plauchut[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Ich bitte den Leser, mir in einen kleinen Theatersaal zu folgen, in dem, in glücklicheren Zeiten, liebenswürdige Puppen gespielt haben. Ich will den Versuch machen, sie vor seinen Augen aufleben zu lassen, als sei es auf Geheiß des unsterblichen Balandard selber — oder vielmehr Maurice Sand's, der sie einst aus einem Eschenblock erschuf, sie mit Farbe überzog und ihnen vermittelst Schuhnägel seelenvoll blickende Augen machte.

Wäre das Theater, von dem die Rede sein wird, nicht seit dem Tode des großen Künstlers, der es ins Leben rief, geschlossen, so würde meine Einladung nicht banal sein. Denn neben dem unbändigen Lachen und den sanften Thränen der Rührung, denen er sich dort hätte hingeben können, würde dem Leser noch die Ehre zu Theil geworden sein, George Sand vorgestellt zu werden, der berühmten Schloßherrin von Nohant. Er hätte aus nächster Nähe, in der edlen Abklärung ihres Alters, die Frau gesehen, welcher eine gewisse Sorte literarisch Durchgefallener, Aerzte ohne Praxis und Richter ohne Stellung, gern zu einem ungesunden Ruhm verholfen hätten. Und weiß Gott, mit welchen Mitteln! Indem sie vertrauliche Correspondenzen in die Oeffentlichkeit brachten, indem sie das Geheimniß zweier Gräber entweihten, allen Denen zwiefach heilig, die vor dem Genie und dem Tode Ehrfurcht haben.

George Sand ist nicht mehr. Ihr Sohn ist ihr ins Grab gefolgt, und die Marionetten, die dieser Letztere mit so viel Geist sprechen und handeln ließ, ruhen, in Kampher einbalsamirt, in ihren engen Schachtelsärgen. Glücklicher als manche andere geliebte Wesen, die in Erwartung einer nur zu lang verzögerten Auferstehung schlafen, werden sie vor unseren Augen erscheinen. Wenn auch nicht wie in ihrer schönen Jugendzeit, sondern nur wie Gefangene,

[1]) Der distinguirte französische Schriftsteller, dem wir obige Skizze verdanken, gehörte zu dem intimen Kreise der Madame George Sand und ihres Sohnes Maurice. Herr Plauchut, nachdem er bereits Manches aus jener Zeit in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht hat, wünscht diese Erinnerungen zuerst einem deutschen Publicum mitzutheilen, das sie gewiß mit Vergnügen lesen wird. Die Redaction.

denen es nicht unlieb ist, sei es auch nur für einen Augenblick, die Sonne wiederzusehen und ihre steif gewordenen Glieder ein wenig im Lichte zu dehnen.

I.

Von Paris nach Chateauroux mit der Orleans-Eisenbahn sind fünf Stunden, von Chateauroux nach Nohant eine Stunde Weges. Die Bahn folgt von dem Hauptort der Präfectur Indre nach der Station Nohant-Vic dem Laufe der Indre stromaufwärts. Sie fließt langsam dahin, ein kleines Gewässer, das unter Eschen, Erlen, duftenden Saponarien und gelber Iris seine wenig tiefen Fluthen verschleiert. Kaum, daß sie sich dazu herabläßt, mit Beihülfe kleiner Schleusen einige bemooste und altersschwache Mühlräder zu drehen. Eine einzige dieser Mühlen ist berühmt, die von Angibault. Sie verdankt dies dem Umstande, daß George Sand, entzückt von der Frische der Pappeln und Weiden, welche sie beschatten, einen ihrer Romane nach ihr benannt hat.

Bald hinter Chateauroux tritt man in einen Wald, dessen dichtes Unterholz weder Lichtungen noch Fußpfade sehen läßt — nichts von den breiten Wegen, auf denen der traurige Ludwig XIII. unter dem Schutze Richelieu's einst das Rothwild zu jagen kam, auch nichts von einer stolzen Gruppe von Rieseneichen, die man die „moulinaux“ nennt. Diese Bilder ziehen zu rasch vorüber, zumal wenn die plötzliche und durchdringende Kühle des Waldes auf die Hitze der sonnverbrannten und weiß verstaubten Ebene folgt.

Nun sind wir bei dem Marktflecken Ardentes, durch welchen eine römische Straße führt. Haufen von Schlacke und verkohlten Trümmern bedecken stellenweise den Boden. Die Hochöfen, die einst wegen der Reinheit des dort gewonnenen Erzes berühmt waren, haben einen Theil des nahen Waldes eingeäschert. Jetzt erheben sich zierliche weiße Häuser mit blutrothen Dächern auf der weiten Waldfläche, die einst das Feuer verzehrte. Oberhalb einer schönen Wiese, auf der weiße Ochsen aus dem Nivernais und Herden von Schafen edler Rasse weiden, taucht plötzlich aus dunklem Grün das Schloß Le Magnet mit seinen schiefergedeckten Thürmen auf. Es hat kein historisches Interesse. Der Park ist schön. Er enthält eine prächtige Ulme, aus der Zahl derer, die Sully, ansehnlicher Grundbesitzer im Berry, zur Zeit des „roi galant“, in allen Gemeinden Frankreichs pflanzen ließ. Nicht weit davon erhebt sich der stattliche Grabhügel von Presles. Er ist zur Hälfte geborsten, und doch hat er — discreter als eine ägyptische Pyramide — nie die Gebeine des gallischen Häuptlings, der dort, wie man vermuthet, ruhen soll, dem Tageslichte preisgegeben.

Vor ungefähr vierzig Jahren zog das Schloß Le Magnet die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn auf sich, wegen des Honigmondes, den unter seinen schattigen Lauben der Graf von Chabrillan verlebte. Dieser Grandseigneur, welcher Frankreich in Sidney als Consul repräsentirte, hatte sich mit einem bildschönen Stern der öffentlichen Bälle von damals, Mademoiselle Céleste Mogador, vermählt. Will man bösen Zungen Glauben schenken, so war dem Honig dieses Mondes viel Essig beigemischt.

Le Magnet gehört nicht mehr der Familie Chabrillan. Im Walde, der das Schloß umgibt, und an dessen Rande die sagenhafte „Mare au diable“ liegt, jagen die neuen Eigenthümer mit Horn und Waidruf das Reh und besonders „Lampe, den Hasen“, der sich dort in erstaunlicher Weise vermehrt. Damals war es ein Besitzthum, wo der stachlige Ginster, das scharf duftende Farrenkraut und der traurige Asphodel nur zu üppig wucherten. Man begreift, daß die Gräfin Chabrillan dort Heimweh nach den Quadrillen empfand, die sie in der Grande Chaumière mit dem berühmten Chicard als ihrem Partner getanzt hatte. „Bravo Chicard, Chic, Chic!“ pflegte sie ihm nach einem gut ausgeführten „cavalier seul“ zuzurufen. Das Wort „Chic“ ist geblieben und wird jetzt in allen europäischen Sprachen gebraucht. Welcher von unseren Akademikern könnte sich rühmen, einen ähnlichen Neologismus in seinem Vermögen zu haben? Er gehört von Rechtswegen der Frau Gräfin Chabrillan.

Noch ein paarmal drehen sich die Räder, und man ist an der Schwelle der „Vallée noire“, eines entzückenden Landstriches, bewaldet wie das „Bocage“ der Vendée. Jedes Feld, jede Wiese hat ihre Hecke von Ulmen und hundertjährigen Eichen. Hier beginnen, was man im Berry „les traines“ nennt, immergrüne, schmale Fußpfade, über deren geheimnißvoller Dämmerung das Jeländerjelieber, die Berberitze und Heckenrose sich in einander ranken und im Frühling eine Kuppel bilden. In diesen kühlen Schatten treiben die Hirten alltäglich ihre Ziegen und Schafe. Glückliche Thiere, glückliche Menschen, beneidenswerth für Einen, der aus dem aufregenden Lärm unserer großen Städte kommt.

Ehe man den Zug verläßt, werfe man einen Blick nach links auf einen unbebauten Erdstrich — es ist die letzte der Weidetriften des Berry. Wahrscheinlich haben die Gallier ihn urbar gemacht; seitdem hat weder Spaten noch Pflug ihn berührt. Dort herrschen in wildem Durcheinander dornige Brombeerranken, Brennesseln und Stachelgebüsche, an denen weiße Flocken aus dem Vließe von Schafen hängen. Es ist jungfräuliche Erde, und kein Ackersmann würde mit seiner Pflugschar diesen heiligen Boden seiner Vorfahren aufreißen mögen.

II.

Nohant-Vic, das eine angesehene, aber um die Etymologie wenig besorgte Verwaltung hartnäckig Nohant-Vicq schreibt, ist eine reizende Station. Sie liegt am Ufer der Indre, im Grunde eines schattigen Thales. Von dem kleinen Bahnhofe zu dem Schlosse George Sand's ist es ein starker Kilometer Weges. Wer einen Wagen zu seiner Verfügung hat, um die Fahrt zu machen, der thut wohl, ihm zu entsagen; denn der Weg ist gut gehalten, und wenn man ihn nicht zu Fuß macht, so kommt man nicht über das Flüßchen, dessen Gewässer unter einer leichten Brücke langsam, ganz dicht über dem Boden dahin fließen. Klare und sanfte Fluthen, die bald das grüne Laub der sie umfassenden Pappeln, bald die goldenen oder silbernen Strahlen der Gestirne widerspiegeln, die sich darin beschauen. Hier in der Nähe ist es, wo „la petite Fadette“ Landry, den ein Irrlicht geschreckt hatte, an die Hand

nahm und über eine gefährliche Stelle führte. Nicht weit von hier ist der einsame Steinbruch, wo das junge Liebespaar zum ersten Male ein paar zärtliche Worte wechselte. Endlich ist dort, wo vier Wege sich treffen, ein Kreuz aus morschem Holze, aller Wahrscheinlichkeit nach errichtet, um die Hexen zu verhindern, dort ihren Sabbath zu feiern. Man muß sich das Kreuz, „La croix des Bossons", zeigen lassen. Von dem Hügel, auf dem es steht, hat man, mit dem schönsten Blicke der Welt, das ganze Land vor sich, wo die meisten von George Sand's ländlichen Romanen spielen.

Der Weg geht bergan, zwischen schönen Nußbäumen und Ulmen, die im Sommer grün, im Winter traurig entlaubt sind. Zur Linken erheben sich Hügel mit Weinbergen, die sich stolz seit der Eroberung Galliens durch Cäsar die „monts magnes" nennen. Zur Rechten ziehen sich die „Schotts" hin, hohe Ackergelände, die einst das Meer bedeckte. Aus den Furchen, welche das Eisen des Pfluges gräbt, blicken Ammonshörner, Nautilus und versteinerte Schnecken, die ganze bekannte Welt der Fossilien hervor.

Die Straße, der man folgt, mündet auf die große Chaussee von Chateauroux nach La Châtre. Gegenüber zeigt sich ein kleiner Weg, von einigen Häusern bescheidenen Aussehens und alten Mauern eingefaßt, aus deren Ritzen Epheu, Nesseln und wilde Geranien sprossen. Dieser Weg führt auf den Platz des Fleckens Nohant, einen Dorfplatz, wenn es je einen gab, mit prachtvollen Ulmen, unter denen am St. Annentage, dem Feste der Schutzpatronin des Fleckens, die Jugend des Landes sich versammelt. Einige Schritte noch, und nachdem man zur Rechten durch ein Gitterthor eingetreten ist, das an den Abenden der Marionettenvorstellung weit offen steht, sieht man sich gegenüber einem Gebäude im reinsten Stile Ludwig's XVI., d. h. einfach und streng: es ist Schloß Nohant.

III.

Wenn man sich an die Chroniken des Berry hält, so war Nohant nie etwas Anderes, als ein Lehen ohne Bedeutung, zu Saint-Chartier, der Feudalfestung gehörig, welche die Engländer besetzt hielten bis zum Tage, da Duguesclin sie daraus vertrieb (1370).

Nach einem Pergament, das ich unter Augen habe, besaß es im 14. Jahrhundert die Familie von Villafumini. Diese erbaute das Schloß, von dem nur zwei Thürme übrig sind; in dem einen gurren die Tauben, indeß im anderen — Größe und Verfall — die Schweine eines Pächters gemästet werden. In Folge Todesfalles, Besitzwechsels und Ueberganges in andere Hände wurde die Herrschaft Nohant mit ihren Anrechten auf hohe und niedere Gerichtsbarkeit, ihren leibeigenen Männern und Frauen, Kindern und Anhang, ihren Abgaben, Pfründen und Steuern am 11. November 1767 zum Preise von 78000 Livres von dem Junker Pierre Philippe Peauon, ehemaligem Herrn von Serennes, königlichem Gouverneur von Schloß und Stadt Vierzon, gekauft. Mit Ausnahme der beiden Thürme, von denen ich gesprochen, waren um 1767 nur die Ruinen des alten Schlosses erhalten. Auf diesen Trümmern ließ Herr von Serennes das Wohnhaus errichten, so wie es heute dasteht.

Doch, von der Revolution vertrieben, emigrirte er, nicht ohne vorher Nohant am 23. August 1797 der Großmutter von George Sand, Marie Aurore, Tochter des Marschalls von Sachsen, überlassen zu haben. Marie Aurore, Wittwe in erster Ehe des Grafen Horn und in zweiter des Herrn Dupin de Francueil, kaufte Nohant zum Preise von 230 000 Livres. Madame Dupin de Francueil hatte diesen Kauf abgeschlossen, sobald sie, durch den 9. Thermidor vom Schaffot errettet, nach dem Berry hatte kommen können, wo ihr zweiter Gatte einer der glänzendsten Generalpächter gewesen war.

Der Graf Horn, ihr erster Mann, ein natürlicher Sohn Ludwig's XV., hatte sie in Wahrheit nie geheirathet. Er wurde in der Hochzeitsnacht zu Straßburg, während die geladenen Gäste und seine junge Frau tanzten, im Duell getödtet. Wie beim Marschall von Sachsen, der auch im Duell fiel, ist der Name des Mörders ein Räthsel geblieben.

Vor dem Wohnhause breitet sich ein Hof aus, der mit Akazien und Flieder bepflanzt ist. Im Erdgeschoß öffnet sich auf ein großes Vestibül der schöne Eßsaal, mit reicher, eichener Holzverkleidung, und zur Rechten der Salon, der immer noch ein vornehmes Gepräge hat. Von seiner hohen Decke hing ein schöner venetianischer Kronleuchter herab, seine breiten Fenster gingen auf den Park, ein wahres Vogelparadies, seine Möbel waren im Stil Louis XVI., seine Wandteppiche verschwanden unter den vergoldeten Armleuchtern, und unter seinen Gemälden bemerkte man ein Porträt des Marschalls von Sachsen von Latour und Skizzen von Delacroix. Auf dem Kamin Blumen und grüne Zweige, die oft erneuert wurden, zwei Vasen aus sehr altem Porcellan, in den Ecken zwei Pleyel'sche Claviere. Das eine, sehr einfach und sehr alt, wurde oft von Chopin gespielt, als er krank nach Nohant kam, in der Hoffnung, dort die Schwindsucht zu heilen, an der er bald sterben sollte. Das andere, groß und neu, zu welchem Madame Pauline Viardot, die unvergleichliche Künstlerin, oft sang.

Das Hauptmöbel des Salons war und ist noch ein mächtiger, länglichviereckiger Tisch, welcher der Phantasie Pierre Bonin's entsprungen ist — des Schloßtischlers auf Lebenszeit, eines großen Erfinders von unbequemen und ungebräuchlichen Formen.

„Man muß dem Tisch und seinem Erfinder verzeihen," pflegte George Sand zu sagen: „dieser barocke Tisch hat seinen geduldigen Rücken so vielerlei Dingen geliehen: weisen und thörichten Schriftstücken, anmuthigen Zeichnungen und witzigen Carricaturen, Aquarell- und Oelgemälden, Skizzen aller Art, Blumenstudien nach der Natur, Modebildern und Erinnerungen an Morgenspaziergänge, Klebarbeiten, Musikalien, Briefprosa des Einen, burlesken Versen des Anderen, Wolleknäueln, Stickseiden aller Farben, Schach- und Piquetpartien, Marionettencostümen — kurz Allem, was man auf dem Lande und, wenn man unter sich ist, beim Gespräch an den langen Herbst- und Winterabenden vornehmen kann."

Zur Linken des Vestibüls befinden sich ein italienisch decorirtes Badezimmer und eine schöne Küche — eine Küche, in der es einst hoch herging; zur Rechten der Theatersaal, in dem große Künstler Komödie spielten und

heitere Pantomimen aufführten. Hier begleitete George Sand auf dem Pleyel'schen Piano, das aus dem Salon ins Theater gebracht wurde, die Tänze Pierrot's und Columbinens mit improvisirter Musik. Nebenan richtete um 1848 Maurice Sand sein Marionetten-Theater ein. An der Mauer des Vestibüls, in den Gängen und an der Thür der Bibliothek kündigten geschriebene Theaterzettel an, welche Schauspiele man zu erwarten habe. Das Stück, das ich am häufigsten gesehen habe, war folgendermaßen angezeigt:

Das blaue Zimmer.

Familienstück mit Gesang und Geräusch in einem Act.
Zum ersten Male aufgeführt zu Nohant am 4. April 1875.

Personen:

Die Gräfin von Bonbricoulard.
Hyblea, ihre Tochter.
Corisande, ihre Nichte.
Rosalie, ihre Kammerzofe.
Nannette, ihre Köchin.
Der Graf von Andouillet, ihr Bruder.
Der Hauptmann Vachard, ihr Schwiegersohn.
Balandard, ihr Gast.
Zwei andere Gäste. Ein Walzertänzer.
Eine Walzertänzerin.

Das Stück spielt in La Châtre.

Nächste Vorstellungen und in Vorbereitung:
Der widerspenstige Leichnam. — Der Eremit der steigenden Fluth. — Wir essen beim Oberst. — Verhängnißvolle Vergeßlichkeit. — Die schlimme Wanne. — Die Gnade des Titus. — Der Candidat. — Die Rosenkönigin von Viremollet. — Eine Nacht in Chateauroux. — ꝛc. ꝛc.

IV.

Um Neun läßt sich ein lautes Klingeln hören; es verkündet, daß die Künstler bereit seien, aufzutreten, und Alles begibt sich nach dem Theatersaal. Er ist halbrund und diente in den vergangenen Zeiten, wo die Herren von Nohant einen Geistlichen hatten, als Capelle. An den Wänden keinerlei Schmuck — sie sind blendend weiß und von hundert Kerzen erleuchtet. Das Marionetten-Theater hat nur Platz für eine sehr beschränkte Zuschauerzahl, höchstens fünfzehn: hölzerne Bänke für die Herren, Stühle für die Damen. George Sand, Madame Maurice Sand, ihre Töchter, Aurore und Gabrielle, sowie die geladenen Damen sind in Gesellschaftstoilette, wie in einer Première des Théâtre français.

Ein Violinsolo, vorgetragen von dem jungen Hausfreunde Maxime Planet, heute Präfect von La Châtre, ging der Aufführung voran. War der Künstler abwesend, so vertrat ihn Maurice Sand mit einem Vortrag auf der Rohrpfeife, dem man stürmischen Beifall klatschte, um anzuzeigen, daß ein „wohl-

geneigtes Publicum" den Saal erfülle. Nach drei starken Schlägen wird es still, und langsam hebt sich der Vorhang. Die Decorationen, die dem Bühnenvorgang immer trefflich angepaßt sind, ernten lauten Applaus. Maurice, der Schüler Eugène Delacroix' war, hat sie gemalt — desselben Delacroix', der behauptete, daß der unbedeutendste Decorationsmaler sich rühmen könne, mehr Talent zu haben, als er, Delacroix. Die Zuschauer fanden großes Vergnügen an den Bildern, die mit Hülfe des Dialogs sie bald mitten in einen Wald, bald auf einen Dorfplatz, in einen modernen Salon, nach den ägyptischen Pyramiden, in eine Wirthsstube, kurz, überall in der Welt dahin versetzten, wohin die wanderlustige Phantasie des Impresario sie tragen wollte. Die Täuschung wurde so sehr zur Wirklichkeit, man eignete sich dermaßen die Gefühle der spielenden Marionetten an, weinte mit ihnen und lachte mit ihnen, daß ich Paul Meurice, den bekannten Dramaturgen, Théophile Gautier, Dumas fils, Tourgenieff, Flaubert, die Damen Plessy-Arnould, Pauline Viardot und viele andere enthusiastische oder skeptische Personen mit feuchten Augen oder müde vom Lachen oft aus dem Schauspiel habe gehen sehen.

Doch von allen applaudirenden Händen waren es die kleinen Hände von George Sand, die dem Autor und seinen Darstellern am meisten Beifall klatschten — von allen jubelnden Stimmen war die der George Sand die enthusiastischste. Wußte sie doch, daß, um sie zu zerstreuen, sie von ihrer unaufhörlichen Arbeit, ihrer endlosen Correspondenz abzulenken, ihr Sohn bis tief in die Nacht hinein saß und sann. Er hat die Scenerien zu hundert verschiedenen Stücken geschrieben, er schuf die Schauspieler, die er aus weichem Eschenholz schnitzte, er malte sie an, machte ihnen Augen, stattete sie mit wallenden Haaren oder entsetzlichem Kahlkopf aus.

George Sand fiel die Aufgabe zu, die vornehmen Mütter und großen Damen zu coiffiren und zu pudern, die Bürgerfrauen und jungen Bäuerinnen des Berry herauszuputzen. Eine Spirituslampe neben sich auf dem Tische, an welchem sie so viele schöne Seiten geschrieben hat, das Brenneisen in der Hand, wußte sie jeder Marionette die passende Frisur zu geben.

„Nichts ist zu schön für diese schönen Damen," sagte sie lächelnd. So sah man sie oft im Magazin des Louvre und Bon Marché, ja sogar in den Trödlerbuden des Temple nach bunten Lappen und Resten kostbarer Stoffe suchen. Jemand hat einmal berechnet, daß, um eine von diesen Damen des Theaters Balandard anzukleiden, so viel Stoff wie für ein kleines Mädchen von fünf Jahren nöthig war. Derselbe Rechenkünstler schätzte die Kosten einer jeden solchen Vorstellung mit Beleuchtung, Decorationen, Costümen und dem Souper, das den Abend beschloß, auf zwei bis dreihundert Franken.

George Sand würde es übrigens sehr übel vermerkt haben, wenn einer ihrer Gäste ihr eine solche Rechnung mitgetheilt hätte. Denn zwei Dinge waren es, welche in Nohant Alles beherrschten: das eine, Derjenigen um jeden Preis eine Freude zu bereiten, die die Seele des Hauses war — und diese Aufgabe erfüllte Madame Maurice Sand mit der größten Anmuth; das andere: Diejenigen gastlich zu empfangen, die die Schloßherrin von Nohant gern bei sich sah.

Da es unmöglich ist, den Inhalt eines der Marionettenstücke von Maurice Sand hier, wenn auch nur in aller Kürze, zu resumiren, so will ich mich darauf beschränken, die Hauptdarsteller seines Theaters dem Leser so vorzuführen, wie ich sie unter verschiedener Verkleidung sah, aber immer in Wort und Handlung die guten oder schlechten, heitern oder ernsten Eigenschaften zeigend, die sie vom ersten Tag an hatten, wo sie in Scene traten. Sie erschienen vor dem Publicum mit so wohlbekannten Fehlern und Vorzügen, daß man sie nach vier oder fünf Vorstellungen lieben oder hassen mußte, als seien es leibhaftige Geschöpfe. Möchte man Mounet-Sully im Mantel Scapin's sehen und beklatschen? Könnte man sich den älteren Coquelin im Wamse Hamlet's denken? Sicher nicht — weder das Eine noch das Andere. So auch mit den Marionetten Maurice Sand's, die, indem sie ihre wohlgezeichneten Persönlichkeiten beibehielten, gewissermaßen denkende und handelnde Wesen wurden.

Was sehr zur Illusion beitrug, war die Art, in welcher die Puppen sprachen und agirten. Jede hatte ihre eigene Stimme, ihren besonderen Tick. Sie wurden nicht mit gewöhnlichen Fäden in Action gesetzt, Maurice Sand bewegte sie mit dem Daumen, Mittel- und Zeigefinger: den Daumen im linken Aermel der Marionette, den Zeigefinger im Kopfe, den Mittelfinger im rechten Aermel. Seine Geschicklichkeit war so groß, daß nichts natürlicher war, als die Bewegungen der Marionetten.

Da es oft vorkam, daß eine gewisse Anzahl Personen auf der Bühne war, so hatte der geschickte Impresario die Stützen mit Stiften versehen. Er befestigte damit diejenigen seiner Schauspieler, die Schweigen zu beobachten hatten oder nicht an der Handlung Theil nahmen. Manchmal schwankte ein Schauspieler und schien das Gleichgewicht zu verlieren — wenn er nämlich nicht gleich auf seinen Stift gekommen war. „Manquer son piton," „den Stift verfehlen," pflegte man im Odéon zu sagen, wenn ein Schauspieler seinen Eintritt oder seinen Abgang verfehlt hatte. Bocage, der in Nohant auf dem großen Theater gespielt hatte, brachte die Redensart nach jenem zweiten „Théâtre français", wo sie lange gebräuchlich blieb.

Die Truppe, deren Director sich Balandard nannte, umfaßte hundertundfünfzig verschiedene Personen, ungerechnet die Krieger, Bürger, Edelleute, Bauern, Mönche, Richter, Abbés, Dienstboten, Kammerdiener, Seiltänzer, Courtisanen, Tänzerinnen, die großen Damen, heirathsfähigen Töchter, Hexen u. s. w. Eine ganze Welt wurde in den Zauberpossen gebraucht: da gab es Chimären, Teufel, Wehrwölfe, Gespenster; da erschienen Minos, die drei Parzen, der große Pan und andere mythologische Gottheiten.

Eine der Zauberpossen, welche der Verfasser von Salambô wegen der zu großen Ausstattungskosten nicht in Paris aufführen lassen konnte, wurde in Nohant vor George Sand und einigen fünfzehn Gästen gespielt. Wie ich gesagt habe, war in dem Saale des Marionettentheaters nicht für mehr Personen Platz.

Eines Abends machte Flaubert auf seine Weise, d. h. mit Donnerstimme, die etwas gewagte Bemerkung, daß die Marionettendamen, so schön von Ge-

sicht und Costüm, doch allzu platt seien. Maurice Sand hörte die Aeußerung, und anderen Tages erschien die große Coquette, Madame de Nantouillet, mit zwei Kreiseln, unter das Kleid genagelt, triumphirend vor Flaubert. Ein Theil des Publicums klatschte Beifall, ein anderer protestirte. George Sand machte sich während einiger Abende durch heftige Opposition bemerkbar. Endlich trugen die Parteigänger der Kreisel den Sieg davon, und die Spielzeugläden von La Châtre machten damit ein gutes Geschäft.

V.

Doch nun zu den Vorstellungen und zuerst zu Balandard, dem Director und ersten Schauspieler der Truppe, der, sentimental auf seine Art, dramatisch, wenn es Noth that, ein lustiger Abenteurer und feiner Spötter ohne Bosheit, immer bereit, sich für seinen Nächsten ins Wasser oder Feuer zu stürzen, stets sicher war, sein Publicum hinzureißen. Sein Aeußeres hatte dabei nichts Verführerisches; er war bartlos und obendrein mit einer komisch näselnden Stimme behaftet, die sonderbarer Weise in keiner Hinsicht seinem Vortrag schadete. Dies Näseln seiner liebsten Marionette hatte Maurice Sand von einem ganz jungen Manne entlehnt, der jetzt Deputirter ist, ehemaliger Boulangist und berühmt durch eine Schlägerei mit M. Constans im Palais Bourbon. M. Francis Laur, denn um ihn handelt es sich, war, in Folge trauriger Verhältnisse, gezwungen, mit vierzehn Jahren den Dienst eines Secretärs bei einem alten M. Duvernet anzunehmen, einem Freunde und Nachbarn der George Sand.

Bei den häufigen Besuchen, welche M. Duvernet — er war blind — in Nohant machte, wurde George Sand auf die Klugheit des Secretärs aufmerksam, der jenen stets begleitete. Sie wußte, daß der junge Mensch kein Vermögen besaß und interessirte sich für ihn, sprach davon mit Dumas fils, und beide, in ihrem Vorhaben durch einen Banquier, früheren St. Simonisten, M. Olinde Rodrigues, unterstützt, kamen dahin überein, Francis Laur von M. Duvernet fortzunehmen und ihn auf ihre Kosten in der École des Mineurs ausbilden zu lassen. Der junge Schützling rechtfertigte die gute Meinung, die man von ihm gehegt hatte, und wäre ohne Zweifel zu einer hohen Stellung gelangt, wenn eine unglückliche Politik ihn nicht auf eine falsche Bahn gebracht hätte.

Die näselnde Stimme, deren M. Francis Laur sich damals erfreute, ist heute für ihn nur noch eine heitere Erinnerung. Aber sie hat sich in Balandard verewigt, ohne je von ihrer Kraft und ihrer Komik verloren zu haben. Obendrein war er der bevorzugte Künstler der George Sand — er war es, den sie jedesmal nach Schluß des Stückes unveränderlich hervorrief.

Balandard's Genosse, Coquenbois, hatte eine frappante Aehnlichkeit mit Napoleon III. Er war abwechselnd Hanswurst, Komödiant, Weltmann. Vor Allem aber war er ein bewunderungswürdiger Philosoph, wenn er z. B., am Rande eines Grabens sitzend, in ein fleischfarbenes Tricot gekleidet, mit seinem Messer ein Stück trockenes Brot bearbeitete, so hart wie der Käse, den er dazu

aß. Nicht weniger philosophisch als er war Elva, seine Tochter, die, nachdem sie ihren Helm abgenommen hatte, um mit dem Vater das frugale Mahl zu theilen, den sie umringenden Gaffern zurief: „Wenn nur wenigstens das Huhn aus Werg, das ich in der Komödie essen muß, ein wirkliches wäre!"

War es auf einem öffentlichen Platze, nach langem Trommeln, Coquenbois endlich gelungen, ein paar Müßiggänger um sich und seine Tochter zu versammeln, dann konnte man ihn mit seiner heiseren Stimme sagen hören:

„Ah, ah, hier ist er, der erste Ringkämpfer Frankreichs, Coquenbois, genannt „Ohnegnade", König der Herkulesse, derselbe, der so viel glänzende Erfolge in den berühmtesten Arenen Frankreichs, Deutschlands und Englands davongetragen hat. Seine glorreichen Schultern haben nie den Staub einer Arena berührt. Hier ist Mademoiselle Elva, genannt „Geh' mein Herz", ein wildes Frauenzimmer, Abkömmling eines Tambourmajors bei den dritten Zuaven. Sie schlägt die Pauke seit ihrer Geburt . . . Ihre mythologischen Posen haben ihr den Beifall aller Akademien eingetragen, sogar der von Frankreich. Wir werden anfangen mit den römischen Spielen oder den Belustigungen der starken Männer. Erster Theil: Das Glücksrad, dessen Eisenband nicht weniger als 50 Kilogramm wiegt . . . Geben Sie Acht, meine Herren, ich werde vier Wähler hier auf den Tisch von Eichenholz setzen und durch Nichts als die Kraft meiner Schultern vier Meter hoch über die Erdrinde heben! . . . Das nennen wir den Hebel des Archimedes. Steigen Sie auf, meine Herren! . . . Sind Sie Wähler? Ja . . . Setzen Sie sich. Noch drei — es ist Platz für vier. Du Kleiner, Du hast nicht das Alter, Du hast nicht das Gewicht — man könnte mir vorwerfen, ich betrüge . . . Sind Sie fertig? Halten Sie sich — Einigkeit macht Stärke! Aufgehoben!

„Jetzt, meine Herren, geht es an das schwerste Stück, das mit dem Teller . . . Elva versuche das Stück bei der Gesellschaft. Und vor Allem keine müßige Unterhaltung mit dem Publicum."

Aber ach — trotz Elva's Lächeln und ihrer Bitte, die Künstler zu ermuthigen, beträgt die Einnahme nur vierzehn Sous.

„Vierzehn Sous!" ruft Coquenbois aus, „damit kann man ohne Furcht und Tadel zu Abend essen. Setzen wir uns unter diesen Baum. So brauchen wir keine Wirthsstube zu bezahlen. Elva, decke den Tisch — nicht die Beine in die Höhe, das schickt sich nicht. Ich lege meine Krone nieder, Elva, nimm Deinen Helm ab — essen wir zu Abend."

Balandard, von dem Elend Coquenbois' gerührt, engagirt ihn für seine Truppe. Ihm gefallen sein possirliches Organ, sein Komikergesicht, sein nackter Schädel, und er findet ihn vorzüglich geeignet, in seinem nächsten Stücke, „der widerspenstige Leichnam", das kahle Gespenst zu spielen.

In der Rolle eines Mannes von Welt wird Coquenbois in eine elegante Spielhölle geführt, wo ein Baron, der Baron de Lasautecoupekoff, ihn einlädt, fünfundzwanzig Louisd'or im Ecarté zu wagen. „Fünfundzwanzig Centimes!" antwortet Coquenbois mit seiner schrillsten Stimme.

Nach einem wohlausgeführten „Cavalier seul" warf ihm einst Madame Juliette Edmond Adam, die Herausgeberin der „Nouvelle Revue", ein schönes

Bouquet zu, das sie in der Hand hielt. Und es war wohl verdient, denn Coquenbois wußte mit Herzen wie mit Radspeichen umzugehen.

Der Capitän Bachard und sein College Chiclair waren treue Abbilder jener alten Hauptleute, deren Typus heute verschwunden ist, die nur auf ihren Abschied zu warten schienen, bis sie erste Kräfte im Domino waren. Ihr Repertoire war nicht reich: „Kellner! Meine Pfeife, eine ‚Grüne‘ [1]), die Rangliste!“ Was ihre Ueberzeugungen anlangte, so kamen beide darin überein, daß man die Armee desorganisire. Sie räumten ein, daß es zwar noch Soldaten gäbe, aber keine Troupiers mehr . . . Die Armee ist heute eine Bürgergarde!

Ein antikes Stück, dem Aristophanes und Plautus nachgebildet, in zwei Acten, in Versen und Prosa, hatte den Dichter Armand Sylvestre zum Mitarbeiter. Da ich nicht alle reizenden Verse dieser Komödie wiedergeben kann, will ich nur die citiren, welche eine schöne Sclavin spricht, eine Citherspielerin aus Arkadien, Lykoris, die ein Pirat, Lykophron, geraubt hat, um sie für fünfzigtausend Sesterzien an den römischen Kaiser Titus zu verkaufen.

Lykoris
(sich mit der Cither begleitend):

Ich bin aus Griechenland und in Korinth erzogen,
Ich sah den Hellespont vor meinem Fenster wogen;
Mich liebte Tityros. Ein Turteltaubenpaar
Kann glücklicher nicht sein, als er und ich es war.
O, mein Arkadien! Du Land voll Poesie,
Dein duftend Ufer werd' ich wiedersehen nie!
Das Thal nicht mehr, in dem des Thymians üpp'ge Pracht
Das Schaf so schmackhaft und so süß den Honig macht.
Geliebte Lämmer, ihr! Mein Tityros! Da naht'
Lykophron sich und hat entführt mich, der Pirat!
Die Fluthen trugen mich und meinen Schmerz hierher —
Doch ach! — wie groß er ist: mein Unglück ist es mehr!

Die weiblichen Wesen des Marionettentheaters von Rohant führten nicht alle eine so blühende Sprache. Es waren zumeist große und edle Damen, nach dem Muster derer, deren galante Abenteuer der Abt und Herr von Brantôme uns so angenehm zu erzählen weiß. Unter ihnen waren z. B. die Gräfin von Bonbricoulard und Madame de St. Remy, die in ihrer Jugend dem noblen Faubourg angehört hatten, die aber das Pariser Gesellschaftsleben und ihre heirathsfähigen Töchter ohne Mitgift dazu gezwungen hatten, wider ihre Standesehre zu verstoßen, und ihre Salons Allem, was Paris an Abenteurern und Emporkömmlingen enthält, zu öffnen. Dort traf man den General Macrophylos, den genannten Baron de Lasauteeoupekoff, den Lord Boston und neben ihnen wahren Adel und anständige Roturiers, wie den Grafen von Andouillet, einen großen Jäger vor dem Herrn, Mr. Barbillon, den Deputirten, u. s. w.

Vor Allem gefielen mir die Bauern des Berry im langschößigen Rock, die niedlich geputzten Mädchen, die sich in Scharen in dem Dorfe Viremollet

[1]) Ein Glas Absynth.

einfinden, um ihre Rechte auf den Titel der Rosenkönigin geltend zu machen. Maurice Sand war während einiger Jahre Maire von Nohant-Vic, und oft brachte er die Municipalbehörde seines Dorfes auf die Bühne. Der spaßhafteste Typus dieser Vereinigung ungebildeter Bauern war der Gemeinderath Forchat. Wenn er das Budget der kleinen Commune discutirte, verlangte Forchat jedesmal, daß das Gehalt des Feldhüters aufgehoben werde, den er — nicht ohne Grund — den Domestiken des Maires und des Pfarrers nannte. Niemals votirte er einen Centime für die Kosten der Gesundheitspflege, der Polizei oder öffentlichen Feste, Ausgaben, die er unnütz nannte.

„Wenn die Leute unserer Gemeinde," sagte er, „anstatt zum Militär zu gehen, zu Hause blieben, wäre es nicht nöthig, Steuern zu zahlen, sie zu kleiden und zu ernähren. Sie könnten zu Hause Nützlicheres thun und arbeiten, statt in China zu crepiren."

„Brauchen keine Eisenbahnen, faut pas de chemins de fer cheux nous," rief er aus, indem er mit dem Stock auf den Tisch der Mairie schlug — „das dient zu nichts, als das Vieh zu stören und Alles theurer zu machen. Das bringt die Pariser her, die Alles umdrehen wollen . . . Je voulais point de ces inventions du diable. Ah, ben oui, Eisenbahnen, das pfeift die ganze Nacht. Man muß ein feiner Schläfer sein, wenn man dabei nur eine Minute schlafen kann!"

Ich halte hier inne mit meiner Schilderung der Stücke, die in ihrer harmlosen, anziehenden Form mehr als einen Mißbrauch und mehr als eine Verkehrtheit tadelten. Das Theater Maurice Sand's geißelte manche lächerliche Eitelkeit, doch mit so leichter Hand, daß die, welche es betraf, ihm nicht böse sein konnten.

Nach der Vorstellung vereinigte ein Abendessen an einem großen, mit Blumen und Speisen reich bedeckten Tische die glücklichen Geladenen. George Sand nahm den Platz in der Mitte ein, strahlend von dem Erfolge ihres Sohnes und dankbar für die geistvolle Zerstreuung, die er ihr geboten hatte.

Ist es nöthig hinzuzufügen, daß mehr als ein Roman und mehr als ein Theaterstück der berühmten Frau im Keim bei den Marionetten von Nohant zu finden ist? Für alle Die, welche die Werke George Sand's und die bescheideneren ihres Sohnes kennen, kann darüber kein Zweifel sein.

W. H. Riehl.

[Nachdruck untersagt.]

Denen, die sie nicht selbst erlebt haben, dünkt die Reactionsperiode der fünfziger Jahre ein böser, aber kurzer Traum gewesen zu sein. In Wahrheit hat dieser Traum länger als ein Lustrum gedauert. Die Meinung, daß der Beginn des Krimkrieges bereits das Erwachen bedeutet habe, ist unrichtig: höchstens, daß der Träumende sich damals von der einen auf die andere Seite gewendet hat. Lägen nicht sonstige Beweise vor — aus der zeitgenössischen Literatur allein könnte nachgewiesen werden, daß dem so und nicht anders gewesen ist. „Gelegt hat sich der starke Wind, und wieder stille wird's daheime," schrieb Heine im October 1849.

„Wir treiben jetzt Familienglück,
Was höher lockt, das ist vom Uebel,"

fügte er warnend hinzu! Drei Jahre später (1852) wußte Gustav Freytag keinen anderen „deutschen Trost", als daß es drüben, in dem von Napoleon „geretteten" Frankreich, noch übler aussehe als bei uns; von dem Jahre 1855 aber urtheilte derselbe nichts weniger als schwarzsehende Patriot, „es habe damals die Willkür einen Umfang erreicht, welcher fast so nichtsnutzig war als in den Jahren Friedrich Wilhelm's II." — So dick und so schwer lagerten die Nebel des Mißmuths, die sich über deutsches Land und Volk gebreitet hatten, daß nicht einmal Diejenigen frei zu athmen vermochten, die aus dem beendeten Kampfe als Sieger hervorgegangen zu sein glaubten und die Tage von Malmö, Bronzell und Olmütz unter die politischen dies fasti zählten. Aus den Spalten der reactionären Presse, dem Nathusius'schen „Volksblatt", der Hengstenberg'schen „Evangelischen Kirchenzeitung" und den Vilmar'schen „Hessischen Blättern" weht derselbe Modergeruch wie aus den schöngeistigen Producten der Zeit — hier dem „Eritis sicut Deus" und der „Amaranth", dort den Romanen gewisser Epigonen des jungen Deutschland. Hüben wie drüben gab man alle unmittelbare Thätigkeit auf; indessen die Einen die Rückkehr in eine unwiederbringlich abgeschlossene Vergangenheit predigten, flüchteten die Anderen „in die Träume eines unklaren, unbestimmten Etwas", das der Menschheit zu einer neuen, besseren Daseinsperiode verhelfen sollte. Im Grunde genommen aber galt von den Ueberzeugungen beider, was von

der Religion der Grönländer gesagt worden sein soll: „Früher glaubten einige an den Mond — jetzt glaubt man auch daran nicht mehr".

In die lichtlosesten Tage dieser verdüsterten Periode fiel das Erscheinen eines Buches, das vielfach als Zustimmung zu dem System der restaurirten Gewalten angesehen wurde, in Wahrheit aber den Vorboten einer Wendung zum Bessern, den Herold jener Rückkehr zum Volksthum bedeutete, die sich zuerst in der Literatur und ein Jahrzehnt später im Staatsleben der Deutschen vollzog. In dem Jahre der Wiederherstellung des Frankfurter Bundestages, der Niedersetzung des sogenannten Reactionsausschusses (23. August), der Auslieferung Kurhessens an Herrn Hassenpflug und der deutschen Flotte an Herrn Hannibal Fischer — im Jahre 1851 erschien der erste Band von Wilhelm Heinrich Riehl's „Naturgeschichte des deutschen Volkes" („Land und Leute"), dem in je zweijährigen Intervallen zwei weitere Bände („Die bürgerliche Gesellschaft" und „Die Familie") folgten.

Obgleich dieses merkwürdige Buch alsbald in aller Welt Munde war und binnen weniger Jahre siebenmal aufgelegt wurde, konnte von einem durchschlagenden (oder, wie man heute sagen würde, sensationellen) Erfolge desselben nicht die Rede sein. Den Verfasser — von dem man wenig mehr wußte, als daß er achtundzwanzig Jahre alt sei, aus Nassau stamme und der Redaction der „Allgemeinen Zeitung" angehöre — konnte keine der herrschenden oder herrschend gewesenen Parteien für sich in Anspruch nehmen — und das bedeutete in dem damaligen Deutschland einen noch schwereren Vorwurf als in dem heutigen. Gehörte der Mann, der der Naturgeschichte des Volkes vor der Geschichte des Staates den Vortritt geben und den Staat aus der Gesellschaft ableiten wollte, überhaupt einer Partei an, ja konnte er auch nur für einen Politiker gelten? Liberaler und Unitarier — das mußten auch die strengsten unter den rechtgläubigen Conservativen anerkennen — war Riehl allerdings nicht. In der echten, probehaltigen Wolle „wohlgesinnter" Denkungsart schien er aber doch auch nicht gefärbt zu sein. Allen Respect vor seiner „gesunden", auf Erhaltung der alten Grundlagen gerichteten Tendenz — alle Achtung vor seinem liebevollen Verständniß für Besonderheiten und Particularitäten! Wie aber war es zugegangen, daß einem Manne solchen Schlages die gehörige Einsicht in das geschichtliche und „göttliche" Recht auch der kleinen und kleinsten Souveränitäten abging — daß er es für unnatürlich erklärte, „wenn die Kleinstaaten gegenwärtig ganz so angesehen und regiert werden wie die großen!" Aber nicht das allein! Die an und für sich bedenklichen Sätze hatte der „conservative" Socialpolitiker mit einem Hinweise auf die eigene „engere" Heimath begründet, der von bedauerlichem Mangel an Pietät gegen den angestammten Landesherrn zeugte. Herr Riehl hatte sich beikommen lassen, den „siebzehnerlei" Fruchtmaßen des Nassauer Ländchens den Allerhöchst angeordneten „einheitlichen" und für alle Staatsbürger obligatorischen Landeskalender gegenüber zu stellen und diese „berechtigte" Eigenthümlichkeit in böswilliger Weise zu glossiren! Und was sollte es vollends bedeuten, daß ein „Conservativer" auf die Büreaukratie schalt — daß er „unsere", in den Kämpfen des Jahres 1848 bewährte Büreaukratie lächerlich zu machen suchte

und von „Staatshämorrhoidarien“ sprach? — Wenn Herr Riehl den ver..... Demokraten vorhielt, ihre Ideale von allgemeinem Staatsbürgerthum seien dem Volke unverständlich geblieben, und der echte Bauer wolle von der Gleichheit ebenso wenig wissen wie der rechte, „der nothwendigen Beschränkung seiner socialen Existenz bewußt gebliebene“ Bürger, so habe das von jedem „Gutgesinnten“ willkommen geheißen und „utiliter“ acceptirt werden müssen. Was mit der einen Hand gegeben wurde, scheine indessen mit der anderen genommen werden zu sollen! Halte man den Liberalen entgegen, daß ihre Principien der Volksthümlichkeit entbehrten, und berufe man sich dabei auf den Verfasser der „Naturgeschichte des deutschen Volkes“, so erwiderten diese Unholde, Herr Riehl habe das Nämliche von der Mehrzahl der geltenden Staatseinrichtungen gesagt — und darauf könne man nichts antworten, weil dem in der That so sei.

Noch schlimmer als bei den Politikern kam der Verfasser indessen bei den Nationalökonomen weg, den einzigen Wortführern des „tollen Jahres“, die ihr Gepäck aus dem Schiffbruch des Liberalismus gerettet und unter die Schutzdächer der wiederhergestellten Ruhe und Ordnung geborgen hatten. Die Theorien von der freien Concurrenz als der Panacee gegen alle socialen Uebel — von dem Segen einer mit Dampfkraft getriebenen Capitalbildung und von der so überaus tröstlichen „natürlichen Harmonie der Interessen“ — diese Ideen standen damals im vollsten Flor. Pflege der materiellen Interessen war zur Parole des Tages gemacht, die Energie des Volkes auf erweiterten Erwerb gerichtet und den malcontenten Elementen unter der Blume zu verstehen gegeben worden, man brauche nur reich zu werden, um „wahrhaft“ frei zu sein. Tocqueville's zehn Jahre früher geschriebenes Wort, daß nach unglücklich verlaufenen politischen Erschütterungen die ordinärste Selbstsucht oben auf zu sein pflege (chacun se retire à part et se croit réduit à ne s'occuper que de lui même), schien eigens auf diese Zeit gemünzt worden zu sein. Der sogenannte Individualismus galt für die Summe aller socialpolitischen Weisheit, und kein anderes Dictum wurde „unserem“ Schiller so gläubig nachgeredet als der Ausspruch Tell's, daß der Starke am mächtigsten allein sei. Und da kam ein Mann, der die Verneinung dieser löblichen, mühsam geretteten Errungenschaften des Zeitalters systematisch betrieb; der von ethischen und socialen Forderungen sprach, die auch auf wirthschaftlichem Gebiete gelten sollten — der so weit ging, von einem bedenklichen socialpolitischen Materialismus zu reden und sich auf die „Imponderabilien“ des Volkslebens zu berufen. Im Zeitalter der Namen und Zahlen die Alleingültigkeit statistischer Ergebnisse bestreiten und dem zeitgemäßen, frisch aus Manchester importirten Grundsatze: „Jeder für sich“ (Spötter fügten hinzu: „Und Gott für Niemanden“) romantische Vergesellschaftungsideen entgegenstellen — war das nicht die verkehrte Welt? Was sollte man mit einem Manne anfangen, der noch an Stände glaubte, der von der „guten, alten Zeit“ sprach und sich nicht entblödete, dem Zunftwesen just da gewisse Vorzüge nachzurühmen, wo die Beseitigung dieses „Zopfes“ als wichtigste Errungenschaft der Zeit gefeiert wurde?

Im Einzelnen hatten die klugen Leute, die so argumentirten, vielfach Recht, in der Summe aber behielten sie Unrecht. Ein wirthschaftliches oder politisches System ließ sich aus Riehl's Untersuchungen über die natürlichen Grundlagen des deutschen Volksthums nicht ableiten, und wo der Verfasser Anläufe dazu nahm, gerieth er auf unwegsames Land. Auch damit hatte es seine Richtigkeit, daß es mit der praktischen Bedeutung des Buches nicht allzu weit her war, und daß nicht wohl angenommen werden konnte, die modernen Deutschen würden sich in gothische Baulichkeiten pferchen und dazu bestimmen lassen, der Romantik zu Liebe die Wege krumm zu ziehen und die Gassen zu verengern. Für die meisten Leser kam es darauf aber gar nicht an, denn diese „Meisten" waren weder Nationalökonomen noch Conservative oder Demokraten von Profession, sondern deutsche Menschen, denen es Trost und Erquickung brachte, in Tagen allgemeiner Entmuthigung und Verschüchterung ein kräftiges und fröhliches Wort zu vernehmen — ein Wort, das weder von dem Elende der Gegenwart noch von der Aussichtslosigkeit der Zukunft, sondern von einem Volke handelte, das Revolution und Contrerevolution glücklich bestanden und trotz alledem und alledem gesund genug geblieben war, um alle Bedingungen einer ersprießlichen Entwicklung in sich zu tragen. Und dieses Volk war unser eigenes — das geschmähte, aufgegebene, für alle Zeit zu Ohnmacht, Zerrissenheit und Würdelosigkeit verurtheilte deutsche Volk! Der Verfasser blieb beim Nächsten stehen. Dinge, an denen wir täglich vorüber gegangen waren oder doch vorüber gehen konnten, wies er uns auf, und das unter Gesichtspunkten, die an und für sich gleichfalls nicht neu waren. Unter seinen Händen aber wurden sie neu, weil er sie unter Zusammenhänge und Beleuchtungen zu rücken wußte, die uns im Drange der Revolutionszeit abhanden gekommen waren.

„Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, uns selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten."

Von dem Volke, das jenseit der büreaukratischen und parlamentarischen Maschine und unberührt von den Wandlungen derselben sein Wesen trieb, und dessen Entwicklung sich nach Gesetzen vollzog, die in keiner Verfassung und keinem staatsrechtlichen Handbuche aufgezeichnet waren, hatten die Einen von uns überhaupt nicht, die Anderen seit den Tagen Justus Möser's und des alten Karl Friedrich von Moser nicht mehr gehört. Jetzt wurde von Volk und Volksart in einer Sprache geredet, die derjenigen dieser Volksmänner verwandt — und von derselben doch wieder verschieden war. Gleich dem großen Syndicus der Osnabrücker Ritterschaft war der Verfasser der „Naturgeschichte des deutschen Volkes" mit feinem Sinn für das Hohe wie für das Alltägliche des Volkslebens begabt; gleich diesem Vorgänger stellte er sich als Feind alles Generalisirens und Centralisirens dar; als Freund des Kleinbetriebes und der bürgerlichen Freiheit stand auch er den Principien der unbedingten Arbeitstheilung und der absoluten Gleichheit mißtrauisch gegenüber. Und doch war er von dem Verfasser der „Patriotischen Phantasien" in anderen Stücken wieder ver-

schieden. Die Vorzüge des „vollkommenen Geschäftsmannes" konnte er so wenig in Anspruch nehmen wie diejenigen „gründlicher Einsicht in die besondersten Umstände" oder gar einen Standpunkt, der „immer erhaben gewesen wäre über den Gegenstand, den er behandelte". Dafür aber besaß Riehl Eigenschaften, die dem berühmten Niedersachsen gefehlt hatten: er war Künstler und Poet — Poet in dem Sinne, daß ihm die wahren, belebenden Gedanken aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe kamen. Ihm war das Volk nicht nur ein Organismus, der studirt, sondern ein Kunstwerk, das mit liebendem Gemüthe erfaßt werden sollte. Mit dieser Forderung wandte er sich (vgl. das Eingangscapitel) nicht sowohl an die Künstler als an die Politiker, — die schriftstellernden wie die praktischen. „Hat der Politiker," heißt es daselbst, „sich nicht in des Volkes Wesen eingelebt wie der Künstler in seinen Stoff, weiß er sich die Individualitäten des Volksthums nicht als echte Kunstobjecte plastisch abzurunden, dann wird er in aller seiner Staatsweisheit doch nur mit der Stange im Nebel herumschlagen . . . Wie aller naturwissenschaftlichen Untersuchung höchste Aufgabe dahin geht, das Weltall als einen in sich vollendeten harmonischen Organismus zu erkennen, als einen Kosmos, so müßte es auch zuletzt mit allen naturgeschichtlichen Untersuchungen des Volkes geschehen." — Das specielle Programm, das der Verfasser in dem viel besprochenen Capitel von den „Vier Facultäten" entwickelte, enthielt eine Kriegserklärung gegen die rein juristische Auffassung des Staatslebens, die damals viel Widerspruch hervorrief, in dem wesentlichen Punkte indessen Recht behalten hat. Riehl verlangte, daß nicht von Begriffen, sondern von Anschauungen ausgegangen werde; diese Anschauungen aber sollten aus der Betrachtung des Volkes gewonnen werden, wie es wirklich ist, wie es sich in seiner Tagesarbeit und seiner Festesstimmung darstellt. Der Leser wird demgemäß durch „Wald und Feld", über „Wege und Stege" in die politische und in die „sociale Gemeinde" begleitet, um sodann in Land und Stadt geführt und mit den einzelnen Volksgruppen und Staatengebilden bekannt gemacht zu werden. Er wird über die Eigenthümlichkeiten des deutschen Tieflandes ebenso genau orientirt wie über das mittel- und hochgebirgige Deutschland, er lernt individualisirtes und centralisirtes Land, natürliche und künstliche Klein- und Großstädte nach ihrer Bedeutung für die Gesammtentwicklung der Nation würdigen und tritt erst in den Abschnitten „Zufallsstaaten", „Particularismus und Großstaaten", „Kleinstaaterei und natürliche Besonderungen" in das Gebiet oder doch an die Schwelle der eigentlich politischen Betrachtung. Trotz einer unabsehbaren Zahl geistvoller und zutreffender Bemerkungen gelangt der Verfasser zu keinem greifbaren Resultat. Ihm ist aber auch nicht sowohl an der Ertheilung von Rath- und Vorschlägen gelegen (wo er solche unternimmt, sind sie fast regelmäßig negativer Natur) als vielmehr an Erklärungen dafür, daß die Dinge so geworden, wie sie eben sind. Die darauf bezüglichen Hinweisungen sind von einer Feinheit der Beobachtung, die bis heute einzig dasteht, und die eine Hingabe an den Gegenstand bezeugt, deren Liebenswürdigkeit den Leser, auch den widerstrebenden, fortreißt. Hätte Riehl nichts weiter als die Abschnitte über künstliche und natürliche Industrie-

und Handelscentren, über den socialen Einfluß der Großstädterei und über das „Land der armen Leute" geschrieben, so würde er dadurch allein eine dauernde Stellung unter den deutschen Culturhistorikern gewonnen haben. Die Umstände, unter welchen, und die Art, in welcher er auftrat, haben ihn indessen zu mehr als einem solchen gemacht. Die Umstände: weil er der Erste war, der in einer Zeit allgemeiner Verzagtheit den Satz aufstellte, daß ein Volk, das social gesund geblieben sei, an seiner nationalen und politischen Zukunft nicht zu verzweifeln brauche — die Art, weil er den rechten Ton zu treffen, zum Herzen zu reden wußte. Indem er auf die unermeßlichen Schätze echter Cultur hinwies, die im Schoße deutschen Volkslebens aufgespeichert lagen, rief er uns zugleich zu, daß noch nichts verloren sei, daß ein politischer Fehlschlag, aber kein moralischer Bankerott vorliege, und daß um die Formen unseres staatlichen Daseins allzu ängstlich nicht gesorgt zu werden brauche, so lange der sociale Inhalt des Volksthums seine Gesundheit bewahrt habe. Er bot eine Volksbeschreibung, die nach Form und Inhalt völlig neu war. In diesem Sinne hat Roscher[1]) das Riehl'sche Buch ein statistisches genannt: nicht eine Statistik im herkömmlichen, numerischen Sinne des Wortes, sondern im Sinne einer Inventaraufmachung des deutschen Volksbesitzes — einer Statistik der Imponderabilien, auf welche es im Leben des Staates wie im Leben des Einzelnen zuletzt und vornehmlich ankommt.

Der Versuch, aus dieser Art der Betrachtung andere als allgemeine Ergebnisse für die künftige Organisation deutschen Staats- und Volkslebens zu gewinnen, ist — wir wiederholen es — dem Verfasser nicht geglückt. Auf der richtigen Spur ist er hinsichtlich einer so großen Zahl wichtiger Punkte gewesen, daß auch von ihm gesagt werden kann, er habe den wahrhaft prophetischen Blick „für eine zeitgemäß verjüngende Wiederherstellung uralter Dinge" besessen, „welche in der Ritterzeit und später in der Zeit des monarchischen Absolutismus abgeschafft worden waren." — Ueber einzelne Hinweisungen und Treffer ist er indessen nicht hinausgekommen, eine neue „Grundlage der deutschen Socialpolitik" hat er nicht hergestellt und nicht herstellen können. Er unterläßt es (wie Julian Schmidt ihm treffend vorgehalten hat), die aus einzelnen Anschauungen gewonnene Meinung „an allen Fällen zu prüfen", er begnügt sich damit, „bei seinen ursprünglichen Beobachtungen stehen zu bleiben und die Lücken durch willkürliche Einfälle auszufüllen." Systematik ist eben nicht seine Sache, ja die Art seiner Betrachtung der systematischen entgegengesetzt. Aber was thut das, was kommt darauf an? An Systematikern hat es, weder der culturgeschichtlichen noch der socialpolitischen Literatur unseres Volkes gefehlt, wohl aber an Männern, die sich die Mühe nahmen und die das Zeug besaßen, unbefangen zu beobachten und nicht nur dem Wesentlichen, sondern auch den tausend Kleinigkeiten gerecht zu werden, „die zusammen den Begriff des häuslichen und bürgerlichen Lebens füllen". So unaufhörlich

[1]) W. Roscher, Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland (München 1874). „Ich trage auch keinen Anstand, Riehl's frische, geistvolle und so überaus anregende Gemälde von einzelnen Seiten des Volkslebens zu den Zierden der statistischen Literatur zu rechnen."

hatten die Politiker davon geredet, wie es sein sollte, daß es zur Wohlthat wurde, die Stimme eines Mannes zu hören, der sagte, wie es wirklich war, und der das Bild dieses Wirklichen ohne Rücksicht auf das Verhältniß zu den Meinungen und Wünschen der Parteien entwarf. Weil Riehl Künstler war, verstand sich's für ihn von selbst, daß sein Blick sich zunächst auf die erfreulichen und gesund gebliebenen Seiten des öffentlichen Zustandes richtete. Gegen seine Tendenz, das Volksthümliche als das an und für sich Berechtigte nachzuweisen, lassen sich häufig genug Einwendungen erheben — unter den gegebenen Zeitverhältnissen stellte es sich indessen als überaus glücklicher Griff dar, daß er den Volksinstinct zum Maßstabe nahm und an diesem die Berechtigung der verschiedenen Volksbeglückungs-Programme festzustellen suchte, mit welchen wir während des „tollen Jahres" überschüttet worden waren. Die neuen Gesichtspunkte, die er zur Geltung brachte, liefen allen Schulmeinungen des Tages gegen den Strich: aber eben deshalb und wegen der Zweifelhaftigkeit der aus ihnen gezogenen Conclusionen vermochten sie nach den verschiedensten Seiten anregend zu wirken. Die Hauptsache aber war die Art seines von dem Zauber echter Liebenswürdigkeit umgebenen Vortrages. Riehl wandte sich an Alle, die von ihrem Volke hören wollten, und weil er sich zumeist an diejenigen wandte, die keine vorgefaßte Meinung, kein System mitbrachten, übte er Wirkungen, wie sie keinem der auf den gleichen Gegenstand gerichteten Schriftsteller seiner Zeit zu Theil geworden sind. Wesentlich lag das freilich daran, daß er im rechten Augenblicke kam und zu einer Leserwelt sprach, der Nichts so noth that wie die Erneuerung des Glaubens an sich selbst und an die Gesundheit des Kerns unserer Nation. Nebenher aber soll ihm der Ruhm ungeschmälert bleiben, bereits in den Tagen aufstrebender Herrschaft des einseitigen Oekonomismus der Ersten Einer gewesen zu sein, die uns daran erinnert haben, daß Menschen und Völker nicht vom Brode allein leben, und daß noch andere Gesetze als diejenigen des Angebots und der Nachfrage gelten und gelten müssen. — Zu dem Allen aber kommt, daß aus diesem Buch ein Geist echter, tiefer und dabei schlichter Vaterlandsliebe weht, der von der damals modischen Vaterlandsmüdigkeit ebenso wohlthuend absticht wie von dem gespreizten Nationalismus, durch welchen gewisse Allerneueste uns über die Schwäche ihres Heimathsgefühls zu täuschen suchen.

Wirkung und Bedeutung von Riehl's erstem Buch ist von keiner seiner späteren Schriften erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Wenn seine „Culturhistorischen Novellen" und die „Musikalischen Charakterköpfe" zahlreiche und aufmerksame Leser fanden, so hat das wenigstens zum Theil daran gelegen, daß Alles, was mit der Person und dem Namen des Buchs von 1851 zusammenhing, durch Jahr und Tag auf dankbares Entgegenkommen unserer Gebildeten rechnen durfte. Nicht als ob diese Bücher nicht des Guten und Vortrefflichen außerordentlich viel aufzuweisen gehabt hätten; wer, wie Riehl, dem deutschen Hause ins Herz zu sehen gewußt, mußte an dasselbe und von demselben immerdar Bedeutsames zu sagen haben! Verleugnen ließ sich indessen nicht, daß Riehl bei einem gewissen, hinter der Mehrzahl seiner Leser liegenden Punkte der Entwicklung stehen geblieben war; genauer, daß er bei

diesem Punkte hatte stehen bleiben wollen. An dem Einfachen und Naiven in der Kunst und im Leben fand er so volle und reine Freude, daß er kein Bedürfniß fühlte, darüber hinaus und zu den complicirteren Formen zu gehen, welche den Abschluß unserer classischen Periode bezeichneten. Niemandem hat er wehren wollen, über die alten Meister hinauszugehen, deren Schätze er mit liebevollem Verständnisse vor uns ausbreitete, — gelegentlich hat er auch bewiesen, daß er den Neueren gerecht zu werden wisse: sein eigentliches Land, seine geistige Heimath war und blieb aber die Kunst der Vor-Beethoven'schen Periode, und in diese führte er seine Leser immer wieder zurück. Und wer hätte nicht gern und dankbar neben ihm Platz genommen, wenn er uns die bezaubernden Bilder vorführte, zu denen die Betrachtung vergangener Menschen und Dinge sich in seinem Gemüthe verdichtet hatte? Dauernde Bescheidung bei denselben konnte die Sache moderner Menschen indessen nicht sein, die sich eines reiferen und vollständigeren Besitzes bewußt waren. Dazu kam, daß der Novellist Riehl zuerst und vor allem Culturhistoriker war und blieb, und daß dementsprechend seine Stärke viel zu sehr auf der Seite des Charakteristischen und Beschaulichen lag, als daß er in der Composition (dem Aufbau) hätte zum Meister werden können. — Als bemerkenswertheftes seiner späteren Bücher dürfte die Sammlung von „Culturstudien aus drei Jahrhunderten" zu bezeichnen sein, die er im Jahre 1859 erscheinen ließ, und die eine ganze Anzahl unübertroffener Cabinetsstücke sittengeschichtlicher und wirthschaftlicher Beobachtungen enthielt. Die Abhandlungen über „Das musikalische Ohr" und „Das landschaftliche Auge", die Schilderungen Augsburgischen Lebens und die meisterhafte Untersuchung über „den Geldpreis und die Sitte" verdienen Ehrenplätze in der Geschichte unserer Literatur und sollten überall da gelesen werden, wo man den Gang unserer socialpolitischen Entwicklung nach den Hauptstationen verfolgen will. Riehl's Vorliebe für die Bildungen einer vergangenen Zeit verleugnet sich freilich auch hier nicht. Was Möser zu seinen Gunsten anführte, wenn man ihm den laudator temporis acti zum Vorwurf machte, gilt aber auch von Riehl: „Wenn ich auf eine alte Sitte oder Gewohnheit stoße, die sich mit den Schlüssen der Neueren durchaus nicht reimen will, so gehe ich mit dem Gedanken, ‚die Alten sind doch auch keine Narren gewesen', so lange darum her, bis ich eine vernünftige Ursache davon finde." Daß diese „vernünftige Ursache" mitunter etwas weit hergeholt wird, kann nicht bestritten werden, gilt von Möser aber ebenso wie von Riehl. Beide waren Feinde des politischen wie des socialen Rationalismus und zwar in so hohem Maße, daß der Satz: „zu scharfe Sinne erzeugen unrichtige Empfindungen, und zu scharfes Nachdenken macht schwindeln"[1]), sich zuweilen gegen sie selbst richtet.

Sein Leben hat Riehl auf wenig mehr als dreiundsiebzig Jahre gebracht, seine Zeit indessen im gewissen Sinne überlebt: der harte Realismus der Tage großartiger Erfüllung unserer Nationalwünsche stand zu dem Idealismus der von ihm repräsentirten Periode in directem Gegensatz. Unzweifelhaft hat er

[1]) Patriotische Phantasien, Bd. V, S. 2.

diese Gegensätzlichkeit empfunden, mit der seiner Natur eigenthümlichen Liebenswürdigkeit aber darüber hinwegzukommen gewußt. Den deutlichsten Beweis dafür bietet sein letztes Buch, der kurz nach seinem Tode erschienene, bereits zweimal aufgelegte Roman „*Ein ganzer Mann*". Mehr als dieser Vorzug kann der wunderlich gearteten Greisenarbeit nicht wohl nachgerühmt werden. Daß die Composition an Willkürlichkeiten und Sprüngen laborirt, die das Werk um die Einheitlichkeit bringen, daß der einmal angeschlagene Ton nicht festgehalten wird, und daß an die Stelle der Durchführung und Entwicklung der Charaktere ein „Auf den Kopf stellen" derselben getreten ist, werden auch die ergebensten Freunde des alten Herrn nicht wohl in Abrede stellen können. Interessant ist das Buch indessen als Beitrag zur Kenntniß des Verfassers und der milden, versöhnten Stimmung, in welcher er aus dem Leben geschieden ist; man sieht, daß Riehl mit der neuen, *seinen* Wünschen und Vorhersagungen vielfach entgegengesetzten Ordnung der deutschen Dinge vollen und ehrlichen Frieden gemacht hat. Und daran dürfen wir uns genügen lassen, denn nicht der Novellendichter, sondern der Culturgeschichtler Riehl ist es, dessen Erscheinung in der deutschen Literatur — der literarischen wie socialpolitischen — Epoche gemacht hat. Daß ein Buch wie die „Naturgeschichte des deutschen Volkes" überhaupt, und daß es in den trübseligen fünfziger Jahren hat geschrieben werden können, wird immerdar als schöner und redender Beweis für Lebenskraft und Unverwüstlichkeit des deutschen Idealismus angesehen werden dürfen.

Wird dieser Titel hinreichend sein, Riehl's Schriften auch heute einen Platz in der deutschen Literatur zu sichern? Von zurecht gemachten nationalen Principien wissen diese Bücher ebenso wenig wie von einem auf Selbstlob und Ueberhebung gegründeten Patriotismus. *Seine* Vaterlandsliebe ist aus der Tiefe eines echten Heimathsgefühls geschöpft, das ihm in Tagen allgemeiner Fahnenflucht und Muthlosigkeit die Kraft gab, den Glauben an die Zukunft seines Volkes zu predigen. Als gesichert wird diese Zukunft auch heute nur anzusehen sein, wenn sie auf die sittliche Gesinnung unseres Volkes gegründet ist. Solche Gesinnung aber redet aus jeder Zeile des Buchs, das das literarische Hauptereigniß der ersten fünfziger Jahre war.

Mehr als gesuchte Wort' und luft'ge Weisen
Aus dieser raschen, wirbelfüß'gen Zeit

wird dieses schlichte Bekenntniß zu der Unsterblichkeit deutschen Volksthums darum geeignet sein, unsere „unvernünftig gescheidte" Generation an *die* Quelle zu erinnern, aus welcher alle nationale Kraft, alles nationale Leben quillt.

Clemens Brentano's neueſter Illuſtrator.

[Nachdruck unterſagt.]

Der Einfluß, den Kunſtwerke und Bücher auf Künſtler, Schriftſteller, Dichter und Publicum ausüben, iſt unberechenbar. Das konnte Dürer nicht vorausſehen, daß die Teufel ſeiner Paſſionsbilder Goethe einſt dazu dienen würden, die Hölle des Mephiſto mit glaubwürdigen nationalen Unholden zu bevölkern. Und ſo auch nicht, daß Kaiſer Maximilian's Gebetbuch, dieſe lange verſteckten, heute der Münchener königlichen Bibliothek angehörenden Federzeichnungen, einſt im neunzehnten Jahrhundert eine Künſtlerſchule begründen würden. Die Blätter dieſes Gebetbuches ſind für den phantaſtiſchen kaiſerlichen „letzten Ritter" wie für den Meiſter, der gern und wohlbelohnt für ihn arbeitete, wichtige Documente geworden. Freudig erwartungsvoll ſahen Max und Dürer die geiſtige Bewegung an, deren Ausbruch der Kaiſer nicht erlebte, und deren höchſten Ernſt zu erleben, auch Dürer erſpart blieb. Kaiſer Max' Gebetbuch iſt lange Jahre nur von Wenigen durchblättert worden. Heute zeigen es billige Lichtdrucke Jedermann. Coloſſal in Schattenbildern auf die Wand geworfen, entfalten die Darſtellungen erſt ihre volle Lebenskraft. Wie nahe ſtehen ſie uns! Die in dieſen Randzeichnungen mit leichter Feder aufgeriſſenen Figuren, ſowohl die der alltäglichen, Dürer gleichzeitigen Welt, als die zwiſchen himmliſchen und hölliſchen Geſtaltungen ſich bewegenden Fabelweſen, treffen die Seele des deutſchen Volkes. So ſah man in den Zeiten vor der Reformation das Sichtbare und träumte man das Unſichtbare, haben in Form von Illuſtrationen die Kinder- und Hausmärchen jener Epoche gelautet. Wilhelm Grimm war einer von Denen, der in unſerem Jahrhundert am früheſten die populäre Handſchrift erkannte, die aus Dürer's Zeichnungen familienhaft vertraut uns anſpricht: er wählte eins der Blätter in Nachbildung zum Titelkupfer ſeiner däniſchen Heldenlieder. Die neu erfundene Lithographie nahm des Kaiſers Max Gebetbuch zum Vorbilde. Auf der Nachahmung dieſer Compoſitionsart beruhte Neureuther's Popularität. Wie mit Dürer'ſchem Zeichenſtifte haben dann Schwind und Graf Pocci ihre idylliſche Welt aus Gegen-

wart und Vergangenheit gemüthlich zusammengemischt. Arnim's und Brentano's Wunderhorn schien lauter Texte zu so gearteten Bilderfolgen zu enthalten. Aus diesen Anschauungen floß die Stimmung, von der umfangen Steinle im Dienste der Brentano'schen Dichtung arbeitete. Unter den Neueren aber hat das Schönste dieser Art Steinhausen jetzt hervorgebracht; in seinen Compositionen zu Clemens Brentano's Chronica eines fahrenden Schülers wird das Großartige und Zierliche mit gleicher Herzlichkeit behandelt [1]).

Bekannt geworden sind Steinhausen's große Wandgemälde, die er zu Frankfurt ausführte, durch die von ihm selbst danach lithographirten, in wenig Tönen gedruckten umfangreichen Blätter: Die Kreuzigung, oben von einem Halbkreise begrenzt, und darunter, Jesus, der mit den Sündern ißt, nach Lucas' Evangelium. Diese Composition, welche in der Anordnung die breite Gestaltung der Darstellungen des Abendmahles innehält, gehört zum religiös Tiefsten, was die neuere Kunst geleistet hat. Der Gedanke, Christus als den Freund und Tröster aller sündigen Menschen erscheinen zu lassen, bewegt die sich zum Inhalte der Evangelien heute zurückwendende Zeit in seltsamer Weise. Ich erinnere daran, welchen Eindruck das begonnene Gemälde des einst als Bildnißmaler in Berlin wohl am meisten berühmten Gustav Richter machte, als er eine Fülle von Menschen in eleganter Gesellschaftstracht zusammenstellte, unter denen Christus erscheint. Gustav Richter vollendete das Werk nicht. Bis in die äußersten Consequenzen hat ein neuerer Pariser Maler diesen Gedanken verfolgt. Ein feines Diner, zu dem Lebemänner jeder Art sich zusammenfanden, ist eben zu Ende. Der Kaffee wird servirt und Cigarrendampf beginnt das Zimmer zu durchziehen. Da plötzlich sitzt Christus mitten unter ihnen. Jeder von der Gesellschaft ist in seiner Weise halb neugierig, halb verlegen, unbehaglich berührt, ohne rechte Direction, wie man sich zu verhalten habe. Die einzige Dame nur, die dabei ist, stürzt von überwältigender Empfindung getroffen vor Christus Knieen zu Boden. Zwischen diesen beiden Gemälden sind viele gleicher Tendenz in den letzten Jahren entstanden. Man kennt die Meister, die diese Art moderner Evangelienillustrirung als Geschäft betreiben. Ich citire sie nur summarisch, aber auch, um auszusprechen, daß Steinhausen's Composition nichts mit ihnen gemein hat. Er rückt in dem Werke das Ereigniß uns nah und doch wieder fern. Wir merken nur auf die seelische Bewegung: auf die Gruppen der Einzelnen, die zu Christi Tische sich heraudrängen, und von denen er keinen zurückweist. Man empfindet, daß vom Künstler hier auf keine Sorte Effect losgegangen worden sei. Es enthält eine nur symbolische Scene, in handgreiflichen Gestalten aber.

Dies war vorauszuschicken nöthig, um für das über das vorliegende neueste Werk Steinhausen's zu Sagende den Ausgangspunkt zu finden.

Clemens Brentano, wo er auch erscheint, geigt sein Lied für sich allein. Seine Welt ist nie dagewesen, eine in den Abendwolken schwebende Vergangen-

[1]) Randzeichnungen von Wilhelm Steinhausen zur Chronica eines fahrenden Schülers von Clemens Brentano. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. Folio.

heit umgibt uns. Man muß Arnim und Eichendorff hinzunehmen, um Brentano's Eigenthümlichkeit auch diesen beiden, ihm so nahe stehenden gegenüber zu empfinden. Eine sanft uns anhauchende Gluth erfüllt seine Verse und seine Prosa. Ein Durcheinanderfluthen von Resignation und Leidenschaft, seinem italienischen Blute entfließend. Etwas den Bildern und Versen Rosetti's Verwandtes. Was Eichendorff im „Leben eines Taugenichts" aussprechen wollte, sucht Brentano im „Fahrenden Schüler" zu geben: Träumerei der kaum sich dem Leben erschließenden Jugend zum Gesetz menschlicher Existenz gemacht.

Zum Fahrenden Schüler hat Steinhausen Illustrationen gezeichnet. Dem Gedichte in Prosa hat er eins in Federzeichnungen hinzugefügt. Vor zwanzig Jahren waren sie schon da, jetzt erst werden sie veröffentlicht. Wer sie betrachtet, wird denken, für ihn selbst in erster Linie seien diese Blätter ausgeführt worden. Liebliche Ornamentik, an mittelalterliche Muster erinnernd, zugleich aber der lebenden Natur in zarten Schwingungen nachgebildet. Dazwischen Landschaftsbilder: junges Holz, das der Frühling eben wieder bekleidete; von flachem, klarem Wasser bespülte Ufer; ferne, sanfte Berge. Dieses Buch scheint in jeder Familie heimisch werden zu wollen. Es liegt etwas Gütiges in ihm. Man glaubt es als Kind schon gesehen zu haben und freut sich, ihm wieder zu begegnen. Der darin wie leises Geläute waltende Märchenton hat seinen Ursprung in Clemens Brentano's leidenschaftlicher Erinnerung an die eigene Kinderzeit. In allen späteren Jahren bleibt sie ihm treu. Wie in Beethoven's glänzenden Orchesterströmen manchmal gleichsam Stille entsteht und ein paar einfache Stimmen laut werden, die wie einsamer Flötenklang tönen, so dringt die Kinderstimme oder die der sorgenden Mutter in Clemens Brentano's Phantasie hinein und fordert ihre Noten. Dies Kindliche wußte Steinle anmuthig genug zum Ausdruck zu bringen, Steinhausen aber ist noch glücklicher und unbefangener darin. Der Unterschied der beiden Meister liegt darin, daß Steinle doch erst durch Clemens Brentano zu den Anschauungen gelangte, die seine reiche, ausgiebige, ja unerschöpfliche malerische Dichterkraft mit der des Dichters, stets doch immer in dienender Stellung, verband; während Steinhausen, beeinflußt freilich, aber zugleich durchaus selbständig, in einem freieren Verhältnisse zum Dichter steht. So auch hält er sich dem Lucasevangelium gegenüber, bei jener offenen Tafel, zumeist an die eigene Phantasie. Zu solcher Freiheit künstlerischer Exegese weder des Evangeliums noch des deutschen Dichters, würde Steinle sich kaum hinaufgewagt haben. Steinle stand zu sehr innerhalb einer Partei, und die anerkennende Kritik seiner Werke kam zu sehr von dieser einen Seite. Bewunderungswürdig war freilich, wie er innerhalb der von ihm selbst gezogenen Grenzen als erfindender, fabulirender Maler schaltete und waltete. Umgeben von Verehrern und Gedanken- und Stimmungsgenossen, die aber lauter geistig feingebildete Naturen waren, wußte er ihren Anforderungen mit entsprechender Feinheit gerecht zu werden. Er war eine Art geistig in der Clausur lebender Klosterbruder. Ein von Sorgen umgebener Meister. Ich bin ihm oft begegnet. Immer lagen Jahre dazwischen. Er war stets der alte. Steinhausen dagegen habe ich nie kennen

gelernt. Dieser scheint eine andere Art Existenz zu führen. Woher er künstlerisch kommt, weiß ich nicht.

Das künstlerisch genießende große Publicum ist ein strömendes Element, das sich theilt, wieder zusammenschließt und sich abermals theilt. Wie in einzelnen Landschaften desselben Volkes, das dieselbe Sprache redet, verschiedene Dialekte herrschen, die ein Verständniß hinüber und herüber manchmal unmöglich machen, trennen wir uns in unserem Phantasieleben. Bilder, die dort verehrt werden, finden hier kein Verständniß. Die romantische Stimmung Brentano's wurde in Berlin einst tief empfunden, heute findet sie keine Freunde hier. In Süddeutschland aber klingt sie noch an. Die Romantik der Opern Wagner's, die aus derselben Quelle kommt, begeistert die gesammte Welt. Burne-Jones' geträumte schattenhafte Gestalten beginnen bei uns mächtig zu werden. Böcklin's wildes Heer ist siegreich zu Wasser und zu Lande. Es scheint, als wolle die Welt sich einmal wieder von dem losmachen, was die kahle Gegenwart bietet.

Januar. Herman Grimm.

Kiaotschau.

[Nachdruck untersagt.]

Seitdem die deutsche Flagge in der Bucht von Kiaotschau weht, ist viel Tinte über die Frage vergossen worden, ob der Schritt der deutschen Regierung für China den Anfang vom Ende, d. h. den Beginn der Theilung des Reiches, bedeute. Diejenigen, welche diese Ansicht vertreten, scheinen ganz vergessen zu haben, daß China nahe an vierhundert Millionen Einwohner zählt, die trotz aller localen und provinzialen Verschiedenheiten dem Auslande gegenüber ein compactes Ganzes bilden, das bis jetzt allen Invasionen und Eroberungen widerstanden und die fremden Eindringlinge und Herren unter das Joch seiner eigensten Civilisation zu zwingen verstanden hat. Sie vergessen, daß keine der in Frage kommenden Mächte die Mittel an Geld und Menschen besitzt, um einer solchen Aufgabe auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg näher treten zu können. Seit dem Tage, an welchem 1639 die Engländer bei dem jetzigen Madras einen schmalen Landstreifen erwarben und auf demselben das Fort St. George erbauten, bis heute, da sie der die Gebirge an der Nordgrenze bewohnenden wilden Stämme vergeblich Herr zu werden versuchen, sind 259 Jahre verflossen, und Indien, das 1897 kaum 270 Millionen Einwohner zählte und ungefähr fünf Millionen Quadratkilometer weniger mißt als China ohne Tibet, war von Stämmen bewohnt, die, nach Rasse und Religion verschieden, die Eroberer einen gegen den anderen ausspielen konnten. China dürfte daher für andere als unverantwortliche Conjecturalpolitiker sich als ein ziemlich unverdaulicher Bissen erweisen.

Außerdem hat China ganz andere Eingriffe überstanden als den, der ihm von deutscher Seite gedroht hat. Japan hat die Liukiu-Inseln, Formosa und die Pescadores von dem chinesischen Reiche losgerissen und dies auch mit der Liaotung-Halbinsel versucht, ohne damit in den Verdacht zu kommen, die Aera der Theilung China's eröffnet zu haben. Frankreich hat aus dem dem Reiche der Mitte tributpflichtigen Annam sein hinterindisches Reich geschaffen und nicht angestanden, China durch Anwendung sanfter Gewalt zur Abtretung von Landestheilen zu nöthigen, die dasselbe sich vertragsmäßig verpflichtet hatte, keiner anderen Macht zu cediren, und es damit der Gefahr eines Conflictes mit England auszusetzen; letzteres hat Birma, einen anderen China tribut-

pflichtigen Staat, annectirt und sich außerdem, nach der seit einigen Jahren bei den englischen Staatsmännern besonders beliebten Methode, das Vorerwerbungsrecht auf verschiedene wichtige Punkte, wie den Chusan-Archipel und Port Hamilton, zu sichern gewußt, der Besitznahme von Hongkong und Kauluhn gar nicht zu gedenken. Auch Rußland hat in bis jetzt kaum aufgeklärter Weise durch den Vertrag von 1858 das linke Ufer des Amur und 1860 das durch den früheren Vertrag als beiden Staaten gemeinsam bezeichnete Gebiet zwischen dem unteren Lauf dieses Flusses und dem Ussuri erworben, 1893 auf Grund einer unautorisirten Aeußerung des früheren chinesischen Gesandten in Petersburg, Hsüchen, über eine ihm vorgelegte russische Karte den größeren Theil des chinesischen Pamirgebietes in Besitz genommen, und nach 1895, wenn auch nicht rechtlich, so doch thatsächlich seine Hand auf die nördliche Mandschurei gelegt.

Diesen Schnitten in den Leib China's gegenüber erweist sich die Erwerbung der Kiaotschau-Bucht als ein Eingriff von so untergeordneter Bedeutung, so weit China in Betracht kommt, daß es durchaus unberechtigt erscheint, in demselben einen Schritt zu erblicken, der als der Anfang einer Theilung China's oder als zu dem Versuch einer solchen Veranlassung gebend angesehen werden könnte. So haben sich denn die, allerdings meistens aus verdächtiger Quelle stammenden Nachrichten über Pläne und Handlungen anderer Mächte als nur auf das Sensationsbedürfniß des großen Publicums und einzelner Zeitungen berechnet erwiesen. Auch die Bewegungen der englischen und russischen Flotten im Golf von Pechili und die Vorgänge in Korea, wo es sich für die Engländer darum handelt, der vollständigen Russificirung der dortigen Verwaltung entgegenzuarbeiten, sind mehr auf die Eifersucht zwischen den beiden Mächten und das, den sonstigen Gebräuchen der russischen Diplomatie widersprechende, überhastete Vorgehen im Lande der Morgenruhe zurückzuführen, als auf den Wunsch, die Erbschaft des noch recht lebendigen China's antreten zu wollen.

Was Deutschland in Kiaotschau suchte und gefunden hat, ist ein Stützpunkt für den Schutz der Interessen des Reiches und seiner Angehörigen in Ostasien.

Der Ausgang des chinesisch-japanischen Krieges hatte die Illusionen Derer zerstört, die in China die Vormacht Ostasiens und damit die Hüterin des Friedens in jenem Theile der Welt zu sehen gewohnt waren; das unbehülfliche Reich war politisch und militärisch dem viel kleineren Japan erlegen und nur dadurch noch größeren Verlusten entgangen, daß das letztere auf das Eingreifen Rußlands, Deutschlands und Frankreichs einen Theil seiner Beute hatte herausgeben müssen; vor innerem Zerfall hatte es die Passivität der eigenen Bevölkerung den Ereignissen der Kriegsjahre gegenüber bewahrt. Statt eine Stütze für die Erhaltung des Friedens in Ostasien zu sein, wurde China durch seine Hülflosigkeit eine Gefahr für ihn und legte damit allen Mächten, welche dort Interessen irgend einer Art besitzen, die Verpflichtung auf, für den Schutz derselben in höherem Maße selbst zu sorgen, als dies bisher der Fall gewesen.

Daß die chinesische Regierung das Vorhandensein dieser Nothwendigkeit auch, und zwar ganz besonders für Deutschland, das in jenen Gegenden keine aus früheren Eroberungen herstammenden Erwerbungen besaß, nicht verstand, war ein politischer Fehler, der sich an dem Tage strafen mußte, an welchem der Besitz eines maritimen Stützpunktes für die deutsche Politik ein unabweisbares Bedürfniß wurde. Es ist daher auch nicht richtig, die Ermordung der deutschen Missionare als den Vorwand für das jüngste Vorgehen Deutschlands in China zu bezeichnen; der Vorfall war vielmehr nur die zufällige Veranlassung, die ergriffen wurde, um mit der Haltung zu brechen, die keine politischen Interessen in Ostasien zu haben glaubte, und aus dem Gebiete nebelhafter Unentschlossenheit auf das der praktischen Bethätigung thatsächlicher Bedürfnisse überzugehen. Daß die Leitung der deutschen Politik diesen Schritt gethan, und daß sie ihn, abgesehen von dem unvermeidlichen ersten entschlossenen Zugreifen, in einer Weise gethan hat, der eine freundliche Verständigung mit China nicht nur über die schwebende Frage, sondern auch für die Zukunft ermöglichte, ist ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst derselben.

Das mit China am 4. Januar d. J. zu Peking getroffene Uebereinkommen sichert Deutschland, außer den für die Ermordung der beiden Missionare verlangten und erhaltenen Genugthuungen, in der Kiaotschau-Bucht Alles, dessen es bedurfte, um dort einen Stützpunkt für seine Interessen in Ostasien zu schaffen, und es wird jetzt darauf ankommen, mit der Genehmigung China's, und womöglich mit seiner Betheiligung, den errungenen Erfolg weiter auszubeuten, nicht im Sinne und zum Zweck territorialer Erwerbungen oder colonialer Pläne, die für den mit den Verhältnissen Bekannten überhaupt jeder thatsächlichen Unterlage entbehren, sondern im Interesse der erfolgreichen kaufmännischen und industriellen Betheiligung Deutschlands an dem sich auf diesen Gebieten auch in Ostasien immer schärfer entspinnenden Wettkampfe. Daß damit Deutschland nicht unerhebliche Kosten und Verantwortlichkeiten zu übernehmen haben wird, ist unzweifelhaft; aber es steht zu hoffen, daß die öffentliche Meinung, besonders auch innerhalb der parlamentarischen Körperschaften, sich der Auffassung nicht verschließen werde, daß, wo geerntet werden soll, auch gesät werden muß, und daß nichts thörichter sein würde, als der Regierung die Mittel zu verweigern oder in unzureichender Weise zu bewilligen, die erforderlich sind, um den Grund für die gedeihliche Weiterentwicklung der neuen Erwerbung Deutschlands zu legen.

Kiaotschau ist der von der Natur bevorzugteste Hafen Nordchina's und durchaus geeignet, bei richtiger Behandlung und Benutzung für einen großen Theil des Nordens das zu werden, was Hongkong für den Süden des Reiches ist: der Platz, von welchem aus die Einfuhren ihren Weg nach dem Inneren des Landes nehmen, und wo die Ausfuhren zur Verschiffung nach den Bestimmungsländern gesammelt werden. Um dies zu erreichen, ist es aber vor allen Dingen nothwendig, die erforderlichen Maßnahmen zu treffen: ein gesichertes Aus- und Einladen von Schiffen europäischer Bauart zu ermöglichen, Lagerhäuser für die Unterbringung von Waaren und Landesprodukten zu errichten, Docks und Werften zur Ausbesserung von Schiffen anzulegen und ganz

besonders möglichst weit ins Innere reichende, sichere, schnelle und billige Verbindungen herzustellen.

Die Bedeutung Kiaotschau's für den Handel ist stets auch von den Chinesen erkannt worden; sie ist nicht unwesentlich durch die Herstellung oder richtiger die Vollendung des großen Kaisercanals im 13. und 14. Jahrhundert unter den mongolischen Herrschern und der Ming-Dynastie, wie ebenfalls durch die Eröffnung Tschifu's für den fremden Verkehr 1860 geschädigt worden. Trotzdem bietet Kiaotschau auch heute noch wegen seiner ganz geschützten Rhede so bedeutende Vortheile über das bei schlechtem Wetter und namentlich während des Winters beinahe unbenutzbare Tschifu und das durch die Barre vor dem Peiho und die immer ungünstiger werdenden Wasserverhältnisse im Flusse selbst stark beeinträchtigte Tientsin, daß es nur verhältnißmäßig geringer Kosten bedürfen wird, um es zum Hauptstapelplatz des Handels mit dem größeren Theile Shantung's, Kiangsu's, Anhui's und Honan's zu machen. Der erste größere, im Innern Shantung's gelegene Handelsplatz, Weihsien, der den Mittelpunkt des Seidenhandels der Provinz bildet, und in dessen unmittelbarer Nähe sich abbaufähige und -werthe Kohlengruben befinden, ist nur circa 100 Kilometer von Kiaotschau entfernt und dem Bau einer Bahn nach dort, die am besten sofort mit der von der chinesischen Regierung eingeführten Normalspurweite angelegt werden würde, scheinen — soweit sich das bis jetzt übersehen läßt — keinerlei erhebliche Terrainschwierigkeiten im Wege zu stehen. Wohin die Bahn von dort zu führen sein dürfte, wird von weiteren eingehenden Terrainstudien, namentlich auch von der Möglichkeit einer Ueberbrückung des Gelben Flusses (Hwangho) abhängen, jedenfalls aber wird von vornherein eine weitere Fortsetzung der Bahn entweder nach dem Yangtsze oder zur Verbindung mit der Luhan-Linie (von Lukauchiao nach Hankau) ins Auge zu fassen sein. Vielleicht dürfte es sich auch empfehlen, einen früheren chinesischen Plan wieder aufzunehmen: die Vertiefung des auf den Flüssen Kiao und Lai bereits bestehenden Wasserweges zwischen der Süd- und Nordküste der Halbinsel Shantung und die Nutzbarmachung desselben für größere einheimische Fahrzeuge. Die zu diesem Zwecke unternommenen Arbeiten wurden nach dem Tode des Kaisers Kanghi gegen Ende des 17. Jahrhunderts wieder eingestellt.

Ueber den Umfang des Verkehrs, der sich in Kiaotschau entwickeln kann, bereits jetzt ein maßgebendes Urtheil zu fällen, ist unmöglich. In Tschifu, das viel weniger günstig als Kiaotschau gelegen ist, und dessen Inlandverkehr durch die es umgebenden Berge sehr erschwert wird, während mehrere tiefe Bodensenkungen denselben von Kiaotschau aus erleichtern, betrug 1896 der Werth der eingeführten, resp. reimportirten fremden Waaren circa 33 Millionen Mark, der der Einfuhr und Wiederausfuhr chinesischer Waaren circa 11 Mill. Mark, und der der Ausfuhr chinesischer Waaren circa 22 Millionen, d. h. zusammen circa 66 Millionen Mark. Da es sich bei diesen Zahlen nur um den durch das fremde Seezollamt gegangenen Verkehr handelt, d. h. um Waaren, die auf Schiffen fremder Bauart ein- oder ausgeführt wurden, so wird man nicht sehr fehl greifen, wenn man den Werth des Gesammtverkehrs auf circa 80 Millionen Mark annimmt. Von der Ausfuhr, resp. dem Reim-

port chinesischer Produkte kamen auf Bohnenkuchen 4½ Millionen, auf Strohgeflecht 4,8 Millionen, auf Rohseide, Cocons und Seidenstoffe 5 Millionen Mark. Von diesen letzteren entfällt der bei weitem größere Theil auf die Seide des Eichen- resp. Ailanthus-Spinners und der aus derselben gefertigten, unter dem Namen „Pongee" bekannten Stoffe.

Die von Tschifu ausgeführte, d. h. von den Dampfern zum eigenen Gebrauch genommene Kohle stammt nicht aus Shantung, sondern entweder von den Kaiping-Gruben in Chili oder aus Japan. Man wird in Kiaotschau bei richtiger Behandlung auf den größeren Theil des jetzt über Tschifu gehenden Verkehrs, sowie auf die wegen der Schwierigkeit der Beförderung nach dort von demselben ausgeschlossenen Erzeugnisse Shantungs und anderer Provinzen, ganz besonders der Kohlengruben von Weihsien rechnen dürfen, und daher wohl berechtigt sein, den Werth des ohne besondere Mühe nach Kiaotschau zu lenkenden Verkehrs schon innerhalb der ersten Jahre auf mindestens fünfzig Millionen Mark veranschlagen können, die je nach der weiteren Fortführung der von Kiaotschau ausgehenden Bahnen und sonstigen Verbindungswege leicht auf das Doppelte, resp. das Drei- und Vierfache erhöht werden können.

Auch humanitären Zwecken kann und wird die Eröffnung Kiaotschaus dienen, indem sie den periodisch in Shantung wiederkehrenden Nothständen wirksam begegnen wird. Im Wesentlichen hervorgerufen durch locale Mißernten und die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit der Beförderung von Lebensmitteln auf Packthieren, die innerhalb einer bestimmten Frist ihre eigene Last verzehren, wird die Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs jenen Nothständen den Charakter von Hungersnöthen nehmen, wie das Land sie 1877 und 1878 gesehen hat.

Damit diese Hoffnungen aber in Erfüllung gehen, ist es nothwendig, daß die deutsche Diplomatie sich nicht mit dem politischen Erfolge begnüge, sondern sich entschließe, auch die materiellen Consequenzen daraus zu ziehen. Kiaotschau darf nicht bloß eine militärischen und maritimen Zwecken dienende Station bleiben, es muß ein dem fremden Verkehre nach Maßgabe der für denselben bestehenden vertragsmäßigen Bestimmungen eröffneter Hafen oder noch besser ein Freihafen werden, von dem aus der Handel aller Nationen unter gleichen Rechten und Pflichten in Länder, die von ihm bis dahin wenig oder gar nicht berührt worden sind, gelangen kann, zum Vortheil Aller, die sich daran betheiligen. Dann wird Deutschland den ihm gebührenden Antheil an der Erschließung des Reiches der Mitte haben, und China, im Gefühl befriedigender und lohnender Mitarbeit, die alten Beziehungen zu Deutschland wiederfinden, die ihm während der letzten Jahre verloren gegangen zu sein schienen.

M. v. Brandt.

Lydia's Ideale.

Eine Skizze

von

Marie von Bunsen.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Frau Consistorialräthin Sommer blickte ergeben, mit zitternden Lippen vor sich hin; mechanisch glättete Lydia den Brief.

„Ihn trifft ja gar keine Schuld," fuhr die Mutter elegisch weiter, „er schreibt durchaus tactvoll; warum sollte er auch nicht heirathen, nachdem Du ihn vor drei ganzen Jahren so abfallen ließest. Aber ich hatte die festeste Zuversicht, daß Ihr beide für einander vorherbestimmt wäret und Euch doch noch mal finden müßtet!"

Die Tochter lächelte gezwungen.

„Nun ist es auch grade Trudchen, und grade eine aus Greifswald? Und zwei Jahre soll die Verlobung dauern, Trude ist auch noch unpassend jung. Alle Augenblicke wird er herüberfahren, ich werde Alles mit ansehen müssen. Ohnehin ist mir die Rectorin Bauer so wenig sympathisch."

Lydia küßte ihre Mutter. „Quäle Dich nicht; es sollte nun mal so kommen, und grade so ist es für uns sicherlich am besten."

Die Consistorialräthin war eine ungewöhnlich christliche Frau und schämte sich ob ihres mangelnden Vertrauens. „Du bist so gut," sagte sie mit zärtlicher Bewunderung und begab sich in die Küche.

Pflichttreu wie immer, holte sich das junge Mädchen eine Arbeit und setzte sich an das Fenster; aber ihre feuchten Hände flogen, vermochten kaum die Nadel zu halten. Es war zu unerwartet gekommen, und eben weil Alles durchaus selbstverständlich zuging, erschien ihr die eigene Ueberraschung lächerlich, würdelos und kleinlich. Warum war es ihr damals so unklar gewesen, jetzt erkannte sie deutlich, jetzt, wo es zu spät war, um nur sich selber einzugestehen, daß sie den Vetter, unbewußt, eigentlich von Kindheit an geliebt. Ohne lodernde Leidenschaft, aber doch mit stiller, warmer Anhänglichkeit, mit einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, dessen Entbehrung ihr Leben nüchtern

und leer erscheinen ließ. Mit Max hätte sie ein ruhiges Glück gefunden, das kam ihr damals wenig anregend und selbstverständlich vor. Erst zwanzig Jahre alt, glaubte sie an den Märchenprinzen; ihr besonderer sollte ein gottbegnadeter Künstler sein, in ihr fände er das seelenverwandte Weib seiner Träume, sie erst würde ihn zur Erfüllung seines hohen Berufes anspornen und stärken. Hierzu eignete Max Beiermann sich wenig; sonst ein seelenguter, fleißiger junger Fabrikant, der treffliche Sohn des Vetters ihrer Mutter. Damals fühlte sie sich so jung, sie konnte noch warten; schließlich . . . schließlich blieb ja noch immer der treue, liebende Max.

Sie wurde dunkelroth. „Es soll mir nicht wieder geschehen", dachte sie und versuchte kühl ihre Lage zu überblicken. Obgleich erst dreiundzwanzig, war es äußerst wahrscheinlich, daß sich ihr keine weitere Heirathsgelegenheit bieten würde; für ein nicht eigentlich hübsches, unvermögendes Mädchen war es schon viel, außer dem Antrag des Vetters zwei weitere erhalten zu haben. Allerdings war der erste Freier ein engbrüstiger, mittelloser Privatdocent aus schwindsüchtiger Familie, der andere ein geschiedener Domänenpächter mit bewegter Vergangenheit gewesen — aber so war nun mal der Lauf der Welt, wenigstens ihrer Welt.

Glücklicher Weise blieb ihr noch eins: die Kunst! Von Kindheit auf hatte sie mit liebendem Eifer nach Gips gezeichnet und alle aufzutreibenden Kupferstiche sauber copirt. Nur seelisch-erhabene Meisterwerke konnten sie befriedigen, der Apoll von Belvedere war ihre Lieblingsstatue, an den herrlichen Spätitalienern, an den unsterblichen deutschen Meistern aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bildete sie sich ihren Geschmack. Jetzt stand ihr Sinnen und Trachten darauf, durchgeistigte Kirchenbilder zu malen, gegen den herrschenden Materialismus wollte sie sich stemmen, der höchsten Kunst eine Stätte bereiten. Sie fühlte, daß ihr die Kraft verliehen werden würde; hatten doch sämmtliche Bekannte, selbst ein Professor der Aesthetik, ihre Copien aufs Wärmste gelobt. Bei aller Bescheidenheit durfte sie auf unzweifelhafte Begabung rechnen, nur fehlte noch die Gelegenheit zur Entfaltung.

Ohnehin hatte die Mama oft daran gedacht, nach ihrer einstigen Heimath, nach Berlin, überzusiedeln; jetzt würde sie sich doppelt gern dazu entschließen.

Immer klarer erkannte sie die „Fügung"; eine große Aufgabe war ihr vorbehalten gewesen.

Friedlich lächelnd, nähte sie sorgsam den Hohlsaum des Deckchens, lichter Abendglanz streifte ihr glattes, blaßblondes Haar.

II.

Aengstlich betrat sie eines Novembermorgens ein stattliches, echt berlinisches Haus. Sie betrachtete mit scheuer Bewunderung den herrlichen Marmorstuck, die kunstvoll, genau wie Eichenholz bemalten Paneele, das prunkhafte, gußeiserne Rococogeländer, ging daran vorbei in den Hof, wo fadenscheiniger Epheu um eine bronzeartig patinirte Gipsstatue das hintere Gebäude zu einem „Gartenhaus" erhob. Die Treppe erklimmend, sah sie auf einem Porzellanschild die Worte „Professor Kretschau"; die Thüre stand offen, muthig trat sie ein. Am

Ende des gaserleuchteten Flurs stand ein junges Mädchen und kämmte sich die Stirnlöckchen vor dem Spiegel, um sie herum hingen Hüte und Jacken. Lydia entledigte sich ihrer Sachen, bemerkte, daß ihre Collegin, eine Handvoll Pinsel ergreifend, in den angrenzenden Raum ging und folgte, nach kurzer, qualvoller Ueberlegung.

Durch große Fenster fiel ihr das Licht in die Augen; verworren unterschied sie einen blaubekittelten, auf dem Podium sitzenden Mann, rings umher etwa drei Dutzend malende und zeichnende Damen. Mit beklommener Stimme wünschte sie „guten Morgen", einige erwiderten den Gruß, und alle sahen sie an. Hülflos blieb sie stehen. „Hier hinten ist noch Platz," ertönte es aus einer Ecke; dankbar wand Lydia sich durch die Staffeleien und richtete sich im Winkelchen ein.

Da saß sie vor dem aufgespannten Papier, die fein gespitzte Kohle in der Hand, und betrachtete enttäuscht das Modell. Es hatte struppiges Haar, vorspringende Backenknochen und einen faunartigen Mund. Das sollte sie zeichnen! Es schien ihr eine Entweihung, und mit der Kühnheit der Erregung fragte sie ihre Nachbarin leise, ob die Modelle immer so abstoßend wären.

„Nanu," war die überraschte Entgegnung, „der ist doch fein! Kolossal rassig! Der Professor war auch ganz weg und bestellte ihn sofort für die Abendclasse."

Mehrere drehten sich um; peinlich erröthend, bückte sich Lydia über ihr Brett.

Es war ziemlich ruhig im Atelier, dann hörte man verzweifeltes Stöhnen. „Wenn er doch bald käme," und ein entrüsteter Chor: „Um Gotteswillen, nur ja nicht."

„Ich möchte ihm aber so gern meine ganz besonderen Schwierigkeiten erklären; wagen thue ich das zwar doch nicht, er ist zu furchtbar einsilbig."

„War er das immer?" fragte ein augenscheinlicher Neuling.

Die Anderen kicherten. „Nein!" erneutes Gelächter, „und da, na da nahm Eine sich seine Correctur dermaßen zu Herzen, daß sie hier hinauslief und in den Kanal sprang. Das war ihm äußerst fatal."

„Mir ist noch nie ein Kopf so schwer geworden, wie grade dieser," hob die erste Sprecherin mit ihrem tragischen Brustton wieder an.

„Das sagen Sie jede Woche."

„Diesmal stimmt es, ich mache rapide Rückschritte . . . Herr Gott, das ist er."

Man hörte einige Tritte im Flur, und erstarrt hefteten sich die Augen auf die Thüre. Aber Niemand erschien, und erleichtert athmete das Atelier.

„Ich bin nun doch zum sechsten Jahre hier," bemerkte eine der Aelteren, „und meine Angst wird immer acuter."

„Mir flimmert es grün vor den Augen, wenn er so vor mir steht."

„Ich zähle, ganz hypnotisirt, die Farben in meinem Kasten."

„Ich sehe und höre überhaupt nichts und vermag keine Silbe hervorzupressen."

„Doch, Fräulein Keil, Sie werden aschgrau und murmeln: ja . . ja."

„Das Allerschrecklichste bleibt doch das An- und Abmelden; ich klammere mich immer an meinen Schirm, der verleiht mir einen moralischen Halt."

Lydia's Herz schnürte sich zusammen. Sie kannte „ihn" noch gar nicht; ein Familienfreund, Dr. Grünbaum, hatte ihr lebhaft zu Kretschau, als dem besten Lehrer, gerathen, hatte persönlich mit dem Professor gesprochen.

Da nahten sich rasche Tritte, nervös fuhren Alle zusammen, ein kurzes Anklopfen, herein trat ein sorgfältig angezogener, noch ziemlich jugendlicher Herr, mit hohem Stehkragen und kurzgeschorenem Haar. Das war der Meister! Dessen gefürchtete Persönlichkeit hatte sie sich anders gedacht.

In der Grabesstille hörte man leise Bemerkungen des Professors, ungewohnte Bezeichnungen befremdeten Lydia . . . „die Falten müssen nervöser werden . . . Sie haben den Bart nicht intim genug behandelt . . . Ihre Nase ist zu branstig, und das Ohr könnte noch toniger werden . . ." Es dauerte lange, ehe er sich bis zu ihrer Ecke durchcorrigirte; laut schlugen ihre Pulse, die Lippen wurden trocken und die Stirn wurde feucht. Endlich stand er vor ihr; „Fräulein Sommer?" Fassungslos nickte sie und räumte ihm den Platz. Einige lange Augenblicke schwieg er, dann seufzte er und hub mit sanfter Stimme an: „So geht es unmöglich, Alles ist schablonenhaft und conventionell. Sie haben wohl niemals nach der Natur gearbeitet?"

In ihrer Erstarrung kam Lydia die rettende Erinnerung an das Lob des Professors der Aesthetik; nicht ohne Selbstgefühl erwiderte sie: „Nein, aber ich habe Jahre lang copirt."

„Was denn?"

„Gipsfiguren und sehr viele Kupferstiche, vor Allem Guido Reni, Ary Scheffer und Kaulbach."

„Das kann ich mir denken," meinte er matt; „hätten Sie nur eine einzige Holbeinische Zeichnung studirt, würde so etwas nie vorgekommen sein." Dann sprach er eingehend über naiv-liebevolle Wiedergabe der charakteristischen Züge eines jeden Gesichts.

„Aber ich wollte ja idealisiren," platzte Lydia überzeugungstreu heraus.

Im ganzen Atelier stockten Pinsel und Stifte; nachher wurde behauptet, „er" hätte zum ersten Male in seinem Leben gelächelt.

„Leider erinnert Ihre Art des Idealisirens allzusehr an Chocoladendeckelkunst; durch gewissenhaftes Studium würden Sie doch vielleicht noch Befriedigenderes leisten;" so antwortete er schonend und wandte sich zur Nächsten. Sowie er das Zimmer verließ, wurde „Pause" erklärt; abgespannt reckte und dehnte sich das Modell, alle Schülerinnen holten Brötchen hervor und sprachen gleichzeitig durch einander. Deutlich vernahm Lydia einige beziehungsreichen Worte . . . „Sehr vom Land . . . . himmlische Anschauungen . . . man denke sich, „Kaulbach!" und dieser Name erweckte allgemeine Freude. Vereinsamt setzte sich Lydia auf das Podium und sah nachdenklich, eine Märtyrerin des Idealen, aus dem Fenster.

Sehr langsam gewöhnte sie sich an diese fremden Begriffe. Immer wieder seufzte der Professor über ihre stereotype Modellirung, über die flauen, all-

gemein gültigen Züge und zeichnete mit engelhafter Geduld das individuelle Auge und Ohr des betreffenden Modells an die Kante ihres Brettes.

Ebenso ungewohnt erschien ihr auch die bunt gewürfelte Gesellschaft. Lydia war streng überwacht worden, hatte nur wenig und nur mit den ultra conservativ-pietistischen Kreisen der Provinzialstadt verkehrt. Hier überraschte sie vor Allem eine kleine Gruppe frischer, gut angezogener junger Mädchen; alle waren wenig über zwanzig und hatten doch bereits Alles gesehen, Alles gelesen, Alles gerichtet. Für Ibsen hatten sie „in ihrer Jugend" geschwärmt, jetzt erörterten sie begeistert das Neueste von Strindberg, Tovote, Garborg und einem Schriftsteller mit polnischem, überaus schwer auszusprechendem Namen. Doch räumten sie ein, daß diese hin und wieder „wirklich zu toll" wären. Verblüfft hörte Lydia zu; kürzlich noch hatte sie im „Pommerschen Hausfreund" einen Klagerus über diese „Verderber" gelesen. Was kannten diese jungen Mädchen nicht Alles vom Leben! Die Eine war in der Chicagoer Ausstellung gewesen, die Andere im „Fürst Bismarck" in Constantinopel. Sie sprachen italienisch, schwärmten für die Duse, hatten die Barthet in Paris bewundert, sie ritten im Thiergarten Tattersall und spielten in der Maaßenstraße Tennis. Die besten Concerte, alle Ausstellungen und Erstaufführungen hatten sie besucht; sie citirten Nietzsche und gingen viel in Gesellschaft. Was diese letztere anbetrifft, merkte Lydia, daß „die Gesellschaft" stets nur den eigenen Kreis bedeutet. Mit einer Bekannten vom Lande, welche bei ihrem Onkel, einem Ceremonienmeister, zu Besuch war, kam sie neulich in die Generalprobe eines Philharmonischen Concertes. Ihre Freundin und deren Verwandte konnten sich gar nicht genügend über das tausendköpfige Publicum wundern. „Geradezu Niemand ist hier . . . . factisch keine Seele". Am nächsten Morgen besprach eben dieser Kreis dunkelhaariger junger Mädchen das Concert. „Es waren lächerlich viele Bekannte . . . alle Welt war da . . . Elsa Schönfels, Adelheid Schmidtchens, Johnny Neumann, Siegfried Kahnheim . . . nein, aber auch buchstäblich „ganz Berlin."

Noch mehr bei der Sache als dieser zu beredte Kreis waren einige ältere Künstlerinnen, welche noch zu guterletzt „modern" werden wollten. Dann gab es Landfräuleins, welche unter dem Vorwand der Malerei einige beglückende Monate in einem Berliner Pensionat zubringen durften. Stramm arbeitete die Gruppe der Streber; wenn die weisen Jungfrauen des Thiergartenviertels sich wieder eingehend über die neuen Stiefel oder den Parfüm des Professors stritten, baten sie, „mal eine halbe Stunde lang nicht über Kretschau zu sprechen." Sie entwickelten einen glühenden Ehrgeiz, eine rastlose Energie. Einige waren noch jung und freudig und erträumten frühzeitig Ruhm, die Aelteren mußten verlorene Jahre nachholen, waren nur zu oft nervös und blaß. Viele hatten durch Unterrichtgeben, durch kunstgewerbliche Arbeiten sich die Mittel zum jetzigen Studium erworben. Ihre Heroen waren, neben dem Professor, Klinger, Uhde und Stuck, lauter der Lydia unbekannte Namen; von Berlin hatten sie eine geringe Meinung, was Lydia natürlich sehr überraschte. Sobald das Geld reichte, wollten sie nach München, vielleicht sogar nach Paris, und bei dem bloßen Gedanken leuchteten die lebhaften Augen.

Keine quälte sich so wie Betty Keil; nachdem sie die Woche über gejammert hatte, wurden die Oelköpfe am Sonnabend immerhin ganz leidlich. Oefters hatte der Professor „einiges gar nicht Uebles" in ihnen entdeckt, und die Colleginnen überboten sich in begeistertem Lob. Wie Lydia, wohnte sie in der Kleiststraßen-Gegend, und so gingen sie öfters zusammen nach Haus. Am mystisch novembrigen Nebel des Kanals versuchte sie Lydia über „malerische Luftwirkung" zu belehren, an der weißen Herkulesbrücke, an dem dunkel fließenden Wasser und den grün- und braunfarbenen Zillen erläuterte sie die „valeurs". Richtige „Luft", richtige „Werthe" und streng charakteristisches Zeichnen bildete nach ihrem Dogma Anfang und Ende der Kunst. „Nein," behauptete Lydia, „vielleicht den Anfang der Kunst, deren Ende ist aber der Gedanke." Betty schüttelte sich vor Entsetzen. „Der Gedanke ist ja Gift, Verderben, Untergang alles sinnlich Schönen," und des Längeren citirte sie Schopenhauer und andere Aesthetiker, erörterte das Quattro Cento, die Niederländer und neuen Franzosen. Lydia staunte ob ihres Wissens, war keineswegs überzeugt und hielt unentwegt an Oeser's Briefen an eine Jungfrau fest, die sie, in Goldschnitt gebunden, zur Einsegnung erhalten hatte.

Als Betty Keil sie einmal ahnungslos unter die Dilettantinnen reihte, gestand sie erröthend ihre Lebensaufgabe ein. Betty betrachtete sie bedauernd. „Dann rathe ich Ihnen wenigstens, möglichst bald Act zu zeichnen . . . In unserer Abendclasse ist ein Platz frei geworden, Sie könnten schon Montag beginnen."

„Ist das nach Gips oder nach dem Leben?"

Trotz aller Gutmüthigkeit, und Betty war gutmüthig, konnte sie sich einer tiefen Verachtung nicht erwehren. „Natürlich nach dem Leben." Lydia wagte keine weitere Frage.

Als sie am Montag der Betty in das Atelier hinein folgte, blieb sie, von Blut übergossen, fassungslos stehen. Dort, auf dem Podium war, hell beleuchtet, mit auf dem Rücken verschränkten Armen, eine ganz unbekleidete junge Frau! Lydia beschloß eilige Flucht, aber zu spät. Betty zog sie an einen leeren Platz und stellte sie dem Bildhauer Mehrens vor, der eben die Kniemuskulatur am lebenden Object sachgemäß und ruhig besprach. Nach einiger Zeit sah Betty, daß Lydia, blaß und verstört, kaum ihre Kohle zu führen vermochte. „Ist Ihnen schlecht?" . . . „Ich . . . ich . . . ich ahnte ja nicht, daß die Modelle gänzlich . . . ausgezogen wären!" stotterte diese, mit Thränen kämpfend. Aengstlich sah Betty sich um; nein, glücklicher Weise hatte es Niemand gehört. „Sie sind classisch . . . aber bitte, haben Sie sich nicht, etwas so Komisches hängt Ihnen sonst alle Zeit an."

Mannhaft beherrschte sich Lydia, lieferte unverdrossen, hier wie bei Kretschau, ausgetiftelte Zeichnungen, die einander merkwürdig glichen.

Doch waren die Modelle verschiedentlichst geartet; die berühmtesten Matadore Berlins hatten ihr gesessen: Becker's „Othello-Neger", Koner's „Kaiser Wilhelm", Eberlein's „Psyche", Plockhorst's „Christus". Dann gab es den berühmt schönen männlichen Act, Plischow, mit seinen neun Kopflängen, dann gab es Italiener, den sprachgewandten Atelierfräulein ein willkommener Vorwand

zur Uebung, oder es gab ein blauäugiges blondes Kind, das auf die Frage, wie sie von der Schule losgekommen sei, mit offenem Lächeln antwortete: „Mutter hat geschrieben, daß ich krank bin," schließlich zeichnete auch sie den aristokratisch aussehenden Herrn von Biginsky, einen früheren Garde-Ulanen, wie man sich mit Interesse erzählte.

Bei ihrer Mutter und deren kleinem Kreis hatten Lydia's mitgebrachte Studien einen lauten und reinen Erfolg. Unter verschiedenen Vorwänden verbarg sie die unseligen Acte, so daß Niemand die Wahrheit ahnte. Aber einmal, als zwei Studienfreunde ihres Vaters, Professor Lukenius und der kunstverständige Dr. Grünbaum, zu Abend bei ihnen aßen, begann die Consistorialräthin: „Ach, bring' doch Deine Acte, es würde grade diese Herren so besonders interessiren." Unwillkürlich lächelten die beiden Gäste, und Lydia entfloh auf ihr Zimmer. Als sie nicht zurückkam, folgte ihr die Mutter. „Wie konntest Du mir das anthun," schluchzte das junge Mädchen . . . „das sind ja . . . ausgezogene Menschen!"

„Nackte!" stieß die Consistorialräthin hervor.

„Fast ganz!" tönte es schwach aus den Kissen.

Die erschütterte Frau mußte zu den Gästen zurück, mußte tapfer ein anderes Gesprächsthema ersinnen. Doch am selbigen Abend beschlossen die Greifswalderinnen, diesen Unterricht fallen zu lassen.

„Es ist nichts für die Tochter Deines Vaters," meinte würdevoll die Consistorialräthin Sommer.

III.

In gedrückter Stimmung arbeitete Lydia allmorgendlich in Kretschau's Atelier. Freundlich bekümmerte Betty Keil sich um die Fremde, deren stilles Wesen, wie sie vorgab, auf ihre armen Nerven beruhigend wirkte. Außerdem konnte Lydia endlos zuhören, während Betty von ihren künstlerischen Krisen und Plänen erzählte. „Kommen Sie mit mir zu Schulte," sagte sie ihr eines Tages, „Sie verfimpeln mir sonst."

Gleich im ersten Zimmer dieser beliebten Wärmehalle der höheren Stände fesselte Lydia eine spanische Kirchenscene. „Das müssen Sie doch bewundern," frug sie Betty; „sehen Sie nur die reizenden, knieenden Chorknaben, nein, wie fabelhaft sind diese Spitzen gemalt."

„Schlechte Benlliurische Copie," rümpfte Betty die Nase, „vollständig werthlos und ‚niedlich', braune Sauce, Atelierbeleuchtung."

„Diese Rosen von der Mathilde Huber sind wohl ebenfalls ‚werthlos'," fragte Lydia ironisch, mit scheuer Achtung hinzufügend: „Zwölfhundert Mark sollen sie kosten!"

„Gewiß, die Huber hat ihre Commerzienräthe, und das genügt. Sahen Sie denn jemals Blumen, die in einer unmöglichen Luft frei, zwecklos schweben und sich dann grau und schattenhaft fortverjüngen? Chromolithographie!"

„Was bewundern Sie denn, Fräulein Keil?" fragte Lydia erregt.

„Diesen Liebermann hier."

„Aber die alte Frau ist doch einfach garstig!"

„In meinen Augen ist sie ästhetisch schön. Sehen Sie nur, wie richtig und doch wohlthuend subtil das fahle Dünengras zum hellen Himmelton steht, wie das Ganze, von Luft umflossen, pulsirt. Sehen Sie doch die abgelauschte Haltung der Hand, die ungezwungene Bewegung der Gestalt. Empfinden Sie doch die rührende, ergreifende Tragik dieser stillen, verarbeiteten Frau!"

„Ich bin nun 'mal gegen die ganze Richtung der Freilichtmalerei," meinte Lydia weise und überlegen.

„Blech," murmelte Betty, „als ob es auf irgend eine ‚Richtung' ankäme; ein Bild ist gut oder mittelmäßig oder schlecht . . . ."

„Der Naturalismus widerstrebt mir," behauptete Lydia.

„Sie haben vollkommen Recht, er ist auch glücklicher Weise todt und verscharrt," so fuhr Irene Daus mit explosiver Gewalt dazwischen. Diese junge Dame hatte drei Wochen in Paris verlebt, behauptete, nur das Handwerkszeug könne man bei Kretschau schärfen, die wahre Kunst, der Symbolismus wäre dem stehengebliebenen Atelier eine verschlossene Welt. Fürchterliche Rededuelle hatten sich entsponnen, Hände hatten gezittert, Lippen gebebt; jetzt wagte sich Fräulein Daus nur in der sichern Deckung der Außenwelt mit ihren Ansichten hervor.

„Allerdings," versetzte Betty mit fein sich blähenden Nüstern, „Sie bevorzugen eine gemalte Oeltapete, mit naiv sein wollendem, corrupt plumpen Rahmen, mit magentarothen Bäumen, grünen Wolken, vom Rand zerschnittenen, auseinander gezerrten, symbolisch drapirten, hysterisch cocottenhaften Wesen." Die Worte rollten nur so herunter.

„Ein Bild," entgegnete Irene, „soll durch Farben und Formen Wohlbehagen verbreiten. Erwecken nun himbeerrothe Sträucher beglückende Accorde, zaubern nervöse, verbogene Finger subtile Empfindungen in uns hervor — so ist das die Kunst. Nur hoffnungslos stumpfe Durchschnittsmenschen verlangen Correctheit, naturwissenschaftlich nachweisbare ‚Wahrheit', nur diese jammern nach einem ‚verständlichen Inhalt'. Ein Kunstwerk soll man genießen, nicht verstehen. Haben Walzer etwa Gedanken, erzählen sie Anekdoten? Sie gewähren Stimmung, ästhetische Wallung des Blutes. Das ist die Mission der wahren Kunst."

Mit sprühenden Augen hatte sie etwas zischend geredet, jetzt, da Betty, ihre Lippen befeuchtend, sich mit kalter Würde emporreckte, entschwand sie in die grell-elektrisch beleuchtete „Schreckenskammer", in welche Betty, ihrer Nerven wegen, bestimmt nicht zu folgen vermochte.

Kopfschüttelnd schwieg Lydia und erfrischte sich an einer ansprechenden Genrescene der Luisenzeit. „Bildhübschen" jungen Mädchen, mit großen Augen und kleinen rothen Mündchen, wurden von einem schlanken Körner'schen Jüngling, mit alabasterfarbener Hand und seidigem Schnurrbart, Blumen gereicht.

Haltungsvoll bemerkte Betty unterdessen: „Die gute Daus ist noch unreif und jung" (sie selber war etwa vier Jahre älter); „da macht man alle Moden gern mit." Dann auf das von Lydia besehene Meisterwerk achtend, fuhr sie

mit herber Betonung fort: „Es interessirt mich übrigens, bei dieser Gelegenheit Ihren wahren Geschmack zu ergründen. Sie gehören zu der großen Menge, welche in der Theorie nur die erhabene Kunst, in der Wirklichkeit nur die ‚freundlich gefällige' liebt, nur Schlagsahne und Schminke."

„Ich weiß wenigstens, was ich mag, und das genügt," antwortete Lydia mit anspruchsvoller Demuth.

„Ja," meinte nachdenklich Betty, „man verkennt das Publicum, wenn man annimmt, daß es gute und schlechte Kunst nicht zu trennen vermag. Die Leute unterscheiden sogar fabelhaft fein und wählen das Schlechte."

Begreiflicher Weise nahm Lydia dies übel, und verstimmt ging sie in den Lichtsaal, wo die Ausstellung der „Eilfer" Anstoß erregte. Hier theilte sie mit Genugthuung das Urtheil einiger Lieutenants mit ihren befreundeten Damen vom Lande, welche mit laut erhobener Stimme „all dies moderne Geschmiere für bodenlosen Unfug" erklärten.

An diesem Tage entsagte sie der neuen, verwirrenden, ihrem Gemüth so wenig bietenden Malerei. Bei ihrer feinfühligen Kunstauffassung konnte sie gewiß nur von den ihr näherstehenden alten Meistern eine Förderung erwarten. So verließ sie Kretschau's Atelier und copirte im Museum.

Betty Keil hatte diesen Schritt in warmer, wenn auch nicht schmeichelhafter Weise gebilligt. „Aus Ihrem Gezeichne beim Professor wurde doch nichts, aber am Ende entwickeln Sie sich zu einer braven Copistin." Lydia lächelte; wie wenig durchschaute diese treffliche Keil ihren Ehrgeiz! Begreiflicher Weise befolgte sie auch nicht deren Rath, erwählte keinen Franz Hals oder Velasquez — das war doch nicht die große Kunst! Sie entschied sich für den Kopf der beliebten büßenden Magdalena (das Uebrige ließ sie weg); welch' verzückte Inbrunst, welche schmelzende Zerknirschung lag doch in diesen weichen, himmelnden Zügen!

So stand sie vor ihrer Staffelei, pinselte und lasirte darauf los, so wie es die liebe alte Greifswalder Lehrerin ihr gezeigt. Es war ihr eine sympathische Beschäftigung, und bald erhielt das ganze Museum ein sonderbar vertrautes Gepräge. Wie friedlich und feierlich zog die Säulenreihe sich hin, wenn sie, vom lärmenden Werder'schen Markt kommend, die statuengeschmückte Schloßbrücke betrat. Wie heimlich berührte sie der riesige Brunnen, die urwüchsige Katalogverkäuferin mit der knallrothen, gestickten Kapuze, die breiten Stufen, die nach Juchten duftenden Thüren und der runde Saal. Fremdartig hallte der Schritt, verworren dehnten sich die gewaltigen pergamenischen Götter, darüber sprachen blasse Wandteppiche in leiser Sprache von rafaelischer Pracht. Dann kam sie durch Reihen kühler Marmormenschen in die farbenglühenden Säle, und Heilige und Patricier lächelten vertraulich sie an.

Leider gab es außerdem noch Menschen, und die waren ja etwas lästig. Am besten arbeitete es sich an den Regentagen; dann schallten die Tritte der Aufseher durch die Räume, und die stattlichen Ex-Unterofficiere, jetzige Kunstkenner, in langen, silberbestickten Livreeröcken, plauderten gemüthlich mit einander. Schließlich gewöhnte sie sich an die Gaffer, welche das Copiren mehr als

Meisterwerke interessirt. Rückte irgend Einer zu nahe, rieth Betty, dessen Stiefel zu fixiren; das hielte Keiner aus. Aber es kam nicht zu so energischer Wehr.

Mannigfache Gespräche überhörte sie, mannigfache Gestalten zogen vorbei. Kunstkenner, welche mit der Lupe die Technik ergründeten, über „gesunden Zustand", über „Bolusgrund" und Uebermalungen sprachen, sich über die Echtheit des „Borro" ereiferten und ein Buch, welches sie Morelli nannten, öfters citirten und beim Nahen des Directors versteckten. — Schlichte Bauerfrauen mit schwarzen Kopftüchern, die vor jedem dritten Bild ausriefen: „Herr Jesus noch 'n Mal, was doch die Menschen sich nich Alles ausdenken!" worauf denn der städtisch gekleidete Sohn überlegen erwiderte: „Na, un nun in die Nationalgalerie, das is noch x mal feiner!" — Herren, welche, vor Lydia's Bild stehend, sachgemäß erörterten, warum büßende Magdalenen blond seien; gingen Dunkelhaarige nie zu weit oder wären sie nachher gänzlich verstockt? — Amerikanerinnen, welche gewissenhaft Alles mit Sternen im Baedeker Bezeichnete controlirten — ermüdete Hochzeitsreisende — stämmige Wollonkel aus der Provinz.

Der große Saal wurde anscheinend oft zu einem Stelldichein gewählt. Da war ein üppiges, drallgeschnürtes Wesen, welches mit gewitterschweren Augen auf dem Divan ruhte, bis ein betretener Herr endlich erschien und einem leise, aber voll dahin rauschenden Wortkatarakt trotzte. Dann ein Herr mit spitzem, schwarzem Bart und roth leuchtenden Lippen, der alle copirenden oder vorbeigehenden Damen frech besah, bis sich ein verlegen kichernder Backfisch nahte, welchem er, süßlich lächelnd, einige Maiglöckchen übergab. Mit welchem unsteten Blick nahm das Kind sie in Empfang!

Oft kamen Colleginnen aus den ungezählten Damenateliers von Berlin, aber nur die ernstere Sorte. Ihr Haar war oft wirr, ihr Rockstoß durchscheuert, aber beinahe rührend schön sahen sie aus, wenn sie mit dem heißen Verlangen, das Geheimniß zu ergründen, „Velasquez' Gattin" mit Blicken verzehrten. Für Außenstehende eine unliebenswürdige, unvortheilhaft angezogene Frau, für diese die Quelle der weihevollsten Erhebung.

Unterdessen reifte Lydia's Copie, wurde womöglich noch lieblicher, noch inbrünstiger als das Urbild. Da überhörte sie ein Geflüster: „Meine Frau hat so was recht gern, zum letzten Geburtstag schenkte ich eine hohe Ständerlampe, dies wäre mal was anders, und der Schaden am Ende auch nicht größer . . . Wo ist denn Pielke, der versteht das, wo hat sich der Mensch nur verkrümelt!" Und die Stimmen entfernten sich wieder. Bald darauf merkte Lydia, pochenden Herzens, daß ein Herr ihre Copie auf das Genaueste besah — das war der ausschlaggebende Pielke, und als er in den Nebenraum ging, unterlag Lydia schamlos ihrer Neugierde und folgte unter dem Vorwand, sich vom Oberaufseher einen höheren Schemel zu erbitten. Die unschöne Handlung hat sich gerächt. Da standen drei Herren, und der eine sprach laut, und sie vernahm die Worte: „Tiftliche Technik . . . rosiger Lack . . . talentlosefte Copie im ganzen Local."

Lange ging sie einsam im Thiergarten spazieren, bis sie sich stark genug fühlte, ihrem Mütterchen heiter vor die Augen zu treten.

In der Nacht reifte wieder ein Entschluß: „Man muß die individuelle Begabung erkennen, von nun an folge ich meiner inneren Stimme und entwerfe religiöse Bilder. Genügend vorbereitet bin ich, höchstens fehlt mir noch ein bißchen Anatomie."

Dies war das Steckenpferd der Keil, und ein echtes Skelett, von blaugrauen Stranddisteln und grünlicher Libertyseide umgeben, erheiterte die gemüthliche Sophaecke ihres Zimmers. Großmüthig wollte sie es der Lydia einige Wochen lang leihen, aber der Plan scheiterte an unüberwindlichen Klippen. Der Consistorialräthin wäre es vermessen und gottlos erschienen, das unverdorbene, hinterpommersche Mädchen für Alles hätte gekündigt. So begnügte Lydia sich damit, nach einem Anatomiewerk Muskeln und Knochen zu zeichnen. Glücklich am kleinen Zeh angelangt — Phalanx prima, secunda, tertia, Roll- oder Sesambeinchen — erachtete sie ihre gewissenhaften Vorstudien beendet, spannte einen großen Bogen auf und begab sich in bang bewegter Stimmung an ihr Werk.

Nach dreiwöchentlichem Fleiß und ernster Versenkung war es vollbracht. Dr. Grünbaum sollte es nun in Augenschein nehmen. Bis jetzt war er ihren Erzeugnissen gegenüber zurückhaltend gewesen. „Nur ordentlich gearbeitet, es fällt kein Meister vom Himmel," mehr hatte selbst die Mutter nicht aus ihm herauswurmen können. Aber nun kam ja auch erst ihre künstlerische Eigenart zur Geltung, bis dahin waren es nur Schulwerke gewesen.

Aufmerksam betrachtete der kunstliebende, welterfahrene Justizrath „die Marien am Grabe". „Na, nun sagen Sie mal ganz offen, Fräulein Lydia, was bezwecken Sie eigentlich mit Ihrem Zeichnen?"

Lydia war allein mit dem väterlichen Freund und redete frei heraus: „Ich . . . ich . . . mir ist die gesammte moderne Richtung zuwider, und ich hoffe, eine wahre, christliche Kunst wieder einführen zu dürfen. Ich will mein ganzes Leben der religiösen Malerei widmen, endlich wird man auf das Echte und Große zurückkehren."

„Sie nehmen also die Sache ernst?"

„Gewiß!"

„Dann ist es meine heilige Pflicht, Ihnen in der brutalsten Weise abzurathen. — Sie glauben, einen individuellen Kunstgeschmack zu haben, gleich Ihnen empfinden aber Tausende, die wohl ein sinniges Gemüth, jedoch weder künstlerische Auffassung noch künstlerische Bildung besitzen. Bei Einigen ist dies nur ein Anfangsstadium, und sie erringen sich noch ein gediegeneres Verständniß, die Meisten — und zu diesen scheinen Sie zu gehören — verharren Zeitlebens im selbstgefälligen pseudo-idealen Dilettantismus. — Was aber das Ausüben betrifft, sieht es damit noch trostloser aus. Ich vermag nicht die geringste Eigenart zu entdecken. Ich ersehe weder Begabung für Form noch Farbe, noch Composition — nur eine Geschicklichkeit im Schraffiren . . . Himmel!" er setzte sich verstört. „Nun weinen Sie! Aber bei Gott! Es ist buchstäbliche Wahrheit, und grade weil Sie ein so auffallend nettes, junges Mädchen sind, möchte ich Sie vor dem Jammer des Malerinnenproletariats bewahren. Ich meinte es doch so gut!"

Erschüttert drückte der wohlbeleibte Herr ihre Hand und entfernte sich schnell.

IV.

Im späteren Leben hat Lydia schwere Zeiten durchmachen müssen, nie eine so hoffnungslose als jene nach diesem Gespräch. Vergebens ermuthigte sie die Mutter; trotz aller Illusionskraft hatte Lydia eine wahrhafte Natur, und die Augen waren ihr geöffnet. Gewissenhaft versorgte sie den kleinen Haushalt, ging mit ihrer Mutter spazieren und betheiligte sich an einem englischen Abend. Außerdem strickte sie für Bescherungen, brannte Landschaften auf wehrlose Schränkchen und malte Sonnenblumen auf Gläser. Aber der Lebensmuth war gebrochen. Was bleibt auch einem Mädchen in ihrer Lage zu thun oder zu hoffen? Vor sich erblickte sie eine ruhige Reihe farbloser Jahre, dann würde sie im Lauf der Dinge ihre Mutter verlieren, ältlich, mit beschränkten Mitteln vereinsamt dastehen.

Eines Abends hatte sie eine große Ueberraschung. Bei einer befreundeten Familie bemerkte sie, daß Professor Lukenius sie gedankenvoll fixirte und nach dem Abendbrot ein längeres Gespräch mit ihr begann. Ausführlich entwickelte er seine Ansichten über ein conservativ-constitutionelles Königthum, über die freie, aber auf dem Apostolikon beruhende Entwicklung der evangelischen Kirche, wie über eine christliche Ehe. Dann schilderte er die Charaktere seiner fünf Kinder und die Schwierigkeiten mit Stützen und Fräuleins seit dem Scheiden seiner seligen Pauline. Lydia kam wenig zum Wort, anscheinend war es dem Professor der Dogmatik mehr um die Feststellung seiner eigenen Grundsätze und Erfahrungen, als um die Kenntnißnahme der ihrigen zu thun. Gemeinschaftlich gingen sie nachher die Treppe hinunter, und während die Mutter nach dem geeigneten Silberstück für das voranleuchtende Dienstmädchen wühlte, preßte er ihr bedeutungsvoll die Hand und sagte mit seiner heiseren, gewichtigen Stimme: „Morgen um Vier hoffe ich Sie und Ihre Frau Mutter zu Hause zu treffen.“

Natürlich war der Consistorialräthin auch nicht das Geringste entgangen, aber sie sagte kein Wort.

Am Vormittag brachte ein Dienstmann eine Lyra aus Veilchen und Rosen für Fräulein Sommer vom Professor Lukenius. Auch jetzt verzog die Mutter keine Miene und schwieg. „Sie ist nicht dagegen, eher dafür, will mich aber gar nicht beeinflussen,“ dachte Lydia und starrte während des Staubwischens vor sich hin. Konnte sie ihn heirathen . . . heirathen! Deutlich sah sie sein hageres Gesicht mit den langen Zähnen und dem spärlichen Bart; sie hörte seine einförmige Stimme und fühlte den kalten Blick seiner prüfenden Augen.

Einsilbig verlief der Spaziergang, einsilbig saßen die Beiden sich beim Essen gegenüber. Als es gleich nach Vier klingelte, ergriff Lydia eine panische Angst, und sie eilte auf ihr Zimmer, wo sie eine qualvolle halbe Stunde verlebte. Dann kam die Consistorialräthin, das Gesicht in feierliche Falten gelegt: „Professor Lukenius möchte Dich sprechen . . . Du ahnst wohl weswegen!“

Kreidebleich sah Lydia auf, die Mutter streichelte ihr Haar und sagte bewegt: „Was Du thust, ist mir recht."

Nach einiger Zeit verließ der Professor die Wohnung; auf seinem blutleeren Gesicht hafteten der reinen Lydia erste Küsse.

Als er von Liebe sprach, erweckten selbst seine Worte das in jedem Mädchenherz ruhende Bedürfniß nach Liebe, als er die ihrer harrenden Pflichten beschrieb, erhielt das Leben wieder Inhalt — und so sagte sie ja.

Dr. Grünbaum saß bei der Consistorialräthin und ließ sich recht eingehend erzählen. Bald nach Lydia's Hochzeit hatte er eine Anstellung in Japan erhalten und befand sich nun nach sechsjähriger Abwesenheit wieder in Berlin.

„Ach ja, im Großen und Ganzen kann ich gegen Gott nur dankbar sein. Bei den Lukenius geht es doch immerhin recht leidlich. Bequem hat es die Lydia ja nicht, er ist nervös und magenleidend und daher manchmal etwas schwierig. Auch mischt er sich zu viel in alles Häusliche herein. Aber dafür hat er solch' herrlichen, gediegenen Charakter, solch' vortreffliche Principien."

„Hm," räusperte sich der joviale Justizrath, welcher nie sonderlich für den Professor der Dogmatik geschwärmt hatte, „und die Kinder?"

„Ihre drei eigenen finde ich ja trautst, und mit den Stiefkindern steht sie sich vorzüglich, sie ist ihnen eine wahre Vorsehung gewesen."

„Und das befriedigt sie?"

„Gewiß, gewiß. Ganz leicht hat sie es, wie gesagt, nicht; mit acht Kindern und nur eben auskömmlichen Mitteln ist das ja begreiflich. Sie sieht auch älter als ihre neunundzwanzig Jahre aus. Manchmal muß ich an ihren ersten Anbeter denken, Sie wissen, den Vetter, den sie nicht wollte, weil sie nur an Kunst und dergleichen dachte. Neulich besuchte er mich mit seiner frischen, kleinen Frau; es geht ihnen und den Kindern brillant, und beide waren so kreuzvergnügt! Ja, dann denke ich mir wohl dieses und jenes, aber Lydia sicherlich nicht, o, ihr kommt gewiß niemals so ein Gedanke! Dann ist der Max ja auch nur Fabrikant, und Lukenius wird nächstens Geheimrath. Ueberhaupt wird ja, Gott sei Dank, unser Leben für uns geordnet, und es hat nun mal so sollen sein."

Damit schloß das Gespräch, denn in aller Eile wollte der Justizrath ihr noch über seine hochinteressanten kunstgeschichtlichen Studien berichten. „Da beschäftige ich mich grade jetzt mit dem großen Kana-oka aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts . . . Ich sage Ihnen, verehrte Freundin, das ist überhaupt das letzte Wort der Kunst. Darüber geht einfach nichts!"

Die Consistorialräthin hatte mehr oder minder Recht, Lydia war mit ihrer Aufgabe zufrieden und machte sich keine unnöthigen Gedanken.

Ihrer sie schwärmerisch bewundernden Stieftochter erzählte sie wohl manchmal, wie sie sich der religiösen Kunst hatte widmen wollen, bis ihre Heirath alle Träume durchquerte. Denn allmählich waren sanftfarbige Schleier über die damaligen Enttäuschungen gezogen, sie woben um ihre vergangene Jugend einen verklärenden Schein.

Ueber das neue deutsche Handelsgesetzbuch.

Von

Friedrich Goldschmidt.

[Nachdruck untersagt.]

Mit dem 1. Januar dieses Jahres ist der sechste Abschnitt des ersten Buches des neuen Handelsgesetzbuches in Kraft getreten, während das ganze Gesetz vom 10. Mai 1897 mit seinen vier Büchern, seinen Titeln und Abschnitten erst am ersten Tage des neuen Jahrhunderts allgemein eingeführt werden soll.

Jener sechste Abschnitt des ersten Buches behandelt die Verhältnisse der Handlungsgehülfen und Lehrlinge und ist von nicht zu unterschätzender socialpolitischer Bedeutung. Es ist deshalb vielleicht angezeigt, seinen Inhalt einer kurzen Erörterung zu unterziehen und auf das ganze, weittragende, unser Verkehrsleben so tief berührende Gesetz etwas näher einzugehen. Denn wie groß und gerechtfertigt auch die Vorwürfe sein mögen, die dem Reichstag in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung gemacht werden — es sei nur an das Börsengesetz und an das Gesetz über die Zuckerbesteuerung erinnert — so muß ihm doch unbestritten bleiben, daß er zwei Gesetze zu Stande gebracht hat, die ihm einen dauernden Platz in der deutschen Gesetzgebung sichern. Nach eingehender Berathung wurde das Bürgerliche Gesetzbuch fertig gestellt, und wenn auch die Strömungen des Tages in manchen Punkten die mühevolle Vorarbeit verdienter Männer, die viele Jahre hindurch in einer eigens zu diesem Zweck eingesetzten Commission thätig waren, nicht immer zum Vortheil der Allgemeinheit umgestaltet haben, so wurde doch die Sehnsucht des deutschen Volkes nach einem einheitlichen Privatrecht gestillt. Wenige Monate später wurde das Handelsgesetzbuch berathen und einmüthig angenommen.

Dieses Gesetz ist wohl das erste seit dem Bestehen des Reiches, das ungetheilten Beifall gefunden hat, nicht allein bei den Parteien des deutschen Reichstages, sondern auch in der gesammten Bevölkerung; erklärte doch selbst der „Vorwärts", das leitende Organ der Socialdemokratie, in seiner Nummer vom 6. April 1897, daß „dieses Gesetz zu den besten Erzeugnissen unserer Gesetzgebungskunst gehöre."

Das neue Gesetz erweitert den Begriff des Kaufmanns. Es erstreckt sich nunmehr auf einen großen Theil von Gewerbetreibenden, welche im wirthschaftlichen Verkehr längst als Kaufleute angesehen wurden, aber aus formellen Gründen bis jetzt nicht als solche behandelt worden sind oder behandelt werden konnten. So gelten z. B. nach den gegenwärtigen Bestimmungen selbst die größten Ziegeleien, Thonwaarenfabriken und Rübenzuckerfabriken, obwohl sie nach rein kaufmännischen Grundsätzen geleitet werden und oft bis in die fernsten Länder der Erde ihre Erzeugnisse entsenden, dennoch nicht als kaufmännische Betriebe, wenn sie — und das ist bei den großen Fabriken meistens der Fall — die auf eigenem Grund und Boden gewonnenen

Rohproducte verarbeiten, während auf der anderen Seite kleine Betriebe, oft ohne irgend welche kaufmännische Einrichtung und Leitung, die aber ihre Rohstoffe einkaufen müssen, unter das Handelsgesetzbuch fallen.

Nach dem neuen Gesetz ist jeder als Kaufmann anzusehen, dessen Betrieb nach Art und Umfang eine kaufmännische Leitung erfordert. Auch die Bauunternehmer fallen für die Zukunft unter das Handelsgesetzbuch, und das ist gewiß als eine Besserung auf einem Gebiete unseres Erwerbslebens zu bezeichnen, das, wie allgemein anerkannt, recht große Mißstände aufweist.

Einem Antrage aus der Mitte des Reichstages, der verlangte, den Handwerkerstand wie das Kleingewerbe gänzlich aus dem Handelsgesetzbuch heraus zu lassen, mit der Begründung, daß die handelsrechtlichen Bestimmungen auf diese Kreise nicht passen, daß ihnen die nöthige kaufmännische Vorbildung fehle, hat sich die Mehrheit dieser gesetzgebenden Körperschaft nicht angeschlossen; wohl aber trägt das neue Gesetz den Verhältnissen im Kleingewerbe Rechnung, indem der § 4 sagt, daß die Vorschriften über die Firmen, die Handelsbücher und die Procura auf Handwerker, sowie auf Personen, deren Gewerbebetrieb nicht über den Umfang des Kleingewerbes hinausgeht, keine Anwendung finden. Die Festsetzung der Grenze, wo das Kleingewerbe beginnt, ist den Landesregierungen überlassen.

Nur in einem Punkte findet das Gesetz nicht die allgemeine Billigung. Mit Widerstreben hat die Reichsregierung, und wohl nur, weil die Annahme des ganzen Gesetzes sonst in Zweifel gestellt worden wäre, für die Land- und Forstwirthschaft eine Ausnahmestellung geschaffen, die in den wirklichen wirthschaftlichen Verhältnissen nicht als begründet angesehen werden kann. Liest man die Vertheidigung dieser Ausnahmebestimmungen durch die verbündeten Regierungen sowohl in der Commissions- wie in der Plenarberathung, so muß man den Eindruck empfangen, als wären sie einem agrarischen Drucke gewichen, wie ein solcher sich in der letzten Zeit allzu oft bemerkbar machte. Auf den Betrieb der Land- und Forstwirthschaft sollen also die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches keine Anwendung finden, und ist mit dem Hauptbetrieb ein kaufmännisch geleitetes Nebengewerbe verbunden, so soll es dem Unternehmer freigestellt sein, ob er seinen Namen in das Handelsregister eintragen lassen will oder nicht; ein Zwang wie den anderen Gewerbetreibenden ist dem Gutsbesitzer nicht auferlegt.

Man wird zugeben müssen, daß der eigentliche Ackerbau in anderen Formen sich vollzieht wie irgend ein anderes Gewerbe; man kann das vielleicht auch für die Güter zugestehen, von denen aus der Viehhandel in ausgedehntem Maße betrieben wird. Anders aber liegt die Sache, wenn mit der Gutswirthschaft industrielle Gewerbe, wie z. B. Ziegeleien, Brennereien, Zuckerfabriken, verbunden sind, Unternehmungen, die in anderer als kaufmännischer Form nicht geleitet werden können, deren Producte nur unter kaufmännischen Bedingungen abgesetzt werden. Die Sonderstellung, die hier der Landwirthschaft für ihre Nebengewerbe eingeräumt wird, ist durch nichts gerechtfertigt, und sie ist um so bedenklicher, als die Angestellten in Betrieben, deren Schornsteine auf einem Gute rauchen, anderen Rechtsregeln als ihre Berufsgenossen in rein gewerblichen Betrieben unterworfen, namentlich daß jene von den Vortheilen ausgeschlossen sein sollen, die diese genießen.

Die Stellung der Handlungsgehülfen ist in einer durchaus freundlichen Weise geregelt worden, und es ist bezeichnend, wie die socialdemokratische Partei ihre Zustimmung zur en bloc-Annahme des ganzen Gesetzes gerade damit begründete, daß sie in dem socialpolitischen Theile des Gesetzes, die Verhältnisse der Handlungsgehülfen und Lehrlinge betreffend, eine erhebliche Verbesserung gegenüber dem bestehenden Zustande erblicke. Die Bestimmungen des neuen Gesetzes über die Kündigung, den Dienstvertrag, über Gehaltzahlung, im Falle der Handlungsgehülfe an der Dienstleistung verhindert wird, über Zeugnisse und über so manche Pflichten des Principals in Bezug auf Gesundheit, Ausbildung und Sittlichkeit erfüllen lang gehegte Wünsche der deutschen Handlungsgehülfen.

Eine einschneidende Neuerung enthält der § 62, der sich vollkommen mit den §§ 618 und 619 des Bürgerlichen Gesetzbuches deckt. Er lautet:

Der Principal ist verpflichtet, die Geschäftsräume und die für den Geschäftsbetrieb bestimmten Vorrichtungen und Geräthschaften so einzurichten und zu unterhalten, auch den Geschäftsbetrieb und die Arbeitszeit so zu regeln, daß der Handlungsgehülfe gegen eine Gefährdung seiner Gesundheit, so weit die Natur des Betriebes es gestattet, geschützt und die Aufrechterhaltung der guten Sitten und des Anstandes gesichert ist.

Ist der Handlungsgehülfe in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen, so hat der Principal in Ansehung des Wohn- und Schlafraumes, der Verpflegung, sowie der Arbeits- und Erholungszeit diejenigen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen, welche mit Rücksicht auf die Gesundheit, die Sittlichkeit und die Religion des Handlungsgehülfen erforderlich sind.

Erfüllt der Principal die ihm in Ansehung des Lebens und der Gesundheit des Handlungsgehülfen obliegenden Verpflichtungen nicht, so finden auf seine Verpflichtung zum Schadensersatze die für unerlaubte Handlungen geltenden Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches entsprechende Anwendung.

Die dem Principal hiernach obliegenden Verpflichtungen können nicht im Voraus durch Vertrag aufgehoben oder beschränkt werden.

In den Kreisen der Geschäftsinhaber ist dieser Paragraph vielfach als zu weitgehend bezeichnet worden. Wer sich aber die mannigfaltigen Mißstände, wie sie namentlich in größeren und mittleren Städten vielfach vorkommen, vor Augen führt, wer die ungesunden, luft- und lichtlosen Comptoirräume, die engen Schlafräume für die in die Häuslichkeit aufgenommenen Gehülfen und Lehrlinge sieht, wird diese Bestimmungen als einen wichtigen Fortschritt begrüßen.

Die Socialdemokratie hatte erheblich weiter gehende Wünsche geäußert; sie wollte auch die Arbeitszeit der Gehülfen ordnen, die Gewerbeinspection auf das Handelsgewerbe ausdehnen und noch andere Forderungen, wie Sitzgelegenheit der Verkäufer und Verkäuferinnen, durch die Reichsgesetzgebung regeln. Der Reichstag hat diese weitgehenden Wünsche nicht erhört, sondern — wohl mit Recht — den Ausbau dieser als berechtigt anerkannten Forderungen dem praktischen Bedürfniß und der Rechtsprechung überlassen. In der Commission ist unter allseitiger Zustimmung auch von Seiten der verbündeten Regierungen ausgesprochen worden, daß nach dem § 62 die Gelegenheit, sich während der Mußezeit setzen zu können, einer Verkäuferin unbedingt gewährt werden muß, und daß auch dem Mißbrauch mit allzu ausgedehnter Arbeitszeit, die oft weit in die Nacht hinein dauert, schon jetzt wirksam gesteuert werden könnte.

Wenn bis zum 31. December 1897 die Festsetzung der Kündigungsfrist dem Ermessen der Betheiligten überlassen war, der Principal von der Vertragsfreiheit ausgiebigen Gebrauch machen konnte, so stellt das neue Gesetz den Grundsatz auf: Gleiches Recht für beide Theile. Die Kündigungsfrist muß für beide Theile die gleiche sein, sie darf nicht weniger als einen Monat betragen und nur zum Schluß eines Monats erfolgen. Man hat auf diesen letzten Punkt deshalb einen besonderen Werth gelegt, weil es dem Handlungsgehülfen in der Mitte eines Monats schwer fällt, ein anderes Unterkommen zu finden.

Endlich hat man auch einem oft ausgesprochenen Wunsche Rechnung getragen und den § 113 der Gewerbeordnung auf die Handlungsgehülfen ausgedehnt. Fortan können auch die Handlungsgehülfen beim Abgang die Ausstellung eines Zeugnisses verlangen, das sich allein auf die Art und Dauer ihrer Beschäftigung erstreckt und nur auf Wunsch des Handlungsgehülfen selbst auch auf die Führung und die Leistungen ausgedehnt werden darf. Diese Forderung war schon in einem der früheren Reichstage erhoben worden, und der Verfasser dieser Zeilen hat dabei wiederholt auf die oft nichtigen Ursachen hingewiesen, aus denen Zwistigkeiten zwischen Handelsherren und Angestellten entstehen. Und wie oft schreibt jener in der Aufwallung und unter dem Einfluß einer augenblicklichen Verstimmung dem jungen Mann etwas ins Zeugniß, was diesem bis in sein hohes Alter wie ein Bleigewicht anhängt. Das ist in Zukunft ausgeschlossen.

In der Commission des Reichstages hat die Frage lebhafte Erörterung gefunden, ob das Gehalt bei unverschuldetem Unglück weiter zu zahlen sei. Es wurde die Zahlungspflicht des Principals anerkannt für den Zeitraum von sechs Wochen, und es wurde ferner anerkannt, daß der Handlungsgehülfe nicht verpflichtet sei, sich den Betrag anrechnen zu lassen, den er während der Zeit seiner Krankheit aus einer Kranken- und Unfallversicherung erhält. Eine Vereinbarung, die dieser Vorschrift zuwider läuft, soll nichtig sein. Man konnte sich der Ansicht nicht verschließen, daß ein Abzug des Krankengeldes oder des Betrages, den der verletzte Handlungsgehülfe aus einer Unfall- oder Invaliditätsversicherung erhält, einer Verkennung des Principes gleich käme, das seiner Zeit die Gesetzgebung im Auge gehabt hat. Freilich wäre es gut gewesen, wenn bei diesem wichtigen Paragraphen der Begriff „unverschuldet" näher bezeichnet worden wäre; denn über den Begriff „schuldig" oder „unschuldig" herrschen — wie die deutsche Rechtsprechung beweist — die verschiedensten und dehnbarsten Auffassungen. Ein weiterer Wunsch der Handlungsgehülfen, der sogar von einer Anzahl von Handelskammern befürwortet wurde, nämlich daß der Principal zur Weiterzahlung des Gehaltes auch während militärischer Dienstleistungen verpflichtet sein solle, wurde nicht angenommen, nicht etwa, weil man die Berechtigung dieser Forderung bestreiten wollte, sondern lediglich deshalb, weil man glaubte, daß in dieser Hinsicht der § 616 des Bürgerlichen Gesetzbuches für die Handlungsgehülfen ausreichende Fürsorge treffe.

Zu den wichtigen Gründen, aus denen der Handlungsgehülfe außerhalb der Kündigungsfrist das Vertragsverhältniß lösen kann, ist ein neuer hinzu gekommen; er ist nämlich sofort dazu berechtigt, „wenn sich der Principal Thätlichkeiten, erhebliche Ehrverletzungen oder unsittliche Zumuthungen gegen den Handlungsgehülfen oder die Handlungsgehülfin zu Schulden kommen läßt oder es verweigert, den Handlungsgehülfen oder die Gehülfin gegen solche Handlungen eines anderen Angestellten oder eines Familienangehörigen des Principals zu schützen."

Dagegen hat man mit Recht alle Anträge abgelehnt, die darauf hinausgingen, in dem Lebenswandel des Handlungsgehülfen außerhalb des Geschäftes einen Entlassungsgrund zu construiren.

Sehr eingehende Erörterungen knüpften sich an die sogenannte Concurrenzclausel, welche auch außerhalb des Reichstages zu lebhaften Auseinandersetzungen in der Oeffentlichkeit geführt hatte. Die oft vorkommende Erscheinung, daß Handlungsgehülfen sich verleiten lassen, die in ihrer Stellung kennen gelernten Geschäftsgeheimnisse, Bezugsquellen, Kundenkreis, technische Verfahren Anderen zu verrathen oder in einer späteren Stellung zu verwerthen, hat viele Geschäftsinhaber veranlaßt, sich gegen die aus solcher Handlungsweise entstehenden Nachtheile zu sichern. Man hat vielfach bei der Annahme von Handlungsgehülfen mit diesen einen Vertrag geschlossen, wonach die Letzteren sich verpflichten mußten, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes nach Beendigung des Dienstverhältnisses bei Vermeidung einer Conventionalstrafe in keine Concurrenzfirma einzutreten. Niemand wird es dem Kaufmann, dem Fabrikanten verdenken, wenn er sich nicht durch einen Angestellten um die Früchte seiner Jahre langen Arbeit bringen lassen will, und Niemand wird gegen solche Abmachungen etwas einwenden können, so lange sie sich in Bezug auf die Zeit der Beschränkung wie auf Höhe der Conventionalstrafe in mäßigen Grenzen bewegen.

Indeß war in den letzten Jahren mit diesen Beschränkungen ein häufiger Mißbrauch getrieben und den Handlungsgehülfen vielfach das fernere Fortkommen weit über das Maß des berechtigten Interesses des anderen Theils erschwert worden. Im Reichstage war man sich darüber klar, daß hierin eine Unbilligkeit gegen die Handlungsgehülfen liege, die socialpolitische Gefahren im Gefolge haben muß. Andererseits aber wollte man nicht so weit gehen wie die socialdemokratischen Redner, die ein gänzliches Verbot jeder solcher Abmachung forderten. Die Mehrheit des Reichstages suchte vielmehr nach dem goldenen Mittelweg und beschränkte

die Gültigkeit der Concurrenzclausel auf drei Jahre nach Beendigung des Dienstverhältnisses, ein Zeitraum, der nach Ansicht Vieler, auch nach des Verfassers Meinung, noch viel zu lang ist. Dagegen ist die Clausel gegenüber solchen Personen, die beim Vertragsabschluß minderjährig waren, nichtig, selbst wenn sie vom Vater oder Vormund genehmigt war, und endlich verliert die Clausel ihre Gültigkeit, wenn der Principal durch vertragswidriges Verhalten dem Handlungsgehülfen Grund zur Auflösung des Dienstverhältnisses gibt. Auf diese Weise glaubte man beiden Seiten — Principal wie Handlungsgehülfen — gerecht zu werden und zugleich eine Frage zu regeln, die auch schon bei der Berathung des Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs eine große Rolle spielte.

Endlich sind die Verhandlungen über das neue Handelsgesetzbuch nicht abgeschlossen worden, ohne daß der Reichstag im Interesse der Handlungsgehülfen eine Resolution faßte, in der die verbündeten Regierungen zur Vorlegung eines Gesetzentwurfes aufgefordert werden, „wonach zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Principalen einerseits und Handlungsgehülfen und Lehrlingen andererseits kaufmännische Schiedsgerichte errichtet werden.“ Ueber die Art und Weise, wie dieser Resolution stattzugeben ist, herrschen allerdings die verschiedensten Ansichten, die zum Theil recht weit aus einander gehen. Die Berechtigung des Verlangens der Handlungsgehülfen nach einer schnelleren gerichtlichen Erledigung ihrer Streitigkeiten mit dem Principal, als sie zur Zeit im ordentlichen Gerichtsverfahren möglich ist, wird von keiner Seite bestritten; hat man doch eine ähnliche Forderung der Arbeiter mit der Schaffung der schnell arbeitenden Gewerbegerichte erfüllt. Wenn sich trotzdem einige Handelskammern gegen die Errichtung von kaufmännischen Schiedsgerichten ausgesprochen haben, so ist vorzugsweise die Abneigung gegen neue Sondergerichte bestimmend gewesen.

Immerhin kommt auch in dieser Resolution das Bestreben zum Ausdruck, von dem sich sowohl die verbündeten Regierungen wie auch der Reichstag während der ganzen Berathung des Gesetzes haben leiten lassen, dem Zuge der Zeit zu folgen und die wirthschaftlich Schwächeren nach Möglichkeit zu schützen.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Januar.

Mit freudiger Genugthuung ist in Deutschland die telegraphische Nachricht aus Peking aufgenommen worden, wonach in Bezug auf die Ueberlassung von Kiaotschau zwischen der deutschen und der chinesischen Regierung eine Verständigung erzielt worden ist. Obgleich diese Ueberlassung die Form eines Pachtvertrages von längerer Dauer hat, und in dem Abkommen vorgesehen ist, daß, falls sich die Kiaotschau-Bucht für die von der deutschen Regierung in Aussicht genommenen Zwecke als nicht passend erweisen sollte, an einem anderen Punkte der chinesischen Küste ein geeigneteres Gebiet gewährt würde, darf doch die Abtretung von Kiaotschau als vollendete Thatsache bezeichnet werden. Die chinesische Regierung hat denn auch, um Conflicte zu vermeiden, die das gute Einvernehmen zwischen den beiden Mächten beeinträchtigen könnten, alle ihr in dem überlassenen Gebiete zustehenden Hoheitsrechte an die deutsche Regierung „für die Dauer der Pachtzeit" übertragen. Zugleich ist die räumliche Ausdehnung dieser Hoheitsrechte bestimmt festgesetzt; das abgetretene Gebiet hat einen Gesammtumfang von einigen Quadratmeilen, die von einer größeren, rings um die Bucht gezogenen Zone eingefaßt sind, innerhalb deren von chinesischer Seite keine Maßnahmen oder Anordnungen ohne deutsche Zustimmung getroffen werden können. Insbesondere dürfen auch der von der deutschen Regierung für nothwendig erachteten Regulirung der Wasserläufe keine Hindernisse entgegengesetzt werden.

Für Deutschland handelt es sich bei diesem Abkommen, bei dem der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes, Herr von Bülow, seine große Begabung für rasche und glückliche Lösung diplomatischer Schwierigkeiten bethätigte, an erster Stelle keineswegs um einen Gebietszuwachs im äußersten Orient. Vielmehr sind es vor Allem wirthschaftliche Erwägungen, durch die die Reichsregierung veranlaßt wurde, auf chinesischem Boden festen Fuß zu fassen. Konnte nach dem chinesisch-japanischen Kriege kein Zweifel darüber obwalten, daß Deutschlands blühender, in erfreulicher Weise wachsender Ausfuhrhandel gefährdet werden könnte, falls anderen Nationen der Wettbewerb in Ostasien überlassen würde, so ist diese Gefahr nunmehr abgewandt, da Deutschland dort mit Einwilligung der chinesischen Regierung einen Stützpunkt erlangt hat, der dem heimischen Handel wie der Industrie volle Sicherheit für die Aufrechterhaltung der früheren und für die Anknüpfung neuer Beziehungen gewährt.

Internationale Verwicklungen, die nach der Besetzung der Kiaotschau-Bucht durch ein deutsches Geschwader von verschiedenen Seiten angekündigt wurden, stehen nach dem ganzen Verlaufe der Angelegenheit für Deutschland kaum zu befürchten. Als in französischen und englischen Blättern betont wurde, daß von Rußland Einspruch erhoben werden würde, konnte auf Grund zuverlässiger Mittheilungen sogleich

eingewendet werden, daß die Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland sicherlich zu einer befriedigenden Lösung führen würden. Die endgültige Besetzung der Kiaotschau-Bucht ist dann auch im Einverständnisse mit Rußland erfolgt, dessen Einflußsphäre in China ebenso wenig beeinträchtigt werden soll wie diejenige Englands oder Frankreichs. Der heftige Ton, der in einem Theile der englischen Presse angeschlagen worden ist, darf keineswegs als Widerhall der wirklichen Anschauungen der britischen Regierung angesehen werden, die sicherlich darüber orientirt sein wird, daß Deutschland eben nur berechtigte wirthschaftliche Zwecke anstrebt und geflissentlich einen Punkt gewählt hat, der nicht in die südlicher gelegene Interessensphäre Englands fällt, zumal dessen frühere Besitzergreifung von Hongkong auf ähnlichen Voraussetzungen beruhte wie die nunmehr vollzogene Occupation der Kiaotschau-Bucht. Was das Verhalten Frankreichs betrifft, so machte sich dort in jüngster Zeit, wohl unter dem Einflusse der von Rußland befolgten Politik, in der Presse ein besseres Verständniß für die Absichten Deutschlands geltend. Blätter, die in Beziehungen zum französischen Auswärtigen Amte stehen, spotten sogar darüber, als ob ein so harmloser Vorgang wie die deutsche Action in dem Sinne gedeutet werden könnte, daß nunmehr die Auftheilung des chinesischen Reiches begonnen habe.

Allerdings ist ein russisches Geschwader inzwischen in Port Arthur eingetroffen, und man darf annehmen, daß es sich nicht bloß um eine Winterstation, sondern um eine dauernde Besetzung handelt. Da die von Rußland in der Mandschurei zu erbauende Eisenbahn in Port Arthur münden wird, muß zugestanden werden, daß dieser Hafen thatsächlich in die russische Interessensphäre fällt. Die Entsendung englischer Kriegsschiffe vor Port Arthur darf zunächst ebenso wenig als ein bedrohliches Symptom angesehen werden wie das Erscheinen englischer Panzer in den Gewässern von Chemulpo, dem Hafenplatze an der Westküste von Korea. Freilich ist beachtenswerth, daß, während die englische Regierung bisher in Bezug auf Korea kein besonderes Interesse an den Tag legte, so daß dort nur Rußland und Japan in Betracht zu kommen schienen, nunmehr auch Großbritannien auf dem Plane erscheint. Die englische Regierung wird aber wohl Bedenken tragen, irgend welchen Schritt zu thun, der von Rußland als Aufrollen der ostasiatischen Frage gedeutet werden könnte.

Auch das hier und da angekündigte englisch-japanische Bündniß wird in maßgebenden diplomatischen Kreisen nicht ernst genommen. Aus denselben Gründen, aus denen ausgeschlossen erscheinen mußte, daß Großbritannien in Europa sich dem Dreibunde oder dem Zweibunde in irgend welcher Form angliederte, wird es sicherlich auch seine Zukunft nicht an das Schicksal Japans binden wollen. Andererseits haben die japanischen Staatsmänner bereits beim Abschlusse des Friedens mit China maßvolle Umsicht und Verständniß für das praktisch Erreichbare an den Tag gelegt. In Tokio wird der Unterschied sehr wohl gewürdigt, der zwischen einem Kriege mit China und einem solchen mit einer europäischen Großmacht besteht; die Tüchtigkeit und Tapferkeit der japanischen Streitkräfte wird dadurch durchaus nicht berührt. Die politischen Auguren, die bald wegen Korea's einen Conflict Japans mit Rußland, bald wegen der Besetzung der Kiaotschau-Bucht eine Action Japans gegenüber Deutschland ankündigten, betrachteten also die jüngsten Vorgänge in Ostasien unter einem Gesichtswinkel, der deutlicher ihren Pessimismus als einen klaren, vorurtheilslosen Blick für die internationale Constellation bekundete.

Nicht verschwiegen werden darf, daß die Zurückhaltung der französischen Politik, abgesehen von dem Vorgehen Rußlands, auch durch Rücksichten der inneren Politik beeinflußt wird. Wie die in einigen Monaten bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer ihre Schatten vorauswerfen, rechnen auch die Franzosen als kluge Geschäftsleute bereits mit der Weltausstellung vom Jahre 1900. Weit davon entfernt, in jedem Wölkchen am politischen Horizonte gefahrdrohende Sturmwolken zu erblicken, ziehen sie die rosige Beleuchtung vor, selbst wenn es für diese der Benutzung künstlich gefärbter Gläser bedarf. Wie sorgfältig sind alle Spitzen im

jüngsten Panama-Processe umgebogen worden! Wenn aber die Angelegenheit des früheren Majors Esterhazy in der öffentlichen Meinung einen minder harmlosen Verlauf genommen hat, so lag die Schuld nicht an der französischen Regierung und den Militärbehörden, die den Fall Dreyfus sicherlich nicht ausgegraben hätten.

Nur ein so makelloser Charakter wie der Vicepräsident des französischen Senates, Scheurer-Kestner, vermochte, wenn auch nicht der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben, doch die Regierung zur gerichtlichen Verfolgung des früheren Majors Esterhazy zu veranlassen, der von einem Bruder des Dreyfus angeschuldigt wurde, das Verzeichniß der angeblich einer fremden Regierung angebotenen Actenstücke, den viel erörterten „bordereau", angefertigt zu haben. Aus der seither vom „Siècle" veröffentlichten Anklageschrift gegen Dreyfus geht klar und deutlich hervor, daß dieser Bordereau die hauptsächliche juristische Grundlage des kriegsgerichtlichen Verfahrens gegen den früheren Capitän bildete. Ausdrücklich heißt es: „La base de l'accusation portée contre le capitaine Dreyfus est une lettre-missive écrite sur du papier pelure (sehr dünnes Papier), non signée et non datée, qui se trouve au dossier, établissant que des documents militaires confidentiels ont été livrés à un agent d'une puissance étrangère." Allerdings werden in der Anklageschrift dann auch moralische Verdachtsgründe gegen Dreyfus angeführt, die jedoch hinfällig werden müßten, sobald der Nachweis erbracht wäre, daß der „bordereau" thatsächlich von dem früheren Major Esterhazy herrührt. Für jeden Unbefangenen war daher von Anfang an klar, daß auf diesen Punkt vor Allem die neue Untersuchung erstreckt werden müßte, zumal authentische Briefe Esterhazy's, die von ihm selbst als echt anerkannt wurden, eine unleugbar ähnliche Handschrift mit derjenigen des Bordereau aufwiesen. Der Kriegsminister, General Billot, sah sich daher in der Senatssitzung vom 7. December vorigen Jahres genöthigt, in Folge der Interpellation Scheurer-Kestner's zuzusichern, daß der Untersuchung gegen den früheren Major Esterhazy kein Schriftstück, auch nicht der Bordereau, vorenthalten werden würde.

Um so größeres Aufsehen mußte es nun erregen, als verlautete, daß die kriegsgerichtliche Verhandlung gegen Esterhazy unter Ausschließung der Oeffentlichkeit stattfinden sollte. Dieses Verlangen wurde insbesondere in der, einer Revision des Processes gegen Dreyfus feindseligen Presse mit der Begründung geltend gemacht, daß internationale Verwicklungen zu befürchten ständen, falls eine Klarstellung in öffentlicher Sitzung erfolgte. Zwischen den Zeilen ließen die Blätter dann erkennen, daß es sich bei ihren Unterstellungen um Deutschland handelte. Die vom „Siècle" im vollen Wortlaute veröffentlichte Anklageschrift läßt jedoch in dieser Beziehung keinen Zweifel obwalten. Unter den moralischen Verdachtsgründen gegen Dreyfus wird dort ausdrücklich auf dessen Reisen nach dem Elsaß hingewiesen, mit dem Hinzufügen, daß der Angeklagte selbst zugestanden habe, daß er sich, wenn er wollte, gewissermaßen verstohlener Weise nach seiner Heimath begeben konnte, und daß die deutschen Behörden bei Gelegenheit seiner Anwesenheit „die Augen schlossen". Mit auffälliger Zweideutigkeit heißt es in der Anklageschrift weiter: „Diese dem Capitän Dreyfus gewährte Befugniß, heimlich zu reisen, steht in großem Gegensatze zu den Schwierigkeiten, denen zu derselben Zeit und immer die Officiere begegneten, die sich nach dem Elsaß zu begeben hatten, ehe sie von den deutschen Behörden die erforderliche Erlaubniß oder Pässe erlangten; diese Befugniß kann einen Grund haben, den genau zu untersuchen die kurze Zeit, die die Untersuchung währte, uns nicht gestattet hat."

Hier wird also ganz offenkundig auf Deutschland hingewiesen, wenn anders diese Stelle der officiellen Anklageschrift überhaupt einen Sinn haben sollte. Vom Gesichtspunkte der Gesetzlichkeit aus muß aber betont werden, daß das Zugeständniß der Flüchtigkeit der Untersuchung, die in einem so wichtigen Punkte sich auf unbestimmte Vermuthungen beschränkt, für das ganze Proceßverfahren bezeichnend ist. Das flüchtige Gewebe wird überdies durch die authentischen Erklärungen von

deutscher Seite zerrissen, nach denen, falls Dreyfus etwas verrathen haben sollte, er dies jedenfalls nicht an Deutschland gethan, wie er denn überhaupt zu keiner Zeit in Beziehungen zu einer deutschen Botschaft oder Gesandtschaft oder zu deutschen Militärattachés gestanden habe. So wird auch das Kindermärchen, laut dessen der Bordereau aus dem Papierkorbe in der deutschen Botschaft zu Paris entwendet worden sein sollte, als abgeschmackte Phantasie gekennzeichnet. Freilich verstiegen sich diese Erfindungen zu einer noch lustigeren Höhe, indem kurzweg behauptet wurde, Kaiser Wilhelm II. habe sogar eigenhändige Briefe in der Dreyfus-Angelegenheit nach Frankreich gerichtet, und solche Hirngespinnste werden dort ganz ernsthaft genommen. Nur darf nicht verhehlt werden, daß es jenseits der Vogesen keineswegs an besonnenen Männern fehlt, die sich mit Entrüstung von den Ausschreitungen der irregeführten öffentlichen Meinung abwenden. Nur besitzen nicht Alle den Bürgermuth Scheurer-Kestner's, Emile Zola's, Clémenceau's und der früheren Minister Yves Guyot und Trarieux, die eine völlige Klarstellung verlangten. Der frühere Capitän Dreyfus, der in den Briefen an seine Frau regelmäßig in Bezug auf Elsaß-Lothringen die chauvinistische Note anschlug, ist uns Deutschen sicherlich nicht sympathisch. Sobald aber die Frage des Rechtes und der Gesetzlichkeit in Betracht kommt, müssen Antipathien irgendwelcher Art weit zurückstehen. So dürfte durch die am 11. Januar vom Pariser Kriegsgerichte verkündete Freisprechung des Majors Esterhazy die „Dreyfus-Frage" keineswegs endgültig gelöst erscheinen.

Auch in Spanien fehlte es jüngst nicht an erregten Erörterungen. Schien unter der Regentschaft der Mutter Alfonso's XIII. die Aera der Pronunciamientos geschlossen zu sein, so bot jüngst das Verhalten des früheren Generalgouverneurs und Oberbefehlshabers der Expeditionstruppen auf Cuba, Generals Weyler, in dieser Beziehung zu ernsten Bedenken Anlaß. Sogleich nach seiner Abberufung von der großen Antille und bei der Uebergabe des Commandos an seinen Nachfolger bekundete General Weyler in unzweideutiger Weise, daß er gewillt sei, dem liberalen Ministerium Sagasta Opposition zu machen. So machte er kein Hehl daraus, daß er die der Insel Cuba gewährte Autonomie für einen politischen Fehler erachtete und an seiner Auffassung festhielt, wonach Reformen dann erst eingeführt werden könnten, wenn der Aufstand vollständig niedergeworfen wäre. General Weyler übersah nur, daß es ihm selbst keineswegs gelungen war, unter Anwendung von Gewaltmitteln jeder Art der aufständischen Bewegung Herr zu werden. Nicht minder unterschätzte er die Gefahren einer Verwicklung mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Hatten früher bereits die parlamentarischen Körperschaften der Union Beschlüsse gefaßt, laut deren die Insurgenten auf Cuba als kriegführende Partei anerkannt werden sollten, so war allerdings der frühere Präsident der Vereinigten Staaten diesen Beschlüssen nicht beigetreten; wohl aber stand zu befürchten, daß Mac Kinley die officielle neutrale Stellung aufgeben könnte. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, mußte daher die Botschaft des neuen Präsidenten eher als ein Zugeständniß an die gegenwärtige spanische Regierung betrachtet werden; mochte immerhin Mac Kinley dem Wunsche Ausdruck verleihen, daß auf Cuba sobald wie möglich friedliche Zustände wiederhergestellt werden, zumal da wirkliche Interessen amerikanischer Staatsbürger durch die Fortdauer des Aufstandes in Mitleidenschaft gezogen werden. Daß das gewaltsame Vorgehen des früheren Oberbefehlshabers, Generals Weyler, in der Botschaft einer abfälligen Kritik unterzogen wurde, kann nicht überraschen. Die spanische Regierung hat auch selbst durch die Abberufung des Generals und durch die von ihr getroffenen Reformmaßregeln anerkannt, daß sie mit dem früheren Systeme durchaus nicht einverstanden sei.

Inzwischen hat der seines Oberbefehls entkleidete Heerführer einen Protest gegen die Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten an die Königin-Regentin Marie Christine gerichtet und durch die Zeitungen veröffentlichen lassen.

Allerdings bestritt Weyler, diese Publication veranlaßt zu haben, und er fand in dem Leiter eines Oppositionsorganes, des „Nacional", einen Eideshelfer, der bereitwillig versicherte, daß er im Arbeitszimmer des ihm befreundeten Generals heimlich eine Abschrift des Entwurfes des Protestes angefertigt und den Zeitungen mitgetheilt habe. Wird jedoch in Betracht gezogen, daß Weyler unmittelbar nach seiner Rückkehr zu den Schutzzöllnern Cataloniens in Beziehungen trat, die dann in ihrem Sonderinteresse die aus der Autonomie Cuba's sich ergebende Berechtigung der Insel, einen eigenen Zolltarif festzusetzen, heftig befehdeten, so läßt sich unschwer in dem ganzen Vorgehen des abgesetzten Oberbefehlshabers ein System erkennen, das in bedenklicher Weise an die früheren Pronunciamientos spanischer Generale anklingt. Wie leicht hätte es geschehen können, daß der in der Presse veröffentlichte Protest gegen die Botschaft des Unions-Präsidenten in militärischen Kreisen einen Widerhall gefunden hätte? Eine Unglücksbotschaft aus Cuba wäre unter solchen Verhältnissen der liberalen Regierung, ja, der Dynastie selbst verhängnißvoll geworden. Ein glücklicher Zufall fügte es jedoch, daß gerade von den Philippinen günstige Nachrichten eintrafen, in denen die Unterdrückung des Aufstandes gemeldet wurde. Nicht minder gestattete die versöhnlichere Sprache der amerikanischen Blätter den Schluß, daß das Bestreben des Cabinets Sagasta, auf Cuba friedliche Zustände herbeizuführen, in den Vereinigten Staaten Anerkennung fände.

Es fehlt nun nicht an Anzeichen, daß bei der Abfassung des Protestes gegen die Botschaft des Präsidenten Mac Kinley der frühere Minister im Cabinet Canovas del Castillo, Romero Robledo, in hervorragender Weise mitgewirkt hat. Dieser Staatsmann, dessen hohe Begabung gerade von Canovas besonders anerkannt wurde, erwies sich später als ein so unversöhnlicher Reactionär, daß der maßvollere Führer der conservativen Partei auf dessen Mitwirkung in der Regierung verzichten mußte. Als dann nach der Ermordung Canovas' die Regierung der Rechten durch die Versöhnung mit Silvela, dem Leiter der conservativen Dissidenten, gestärkt werden sollte, war es wiederum Romero Robledo, der eine solche Combination aufs Entschiedenste bekämpfte. Das Ministerium der Rechten mußte dann auch sehr bald dem liberalen Cabinet Sagasta das Feld räumen, und gegen dieses richten sich nunmehr die vereinigten Angriffe des Generals Weyler und des unversöhnlichen Romero Robledo. Nicht ungeschickt wird in dem viel erörterten Proteste die Note des spanischen Nationalstolzes angeschlagen. Nicht bloß für seine eigene Soldatenehre, sondern auch für die Ehre der spanischen Waffen verlangt der frühere Oberbefehlshaber auf Cuba Genugthuung. Nur muß es einigermaßen komisch berühren, wenn General Weyler in seinem Proteste versichert, daß die von ihm in der Botschaft Mac Kinley's gefundenen Beleidigungen die Ehre der „unbesiegten", edelmüthigen und tapferen spanischen Soldaten auf Cuba berühren, während der Oberbefehlshaber, der an ihrer Seite gefochten und mit ihnen gelebt habe, es sich zur Ehre anrechne, das „heldenhafteste und zahlreichste Colonialheer der Gegenwart" befehligt zu haben. Sicherlich verdienen die Tapferkeit und die Pflichttreue, mit denen die spanischen Expeditionstruppen den Guerillakrieg führen, sowie allen Unbilden des Klimas zum Trotze verharren, Anerkennung; die Erfolge, die bisher erzielt wurden, gestatten jedoch keineswegs den bombastischen Ton im Proteste des Generals Weyler. Diesem ist es freilich vor Allem darum zu thun, die Armee aufzuhetzen, indem er im Hinblick auf die Botschaft des Präsidenten Mac Kinley erklärt, die spanischen Soldaten könnten ihre Uniform nicht mehr mit Stolz tragen. Nicht als Gunstbezeigung, sondern unter Anrufung der Gefühle der Ehre und Gerechtigkeit, denen gegenüber die Königin-Regentin sich nicht taub zeigen könne, erbittet von dieser der General, sie möge die Regierung dahin beeinflussen, daß sie den spanischen Waffen eine für deren Würde unumgänglich nothwendige Genugthuung zu verschaffen suche.

Wie wenig Neigung auch unter den spanischen Officieren besteht, sich an einem Pronunciamiento zu betheiligen, kann es doch nicht überraschen, daß es den voll-

tönenden Worten im Proteste des Generals Weyler nicht an Sympathien fehlt. Die Regierung ist allerdings viel zu besonnen, als daß sie verkennen sollte, welche internationale Gefahren für Spanien entstehen würden, falls in den Vereinigten Staaten der Kundgebung des früheren Generalgouverneurs auf Cuba eine hohe politische Bedeutung beigemessen würde. Da der spanische Ministerrath beschlossen hat, das Verfahren gegen General Weyler einzuleiten, so bleibt abzuwarten, welche weiteren Folgen sich an einen Vorgang knüpfen werden, der in der amerikanischen Presse einen lebhaften Widerhall gefunden hat.

Es kann aber kein Zweifel darüber obwalten, daß die spanische Stellung auf Cuba zum großen Theile von dem guten Willen der Unionsregierung abhängt. Der Hinweis spanischer Blätter, daß die Vereinigten Staaten, falls sie auf Cuba eine bewaffnete Intervention versuchen wollten, jedenfalls eine Niederlage erleiden würden, mag immerhin zutreffend sein; es braucht auch nicht darüber gestritten zu werden, ob Spanien, selbst im Seekriege, in der Lage wäre, dem amerikanischen Handel schwere Wunden zu schlagen, indem es Kaperbriefe ausstellt und ein der modernen Kriegführung zwar wenig entsprechendes, bisher aber nicht von ihm in völkerrechtlich bindender Weise aufgegebenes Recht ausübt. Andererseits sind die Amerikaner in der Lage, den auch nach der Gewährung der Autonomie für Cuba dort keineswegs erloschenen Aufstand nach wie vor zu schüren, ohne daß die Regierung in Washington auf ihre officielle Neutralität zu verzichten braucht. Dann muß in absehbarer Zukunft der Augenblick kommen, in dem Spanien den Besitz der großen Antille nicht mehr zu behaupten vermöchte, zumal da, abgesehen von den zahlreichen Opfern an Menschenleben, die insbesondere dem mörderischen Klima erliegen, die Unterhaltungskosten der Expeditionstruppen sich monatlich etwa auf vierzig Millionen Pesetas belaufen, so daß der finanzielle Ruin Spaniens die unvermeidliche Folge wäre. Das Ministerium Sagasta verdient jedenfalls dafür Anerkennung, daß es bemüht ist, durch sein maßvolles Verhalten im diplomatischen Verkehre mit der Regierung der Vereinigten Staaten alle schroffen Gegensätze auszugleichen und durch Wachsamkeit in der inneren Politik Bewegungen vorzubeugen, durch die die bestehenden monarchischen Einrichtungen gefährdet werden könnten.

Literarische Rundschau.

Schlenther's Buch über Gerhart Hauptmann.

[Nachdruck untersagt.]

Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung. Von Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer. 1898.

Im Herbst 1889 sandte mir ein befreundeter Meister deutscher Dichtung das Stück eines uns beiden völlig unbekannten Autors mit der ironischen Aufschrift: „Zur Empfehlung an die Freie Bühne." Ich blätterte darin und stieß gleich auf eine Scene, die nicht sowohl in Worte der Personen als in umständliche halbepische Beschreibung gefaßt war, wo ein trunkener, gieriger alter Bauer sich wie ein Pavian gebärdete. Als ich nun am selben Tage bei zufälliger Begegnung dem Führer jenes revolutionären Unternehmens den spöttischen Bewerb ausrichtete, that er mir mit überlegenem Lächeln kund, Gerhart Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" werde schon für die nächste Aufführung einstudirt. Sie erfolgte am 20. October, und im heftigsten Zusammenprallen nicht bloß der Geister empfing ein geborener Dramatiker die Feuertaufe, einer, der ohne Neusüchtigkeit ein frisches Wollen und ein starkes Können einsetzte, schlackenreich noch, aber zukunftathmend. Diese aufgehende Sonne beschien mit scharfen Strahlen einen Sumpf; doch eine Mädchengestalt am Rande zeigte jedem nicht ganz Verstockten, daß der unerbittliche Charakteristiker und Richter auch das Zarte in seiner Gewalt habe, und die vielbesprochene große Liebesscene, mit den scheinbar kunstlosesten Mitteln hingestellt, hob uns weg über die durch kein Erlebniß umzubiegende Principienreiterei des Herrn Loth. Hauptmann's Widmung ging an zwei Berliner Vertreter des „consequenten Realismus"; daß er, wie fast alle Jüngeren, auch von Ibsen gelernt hatte, war leicht zu sehen.

Die tiefen und mannigfaltigen, wohl auch verzwickten sittlichen Probleme des Scandinaviers, seine gemischten Charaktere, sein Verschmähen aller abgenutzten Behelfe, seine Schöpfung eines ausgesparten, an esoterischen Fußangeln überreichen, ganz allmählich nach rückwärts Licht ergießenden Dialogs, dies Ausleben der Persönlichkeit, diese mächtige innere Bewegung, schließlich diese den bisherigen Bühnenabschieden so fremde Art, auf den niederrollenden Vorhang mehrmals ein großes Fragezeichen zu schreiben, all das in Anfang, Mittel und Ende war eine Schule geworden, und „der nord'schen Fechter Schar" stand rührig auf dem Plan. Die klug und energisch geleitete Freie Bühne, die auch eine folgenreiche Musterung unter den darstellenden Kräften Berlins hielt, entfachte immer neue Auseinandersetzungen. Es war und ist und wird stets so sein, wie es Goethe's Erfahrung im „Westöstlichen Divan" ausgeprägt hat:

Das Gewes'ne wollte hassen
Solche rüst'ge neue Besen,
Diese dann nicht gelten lassen,
Was sonst Besen war gewesen.

Oedes Geschwätz über „die neue Richtung", ein verwünschtes Sammelwort, ergoß sich allenthalben. Urtheilsfähigere Literaturfreunde, altbewährte und keineswegs kurzer Hand zu entthronende Schöpfer nahmen es gern zu ernst, wenn hier ein Strudelkopf mit schellenlautem Machtspruch ganze Gattungen und Stile ins Nichts zu schleudern, dort ein Kurzsichtiger den wahren Realismus in der Schmutzmalerei niederer Stände zu erschöpfen und unsere Sprache auf ein abgerissenes Gestammel halber Sätze, auf eine noch dazu nur provinziell oder bloß im Bannkreis eines hauptstädtischen Argot verständliche Mundart zu beschränken wähnte; wonach ein in Leipzig angesiedeltes Trauerspiel in den holden Klängen Bliemchen's erschallen müßte!

Indessen schritt Hauptmann ruhig weiter, nie anders als mit Thaten in den Widerstreit der Generationen und Parteien eingreifend, nie gewillt, den Götzen oder Popanz von Cliquen zu spielen, bis zum Trotz ablehnend gegen das Publicum, unnachgiebig selbst gegen die nicht im jeweiligen Geschmack und Ungeschmack, sondern im Wesen liegenden Ansprüche des Theaters. Wer den reinen, sich schwer genugthuenden Ernst dieses Dichters verkennt, kann ihn überhaupt nicht beurtheilen. Wer aber das Glück genießt, ihm persönlich zu begegnen, der weiß vom ersten Augenblick an seine gehaltene, in sich gekehrte Art, seine von schlesischer Mittheilungslust und von unzugänglichem Hochmuth gleich ferne Schweigsamkeit zu ehren, die sich nur wenigen Vertrauten ganz erschließt und keine Scheidemünzen noch Redensarten braucht. Auch das feine, blasse, durchgearbeitete Gesicht verräth den einsamen Menschen, der nicht mit dem Strome schwimmt.

„Das Friedensfest", ein dumpfes Werk mit manchen Auswüchsen der Sprachtechnik, blieb im engeren Bereich der Freien Bühne; die findige und übermüthige Diebskomödie vom „Biberpelz" wurde durch das Bleigewicht geflissentlicher Wiederholungen niedergezogen; „College Crampton" aber siegte durch eine geniale tragikomische Mittelfigur. Mit den „Einsamen Menschen" begann der Dichter nicht bloß sprödere Hoftheater, wie die geweihten Bretter des traditionsfrohen Weimar, sondern auch ausländische Bühnen zu erobern, was nach sehr langer Zeit von deutschen Dramatikern nur ihm und Sudermann geglückt ist. Und die Heimath des wuchtigen Germinal Zola's erschloß sich auch dem jammervollen Zuge der schlesischen „Weber", die der Masse im Drama als einer Herrscherin noch nie geschaute, scharf abgehobene Gestalten und noch nie gehörte Töne gaben und den rothen Bäcker wie den frommen Hilse mit unparteiischer Kunst umfingen, den Dichter aber durch falsche, böswillige Gerüchte oder schiefe Maßstäbe in den Ruf eines höchst gefährlichen Aufwieglers brachten. Der Abkömmling einer Weberfamilie hat diesen Stoff mitfühlend nach den Geboten seiner Kunst geformt, wie er auf dem nothwendigen Hintergrund von Elend und Rohheit die aus naiver kindlicher Christgläubigkeit und Märchenphantasie zart gewobenen dissolving views der Himmelfahrt „Hannele's" in ganz anderen Bildern und Lauten versinnlicht hat. Nur ein dürrer Nationalismus konnte diese überirdische Welt frostig ablehnen, während anderseits einzelne fromme Gemüther mit der Scheu, die einst den Stifter des Protestantismus sein Heiligstes, die Passion Jesu, aus dem evangelischen Drama entfernen hieß, vor einer Entweihung bangten. Den Einen ist nicht zu helfen, die Anderen kann Niemand, auch der gewissenhafteste Mitchrist nicht, zum freieren ästhetischen Gesichtspunkt zwingen. „Hannele" war ein transcendenter Seitentrieb aus dem Mutterboden der „Weber", und daß der schlesische Dichter nicht bloß in der Hütte, der Fabrik, dem Kretscham Bescheid wisse, sondern auch in Rübezahl's Reiche heimisch sei und mit allen Geistern des Waldes und Wassers vertraute Zwiesprach halte, bewies das vieltönige Geläut der „Versunkenen Glocke", die ihm ein großes, dankbares Publicum zusammenrief, obwohl der Hörer manche Unklarheit und von Heinrich mehr die Erinnerung an Kainzens fliegenden Athem nach Hause nahm. Fruchtlose Deutelei drang heran; Thoren meinten, dieser Glockengießer sei nur dem Modezuge des Märchens gefolgt, da doch das Werk seine tiefe

innerliche Entstehungsgeschichte nicht verbarg und auch mit einer sehr empfindlichen Niederlage zusammenhing. In heißer Arbeit hatte Hauptmann, rastlos auf neue Stoffe und Formen bedacht, ein historisches Drama geschaffen, und nach den „Webern", wo die Masse Alles war, im „Florian Geyer" zur Vergegenwärtigung des fränkischen Bauernkrieges eine wirre Menge von Personen aufgeboten, die Hauptfigur aber kaum über den Mittelgrund hinaustreten lassen. Er hatte das alte Heldenstück zu gründlich verabschiedet, und Mancher mochte nun in diesem Werk, das nicht auf Götzens zulängliche Weise die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts erfrischte, aller gestrengen modernen Technik zum Trotze sich nach einem vertraulichen Erguss sehnen; wie mir einmal Gottfried Keller naiv sagte: „Warum schreibt man keine Monologe mehr wie der Schiller?" Freilich, welche Fülle des heraufbeschworenen Lebens überall! Welche Schlagkraft in jenem Crescendo „Mitten ins Herz!" Welche erschütternde Gewalt des letzten Actes!

Wo immer heute vom deutschen Drama gesprochen wird, wendet sich die Rede zu Gerhart Hauptmann. Von Berlin nach Weimar, von Stuttgart auf ferne Bergeshöhen Tirols hat mich voriges Jahr dies bald oberflächliche, bald eindringliche Gespräch verfolgt wie „das Lied Marlbrough den reisenden Briten". Nach all den Artikeln und Heften reicht uns jetzt Paul Schlenther ein aus intimer Kenntniß des Menschen und Dichters erwachsenes, geistreich und munter geschriebenes Buch als Einer, der von den letzten Bewegungen des deutschen Theaters sagen kann: Quarum pars magna fui. und der von Anbeginn mit freudig überzeugter Liebe für Hauptmann eingetreten ist. Von den Eltern und der frommen Verwandtschaft führt er uns aus Salzbrunn nach Breslau, nach Jena, in die Schweiz, nach Italien, nach Hohenhaus, Erkner, Berlin, Schreiberhau. Er zeigt uns das Schwanken zwischen Sculptur und Poesie und den endgültigen Fortgang des blutjungen Ehemannes zur Dichtung, alle Schwächen und auch mit feinem Blick alle bedeutenderen Keime der bisher unbekannten Erstlinge, die ihr fortschreitender Schöpfer auf dem Wege liegen ließ oder dem Publicum ganz entzog, die aber hier als Urkunden seiner Bildung geprüft werden. Vier treffliche Porträts sind beigegeben; am fesselndsten das des siebzehnjährigen Epheben mit den weichen Linien der Wangen und dem vollen Gelock. Das Buch wolle nur darstellen, nicht urtheilen, sagt die hübsche, in jedem Sinne wohlverdiente Widmung an Paula Conrad, das unvergeßliche Hannele — aber welche Darstellung böte nicht mittelbar und unmittelbar ein Urtheil; schon äußerlich durch das den einzelnen Gebilden vergönnte Ausmaß, das ja zugleich ein Werthmaß ist. Allerdings wird hier nicht mit Prädicaten des Lobes oder Tadels gewirthschaftet, sondern analysirt, entwickelt, verglichen. Nirgends eine hitzige Advocatenrede; auch gegen den hochgemuthen Festrhetor nicht, dessen Empörung an classischer Stätte Romeo und Julie gegen Loth und Helene aufgeboten hatte und dem nun Schlenther ein so lebhaftes wie gescheidtes Colleg über Stil liest, um dann im weiteren Verlaufe die großen Namen Aristoteles und Lessing, Goethe und Kleist freigebig auf seine Weise zu brauchen. Wo es geschichtlichen Vorwürfen gilt, bei den „Webern" und dem „Geyer", holt er in breiter Darstellung des Ueberlieferten aus. Die inneren Wurzeln weiß er überall bloßzulegen und manchmal bis in ferne Fäserchen zu verfolgen. Seine Einwürfe macht er leise, gelegentlich mehr zwischen den Zeilen, nicht auffammelnd; so entgeht dem Blick des geübten, bühnenkundigen Kritikers das öftere Stocken, Wiederholen, undramatische Ausmalen eines Zustandes keineswegs, aber er läßt die Frage fallen, ob L'Arronge's derbe Streichung eines ganzen Actes der „Einsamen Menschen" oder Brahm's nachträgliche Weglassung des Geyer-Vorspiels auf dasselbe Blatt gehört, wie wenn Laube's dramaturgischer Zimmermannsstift den letzten Aufzug der Grillparzer'schen „Libussa" und damit die Seele dieser Schöpfung vernichten wollte . . . Ergötzlich ist es, zu sehen, wie ungern der Darsteller, der eben Alles angestrengt hat, um die causa victa „Florian Geyer's" in das günstigste Licht zu rücken, der causa victrix des Glockengießers näher tritt, die keine so widerborstige

und deshalb vielbeschrieene Neuerung bildet und mit dem Pfund einer durch ältere große Dichter und Dolmetsche vorgebildeten Sprache wuchert. Doch man lese ihn selbst, denn die Darstellung von Darstellungen berichtend darzustellen, wäre ein leidiges Geschäft, am müßigsten aber die Frage, ob der fünfunddreißigjährige Dichter schon Anspruch auf solche monographische Behandlung habe. Das Buch wird belehren und klären, indem es die Bahn Hauptmann's bis zu einem vorläufigen Ziele durchmißt, wo wir rückblickend und ausschauend des Faust-Wortes gedenken: „So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten."

Erich Schmidt.

Die Verwandlungen des Ovid.

[Nachdruck untersagt.]

Ovid's Verwandlungen. In Stanzen übersetzt von Constantin Bulle. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1898.

Das Maiheft der „Deutschen Rundschau" 1897 brachte als erste Probe einer von allem Herkommen abweichenden Ovid-Verdeutschung die hübsche Mythe von „Philemon und Baucis", jenem prächtigen alten Ehepaar, das die bei ihm als forschender Wanderer einkehrende Gottheit mit vollendeter Selbstlosigkeit bewirthet und sich keine größere Gnade ersehnt, als gemeinsam am gleichen Tage zu sterben, worauf beide zuletzt gleichzeitig in Bäume verwandelt werden. Die Art der Uebersetzung hat vielleicht im ersten Augenblick befremdet, bald aber großen Beifall gefunden, so daß Verfasser und Verleger zur Herausgabe des ganzen Buches der „Verwandlungen" schreiten konnten. Nun liegt es in einem stattlichen Bande vor uns, und mit Vergnügen lassen wir uns auf den sanften Wellen dieser edlen Verdeutschungspoesie dahin tragen ins alte romantische Land. Ovid, in der Form ein Classiker, ist nach dem Inhalt seiner Erzählungen ein Romantiker. Alte wunderbare Vorstellungen, in Mythen und Märchen auf ihn und seine Zeit gekommen, bilden seinen Stoff. Ihm selbst fehlt gänzlich der naive Glaube eines Homer und Hesiod, er schaltet frei mit den überkommenen Vorstellungen einer von der geistigen Entwicklung seiner Zeit längst überholten Weltanschauung. Er nimmt die anmuthigen, zum Theil auch sittlich erhebenden Stoffe und gestaltet sie in geschmackvollster Weise zu kleinen epischen Kunstwerken aus, hier und da den Schalk, der auch in der Antike von allen verneinenden Geistern der genehmste ist, nicht verleugnend. Der Faden, der den ganzen Strauß bunter Blüthen zusammenhielt, war höfischer Art. Der Dichter, der, als er die „Metamorphosen" dichtete, noch ein wohlgelittener Gast am Hofe des Augustus war, wollte die Verwandlung des Julius Cäsar zum Gott in derjenigen Weise verherrlichen, die dem Manne der Kunst gestattet, auch bedenkliche Stoffe und Vorgänge in den Bereich der Schönheit zu rücken und so zu verklären und unsterblich zu machen. Er suchte Alles zusammen, was ihm an Verwandlungsmythen seit Herausbildung der Welt aus dem Chaos bekannt war. Und so sind uns die meisten der schönen Erzählungen erhalten geblieben, die das Detail der Mythologie der Griechen und Römer ausmachten und dort eine ganz ähnliche Stellung einnahmen wie in der heutigen katholischen Kirche die Legenden. Durch Ovid sind diese Erzählungen dem Mittelalter, der Renaissance und der Neuzeit erhalten geblieben, und manche von ihnen hat unter der Hand eines späteren Dichters oder eines bildenden Künstlers aufs Neue Wurzeln getrieben und Blumen und Früchte gezeitigt. Mancher, der heute zum ersten Male Ovid's „Metamorphosen" liest, wird dort mit Ueberraschung die Quelle vieler antiker Geschichtchen entdecken, die ihm zum unbewußten Bildungsschatz geworden waren.

Ovid kann sich an heutiger Popularität nicht entfernt mit Homer messen, vielleicht nicht einmal mit den griechischen Tragikern und mit seinem Zeitgenossen Horaz. Die gebildete Welt kennt ihn, weil seine Stoffe in mancherlei Verwandlungen vor ihrem Blick vorüberziehen. Ihn selbst hat sie bisher wohl nicht allzu viel gelesen. Das liegt daran, daß er in einer Kunstform dichtete, die in seinem Idiom sich vortrefflich zu solchen Scherzen eignete. Im Deutschen hat trotz „Hermann und Dorothea" und der „Römischen Elegien" der Hexameter etwas Schwerfälliges, Gravitätisches, vollends wenn er ohne seinen mildernden Begleiter, den Pentameter, auftritt. Es ist vollständig begreiflich, daß er sich unter den Händen von Johann Heinrich Voß neu beleben konnte, als es galt, die großen, ernsten, heroischen Dichtungen des Homer zu übertragen. Der graziösen, mädchenhaften Muse Ovid's war der deutsche Hexameter keine angemessene Gangart. Denn der Deutsche entbehrt in seiner abgeschliffenen, formenarmen Sprache jener bunten Mannigfaltigkeit sprachlicher Ausdrucksmittel, über die der lateinische Hexameter verfügte: die uns unbequeme Verschlingung der Vorstellung, die feine Abwägung der Silbenmessung, das reizvolle Spiel zwischen dem Wort- und dem Versaccent. Constantin Bulle hat deshalb mit dem Hexameter gründlich gebrochen und zur Verdeutschung die Stanze gewählt, jene achtzeilige Strophe mit zwei dreifachen und einem zweifachen Reim, die sich seit Ariost in allen Sprachen als die vortrefflichste Form für das romantische Heldenlied bewährt hat. Wieland hat sie erfolgreich im „Oberon" behandelt, und noch weit höher stehen Byron's „Don Juan" und andere Epen des englischen Dichters. In diesen Stanzen haben wir Ovid so vor uns, wie er selbst sein Verwandlungsbuch geschrieben haben würde, wenn er es den Deutschen an der Wende unseres Jahrhunderts zu dichten beabsichtigt hätte. Bulle hat all' die bunte Märchen- und Mythenpracht wieder in Formen zu fassen verstanden, wie sie unserer Empfindung angemessen sind. Ernst und Scherz, tiefes Gefühl und liebenswürdige Spötterei, Alles findet seinen modernen Ausdruck. Es ist hier nicht der Ort, um durch philologische Vergleiche darzuthun, wie sehr die Bulle'sche Stanzenübersetzung die Hexameterverdeutschungen seiner Vorgänger übertrifft, und wie durch ihn erst dem Ovid die Stellung als berufenster Vermittler antiker Weltanschauung und antiker Kunst und Sitte wiedergegeben ist. Wer vergleichen will, kann das im Einzelnen feststellen. Wer nur genießen will, kann von den gelehrten Voraussetzungen ganz absehen und sich eine Fülle reinster und edelster Befriedigung verschaffen.

E. F.

χ. **Die Beziehungen König Gustaf's III. von Schweden zur Königin Marie Antoinette von Frankreich.** Von Dr. G. A. Crüwell. Berlin, A. Duncker. 1897.

Diese Abhandlung verfolgt den besonderen Zweck, mehr Licht über die Beziehungen zu werfen, die vor der französischen Revolution zwischen dem König von Schweden und der Königin von Frankreich bestanden. Der Verfasser hat seine Absicht in dieser Beziehung aus zwei Gründen nicht erreicht. Erstens fehlt jeder Anhaltspunkt für den Nachweis, daß Marie Antoinette vor 1789 anders als in den kältesten Formen der officiellen Etiquette mit König Gustaf verkehrte, und auch dann nur, wenn sie etwas für die jungen schwedischen Edelleute zu begehren hatte, die ihrer Gunst sich erfreuten. Das war wohlbekannt, bevor Dr. Crüwell uns an die Thatsache erinnerte, daß die Schmeicheleien Gustaf's für die Maitresse Ludwig's XV., Madame Dubarry, wenig geeignet waren, von seiner Schwiegertochter, der Dauphine, verziehen, von der nachmaligen Königin von Frankreich vergessen zu werden. Zweitens hat Dr. Crüwell, der sich über die Spärlichkeit der Quellen für den Stand seiner Untersuchung vor 1789 beklagt, von zwei der wichtigsten Bücher über diese Zeit das eine, „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein" nur ein einziges Mal (S. 86) und zwar augenscheinlich aus zweiter Hand benützt, denn er nennt den Herausgeber, Léouzon le Duc, gar nicht. Bereits nach der Lectüre dieser Depeschen würde er sein allzu strenges Urtheil über den Verfasser derselben modificirt haben (S. 40). Ebenso hätte er die unhaltbare Anschuldigung fallen gelassen, als ob Frau von Staël „ganz offen mit der Revolution sympathisirt habe", ein Irrthum, den er noch durch die Note verstärkt, welche die „Considérations sur la Révolution française" als Quelle hierfür nennt (S. 74). Nun aber ist es allbekannt, daß Frau von Staël dieses unsterbliche Werk fünfundzwanzig Jahre später und in der ganz bestimmten Absicht geschrieben hat, ihren Vater, den Minister Necker, und sich selbst von einem solchen Verdacht zu reinigen. Eine Apologie, an die zweite Restauration gerichtet, welche die historisch kritische Arbeit der letzten fünfzig Jahre durchaus bestätigt. Dieser Theil der Revolutionsgeschichte ist aufs Genaueste behandelt von Lady Blennerhassett in dem dreibändigen Werk „Frau von Staël, ihre Freunde und ihr Einfluß in Politik und Literatur". Darin findet sich auch innerhalb der angewiesenen Grenzen der Stoff bearbeitet, der den Gegenstand der vorliegenden Untersuchung bildet.

πβ. **Ein Decennium preußischer Orientpolitik zur Zeit des Zaren Nikolaus** (1821—1830). Beiträge zur Geschichte der auswärtigen Beziehungen Preußens unter dem Ministerium des Grafen Christian Günther von Bernstorff. Mit zahlreichen Acten-Beilagen aus dem Königl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Von Karl Ringhoffer, Dr. phil. Berlin und Leipzig, F. Luckhardt. 1897.

Die Beurtheilung der auswärtigen Politik Preußens unter König Friedrich Wilhelm III., die vor nicht langer Zeit noch unsicher hin und her geschwankt hatte, zeigt neuerdings bei scheinbarem Widerspruch doch thatsächlich große Uebereinstimmung. Ihr vorherrschender Grundzug, wie wohl allgemein anerkannt wird, war der entschiedene Wunsch nach möglichster Bewahrung des Friedens. Während aber dieser oft bis zu thatenscheuer Friedseligkeit gesteigerte unkriegerische Charakter der preußischen Politik für die ersten Jahre der Regierung König Friedrich Wilhelm's kaum noch einen Vertheidiger findet, erfährt, für die Zeit nach den Freiheitskriegen, dieselbe Politik in ihrem erfolgreichen Streben nach Ausgleichung und Beilegung aller europäischen Conflicte allgemeine Zustimmung und Anerkennung. So urtheilen, von Treitschke ganz abgesehen, auch auswärtige Historiker, noch neuerdings z. B. der Franzose Desjardins, der die Erhaltung des europäischen Friedens nach der Julirevolution als das Verdienst König Friedrich Wilhelm's rühmt. In gleichem Sinne ist das vorliegende Buch geschrieben, dessen Inhalt fast ausschließlich aus den Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin geschöpft ist. In einer den wechselnden Windungen der europäischen Politik fast zu ängstlich folgenden Erörterung weist Ringhoffer überzeugend nach, daß Friedrich Wilhelm und Graf Bernstorff, unabhängig und selbständig gegen Metternich wie gegen Nikolaus, der aus den orientalischen Verwicklungen drohenden Kriegsgefahr gegenüber den für die innere Entwicklung Preußens unentbehrlichen Frieden durch eine ebenso kluge wie feste Politik zu erhalten verstanden haben. Den weithin sichtbaren Glanzpunkt dieser erfolgreichen Politik bildete der durch General Müffling's Vermittlung angebahnte Abschluß des Friedens von Adrianopel (14. September 1829). Wenn dies auch im Allgemeinen aus dem dritten Bande von Treitschke's „Deutscher Geschichte" bereits bekannt war, so treten doch in der von zahlreichen Actenstücken begleiteten Darstellung Ringhoffer's nicht bloß die Einzelheiten der diplomatischen Vorgänge, sondern namentlich auch der persönliche Antheil des Königs und seines Ministers deutlicher an den Tag.

ρ. **Daniel Sanders.** Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Anna Segert-Stein. Neustrelitz, Druck und Verlag der Barnewitz'schen Hofbuchhandlung (Emil Frehse). 1897.

Dem verdienten Sprachforscher und Lexikographen ist hier aus anerkennenden Aeußerungen seiner Zeitgenossen ein Kranz gewunden worden, wie der bescheidene Mann, der nun von seiner Arbeit ausruht, sich ihn nicht schöner, voller und reicher hätte wünschen können. Vor allen anderen Werken Daniel Sanders' ist sein „Wörterbuch der deutschen Sprache" ein Hülfsmittel, das sich in mehr als dreißigjährigem Gebrauche bewährt hat und von Keinem, der es kennt, entbehrt werden möchte. Nicht richtiger hätte seine Sphäre umschrieben werden können, als dies von Alexander von

Humboldt geschah, der nach Empfang der ersten Lieferung (18. Februar 1859) schrieb: „Die treue Verehrung, die ich meinen Freunden Jacob und Wilhelm Grimm und ihrem großen gelungenen Unternehmen zolle, macht mich nicht gleichgültig gegen andere Unternehmungen, die zwischen anderen Grenzen und zu anderen mehr praktischen Unterrichtszwecken ausgeführt werden." Ludwig Uhland lehnte die Widmung des Werkes ab, das bei seinem ersten Erscheinen dem „Deutschen Wörterbuche" der Brüder Grimm in besonders schroffer Weise sich entgegenstellte: fügt dann aber in einem (bisher ungedruckten, jetzt zuerst in dem literarischen Jahrbuch aus Schwaben „Hie gut Württemberg allewege", S. 55, mitgetheilten Briefe vom Jahre 1860) hinzu, er sei des Dafürhaltens, „daß der neuhochdeutsche Sprachschatz für verschiedenes Bedürfniß verschieden behandelt werden könne und nicht ein Unternehmen das andere feindlich ausschließe." Dieser Auffassung gemäß nennt viele Jahre später Karl Gutzkow das Werk „einen Quell der Belehrung, an den ich alle Augenblicke einmal wandern muß" — und welcher deutsche Schriftsteller hätte nicht, den Schwierigkeiten unserer Sprache gegenüber — „that rich, that inexhaustible language," wie G. H. Lewes in einer Zuschrift (vom 16. Juni 1861) sagt — die gleiche Erfahrung gemacht? Viele, deren Dankesworte mitgetheilt werden, sind inzwischen auch schon geschieden; aber man gewinnt aus diesem „Gedenkbuch", dem ein wohlgelungenes Bildniß von Sanders und ein Abriß seines Lebens hinzugefügt ist, den unmittelbaren Eindruck einer in weiten Kreisen empfundenen und von deren geistigen Repräsentanten gewürdigten Wirksamkeit.

β. **Die Willensfreiheit.** Von Dr. Paul Michaelis. Berlin, R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1896.

Eine in jeder Hinsicht vortreffliche kleine Schrift, die zunächst in einem kurzen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung des Problems der Willensfreiheit die mannigfachen Stadien darlegt, die dasselbe im Verlauf der Jahrtausende durchgemacht hat, und sodann in ebenso klarer als treffender Weise die in jeder Beziehung befriedigende Lösung, die es gegenwärtig in der Philosophie gefunden hat. Das ganze Problem ist ein schönes Beispiel für die siegreiche und befreiende Macht des Denkens, das den menschlichen Geist durch allmähliche Aufhellung verwirrender Irrthümer und Vorurtheile auch in schwierigen und verwickelten Fragen, wenngleich langsam, so doch stetig und sicher der klaren Erkenntniß entgegen führt. Wer den Werth einer vollkommenen Einsicht schätzt und von ihr auch in praktischen Fragen das Heil erwartet, kann dem vorliegenden Schriftchen nur die weiteste Verbreitung wünschen.

βο. **Fr. Nietzsche, der Künstler und der Denker.** Ein Essay von Alois Riehl, Professor der Philosophie an der Universität Kiel. (Heft VI von Frommann's „Classikern der Philosophie".) Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Stauff). 1897.

Mit dem Interesse für Fr. Nietzsche, für sein Lebenswerk und tragisches Schicksal wächst auch die Zahl der Schriften, die sich mit ihm beschäftigen. Die vorliegende behandelt ihr Thema in überaus fesselnder Weise. Von der Erkenntniß ausgehend, daß bei Nietzsche mehr als bei irgend einem anderen Philosophen die Persönlichkeit des Menschen den Schlüssel zum Verständniß des Denkers liefere, sucht Riehl zunächst in psychologischer Analyse den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung von Nietzsche's Eigenart zu gewinnen. Nachdem er uns sodann einen Ueberblick über die Gesammtheit seiner Schriften nach der Reihenfolge ihrer Entstehung gegeben, behandelt er im zweiten Abschnitt den Künstler, d. h. vor Allem den Sprachkünstler Nietzsche, und im dritten den an Paradoxien und Widersprüchen reichen, immer aber geistvollen und tiefsinnigen Denker. In diesem dritten Theil, der naturgemäß der bedeutsamste ist, entwirft er in wenigen, aber bestimmten Strichen ein übersichtliches Bild von dem philosophischen Entwicklungsgang Nietzsche's. Er unterscheidet drei Perioden: der ersten weist er „Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik" und die Schrift über „Schopenhauer als Erzieher" zu; der zweiten: „Menschliches Allzumenschliches", „Der Wanderer und sein Schatten" und die „Fröhliche Wissenschaft"; der dritten, zu der „Morgenröthe" den Uebergang bildet, „Zarathustra", „Jenseit von gut und böse", „Zur Genealogie der Moral" und „Der Antichrist", Nietzsche's letzte, als Theil eines nicht vollendeten größeren Werkes geplante Schrift. Riehl's Essay ist glänzend geschrieben, zeichnet sich durch ruhige Sicherheit des Urtheils aus und ist Allen zu empfehlen, die der Gegenstand interessirt.

ρ. **Italienische Landschaftsbilder.** Von Emil Roland (Emmi Lewald). Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. A. Schwartz. (Ohne Jahr.)

Ein anmuthiges kleines Buch, voll von dem Dufte der italienischen Landschaft und dem poetischen Zauber der weltentlegenen Städte, die hoch an ihren Felsen hängen oder in ihren märchentiefen Seen sich spiegeln — fein ausgeführte Bilder, deren vornehmster Reiz in der Stimmung und Beleuchtung besteht. Emil Roland — oder sollen wir sie mit ihrem, für Italien so viel Gutes vorbedeutenden Namen Emmi Lewald nennen? — liebt es, dieses Gassengewirr, aus dem die Dome und Paläste sich erheben, uns zuerst in einer Art geheimnißvoller Dämmerung zu zeigen; „die Nacht ist die große Freundin aller Stätten der Vergangenheit," sagt sie. Dann aber, am anderen Morgen, fluthet das goldene Sonnenlicht über die Straßen herein, und dann scheinen auch die Helden und die Heiligen, die Maler und die Dichter, die nach einander hier gewandelt, zu neuem Leben aufzuwachen. So werden wir vom Lago d'Orta bis hinunter nach Paestum geführt, sehen Ravenna, Orvieto, Perugia, Assisi, Rom, die Bergnester von

Latium, den Hain und Quell der Egeria, das liebliche Thal des Anio, das fieberbrütende Ninfa, Gaëta, Sorrent — sehen es mit den Augen einer künstlerisch empfindenden Natur, die das Landläufige vermeidet und das Intime sucht, die mit zarten Linien mehr andeutet als ausführt, und deren Stärke das Colorit ist. Hat Emil Roland aber thatsächlich in der völlig verödeten Stadt Theodorich's und Dante's „wohlgepflegte Promenaden", auf denen die Stutzer von Ravenna „einherschlendern" und von der Pineta „die Linie des adriatischen Meeres" gesehen, wenn auch noch so „fern verschwimmend?" Und hieß das halbjährige Bürschchen in der Locanda zu Norma wirklich „Guiseppe"?

β. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Siebzehnter Band (Turkos bis Zz). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Mit diesem Bande liegt die neue Auflage vollständig vor. Wie früher, so wird sich auch diesmal noch ein Ergänzungsband anschließen, der nachträgt, was seit 1894, dem Anfangstermin des Erscheinens der neuen fünften Bearbeitung, an Wissenswerthem in der Welt hinzugekommen ist, und (eine sehr wichtige Sache) noch ein besonderes Hülfsregister für die ganzen siebzehn Bände bringt. Der eben erschienene Schlußband der Siebzehn ist im Textumfang einer der stärksten von allen und an Beilagen und Bildern besonders reich. Allein zweiundzwanzig Tafeln dienen Illustrationszwecken auf zoologischem Gebiet. Unter den Karten sei die geologische Karte der Vereinigten Staaten (mit vier Spalten Texterläuterung) als besonders werthvoll und lehrreich hervorgehoben. Eine Neuigkeit, die Vielen Freude machen wird, sind zwei farbige Doppeltafeln mit über fünfzig anschaulichen Figuren zu dem Artikel „Volkstrachten". Aehnlich ausführlich, auf acht Seiten mit einundvierzig Einzelbildern, ist die „Geschichte des Wohnhauses" behandelt. Eine musterhaft schöne Farbentafel vereinigt die prachtvollsten Wasserpflanzen zu märchenhafter Gesammtwirkung. So schließen sich die letzten Bilder würdig den früheren an: 1088 ganzseitige Tafeln und Karten besitzt, wer mit diesem letzten Bande nun das ganze Lexikon in Händen hat. Nun, da Alles beisammen ist, wird sich auch der Text im eigentlichen Gebrauche bewähren können. Wir zweifeln nicht, daß er seine Rolle als Culturmittel ersten Ranges vollauf erfüllt. —

βλ. **Écrivains étrangers.** Par Teodor de Wyzewa. 2me Série. Paris, Librairie académique Perrin. 1897.

Die meisten dieser Studien sind den Lesern der „Revue des Deux Mondes" noch in Erinnerung: angenehme Gespräche über Franzosen, Italiener, Holländer, Russen, auch einige Deutsche, Nietzsche, Fontane, Heine, die Günderode, zu vielseitig, um erschöpfend oder auch nur sehr belehrend zu sein — das ist der Inhalt dieser Bände. Sie regen zur Lectüre, zum Studium, zuweilen auch zum Widerspruch an, sie sind oft herzlich oberflächlich und dann wieder recht unterhaltend, hier und da auf Kosten des Herrn Wyzewa selbst, der keinen Anspruch darauf erhebt, zu ernst genommen zu werden. Russische Freunde haben ihm Einzelheiten über Gogol und Tourgeniew, Puschkin und Tolstoi mitgetheilt; Gontscharoff hat er selbst gekannt und scheint vor der Schwierigkeit zurückgeschreckt zu sein, ihn zu übersetzen, denn Wyzewa spricht russisch, und holländisch, und englisch, und vielleicht selbst norwegisch. Seine Studie über Ibsen ist trotzdem durchaus nicht originell, denn wie so viele Andere gesteht auch Herr Wyzewa, daß „Hedda Gabler" und der „Baumeister Solneß" ihm gänzlich unverständlich sind. Und das, obwohl er auch des Deutschen mächtig ist und sich bei Georg Brandes Rath holen könnte. Seine Studie über Th. Fontane, den er mit Nietzsche „den einzigen bedeutenden Schriftsteller Deutschlands" nennt, gibt das Maß dessen, was er ignorirt, wenn er eines Gegenstandes sich bemächtigt. Immerhin verdient die Mannigfaltigkeit seiner Interessen Anerkennung.

Kunstnotiz.

ϱ. **Murillo's** „Madonna Immaculata" darf als eines der edelsten Werke der Kunst und zugleich als dasjenige gepriesen werden, in welchem wunderbare Kraft und Zartheit des spanischen Meisters in ihrer idealsten Vereinigung und höchsten Vollendung erscheinen. Auch wer nicht so glücklich war, das Original im Prado-Museum von Madrid zu sehen, wird aus den zahlreichen bis jetzt bekannten Nachbildungen einen Begriff bekommen haben von der rührenden Schönheit, der unaussprechlichen Lieblichkeit der von Engeln getragenen, emporschwebenden jungfräulichen Gestalt, in deren Anblick der Beschauer selbst Etwas empfinden mag von dem sanft unwiderstehlichen Zuge nach Oben und der Glorie, die sich da aufthut. Reiner und vollkommener aber ist dies nie zum Ausdruck gebracht worden als in dem neuesten uns vorliegenden Stich von Max Horte, der in dem altrenommirten Kunstverlag von E. H. Schroeder (Berlin, 1897) erschienen. Herman Grimm, dem das Blatt vorgelegen, hat sich brieflich höchst anerkennend darüber geäußert: „Die Radirung ist eine vorzügliche Arbeit," schreibt er, „und Felsing's ausgezeichneter Druck bringt sie zu voller Geltung." Jeder Pinselstrich ist mit minutiöser Treue wiedergegeben, und über der ganzen Erscheinung liegt ein Himmelsglanz ausgebreitet, der ihr etwas Leuchtendes gibt, wiewohl die Farben fehlen. Max Horte's Reproduction erhebt sich zum Rang einer selbständigen künstlerischen Leistung, und das von ihm geschaffene Blatt wird daher, wie jedem Bewunderer Murillo's, auch jedem Sammler von Werth sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Balzo. — Gente di chiosa. Romanzo di Carlo del Balzo. Torino, Fratelli Bocca.

Bartels. — Aus dem Sonnenflimmern. Novellen und Erzählungen von Wanda v. Bartels. Leipzig, Eduard Avenarius. 1898.

Bauer. — Deutscher Frauen-Kalender für das Jahr 1898. Herausgegeben von Anna Bauer. Elberfeld, Druck und Verlag von Sam. Lucas.

Baumgartner. — Geschichte der Weltlitteratur. Von Alexander Baumgartner, S. J. Bis zur sechzehnten Lieferung. Freiburg i. Br., Herderſche Verlagshandlung. 1897.

Berlepsch. — Mann und Weib. Novellen von H. von Berlepsch. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898.

Bernheim. — Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart. Von Ernst Bernheim. Berlin, S. Calvary & Co. 1898.

Bertin. — La question homérique. Variétés littéraires par Georges Bertin. Paris, Ch. Poussielque. 1897.

Bischoff. — Ludwig Tieck als Dramaturg. Von Heinrich Bischoff. Bruxelles, Société belge de librairie. 1897.

Braasch. — Deutsche Nationalerziehung. Kaiser Wilhelm I. unser Vorbild. Ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Von August Braasch. Lübeck, in Commissionsverlag bei Max Schmidt. 1898.

Brandt. — Drei Jahre ostasiatischer Politik. 1894 bis 1897. Beiträge zur Geschichte des chinesisch-japanischen Krieges und seiner Folgen. Von M. von Brandt. Stuttgart, Strecker & Moser.

Brandt. — Vergesellschaftung und gegenseitiger Beistand bei Thieren. Von Professor Dr. A. Brandt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Braune. — Spinnemund. Lustspiel in vier Aufzügen. Von Rudolph Braune. Roßla (Harz), R. Braune's Verlag. 1898.

Brecht. — Wolfram, die Tragödie des Geistes. Ein dramatisches Gedicht von Erwin Brecht. Leipzig, Ed. Avenarius. 1898.

Bücher. — Die Entstehung der Volkswirthschaft. Vorträge und Versuche von Dr. Karl Bücher. Zweite, stark vermehrte Auflage. Tübingen, H. Laupp. 1898.

Burckhardt. — Erinnerungen aus Rubens. Von Jakob Burckhardt. Basel, C. F. Lendorff. 1898.

Carus. — Buddhisme and its christian critics by Dr. Paul Carus. Chicago. The open court publishing company. 1897.

Carus. — Karma. Eine buddhistische Erzählung. Von Paul Carus. Chicago, The Open-Court Publishing Company. 1897.

Carus. — Nirvâna. A story of Buddhist philosophy by Paul Carus. Illustrated and printed by T. Hasegawa, Tokio (Japan). Chicago, The open court publishing company.

Cohn. — Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferdinand Cohn. Zweite, vermehrte Auflage Breslau, J. A. Kern (Max Müller).

Collignon. — Geschichte der griechischen Plastik. Von Maxime Collignon. Zweiter Band. Ins Deutsche übertragen von Fritz Baumgarten. Strassburg, Karl J. Trübner. 1898.

Dähnhardt. — Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Gesammelt von Oskar Dähnhardt. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Deye. — Zu Deutschlands Ehr'! Vaterländische Gedichte. Von Richard Deye. München, J. F. Lehmann. 1898.

Dietrich. — Auf einsamer Straße. Gedichte. Von Richard Dietrich. Dresden, E. Pierson. 1898.

Drachmann. — Die Leute von Strendoog. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Holger Drachmann. Berechtigte deutsche Bühnenbearbeitung. Von Heinrich Zschalig. Dresden, E. Pierson. 1898.

Dunker. — Die Schwalben. Eine Geschichte für Kinder. Von Alexander Dunker. Mit Bildern von E. Rosenstand. Berlin, Alexander Dunker. 1897.

Edwin. — Die vollkommene Freiheit. Drama in vier Aufzügen von Edwin. Helsingfors (Finnland), Edla Freudenthal, Professorsfrau, einzige Inhaberin aller Rechte.

Ehrenfreund. — Wilde Epheuranken. Gedichte. Von Edm. O. Ehrenfreund. Dresden, E. Pierson. 1898.

El-Correi. — Arme Suse. Roman. Von El-Correi. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1897.

Engadiner Winterbilder. — Erste Serie Samaden. Druck und Verlag von Simon Tanner. O. J.

Ewart. — Jugendschatz. Deutsche Dichtungen. Gesammelt von Felicie Ewart. Mit Illustrationen von Koloman Moser. Wien, R. v. Waldheim. O. J.

Forberger. — Gereimte Prosa aus der Jugendzeit. Scherz und Ernst. Von Otto Forberger. Leipzig, im Selbstverlage des Verfassers. 1897.

Goyau. — **Pératé.** — **Fabre.** — Der Vatikan. Die Päpste und die Civilisation. Die oberste Leitung der Kirche. Von Georg Goyau, Andreas Pératé, Paul Fabro. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Muth. Mit 482 Autotypien, 10 Lichtdruckbeilagen. Einsiedeln, Waldshut und Köln, Verlagsanstalt Benziger & Co. 1898.

Grosse. — Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen. Von Julius Grosse. Dritte Auflage. Dresden, E. Pierson. 1897.

Guth. — Draussen im Leben. Von Alfred Guth. Berlin, Hugo Storm.

Haeckel. — Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungs-Lehre. Von Ernst Haeckel. Neunte umgearbeitete Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers und mit 30 Tafeln, sowie mit zahlreichen Holzschnitten, Stammbäumen und systematischen Tabellen. Zwei Theile. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Hager. — Metaphysisches Brevier. Ein Auszug aus dem Manuskript: „Stoff und Kraft, Geist und Wille in Raum und Zeit, Vernunft und Freiheit." Von Theodor Hager. Druck und Commissionsverlag der Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1898.

Harnecker. — Das Erdbeben von Tocopilla, 9. Mai 1877. Studie eines Augenzeugen. Von Otto Harnecker. Aus dem Spanischen übertragen von Rudolf Franck. Frankfurt a. O., in Commission bei G. Harnecker & Co. 1897.

Hartmann. — Das italienische Königreich. Von Ludo Moritz Hartmann. (Geschichte Italiens im Mittelalter, erster Band). Leipzig, Georg H. Wigand. 1897.

Hassel. — Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. Von W. v. Hassel. Erster Theil. Von 1813 bis 1848. Mit fünf Porträts. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1898.

Henning. — Aus Herzenstiefen. Lieder eines Siebenbürger-Sachsen. Ernste und heitere Klänge. Von Carl Henning. Wien, Carl Graefer. O. J.

Hesse-Wartegg. — China und Japan. Erlebnisse, Studien, Beobachtungen auf einer Reise um die Welt. Von E. von Hesse-Wartegg. Mit 44 Vollbildern, 132 in den Text gedruckten Abbildungen, Beilagen und einer Generalkarte von Ostasien. Leipzig, J. J. Weber. 1897.

Heyck. — Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse. Von Ed. Heyck. München, Verlag der Allgemeinen Zeitung. 1898.

Heyer. — Die Standesherren des Grossherzogtums Hessen und ihre Rechtsverhältnisse in Geschichte und Gegenwart. Von Dr. jur. Gustav Heyer. Darmstadt, L. Brill. 1897.

Hübel. — C-moll. Eine Künstlerlaufbahn. Von Felix Hübel. Dresden, E. Pierson. 1898.

Jensen. — Der Nachbar. Novelle. Von Wilhelm Jensen. Berlin, Verlag der Romanwelt. 1897.

Jordan. — Die Erziehung durch Haus und Schule in ihrem Verhältniß zu einander. Von Richard Jordan. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Keferstein. — Zur Erinnerung an Philipp Melanchthon als praeceptor Germaniae. Von Dr. Horst Keferstein. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1897.

Kirchhoff. — Hermann. Ein Auswandererleben. Epischlyrische Dichtung. Von Theodor Kirchhoff. Leipzig, Eduard Avenarius. 1898.

Klette. — Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes in Deutschland als Grundlage einer allgemeinen Bibliotheks-Reform. Von Anton Klette. Jubiläums-Ausgabe. Marburg, N. G. Elwert. 1897.

Kobell. — König Ludwig II. und die Kunst. Von L. von Kobell. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. München, Jos. Albert. 1898.

Kölzsch. — Die Vertheilung des Rechenstoffes in der einklassigen Volksschule. Vortrag von

A. Költzsch. Bonn, Berlin u. Leipzig, F. Soennecken. O. J.

Königsbrun-Schaup. — Hundstagszauber. Roman. Von Königsbrun-Schaup. Dresden, E. Pierson. 1898.

Kretzer. — Berliner Skizzen. Von Max Kretzer. Berlin, Carl Duncker. 1898.

Kullak. — Der Vortrag in der Musik am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Franz Kullak. Leipzig, F. E. C. Leuckart (Constantin Sander). 1898.

Laehr. — Die Darstellung krankhafter Geisteszustände in Shakespeares Dramen. Von Dr. Hans Laehr. Stuttgart, Paul Neff. 1898.

Lapidoth. — Goëtia, die Priesterin der schwarzen Kunst. Roman. Von Fritz Lapidoth. Einzig berechtigte Uebersetzung. Dresden, Heinrich Minden.

Lehmann. — Die Systematik der Wissenschaften und die Stellung der Jurisprudenz. Rede von Heinrich Otto Lehmann. Marburg, N. G. Elwert. 1897.

Levi. — Wandlungen. Von Cesare Augusto Levi. Deutsche Ausgabe. Leipzig, August Schultze. Literarische Anstalt. O. J.

Lichtwark. — Deutsche Kunststädte. Von Alfred Lichtwark. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1898.

Lichtwark. — Die Wiedererweckung der Medaille. Von Alfred Lichtwark. Mit Abbildungen. Dresden. Gerhard Kühtmann. 1897.

Lichtwark. — Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. Von Alfred Lichtwark. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1897.

Lichtwark. — Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. Von Alfred Lichtwark. Zweite Auflage. Mit 16 Abbildungen. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1898.

Lie. — Lindelin. Märchendrama in 4 Akten. Von Jonas Lie. Leipzig, G. J. Göschen. 1898.

Lipparini. — I sogni. Sonetti di Giuseppe Lipparini. Publicato a cura del tesoro in Bologna. 1898.

Lollis. — Augusto Platen-Hallermünde. Di Cesare de Lollis. Roma. Forzani E. C. Tipografi del senato. 1897.

Mant. — Die Grafen von der Glinze. Roman. Von Roderich Mant. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Milbach. — Moderne Gladiatoren. Roman von Carl Milbach. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1897.

Mühlbrecht. — Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwicklung bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Bücherwesens. Von Otto Mühlbrecht. Zweite, verbesserte und mit 213 Textabbildungen, sowie 11 Kunstbeilagen versehene Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1898.

Müller. — Die Keuschheitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung. Von Dr. phil. Josef Müller. Mainz, Franz Kirchheim. 1897.

Müller. — Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Von Dr. phil. Josef Müller. Mainz, Franz Kirchheim. 1897.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Von W. Spemann. Dritter Jahrgang. Zweite Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Nürnberger. — Papstthum und Kirchenstaat. 1. Vom Tode Pius VI. bis zum Regierungsantritt Pius IX. (1800—1846). Von Aug. Jos. Nürnberger. Mit bischöflicher Approbation. Mainz, Franz Kirchheim. 1897.

Ophüls. — Brahms-Texte. Vollständige Sammlung der von Johannes Brahms componirten und musikalisch bearbeiteten Dichtungen. Herausgegeben von Dr. G. Ophüls. Berlin, N. Simrock. 1898.

Philippi. — Die Kunst der Renaissance in Italien. Fünftes Buch. Von Adolf Philippi. Leipzig, E. A. Seemann. 1897.

Polle. — Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. Von Professor Dr. Friedrich Polle. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Poschinger. — Bismarck-Portefeuille. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

Poschinger. — Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von Heinrich von Poschinger. Dritter Band. Der Bundesrath des Deutschen Reiches (1874—1878). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

Pötting. — Martha's Tagebuch. Nach dem Roman „Die Waffen nieder!" von Bertha von Suttner. Für die reifere Jugend bearbeitet von Hedwig Gräfin Pötting, illustrirt von Adrienne Gräfin Pötting. Dresden, E. Pierson. 1897.

Rathmann. — Reales und Ideales. Neue Gedichte von Paul Rathmann. Dresden, E. Pierson. 1898.

Ratzenhofer. — Die sociologische Erkenntniß. Positive Philosophie des socialen Lebens. Von Gustav Ratzenhofer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1898.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprüchwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Bis zum elften Heft. Kempten, Jos. Kösel. O. J.

Richter. — Prosa und Verse. Von Marie Richter. Dresden, E. Pierson. 1898.

Rittland. — Welt-Bummler. Aus der Erinnerungsmappe eines Konsuls. Von Klaus Rittland. Berlin, F. Fontane & Co. 1898.

Roland. — Italienische Landschaftsbilder von Emil Roland (Emmi Lewald). Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). O. J.

Rülf. — Metaphysik. Von Dr. J. Rülf. Vierter Band. Wissenschaft der Geisteseinheit. Leipzig, Hermann Haacke. 1897.

Ruths. — Experimental-Untersuchungen über Musikphantome und ein daraus erschlossenes Grundgesetz der Entstehung, der Wiedergabe und der Aufnahme von Tonwerken. Von Dr. Ch. Ruths. Darmstadt, H. L. Schlapp. 1898.

Schaukel. — Heinrich Heine. Sein Leben in seinen Liedern (1797—1856). Ein Breviarium zum 100. Geburtstage (13 December 1897). Herausgegeben von Richard Schaukel. Berlin, Fischer & Franke. 1897.

Schenck. — Poetische und andere Streifzüge durch Schweden. Von Ottilie Schenck. Marburg, N. G. Elwert. 1897.

Schelwe. — Arthur Freyer. Roman von Otto Schewe. Berlin. Im Selbstverlage. 1897.

Schlaikjer. — Der Schönheitswanderer. Novellen und Skizzen von Erich Schlaikjer. Illustrirt von Reinhold Neubauer. Berlin, Eugen Kundt.

Schlenther. — Gerhard Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung von Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer. 1898.

Schrader. — Einst und heut. Gedichte von Ernst Schrader. Leipzig, Eduard Avenarius. 1898.

Schnitzer. — Käthe, Ich und die Anderen. Neue Erfahrungen und Erlebnisse aus junger Ehe. Von Manuel Schnitzer. Berlin, Friedrich Schirmer. 1898.

Schultz. — Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. Von Alwin Schultz. Mit Textillustrationen, Tafeln und Farbendrucken. Bis zur achtzehnten Lieferung. Berlin, Historischer Verlag Baumgärtel. 1897.

Schultz. — Mathematische und technische Tabellen für Handwerker- und Fortbildungsschulen. Von E. Schultz. Zweite Aufl. Essen, G. D. Baedeker. 1897.

Schultz. — Vierstellige Logarithmen der gewöhnlichen Zahlen und der Winkelfunctionen zum Gebrauche an Gymnasien. Von E. Schultz. Essen, G. D. Baedeker. 1897.

Schultz. — Vierstellige mathematische Tabellen (Ausgabe A) für gewerbliche Lehranstalten. Von E. Schultz. Zweite Aufl. Essen, G. D. Baedeker. 1897.

Schultz. — Vierstellige mathematische Tabellen (Ausgabe B) für höhere Schulen. Von E. Schultz. Zweite Auflage. Essen, G. D. Baedeker. 1897.

Schweitzer. — Emin Pascha. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens mit Benutzung seiner Tagebücher, Briefe und wissenschaftlichen Aufzeichnungen von Georg Schweitzer. Mit einer Karte, acht Portraits und einer Anzahl Autographien. Berlin, Hermann Walther. 1898.

Schweizer. — Federstiel und Wanderstab. Gedichte von Josef Schweizer. Graz, „Leykam". O. J.

Siebold. — Die Flottenfrage in Beziehung zu Deutschlands Weltpolitik von Alex. Freiherrn v. Siebold. Würzburg und Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. 1897.

Spamer's illustrirte Weltgeschichte. — Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Register. Leipzig, Otto Spamer. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Ein Meteor.

Mittheilungen eines Alltagsmenschen.

Von

Max Halbe.

[Nachdruck untersagt.]

Ich kannte Fritz Johst seit der Schulzeit. Es wird an die zwanzig Jahre her sein, als ich seinen Namen zum ersten Mal hörte. Er war mir um einige Klassen voraus und blieb es auch, so daß ich auf Secunda saß, als er bereits, mit dem Abiturientenzeugniß Nummer Eins in der Tasche, unser altersgraues Gymnasialstädtchen verließ, um auf dem entgegengesetzten Ende Deutschlands in Straßburg die Universität zu beziehen.

Er wird damals wenig über siebzehn gewesen sein. Jedenfalls war er der jüngste Absolvent, der seit Langem aus unserem Gymnasium hervorgegangen war. Jedermann interessirte sich für den hübschen, groß gewachsenen, dunkeläugigen jungen Studenten, dem die Welt sich so früh erschließen sollte. Wir Zurückbleibenden beneideten ihn über die Maßen und zählten die Monate oder Jahre, wo wir ihm nachfolgen würden. Ich sehe ihn noch bei der feierlichen Entlassung der Abiturienten in der Aula unseres Gymnasiums die Festrede halten. Alle Augen richteten sich auf ihn, als er schlank und elegant, dabei über seine Jahre reif, das Podium betrat. Besonders die jungen Mädchen der Töchterschule, die bei solchen Gelegenheiten immer sehr zahlreich anwesend waren, reckten sich die Hälse nach ihm aus, denn Fritz Johst, so jung er war, stand im Rufe eines feurigen Liebhabers und Mädchenverehrers. Man erzählte sich Geschichten von ihm, daß er gewagt habe, sich seiner Flamme sogar vorstellen zu lassen, was als besondere Kraftleistung galt, da die Meisten von uns ihre Verehrung für die Angebetete scheu im Busen bargen, nur von ferne auf den geheiligten Spuren wandelten und vor jeder näheren Bekanntschaft wie vor einer Entweihung Reißaus nahmen. So war Fritz Johst zum Rufe eines Helden, fast eines Don Juan gekommen, und die anwesenden Mütter und Pensionstanten runzelten bedenklich die Stirn, als die Hälse ihrer Schutzbefohlenen sich so sehnsüchtig nach dem jungen studentischen Festredner ausreckten.

Immerhin war auf mildernde Umstände für den begabten jungen Mann, den einzigen Sohn vermögender Eltern, zu erkennen, wenn er nur jetzt zur Einsicht kommen und nicht im Strudel des Studentenlebens untergehen wollte. Hatte doch so mancher frühere Zögling des Gymnasiums den besten Schutz gegen böse Anfechtungen darin gefunden, daß er mit der Flamme seiner Schülerzeit die Ringe wechselte und nach bestandenem Examen bei achthundert Thalern Gehalt sie als seine Hausfrau heimführte.

Ob wohl Fritz Johst an etwas Aehnliches dachte, als er erhobenen Kopfes von seinem Podium über die ansehnliche Festversammlung hinwegsprach und seine rollenden Worte in dem mächtigen Saale laut austönen ließ?

Ich war damals zu jung, um mir über solche Gefühle Rechenschaft abzulegen, aber wenn ich mir heute das malitiöse Lächeln zurückrufe, das auf seinem Gesichte spielte, während er sprach, dann kann ich es mir nur so erklären: „Ihr täuscht euch alle in mir," schien er sagen zu wollen. Ich glaube, er hat Recht behalten. Wir haben uns alle in ihm getäuscht.

Des Themas seines Vortrages kann ich mich nicht mehr genau entsinnen, bezweifle aber nicht, daß es literarischer Natur war. Fritz Johst galt bei uns Allen, bei Schülern wie bei Lehrern, für einen zukünftigen Dichter. Zwar hatten wir auf der Secunda nur eine sehr dunkle Vorstellung, wie man so etwas wird, aber wenn einer den Weg dazu finden konnte, so war es Johst. Er schrieb die besten deutschen Aufsätze, wußte Bescheid in allen Classikern, konnte Goethe'sche Hymnen, wie „Prometheus" und „Edel sei der Mensch" aus dem Kopfe recitiren, hatte mit vierzehn Jahren „Wilhelm Meister" gelesen und war bekannt als schwacher Mathematiker, was in unsern Augen allein schon eine bedeutende dichterische Zukunft verhieß. Doch hatte er zu unserm Erstaunen schließlich auch hier eine Probe seiner umfassenden Begabung abgelegt, indem er bei den schriftlichen Arbeiten zum Abiturientenexamen die mathematische Aufgabe zur Befriedigung des alten mißtrauischen Professors löste und somit einstimmig von der mündlichen Prüfung losgesprochen wurde.

Dies war der höchste Ehrentitel, der einem Abiturienten zu Theil werden konnte, und für Johst der würdige Abschluß einer glänzenden Schülerlaufbahn. Beim feierlichen Schlußcommerse trank der Lehrer im Deutschen öffentlich auf das Wohl seines besten Schülers und prophezeite ihm eine siegreiche Zukunft, wobei er ihm noch einmal das classische Ideal ans Herz legte. Möge er dessen stets eingedenk bleiben und so später einmal eine Zierde unseres Gymnasiums werden.

Amen! glaubte ich Johst, in dessen Nähe ich saß, vor sich hinflüstern zu hören, und meinte wieder das spöttische Lächeln auf seinem hübschen, etwas weichen Gesichte zu bemerken. Oder irrte ich mich?

Ich kannte Johst damals nur oberflächlich. Der Abstand zwischen einem Secundaner und einem Abiturienten entfernt Vertraulichkeit. Später gibt sich das. Ich weiß nur, daß ich, wie die meisten Andern, Johst bewunderte und ihm das Höchste zutraute. Denn er schrieb nicht nur die besten Aufsätze, er hielt auch an der Kneiptafel die witzigsten Reden und vertrug so viel wie zwei. Solche Menschen mußten zu Großem bestimmt sein, das war die

allgemeine Schüleransicht. Zweifellos, aus Johst würde ein Dichter werden, vielleicht auch ein Minister, vielleicht sogar beides, wie Goethe, unser Gott.

Natürlich studirte er Jura, würde also die schönste Zeit haben, nebenbei zu schreiben. Eine Anzahl von Gedichten Johst's circulirten in unsern Kreisen. Es waren meistens Spottverse auf bekannte Persönlichkeiten der Stadt, auch auf spröde Töchterschülerinnen, die Johst's Unwillen gereizt hatten. Hier und da schlugen tiefere Töne an, Weltschmerz, Lebensüberdruß, Einsicht in die Eitelkeit alles Irdischen. Mit sechzehn Jahren weiß man das. Wir kannten die Verse auswendig und betrachteten sie als Johst's dichterisches Vermächtniß an uns Zurückbleibende, als er nun schied. Noch lange nachher flogen seine Spottreime von Mund zu Mund.

Jahre vergingen. Immer spärlicher floß die Kunde von dem jungen Studenten, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Offenbar studirte er und sammelte seine Kraft für das juristische Examen.

Inzwischen verließ ich selbst das Gymnasium, trieb mich einige Semester auf kleinen Universitäten herum und ging dann nach Berlin, wo ich bald in die Kreise junger gährender Literaten gerieth. Warum? weiß ich selbst nicht. Literarischen Ehrgeiz besaß ich eigentlich nicht mehr. Mein Römerdrama lag schon hinter mir.

Ich hatte überwunden und fühlte mich als Durchschnittsmenschen. Wir können nicht alle Genies sein. Einige wenigstens müssen die ordinären Arbeiten besorgen, wie Actenschreiben und Krankebesuchen. Ich bereitete mich für das Letztere vor. Wenn man sein Auskommen hat, läßt sich ganz gut dabei leben.

Trotzdem schmeichelte mir die neugewonnene Beziehung zur Literatur. Man steigt ganz gern in höhere Sphären. Und ich bewegte mich sozusagen in den allerhöchsten, denn meine neuen Bekannten waren fast durchweg Genies, nur daß sie noch nicht öffentlich als solche anerkannt waren. Aber es würde schon kommen. Die Welt würde es schaudernd erleben. Die Hauptsache ist, wie man's im Busen fühlt, und da kochte es von Sturm und Drang. Die alten Werthe mußten umgemünzt und neue dafür geprägt werden.

Damals kam gerade Nietzsche auf. „Stirb zur rechten Zeit!" hieß eins seiner Worte. Es wurde viel discutirt und galt bald als unumstößliches Axiom. Meine Freunde waren sämmtlich zum freien Tode entschlossen, wenn die Stunde geschlagen haben würde. Ueber den Zeitpunkt waren sie sich nicht ganz einig, aber das würde sich finden. Im Allgemeinen ging die Ansicht dahin, daß man sich nicht überleben dürfe. Sie standen alle zwischen zwanzig und zweiundzwanzig.

Mir leuchtete das sehr ein, nur überließ ich die Controversen den Andern, hielt mich klüglich und ging viel auf den Secirboden. Schon damals interessirte ich mich für Anatomie des Gehirns und bin denn auch wirklich ein ganz tüchtiger Specialist hierin geworden. Vielleicht hat mich der Umgang mit den Genies nicht wenig dafür vorbereitet. Ich bin Fatalist.

Durch meine Zurückhaltung gewann ich mir bald die allgemeinen Sympathien. Auch das größte Genie braucht ein Publicum, und hier waren es ihrer zehn. Ich habe damals so viele Gedichte und Dramen vorlesen hören,

daß ich für mein ganzes Leben genug habe. Episches stand seltener auf der Speisekarte. Ich hörte, daß es veraltet sei. In diesem Kreise traf ich auch Johst wieder. Doch kam er unregelmäßig. Er war eigentlich nur Hospitant, stand aber in hohem Ansehen bei den Genies, da er der Einzige unter ihnen war, der ein Buch herausgegeben hatte. Es war gerade zu der Zeit erschienen und hieß „Lieder eines Verlornen". Nicht nur damals, sondern auch noch heute kann ich nicht umhin, die Gedichte schön und eigenartig zu finden. Wenn ich den schmalen Band mit der eigenhändigen Widmung Johst's aus meinem Bücherschrank hervorziehe und die schon etwas vergilbten Reime durchblättere, dann fühle ich mich immer von Neuem ergriffen, und es weht mich wie ein Hauch jener tollen Sturm- und Drangzeit an, die ich einst selbst als junger Mediciner, wenn auch nur passiv und sozusagen leidend, mitgemacht habe.

Jedenfalls halte ich die „Lieder eines Verlornen" für den stärksten lyrischen Ausdruck, den die Bewegung gefunden hat, für die bindende Form jenes großen Umschmelzungs- und Läuterungsprocesses, der damals in der Literatur vor sich ging, und daß dies auch die Meinung der Zeitgenossen im Allgemeinen, nicht nur der erwähnten Genies war, ergibt sich aus dem schnellen Absatz des Buches, gleich bei seinem Erscheinen. Es wurden kurz nach einander mehrere Auflagen vergriffen. Die Presse bemächtigte sich des Falles, die Anhänger schleuderten den Ball, die Gegner griffen ihn auf und gaben ihn zurück, das Publicum wurde aufmerksam und kaufte, und der Erfolg war fertig. Wer älter wird, kann das Schauspiel alle paar Jahre sich wiederholen sehen. Damals war es mir neu.

Ich kämpfte, soweit meine Zeit es erlaubte, lebhaft mit. Natürlich auf Seiten Johst's. Von den Einen als Antichrist in die Hölle verdammt, von den Andern in den Himmel erhoben, als der Held, der die neue Richtung zum Siege geführt hatte, war er der Mann des Tages. Seine Sonne war glänzend aufgegangen und überstrahlte alle kleineren Sterne. Er war kaum zweiundzwanzig Jahre alt. Wie früher auf dem Gymnasium seine Lehrer, so prophezeite ihm jetzt die Kritik eine glänzende Dichterlaufbahn. Selbst die Gegner gestanden unter der Hand zu, daß man es mit einem beachtenswerthen Talent zu thun habe. Das Publicum und seine Freunde sprachen von Johst als von dem Genie der Zukunft.

Ich war stolz auf meinen ehemaligen Mitschüler. Wir hatten ja immer gewußt, daß etwas Besonderes in ihm steckte. Wir hatten es vorausgesagt, als noch Niemand ihn kannte. Was wohl der Lehrer im Deutschen von Johst's „Liedern eines Verlornen" denken mochte? Die heißen Liebesverse und die leidenschaftlichen Anklagen gegen die Welt- und Gesellschaftsordnung stimmten wenig zu dem classischen Ideal, das dem Lehrer auf jenem Commerse vorgeschwebt hatte. Um so besser! Ich gönnte es ihm! Mich hatte er nie leiden mögen!

Ich war wie berauscht von dem Feuerwein dieser Strophen und brauchte ein paar Tage, um mich zu erholen und die nöthige Sicherheit für das Secirmesser zurückzugewinnen. Am liebsten hätte ich damals noch den ganzen wissenschaftlichen Plunder an die Seite geworfen und wäre mit fliegenden

Fahnen zu den Genies abgerückt. Aber zum Glück besann ich mich noch. Der Alltagsmensch siegte. Ich danke meinem Schöpfer dafür.

Als ich Johst wieder traf, drückte ich ihm begeistert die Hand. Viele Worte fand ich nicht, aber es mußte wohl in meinen Augen stehen. Von da an wurden wir Freunde, während wir uns bisher beide zurückgehalten hatten, ich, um mich nicht aufzudrängen, er, weil er mich vielleicht nicht ganz für voll angesehen hatte und außerdem eine verschlossene, einsame Natur war, die sich nur selten anvertraute. Wenigstens wußten die Genies, in deren Kreise er verkehrte, so gut wie nichts von seinem Privatleben. Er liebte, sich mit einem geheimnißvollen Schleier zu umgeben und war oft Tage lang unsichtbar, was übrigens den picanten Reiz seiner Persönlichkeit für die Außenwelt nicht wenig erhöhte. Ob er es etwa deshalb that, weiß ich nicht. Nicht unmöglich!

Mir gegenüber gab er sich offener. Ganz aus sich herausgegangen ist er wohl auch nicht. Ein bißchen Komödie ist immer dabei gewesen. Jetzt weiß ich das, und ich glaube auch zu wissen, warum. Er war eben nicht der, für den wir ihn alle hielten, deshalb mußte er immer etwas dazu thun, und weil er sich selbst am besten kannte, darum flimmerte auf seinem fein geschnittenen Gesicht so oft jenes malitiöse Lächeln, als mache er sich insgeheim über uns und unsere Verehrung lustig und litte doch in tiefster Seele darunter. Aber wie gesagt, das Alles ist mir erst viel später aufgegangen. Damals stand ich, obwohl nur wenig jünger, ganz in seinem Bann.

Es war auch wirklich ein glänzender Mensch mit seinen zwei-, dreiundzwanzig Jahren. Alle seine Gaben hatten sich voll entfaltet. Frühreif war er von jeher gewesen. Jetzt schien seine Blüthezeit gekommen. Wenn ich mir den jungen Goethe während seiner Straßburger Zeit vorstellen wollte, so mußte ich unwillkürlich an Johst denken. Ich habe selten wieder einen Menschen getroffen, der schon durch sein Aeußeres so zu fasciniren und überzeugen wußte. Dabei war er nicht eigentlich schön, aber in seinen dunkeln, schwermüthigen Augen lag etwas Unergründliches, was auf den ersten Blick interessirte, und wenn er redete, bekamen seine Züge einen hinreißend lebendigen Ausdruck. Man mußte ihm zuhören, ob man wollte oder nicht. Sein schon auf der Schule stattlicher Schnurrbart hatte sich üppig entwickelt. Das braune Haar fiel wellig in die Stirn. Der Ton der Stimme war weich und einschmeichelnd, wie der ganze Mensch trotz seiner Zurückhaltung. Ein sinnlicher Reiz ging von ihm aus, der wie ein Narkoticum auf die Nerven der Frauen wirkte.

Es gibt Sonntagskinder des Glücks, und Johst schien eines zu sein. Sorgen kannte er keine. Seine Eltern, wohlhabende Landleute, thaten Alles für den einzigen Sohn, den Stolz ihrer Tage. Das Leben lag mühelos vor ihm. Nie ist mir ein Zweifel an der Beständigkeit all' dieses Glückes gekommen. Auch darin ist er mir überlegen gewesen.

Wir sprachen viel von seiner Zukunft, und ich glaube, es waren die anregendsten Stunden meines Lebens, die ich mit ihm verbracht habe. Von mir war nie die Rede, was war da auch viel zu sagen, desto mehr von seinen dichterischen Plänen, die alle ins Große gingen. Sein Studium hatte er natürlich längst aufgegeben und wollte ganz seinem Schaffen leben. Eine

Menge von Ideen kreuzten sich in seinem Kopf, eine verwegener als die andere, aber keine genügte ihm für das Zukunftswerk, mit dem er die Welt von der Rechtmäßigkeit seines ersten Erfolges überzeugen wollte. Denn der Gedanke quälte ihn, man könne an der Tragweite seines Talentes zweifeln. Es gab auch wirklich vereinzelte Stimmen, zu Anfang freilich nur selten, die seine „Lieder eines Verlornen" als einen Zufallserfolg hinstellten und weitere Proben seines Könnens verlangten. Solche Zweifler wollte er durch irgend ein unerhörtes Werk widerlegen, vielleicht auch, wer weiß es, die eigenen Bedenken durch krampfhaftes Ringen ersticken. Es war ein ewiges Suchen und Verwerfen und Von-Neuem-Suchen, was ihn umtrieb und ihn bei keiner Arbeit so recht Ruhe finden ließ.

Eines Tages machte er mich mit seiner Geliebten bekannt. Unter all' seinen Freunden war ich der Einzige, den er dieses Vertrauens würdigte. Sonst hielt er das Mädchen beinahe ängstlich versteckt, zeigte sich nie mit ihr in öffentlichen Locälen und sprach auch selten von dem Verhältniß. Und doch hätte er mit Maria Aufsehen machen können. Sie trug ihren Namen nicht mit Unrecht. Noch heute denke ich mit einer gewissen Rührung an den kindlich-madonnenhaften Schnitt ihres Gesichtes und den flehenden Ausdruck ihrer braunen Augen. Es lag so etwas wie eine Bitte um Schonung darin und wie eine Ahnung von trübem Ende. Sie hat sich dann auch wirklich einige Zeit später, wie ich nachmals erfuhr, durch einen Sprung in die Spree allem kommenden Jammer, der ja unausbleiblich war, entzogen. Denn Johst war nicht der Mann für eine Heirath oder auch nur für dauernde Treue. Maria war ihm nur ein Spielzeug wie Andere auch, freilich eins, an dem er vielleicht zärtlicher gehangen hat, als es sonst seine Art war. Doch wer will behaupten, daß er das Geheimniß dieser seltsam complicirten und widerspruchsvollen Natur ergründet gehabt hätte. Vielleicht hat Maria doch mehr für Johst bedeutet, als er selbst gewußt oder Andern verrathen hat, ja vielleicht hätte sie der gute Genius seines Lebens werden können, wenn . . . . Nun, wenn es eben so bestimmt gewesen wäre! Im späteren Schicksale des Dichters mag man einige Fingerzeige finden, die darauf hindeuten.

Wie dem auch sei, an jenem Nachmittage, dem ersten und letzten, den ich mit dem Pärchen verbracht habe, war von so düstern Betrachtungen keine Rede. Es lag nur wie ein zarter Schleier über Maria's Augen. Im Uebrigen war das Glück der beiden Sünder in seiner Maienblüthe.

Sie tollten und küßten sich um die Wette, während wir zu dreien am Rande des Grunewaldes längs der Havel entlang zogen. Ich glaube, ich habe ein etwas trübseliges Gesicht zu dem verliebten Spiel geschnitten, denn die Kleine hatte es mir mit ihren schwermüthigen Augen angethan, die freilich manchmal von Lebenslust nur so glühten. Man sah es diesem Madonnengesichtchen gar nicht an, wie ausgelassen es lachen und die weißen Zähne zeigen konnte. Die ganze unverdorbene und ungebrochene Sinnlichkeit, die für die Mädchen aus dem Volk Glück und Lebensschicksal zu sein pflegt, steckte auch in Maria. Wer den Schlüssel zu dieser Sinnlichkeit nicht findet, sieht sie keusch und unzugänglich. Ist der Richtige gekommen, so gibt es kein Aufhalten mehr.

Es vollzieht sich nach Naturgesetz. Das Gretchenschicksal liegt ihnen Allen im Blut. Maria erging es nicht anders mit Johst. Wenn ich ihn jemals um sein Glück beneidet habe, so war es an jenem Frühlingsnachmittag. Maria merkte natürlich, wie mir zu Muthe war. So etwas spüren die Frauen sofort. Aber all' ihre zarte Theilnahme konnte mich wenig trösten. Immer wieder sah ich, wie ihre Augen zu Johst hinüber spielten und ihre Hände sich mit den seinen begegneten. Ich blieb der komische Dritte, der zusehen muß. Ob Johst mir das absichtlich angethan hat? Solche Uebermenschen sind zu Allem fähig.

Ich war klug genug, ihm keine weitere Gelegenheit zu diabolischen Triumphen zu geben. So schwer es mir fiel, ich habe alle Einladungen Johst's ausgeschlagen und bin Maria überhaupt nie mehr im Leben begegnet.

Bald danach war das Semester zu Ende. Ich reiste zu den Ferien, und als ich im Winter wieder kam, war Johst verschwunden. Es hieß, er sei auf Reisen gegangen.

Von Maria hörte ich nichts mehr. Niemand aus unserem Kreise hatte sie gekannt. Niemand wußte, was aus ihr geworden sei. Ihren Ausgang habe ich erst später zufällig erfahren. Es muß in jener Zeit geschehen sein.

Wer weiß, wenn ich sie wieder getroffen hätte . . . . Vielleicht hätte ich ihr helfen können. Vielleicht auch nicht! Unser Schicksal steht uns ja Allen in den Sternen geschrieben. Was nützt es, dem Unabwendbaren nachzugrübeln!

Wieder vergingen Jahre, Jahre für mich des Brodstudiums, angestrengter Berufsarbeit. Es galt, auf dem heißen Boden Berlins eine Existenz erringen. Für literarische Träume fehlte mir Zeit und Lust. Mit Johst's Weggang war auch der Hauptantrieb fort, der mich noch zu den Genies geführt hatte. Ich kam seltener und seltener und blieb schließlich aus. Auch der Kreis selbst löste sich auf. Mit fünfundzwanzig bis höchstens dreißig Jahren vergeht den meisten Menschen das Geniethum. Die Bäume blühen ja auch nur einmal im Jahr, und dann auf kurze Zeit. Meine Freunde waren von der Art gewesen. Nach verrauschtem Sturm und Drang wurden die meisten brave Journalisten. Ein paar nahmen es sich all zu sehr zu Herzen, daß nicht alle Blüthenträume reiften, und verkamen bei Weibern und Absinth. Einer von ihnen wurde Phthisiker und starb. Zwei nahmen Cyankali. Einer hat schließlich in eine Lederfabrik geheirathet. Ich traf ihn neulich. Er ist der Zufriedenste von uns Allen.

Und Johst selbst? Das Genie der Zukunft, der Mann, auf den nicht nur seine Freunde, sondern auch seine Gegner gerechnet hatten, der Einzige aus dem ganzen Kreis, der etwas Positives geleistet hatte . . . . Man sprach weniger und weniger von ihm. Die Zeitungen brachten noch ein paar Mal kurze Notizen über ihn und seine Pläne, dann verstummten sie. Es wurde still von dem Namen. Neue Erscheinungen drängten sich vor. Schließlich hatte man ihn halb und halb vergessen.

Manchmal vor dem Einschlafen mußte ich an Johst und unsere alte Freundschaft denken. Was mochte wohl aus ihm und seinem Schaffen geworden sein? Erschienen war nichts mehr von ihm seit den „Liedern eines

Verlornen", das wußte ich. Ob er noch immer um den entscheidenden Ausdruck seiner Persönlichkeit rang? Ob er es aufgegeben hatte? Was er trieb, was er that? Ob er am Ende auch nur so ein Pubertätsgenie war, dem es einmal geglückt war und nicht wieder. . . . Wer wollte all' diese Fragen beantworten!

Ich mußte mich gedulden und auf den Zufall warten, der uns wieder zusammen führen würde.

Ich glaube an eine Gesetzmäßigkeit in diesen Dingen. Man trifft sich unfehlbar wieder, das habe ich oft erfahren. Auch mit Johst. Ich sollte ihn noch nicht zum letzten Mal gesehen haben.

Eines Nachmittags — es war im Spätherbst und etwa zehn Jahre nach unserem Abschied — kam er in meine Sprechstunde. Ich hatte schon etwas Ruf als Arzt. Daher mochte ihm mein Name aufgestoßen sein.

Ich erschrak ordentlich, als ich ihn eintreten sah. So verändert schien er mir. Sein Gesicht war schwammig geworden. Tiefe Spuren innerer Kämpfe hatten sich um Mund und Nase eingezeichnet. Die einst freie und heitere Stirn war umwölkt. Die leidenschaftlichen Augen flackerten unstät. Der mephistophelische Zug, der von Jugend auf in seinen Zügen angedeutet gewesen war, hatte sich verschärft. In Augenblicken der Ruhe hing sein Unterkiefer schlaff herab, wie man es bei Leichen sieht.

Aeußerlich trug er sich elegant einfach, wie immer, doch ohne die schlanke Grazie von früher. Er war corpulent geworden. Auch sein Gang war lange nicht mehr so agil und elastisch. Das dunkle Haar an den Schläfen war ergraut. Der Frühreife hatte früh gealtert. Alles in Allem machte er den Eindruck eines älteren Schauspielers, dem man noch immer den schönen Mann ansieht. Aber der herbstliche Eindruck herrschte vor.

Auch in seiner Sprechweise. Es lag etwas Müdes, Abgelebtes darin, wenigstens zu Anfang. Allmählich wurde er lebhafter, zugänglicher. Das alte Feuer loderte wieder auf.

„Also keine Untersuchung, keine Pro- und Diagnose!" erklärte er bestimmt. „Ich bin zum Menschen gekommen. Nicht zum Arzt! Mit den Aerzten bin ich längst fertig. Ich kenne meinen Zustand am besten und weiß, was ich zu thun habe! Ich wollte Dich noch einmal wiedersehen, das ist Alles. Ich habe immer eine gewisse Schwäche für Dich gehabt."

Ich lachte und verneigte mich.

„Nein, nein, Scherz bei Seite! Ich habe immer was von Dir gehalten, und ich freue mich, daß ich mich nicht getäuscht habe. Du bist einer von den Soliden, die sich langsam entwickeln, dafür aber um so länger dauern. Ich gebe Dir noch eine Zukunft."

„Die haben wir hoffentlich beide," sagte ich.

„Nein, ich nicht!" antwortete er schroff. „Ich habe nur eine Vergangenheit. Siehst Du jetzt, daß Du der Glücklichere bist? Ich habe Dir das immer prophezeit. Du hast es nicht glauben wollen. Heute beneidest Du mich nicht mehr, wie vor Jahren."

Ich wußte nicht recht, was ich ihm erwidern sollte. „Ich habe meinen Beruf," sagte ich, „und bin zufrieden. Ich habe mich resignirt mit dem, was ich bin. Man kann nicht Alles sein wollen. Man verliert sich zu leicht."

Er lachte bitter.

„Hör' ich den alten Gordon wieder! Ja, ja, die Alltagsphilosophie! Aber es conservirt! Es conservirt! Man sieht's an Dir!"

„Ich habe meine Grenzen immer gekannt," sagte ich. „Das Allmenschenthum überlaß ich Größern, und auch für die ist es ein gefährliches Spiel."

Ich sah ihn bedeutsam an. Er schwieg und preßte die Lippen zusammen.

„Denkst Du noch an jenen Ausflug längs der Havel?" fragte er plötzlich. „Zusammen mit Maria?"

Ich bejahte leise. Er fuhr langsam fort.

„Es war die beste Zeit meines Lebens. So etwas wird nie wieder kommen."

Ich zuckte mit den Achseln.

„Nie wieder kommen!" wiederholte er fest. „Mache mir nichts vor, was Du selbst nicht glaubst! Vorbei ist vorbei! Ich hätte Maria nicht verlieren sollen. Das war der Umschlag. Seitdem ging Alles quer."

„Es lag doch an Dir?"

„Es lag in mir!" betonte er und schwieg wieder. Von seinem Schaffen hatte er noch kein Wort gesprochen. Ich hielt mich natürlich zurück.

Jetzt begann er, als koste es ihm Mühe.

„Du hältst mich natürlich auch für vollständig passé als Dichter? Bitte, Offenheit! Keine Umschweife!"

Ich sagte, daß mir nichts Neues mehr von ihm bekannt geworden sei. Allerdings sei ich vielleicht nicht ganz auf dem Laufenden. Jede Zeile von ihm würde mich interessiren. Ich läse noch heute viel in den „Liedern eines Verlornen". Ich wüßte nichts, was mir darüber ginge von modernen Werken.

Meine Worte schienen ihm wohl zu thun. Er sah wohl, daß ich es aufrichtig meinte.

„Gut!" sagte er. „Du sollst etwas Neues von mir zu lesen bekommen. Es ist zwar ein Fragment, aber es mag Dir Manches sagen. Vielleicht wird Dir mein Wesen klarer werden. Vielleicht auch nicht! Dann thut es nichts. Wir sind uns ja Alle fremd. Wenn Du in den nächsten Tagen das Manuscript erhältst, lies es, und wenn Du dann magst, komm' zu mir! Ich hätte Dir etwas mitzutheilen. Leb' wohl!"

Er drückte mir in einer seltsam gerührten Art die Hand und schied. Ich ahnte nicht, daß es ein Lebewohl für immer war. Ich seh' ihn noch langsam, mit gesenktem Kopf, zur Thür hinausgehen. Das war am Montag. Am folgenden Sonnabend, es war der letzte im November, erhielt ich das Packet mit dem versprochenen Manuscript. Nur wenige Zeilen von Johst's Hand lagen bei:

„Komm' morgen früh in meine Wohnung! Ich erwarte Dich bestimmt! Wenn Dir an mir etwas gelegen ist, so komm'! Lies aufmerksam! Ein Schuft,

der mehr gibt, als er hat. Ueber sich selbst kann Niemand weg! Bin ich ein Räthsel, so sei es nun gelöst! Am Vorabend meines dreiunddreißigsten Geburtstages! Salut! Fritz Johst."

Seltsam! Nachträglich wundere ich mich, daß mir der Ton des Schreibens nicht sofort aufgefallen ist.

An jenem Abend fand ich nichts Besonderes daran. Ein Mensch wie Johst hatte wohl seine eigene Art zu schreiben.

Spät Abends legte ich mich auf den Divan und begann zu lesen. Ich merkte bald, daß mit dem Helden des Fragments Johst selbst gemeint war. Um so mehr steigerte sich mein Interesse. Ich lasse das Bekenntniß, so darf ich es wohl nennen, im Nachstehenden folgen. Wer sich einmal für Johst interessirt hat, der wird es nicht ohne Theilnahme lesen und vielleicht einen Beitrag zur Erklärung seiner problematischen Persönlichkeit darin finden. Es ist im erzählenden Ton gehalten und lautet wie folgt.

I.

Ein scharfer, frostiger Wind blies durch die zugigen Straßen. Der Himmel erschien finster und wolkenbedeckt im düsterrothen Widerschein all des tausendfachen Lichtes, das von Straßen und Plätzen, aus Kaufläden und Werkstätten, aus menschendurchbrausten Tanzsälen und einsamen Grüblerstübchen zu einem einzigen unermessenen Meere hoch über diesem aufgethürmten Steinhaufen und seiner wimmelnden Menschenbrut zusammenfloß. Wie mit gerunzelter Stirn, thränenlos und drohend, starrte der Nachthimmel tief hinab in all dies unbegreifliche Ameisentreiben. Kein Tropfen fiel aus den schweren Wolken auf den kalten, blendenden Straßenasphalt. Schnee und Eis schienen sich dort oben in einander zu ballen. Schon spürte man durch die Lüfte das ferne Flügelrauschen des Winters.

Brandt fühlte ein behagliches Frösteln, wie er so in seinem schweren dichten Mantel sich durch die Menge drängte, bald wieder in stilleren Straßen traumverloren vor sich hin schlenderte. Er liebte diese trockene Kälte, die nicht mehr Herbst und doch noch nicht Winter war, wie er alle Uebergänge zwischen den Jahreszeiten und alle gebrochenen Stimmungen liebte.

Vielleicht bist du selbst dergleichen, dachte er bei sich, und ahnst in Leben und Natur die verwandte Seele. Zu viel bist du und doch wieder zu wenig. Darum sind dir die Anderen voraus, die nur Eins sind, aber das Eine ganz. Ja, wer das Leben in seiner Fülle umspannen könnte! Aber dazu ist es zu reich, zu complicirt. Und wer es doch versucht, den sprengt es aus einander. Das sind die Glücklichen, die gar nicht auf solche Gedanken kommen, die sich hübsch bescheiden mit dem einen Trieb, den ausleben, nicht nach rechts, nicht nach links, immer nur gradaus sehen, denen keine Nebenabsicht den besten Text verdirbt. Ja, man spielt ein gefährliches Spiel. Aber kann man denn anders spielen, wenn man nun eben die Karten mitbekommen hat? Will man der falsche Spieler sein, der aus fremden Karten spielt? Nein! Soll ich an meinen Karten zu Grunde gehen, sei's drum! Dann war es wohl von allem Anfang an bestimmt. Ihr habt klug reden von Geschlossenheit

und allen guten Dingen. Ihr wart eben immer geschlossen, braucht es nicht erst zu werden, wenn ihr euch das auch nachträglich einbildet. So etwas kann man nicht wollen. Man ist es oder man ist es nicht. Dann wehe! Dunkel, dunkel ist der Weg!

Halblaut flüsterte er die letzten Worte vor sich hin und hob den tiefgesenkten Kopf. Achtlos der Richtung, war er von Straße zu Straße geschlendert. Er mußte weitab gerathen sein von seiner Wohnung und von dem breiten Strom der abendlich heimkehrenden Arbeitermassen. Rings um ihn war es einsam und halb dunkel. Ein paar verlorene Gaslaternen flimmerten hin und wieder auf seinen Weg. Das gelbe Licht kämpfte vergebens gegen die Finsterniß ringsum. Wie zusammengekauert umschloß es die Laternenpfähle, als wehre es sich gegen den unsichtbaren Feind. So oft Brandt einen solchen engen Lichtkreis durchschritt, erkannte er deutlicher seine eigenen Umrisse und die der wenigen ihm Begegnenden. In schmerzlichster Trauer zog sich sein Herz zusammen. Ihm war, als müsse das jetzt immer so bleiben, und keine neue Sonne mehr werde über seinem Leben aufgehen.

Plötzlich erkannte er im fahlen Gaslicht die Straße und das Haus, an dem er gerade vorbei ging. Er fuhr zusammen und blieb sinnend stehen. Von diesem bejahrten, verfallenen Hause hatte sein Weg die entscheidende Wendung genommen. Manches Jahr war schon darüber vergangen. Aber er erinnerte sich mit bestimmter Deutlichkeit an die kleinsten Einzelheiten jenes süß berauschenden Sommerabends. Hier im Erdgeschoß zur Linken das Zimmer mit den niedrigen Fenstern und den weißen Gardinen, die noch genau so hingen, wie damals: das war es!

Sein nächster Freund hatte hier ein unruhiges und freudloses Zigeunerdasein geführt, indem er consequent bei Sonnenuntergang aus dem Bett aufstand und seinen Kaffee zu einer Stunde einnahm, wo andere Leute Abendbrot aßen und sich zum Schlafengehen anschickten. Dann loderte sein Lebensmuth mächtig auf. Den Stock in der Rechten, den verschossenen Filzhut auf das wild gelockte Künstlerhaupt gedrückt, zog er hinaus in die abenteuerreiche Nacht. Aber das Ende vom Liede war jedesmal nichts als ein schwerer, bierseliger Kopf und eine späte Heimkehr um Mittag des nächsten Tages.

In jener Zeit hatte Brandt, kaum mehr als zwanzigjährig, seine zärtlichsten Liebestage verlebt. Aus schneller Bekanntschaft war heiße Leidenschaft gewachsen. Wer hätte im Sturm des ersten Liebesrausches an die Zukunft denken sollen! Ueberschwängliche Gegenwart war Alles, toll verliebtes, sehnend banges, sinnenblühendes Heute, das Morgen aber zu weiter auf der Welt nichts Nutz, als dem wild überschäumenden Begehren die endliche, allerletzte, tiefzügige Erfüllung zu gewähren. Leib drängte zu Leib, Sinne zu jugendwarmen Sinnen, die Ketten, die noch vor dem Ineinanderstürzen hemmten, mußten unter dem Drucke übergewaltiger Naturkraft bersten und zerspringen. Gewohnt, sich keinen seiner Wünsche zu versagen, der Leidenschaft, die ihn erfaßte, blindlings nachzugeben, hatte Brandt sich nicht einen Augenblick bedacht, die unerschlossene Rose, die sich schwach und schwächer ihm neigte, zu brechen und im Triumph an seine Brust zu stecken.

Und hier in diesem selben Zimmer, das mit seinen dunklen Fensterscheiben wie aus erloschenen Augenhöhlen den schauernden Betrachter so seltsam todt und geisterhaft anstierte, hier war es geschehen, hier war der Schauplatz ihrer süßesten Stunde. Der zigeunernde Freund hatte sich Brandt's Qual erbarmt und ihm den engen, ach! unvergessenen Raum für einen kurzen heißen Abend zur Verfügung gestellt. Ja, er hatte die Selbstaufopferung so weit getrieben, schon eine Stunde früher als sonst aufzustehen, damit die Wirthin das Zimmer einmal gründlich in Ordnung bringen und es in einen würdigen Zustand für die verliebten Gäste setzen könne.

Das war dann auch geschehen. In nie geahntem Glanze präsentirte sich die vielerfahrene Studentenbude, da Brandt als Erster eintrat und einen Rosenstrauß auf den wackligen Tisch, neben den Strauß aber eine veritable Champagnerflasche stellte.

Und nun rollte sich Zug um Zug vor ihm auf, wie er fiebernd auf Maria gewartet hatte, bald bänglich in der düstern Stube auf- und abgeschritten war, bald vorsichtig zum Fenster in die dämmernde Straße hinausgespäht hatte, ob sie denn nicht endlich, endlich kommen wollte, oder ob sie ihr Entschluß im letzten Augenblick nicht doch noch gereut habe. Eine bange, schwüle Stunde der Erwartung! Denn er wußte, wie ihre unverdorbene Natur zwischen Scheu und Verlangen kämpfte, und war des Ausgangs unsicher.

Aber dann hatte er doch gesiegt. Ja, sie hatte nicht widerstanden. Leise hatte sie geklopft und geöffnet und war ihm fast unter Thränen um den Hals gefallen. Und dann! Wie dufteten die Rosen so schwül! Das ganze Zimmer war von ihrem Geruch erfüllt. Schmeichelnd küßte er die Sinne und löste mit der Spannkraft der Glieder das letzte schwache zärtliche Sträuben, das schon mehr ein An-sich-ziehen und Umfangen war. In den Gläsern perlte der bescheidene Sect. Die alten baufälligen, verschlissenen Möbel erwachten aus vieljährigem Schlaf und horchten verwundert der neuen ach! uralten Melodie. Draußen aber sank der Sommerabend schwül und schwer auf das glühende Pflaster, das Kindergeschrei, das noch manchmal durch die verhangenen Gardinen hereingeklungen war, verstummte allgemach, tiefer die Stille, seltener das Geräusch vorüberklappender Schritte. Die beiden Menschen, der Jüngling und das Mädchen, vergingen mit einander in der Einsamkeit des Menschenmeeres und in dem Schweigen der Nacht.

Brandt überlief es kalt. Er hatte sich gegen die Hausthür gelehnt, übermannt von der Fluth der Erinnerungen. Jetzt war er wieder bei sich und hatte seine Kraft zurückgefunden. Vorbei war es und unwiederbringlich! Allein und verlassen stand der Mann hier in der Novembernacht und betrachtete schwermüthig die dunkle Grabstätte der Vergangenheit. Tief in seinem Innern aber rangen sich Zukunft und neues Leben langsam ans Licht.

Er ging gemach an dem Hause vorüber und sah noch einmal in die todten Fenster. Da war es ihm mit eins, als müsse er selbst sich da hinter der weißen Gardine versteckt halten und plötzlich das Fenster öffnen, um hin-

auszusehen. Dann würden sie sich beide gegenüberstehen und sich fest ins Auge fassen, der Jüngling und der Mann. Warst du das? Bist du's? Sahst du so aus? Hab' ich dich so geträumt?

Ein plötzliches Grausen vor der gespenstischen Zwiesprache trieb dem Einsamen die Haare zu Berge. Er ging schneller und schneller. Bald blieb die Straße hinter ihm.

Aber der einmal geweckte Gedanke verließ ihn nicht. Wer noch einmal anfangen, wer sich von Neuem leben könnte! Nicht ganz von vorn! Nicht wieder die Mühseligkeiten der Kindheit und der Schule! Aber noch einmal zwanzig sein mit den Erfahrungen seines jetzigen Wesens und dann von Neuem hinaus in die Welt! Alt und doch wieder jung! Unverbrauchte jugendliche Kraft von männlicher Reife in die richtige Form gefaßt! O, dann würde er es sich anders einrichten! Keine Vergeudung mehr! Kein unsicheres Vorbeitasten! Resolutes Zugreifen und unerschütterliches Festhalten! Und vor Allem nicht mehr diese unfruchtbare Hypertrophie des rein Geistigen, die jede Thatkraft hemmte und den Menschen unbrauchbar machte für die gesunde, einfache Wirklichkeit. Wer einmal von jenem gefährlichen Safte gekostet hatte, der war verloren für diese reale Welt, in die er nun einmal mit allen seinen Sinnen hineingestellt war, und der er sich doch nie wieder anpassen konnte, weil eben das eine unersetzliche Organ narkotisirt und gelähmt war, der Wille, der Entschluß zur That, die Kraft, sich der Welt oder die Welt sich dienstbar zu machen, je nach Neigung und Können.

O, wer ihm den Willen wiedergegeben hätte, den ungebrochenen Willen der Jugend, der durch keine Vorspiegelungen der Phantasie, nicht durch gewähnte Schreckнisse noch durch trügerische Hoffnungen aus seiner eingeborenen Bahn gelenkt wird!

O, nur einen Weg noch einmal zurück! Noch einmal zwanzig und dann von Neuem anfangen! Wenn es sein mußte als Fabrikarbeiter, Locomotivheizer oder amerikanischer Hinterwälder!

Nie hatte Brandt so tief auf den Grund des Faustischen Verjüngungstrankes geblickt, wie in dieser Stunde schmerzlichster Selbstzerfleischung. Wahrlich, ihm wäre es nicht auf den Tropfen Blut aus seinem Finger angekommen, wenn er sich mit dem Wechsel auf das Jenseits die Fülle irdischer Gesichte hätte erkaufen können! Aber die Zeiten waren vorbei, wo der Dämon erschien, um Sterblichen den Becher der Erneuerung zu kredenzen und sie Helenen in jedem Weibe sehen zu lassen.

Und doch, war dies nicht das einzige Mittel, um wenigstens auf Stunden sich selbst zu entrinnen und in kurzer Sammlung neue Kräfte zum bitteren Kampfe mit dem eigenen Ich zu schöpfen? Wenn kein Gott und kein Teufel sich erbarmten, so mußte der Mensch in seiner Qual selbst zum Tranke des Vergessens greifen und ausathmend seinen Kopf an Weibesbrust legen.

Eine große Leidenschaft: ja, das war es, was ihn retten konnte! Eine große Leidenschaft, die ihm wieder Lebensinhalt gegeben hätte, und mit dem Inhalt auch den schmerzlich-süßen Drang, ihn zu gestalten, mit dem Druck von außen den Gegendruck von innen, woraus der zeugende Funke der Kunst

entsprang und all ihre leuchtenden Farben aufblitzen, das bunte Regenbogenspiel auf dem tiefen, satten Untergrund des Lebens. O wie lange, wie unabsehbar lange hatte der Gott in ihm geschwiegen! War er denn wirklich für immer gestorben? Erweckte nichts, nichts ihn mehr aus seinem Todesschlaf?!

Er umschloß mit beiden Händen den brennenden Kopf und preßte ihn zusammen wie im Schraubstock, aber von innen klang nur das eine dumpfe Wort: Todt! und widerhallend abermals: Todt!

Gewaltsam lenkte er den Blick von seinem Innern auf die Außenwelt und sah erwachend um sich. Er befand sich wieder in der Nähe seiner Wohnung. Wie zufällig fiel sein Blick in die spärlich beleuchtete Plätterei, wo er seine Wäsche hinzuschicken pflegte. Für gewöhnlich gab es dort nichts, was ihn hätte reizen können. Es war ein enger niedriger Keller, in dem bei trübseligem Lampenlicht zwei alte Frauen, eine Mutter mit ihrer buckeligen Tochter, ihr Wesen trieben. Brandt hatte, seiner Wäsche wegen, sich schon manchmal in die Höhle der beiden Hexen verirrt und sich stets schleunig wieder in das freundliche Tageslicht zurückgezogen. Aber heute wurde er eines ganz ungewohnten Anblicks gewahr. Er blieb stehen.

Es waren nicht zwei Personen wie sonst, sondern drei, die da standen und bügelten, und diese dritte war ein schlankes, soweit er unterscheiden konnte, noch junges Mädchen von leichten, gefälligen Bewegungen. Er trat verwundert näher und blinzelte durch die feucht angelaufenen Scheiben der Kellerthüre. Das Mädchen war gerade nach hinten zum Ofen gegangen, so daß man nur undeutlich ihre Umrisse sah. Jetzt kam sie schnell zurück, in der Rechten eine Zange, womit sie den glühenden Bolzen gepackt hielt, während sie links nach dem Bügeleisen griff und mit kurzem Ruck den Deckel aufklappte. Jetzt in kühnem Schwung den funkenstiebenden Bolzen zur Oeffnung geführt, so daß es aussah, als drehe sich ein Feuerrad im Kreis, klapp hinein und wutsch! den Deckel zugeschoben! Alles das Werk weniger Secunden, aber sie hatten genügt, den im Dunkel verborgenen Betrachter ganz mit dem Bilde des jungen blühenden Mädchens zu erfüllen.

Sie mochte etwa zwanzig Jahre sein. Ihre jugendlich volle, ebenmäßige Brust ging lebhaft auf und nieder. Das Glühlicht des Bolzens zuvor, und jetzt, wie sie sich angelegentlich wieder über ihre Arbeit bückte, der Schein der niedrigen Tischlampe beleuchtete ihr weiches Kindergesicht und die länglich runden, von Arbeitseifer gerötheten Wangen. Ihr blondes, glattes Haar war hoch zurück gekämmt und hinten aufgesteckt, die Gestalt elastisch schlank und eher groß als klein. Im Ganzen hatte die Erscheinung wenig von der berufsmäßigen Derbheit einer Plätterin, so gesund und frisch in Formen und Bewegungen sie sich auch gab. Möglich, daß sie aus einer anderen Atmosphäre stammte und nur zum Lernen hier war.

Mit eins hatte Brandt eine seltsame Anknüpfung gefunden. Das Mädchen erinnerte ihn an Maria, wie er sie einst gekannt hatte, in den ersten Zeiten ihres Liebesglückes. Bald waren zehn Jahre seitdem dahin. Damals war sie ein blutjunges naives Landkind gewesen mit der jugendwarmen Fülle der ersten

jungfräulichen Entwicklung, geistig und körperlich gleich unberührt, eine knospende Rose, deren feiner discreter Duft doch schon Entfaltung über Nacht und nahe Blüthe ahnungsvoll verrieth. Und jetzt nach so manchen Jahren, da jenes süße Menschenbild längst in Moder zerfallen war, sollte es in seiner rührenden Urgestalt wieder aus dem Staube der Vergangenheit aufgetaucht sein und abermals, vielleicht verhängnißschwer, seinen Weg kreuzen? War es Täuschung? War es Wirklichkeit? Brandt preßte sein Gesicht dichter gegen die Scheiben und starrte in das ärmliche, düstere Interieur mit den drei schweigend plättenden Frauen, wie geblendet von einem seligen Lichtstrahl, der aus ferner, ferner Zeit herüber vor seine Füße fiel. Erinnerte das im Drang der Arbeit gefällig hin- und herbewegte Mädchen da unten denn wirklich an die jugendschöne Maria, so wie sie damals ihm erschienen war und in seiner Erinnerung fortlebte? Ja und nein! In Bewegung und Gestalt, in manchen Zügen des Gesichtes und besonders in der Kindlichkeit des Ausdrucks war wohl eine flüchtige Aehnlichkeit zu lesen, und doch fehlte wieder das, was einst dem Urbilde erst den schönsten Reiz verliehen hatte: die Seele, die durch alle Verschleierungen sichtbar gewesen war, die süße Poesie, irgend ein stiller Zauber oder was es sonst nur war. Lag es vielleicht daran, daß er Maria zum ersten Male in dem feuchten, milden Dämmerlichte eines Frühlingsabends erblickt hatte, während jetzt die Nachbildung in der düstergelben Beleuchtung einer blakenden Petroleumlampe an einem rauhen Novemberabend vor ihn hintrat? War es wirklich nur der Einfluß der anderen Umgebung? Oder kam es am Ende daher, daß nichts in der Natur sich wiederholte und der Reiz des Originals durch keine spätere Copie mehr übertroffen werden konnte? Schwermüthiger Gedanke mit allen seinen bitteren Consequenzen.

Brandt zuckte schmerzlich zusammen. Es war wohl so. Nur der erste flüchtige Eindruck der Erscheinung hatte ihn übermannt. Beim näheren Hinschauen gab sich Alles anders. Sinnestäuschung, weiter nichts! Das plättende Mädchen war ein hübsches, frisches Geschöpf, aber mit dem Bilde seiner Jünglingszeit besaß sie keine Spur von Aehnlichkeit.

Er zog hastig den Kopf von den kalten, feuchten Scheiben der Kellerthür zurück und wollte im Dunkel verschwinden, da gewahrte er, daß man unten auf ihn aufmerksam geworden war. Die bucklige Tochter näherte sich der Treppe, wie um nachzuschauen, die Alte drehte unwillig den Kopf zur Thüre, ohne jedoch das Bügeleisen aus der Hand zu lassen, und jetzt, was war das? Er sah ganz deutlich, wie das junge Mädchen einen Augenblick in der Arbeit innehielt und, von den beiden anderen unbeachtet, mit der Linken zur Treppe hinauf ihm zuwinkte und dabei leise lächelnd nickte.

Was war das? Brandt's Herz begann schneller zu schlagen. Galt das Zeichen ihm?

Schon klapperte die Kellerthür, und die Bucklige lugte mit vorgehaltener Hand in die Nacht hinaus. Umsonst! Von dem unberufenen Zuschauer war nichts mehr zu erspähen.

Brandt hatte sich in dem Schatten eines gegenüberliegenden Hausthores versteckt und lachte vergnügt in sich hinein, wie er die giftige Person ver-

drossen die Kellerthür zuschlagen und mit langer Nase in die Unterwelt abziehen sah. Da in der engen Straße die Häuser ziemlich dicht gegenüberstanden, so konnte er von seinem Hinterhalte aus den Keller bequem überschauen und die Vorgänge dort unten Zug um Zug verfolgen.

Er brauchte nicht lange zu warten. Beim ersten Schlag der zehnten Stunde, der von der Thurmuhr der nahen Pfarrkirche durch die schweigende Nacht zitterte, kam Leben in den mechanischen, uhrwerksmäßigen Arbeitsgang da unten. Man rüstete zum Feierabend. Die Plättbretter wurden abgeräumt, die Bügeleisen bei Seite gestellt, das junge Mädchen ließ erschöpft die Arme am Körper herunter sinken und athmete tief auf, die beiden Alten aber faßten einen hoch mit Wäsche gehäuften Korb rechts und links bei den Henkeln und trugen ihn resolut über die Treppe zum Keller heraus und gleich rechts durch das geöffnete Hausthor nach ihrer Wohnung hinein.

Jetzt hieß es handeln! Im Nu war Brandt über die Straße weg und stand an der Kelleröffnung. Die Junge befand sich allein. Sie hatte bereits ihren Capothut aufgesetzt und schlüpfte gerade in das dunkle, eng anliegende Tuchjacket. Der Versucher stieg langsam und äußerlich gleichgültig die Treppe hinab, als sei er ein Kunde, der noch eine Bestellung zu machen habe. Das Mädchen drehte sich um, als es seine Schritte auf der Treppe knarren hörte.

„Mein Gott! Bin ich erschrocken!“ stieß sie heraus und legte die Hand aufs Herz. Dabei sah sie ihn so rührend hülflos mit ihren blauen Kinderaugen an, daß ihm ordentlich weich und warm zu Muth wurde. In dieser Verfassung hatte sie nun wieder ihren eigenen Reiz, und auch jene Aehnlichkeit, die Brandt zuerst so seltsam angezogen hatte, trat schärfer hervor.

„Warum denn erschrocken?“ fragte er lächelnd und schüttelte den Kopf. „Haben Sie mich denn nicht vorher draußen stehen sehen? Sie haben mir ja noch zugewinkt .... Oder galt das Jemand Anderm?“ setzte er stirnrunzelnd hinzu.

Jetzt war das Lächeln an ihr.

„Ach, Sie waren der Herr?“ meinte sie und nestelte an ihrem Jacket weiter. Sie war ganz roth geworden. Wie mit Blut übergossen stand sie vor ihm.

„Ja, ich! Allerdings! Wer sonst?“ fragte er unmuthig weiter, denn er hatte schon etwas an ihr gefunden, was er nicht gerne einem Anderen gegönnt hätte.

„Mein Bruder kommt mich immer abholen,“ gab sie einfach zurück, „da hab' ich Sie für meinen Bruder gehalten. Sie müssen's mir schon nicht übelnehmen. Ich bin so furchtbar kurzsichtig. Kaum von hier bis da kann ich Einen erkennen. Sonst hätt' ich Ihnen doch nicht zugewinkt? Sie müssen mich für schön frech halten.“ Dabei stieg sie langsam die Kellertreppe hinauf, und Brandt gesellte sich an ihre Seite.

Auf seine Bitte, sie begleiten zu dürfen, da doch ihr Bruder ausgeblieben sei, erwiderte sie ruhig lächelnd: „Wenn es Ihnen angenehm ist“ und gab auch sonst auf seine Fragen nur kurze, aber bescheidene Antworten.

Brandt erfuhr daraus, daß sie vom Lande, von der Insel Rügen, stamme und erst seit Kurzem an Ort und Stelle sei. Ihre Eltern, ehrsame, ganz wohlsituirte Bauersleute, hatten die Tochter hierher zur Tante geschickt, damit sie auch einmal fremder Leute Brot essen lerne und gleichzeitig unter sicherer Obhut sich im Kochen, Nähen und sonstigen guten Dingen vervollkommne. Nach einem Jahre sollte sie dann in die saatengrüne, meerumbrauste Inselheimath zurückkehren und alsbald die mit allen Wirthschaftskünsten vorgesehene Hausfrau eines braven Jungen von Nachbarssohn werden, mit dem sie schon seit der Säuglingszeit so gut wie verlobt war.

Aber Marianne — dies war der Name der zukünftigen Braut und wahrscheinlichen Stammmutter eines zahlreichen Bauerngeschlechtes —, die liebe Marianne mochte von Hause her als einzige Tochter nicht wenig verwöhnt sein und hatte gleich in den ersten Tagen ihres neuen Aufenthaltes einen beträchtlichen Trotzkopf gegen die werthe Verwandtschaft aufgesetzt.

Es hatte ein böses Für und Gegen abgesetzt, und das Ende vom Liede war, daß Mariannchen der unfreundlichen Tante einfach durchgebrannt war.

„Es war ja sehr unrecht von mir, daß ich so mir nichts dir nichts ausgerückt bin," gestand sie zwar, „aber mit Klara und Jenny war es schon rein nicht zum Aushalten."

Klara und Jenny hießen nämlich die beiden bösen Cousinen, die all das Unheil angerichtet hatten. Denn das hätte es wohl werden können, da Marianne zwar ganz gut auf den elterlichen Aeckern und Wiesen Bescheid wußte, dafür aber um so weniger mit den Verhältnissen einer Großstadt vertraut war. Ihre Kenntnisse beschränkten sich auf die aller-allerersten Anfangsgründe, daß es nirgend so viel schlechte Menschen wie hier gebe, und auf ein daraus resultirendes, allgemeines und principielles Mißtrauen, was sie aber nicht verhinderte, dem wildfremden Herrn an ihrer Seite ganz naiv ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Brandt amüsirte sich köstlich, wie sie sich eine Einzelheit nach der andern von ihm herauslocken ließ und dabei immer überzeugt war, daß jeder zweite Mensch, der ihr auf der Straße begegnete, zum Mindesten jeder zweite Mann, so etwas wie ein Menschenfresser und Ungeheuer, jedenfalls aber ein gefährlicher Mädchenverführer sei, vor dem man sich nicht genug in Acht nehmen könne. Denn so hatten sie es ihr zu Hause in Rügen gesagt, wo sie es doch kennen mußten, und eben darum, weil sie dies wußte und also gewarnt war, fühlte sie sich auch so sicher und hatte nicht die geringste Befürchtung, daß Jemand und nun gar der, der neben ihr ging, ihr irgend etwas anthun könnte.

„O du Kind!" dachte Brandt, halb belustigt, halb gerührt.

„Du großes, großes Kind! Du hast keine Ahnung, wie naiv du bist! Wenn du wüßtest, wen du an deiner Seite hast! Und kannst schließlich noch froh sein, daß du keinem Andern in die Hände gefallen bist!"

„Hatten Sie denn keine Angst, als Sie so fortliefen, Fräulein Marianne?" fragte er lächelnd, „Ei, wenn Sie da so ein böser Mensch aufgegriffen hätte?"

„Ach nein!“ meinte sie ruhig und sicher. „Was soll mir geschehen? Mir kann kein Mensch was thun. Ich weiß schon, daß man hier keinem Menschen auf sein Gesicht glauben darf. Wozu hab' ich denn meinen Bruder gehabt? Ich bin gleich zu dem hingelaufen.“

„Richtig! der Bruder! Das war freilich ein Glück, daß Sie den hatten! Na, und was hat der gesagt? Hat er Sie nicht tüchtig hergenommen?“

Das hatte er allerdings gethan, aber zur Tante zurückgebracht hätte sie kein Mensch, auch nicht der Bruder, nicht einmal die Eltern selbst! Was die freilich zu der ganzen Geschichte sagen würden, stand noch aus. Benachrichtigt waren sie jedenfalls schon. Aber ehe man sich zu Hause zum Briefschreiben entschloß und sich dann auch wirklich an den wackligen Tisch setzte und den Federhalter in die steifen Finger nahm, da mußte schon ein besonderer Feiertag kommen, und der hatte sich offenbar noch nicht gefunden. So hatte sie denn im Einverständniß mit dem Bruder vorerst ein kleines, aber hübsches Zimmerchen weiter draußen gemiethet und war in die Plätterei bei den beiden Alten eingetreten, um sich zu dem Geld, das sie noch von Hause mitgebracht hatte, ein paar Groschen dazu zu verdienen. Das reichte zum Leben, und mehr wollte sie nicht. Sie konnte sich ganz allein durchhelfen, brauchte keine Tante und Niemanden.

Eine stolze Freude, auf eigenen Füßen zu stehen, verklärte ihr hübsches Gesichtchen, wie sie nun Brandt die Hand gab und sich für seine Begleitung bedankte, denn sie waren glücklich an dem Hause, wo sie wohnte, angelangt.

„Auf Wiedersehn!“ rief ihr Brandt zu und verabschiedete sich mit einem warmen Händedruck.

„Aufs Wiedersehn!“ sagte sie freundlich und ging ins Haus.

Brandt stand noch einen Augenblick und hörte, wie sie das Thor verschloß.

Dann machte er sich still seufzend auf den Heimweg.

II.

Acht Tage waren seitdem verflossen, in denen sich die Bekanntschaft befestigt hatte, ohne doch vorerst weiter zu führen, als zu einem sittsamen Kuß auf den Mund, des Abends unter dem Hausthor, wenn man sich Adieu sagte. Aber selbst dabei war es nicht ohne gelinden Zwang abgegangen, allerdings nur beim ersten Mal. Später hatte Mariannchen sich nicht weiter gesträubt, sondern den bewußten Kuß gleichsam als eisernen Inventarbestand ihres Verkehrs willig hingenommen und ihn schließlich gar nicht so übel gefunden, da sie ihn zuerst zwar nur schüchtern, bald aber ganz herzhaft und fast innig erwidert hatte.

So sah man doch einen Fortschritt, so langsam es ging, und konnte sich seine Hoffnungen machen. Wirklich war er gestern denn auch ein gutes Stück vorwärts gekommen.

Mariannchen theilte ihre Abende gewissenhaft zwischen dem Liebsten und dem Bruder, so daß abwechselnd heute an den Einen, morgen an den Andern die Reihe zum Begleiten kam, und an den Abenden, wo Brandt der Beglückte

war, irgend ein Vorwand, bald ein Besuch bei einer Freundin, bald späte Arbeit oder dergleichen herhalten mußte, um den Störenfried von Bruder fernzuhalten. Dabei war aber immer die Gefahr, daß der argwöhnische Mensch, der als Techniker in einer Fabrik angestellt war und die Abende meistens frei hatte, Verdacht schöpfe und sich auf die Lauer lege, um einmal dahinter zu kommen, wer ihn denn eigentlich jeden zweiten Tag in seinen Functionen ablöse.

So konnte er jeden Augenblick, hinter einem beliebigen Laternenpfahl oder einer Anschlagsäule hervor, aus dunkeln Hausthoren oder um Straßenecken herum, wenn nicht gar aus dem Schatten eines Kirchenportals, als rächender Engel vor die beiden mehr und mehr verliebten Sünder hintreten, und diese bange Nähe der Gefahr hatte nicht wenig dazu beigetragen, in Brandt und vielleicht auch in Marianne den Reiz der Situation zu erhöhen und die beiden eigensinnigen Köpfe erst recht im Festhalten an dem einmal begonnenen Abenteuer zu bestärken.

Gestern war nun das lang erwartete Unheil in Gestalt des eifersüchtigen Bruders thatsächlich auf den Schauplatz getreten und wohl eine halbe Stunde lang vor der Plätterei auf- und abpatronillirt. Mariannchen, die gerade im Begriff gewesen war, ihr Bügeleisen fortzustellen, hatte bei aller Kurzsichtigkeit ihn zum Glück noch rechtzeitig erspäht und sofort unter irgend einem Vorwand sich mit verdoppeltem Eifer über ihre Kragen und Hemden gemacht, als wisse sie auf der Welt von nichts Anderm als ihrer Arbeit, am allerwenigsten aber von einem brüderlichen Aufpasser oben auf der Straße. Da mochte dieser wieder Vertrauen geschöpft haben und war seines Wegs gezogen.

Für dieses Mal war das Verderben noch glücklich abgewandt.

Aber der Schreck saß der listigen Betrügerin doch in allen Gliedern, als sie nun in Hut und Mantel neben Brandt auf der Straße stand und ängstlich sich nach allen Seiten umsah, ob der Feind nicht vielleicht eine Falle gestellt habe und ehestens wieder um die Ecke biegen werde. Erst nach einer ganzen Weile, da sie schon einige Straßen entfernt und auf einem anderen Wege als sonst hinschritten, hatte sie sich wieder gesammelt und zum ersten Male den ihr gebotenen Arm ihres Begleiters angenommen.

Mochte es nun die ausgestandene Angst oder was sonst sein, Brandt fühlte, wie sie sich dicht und dichter an ihn drängte und fast willenlos an seinem Arm hing. Da bei dem warmen Druck ihres schwer athmenden Busens hatte er sie um ein Stelldichein unter vier Augen gebeten, und sie hatte nicht nein gesagt. Sie hatte nur schwach genickt und sich an seine Schulter gelehnt, mit Allem, was er thun würde, einverstanden. Aber nicht heute Abend! Morgen würde sie den ganzen Tag frei haben und nicht ins Geschäft gehen. Da könnten sie, wenn es ihm angenehm sei, sich treffen und vielleicht einen Ausflug ins Freie machen.

Dem hatte er sich seufzend gefügt, so schwer es ihm auch wurde, denn er hätte sie am liebsten nicht mehr aus seinem Arm gelassen, aber er sah wohl ein, daß gegen ihren Willen nichts auszurichten sein werde, und wollte ihren Trotzkopf nicht von Neuem wecken. Wieder hatten sie sich unter dem Hausthor getrennt, diesmal mit glühendem Händedruck und feuchten Blicken

Das war gestern gewesen. Heute also war der glückliche Tag gekommen, wo vielleicht seinen Wünschen Erfüllung würde. Und wem hatte er das zu danken? Dem Dazwischentreten des feindlichen Bruders, ohne das er sich vielleicht noch lange hätte gedulden müssen. So hatte sich das Uebel am Ende in Glück verkehrt.

Brandt saß am Schreibtisch, in seinen Stuhl zurückgelehnt, die Feder wie bewußtlos in der Hand, und starrte vor sich hin. Das Uebel hatte sich am Ende in Glück verkehrt!

Und wenn nun am allerletzten Ende das Glück sich wieder in Uebel verkehrte? Besitzen wollte und mußte er sie, nachdem es einmal so weit gekommen! Vielleicht wäre es besser gewesen, es nicht dahin kommen zu lassen, das Mädchen überhaupt nie zu sehen, aber das Geschehene war nicht rückgängig zu machen. Jetzt wäre er sich als der verächtlichste Schwachkopf unter der Sonne vorgekommen, wenn er noch zurückgetreten wäre! Nein, davon kein Wort! Eine Frucht, die ihm in den Mund hing, nicht abpflücken? Verbrechen an sich selbst und mehr noch an der, die gepflückt sein wollte! Hatte er angefangen, so mußte er auch zu Ende gehen, koste es, was es koste!

Aber war es denn mit dem Genusse abgethan? Hieß die Frage nicht gerade: Was nachher? Fing das Leiden nicht da erst an? Verwünschte Zweifelsucht, die ihm das schönste Glück im Voraus vergiftete, die ihn in der süßesten Frucht schon den Wurm ahnen ließ! Und doch, wer konnte wider sich selbst? Wer brach den Zwang der ehernen Gesetze? Von außen und von innen zugleich, aus der lebendigen, greifbaren Welt der Erscheinungen und aus dem eingebornen dunkeln Ich, aus tausend unerforschten Quellen rannen die Tropfen in einander und vermischten sich untrennbar und unerkennbar zu dem einen mächtigen Strom, der durch die eigene Wucht Schritt um Schritt vorwärts sich sein Bett grub und so naturnothwendig die Bahn durchs Leben dahin zog. Nun hielt ihn nichts mehr auf, nichts lenkte ihn ab, und wenn die Erde sich vor ihm aufthat, er mußte hinunter ins bodenlose Unbekannte, auf Nimmerwiederkehr, all das blühende glückliche Leben mit sich reißend, das seinem Schicksal ahnungslos sich anvertraut hatte.

Und er sah ihn nah und näher rücken, jenen letzten, schwersten, höchsten Augenblick. Dort, dort die unergründet dunkle Tiefe, die war es! Unerbittlich zog sie ihn zu sich heran. Da lag sie nur noch wenige Schritte vor ihm, auf Athemsnähe entfernt. Er erschaute den Abgrund dicht zu seinen Füßen. Er hatte keine Wahl, er mochte wollen oder nicht! Sei es drum! Nur kein langes Zaudern und Sichbesinnen! Fest zum Sprunge angesetzt, den kurzen Rest des Wegs mit einem Satz durchmessen, die Augen geschlossen und bewußtlos hinunter! Drunten ruhte sich's weich und sicher und ungestört. Friede dem Friedlosen!

Brandt stand langsam von seinem Sitz am Schreibtisch auf und trat ans Fenster. Er war gefaßt wie nie und sah mit stiller Heiterkeit dem Unabänderlichen ins Auge. Keine Angst vor dem Ende schreckte ihn mehr. Die große feierliche Ruhe war über ihn gekommen, die angesichts des Ewigen in die Menschen einzieht. Er sah die Schleier gehoben vom Wesen der Dinge

und fühlte mit süßen Schauern, wie die Tragik alles Daseins ihn eisig anwehte. Fremdes Leid und eigener Schmerz erstarben gemeinsam unter ihrem Hauch. Erhabenheit breitete die mächtigen Schwingen über den verloren sinnenden Mann am Fenster aus.

Wie die letzten Blätter aus der breiten Lindenkrone dort unten sacht zu Boden sanken! Ein Frost war wohl über Nacht dahingezogen, dem fielen sie, wie die Wärme wiederkam, zum Raube, die verschrumpelten, zusammengerollten Blättchen, so winzig und unscheinbar in ihrer saftlosen Dürre, und ein jedes doch eine Welt für sich, die nun auf immer in Asche und Moder sank! Und der Sonnenball da drüben über dem Kirchendach, so hoch er stieg und so majestätisch er über alles Irdische hinwegstrahlte, auch er würde ausgebrannt einst fallen müssen, wenn seine Uhr abgelaufen wäre, und würde eine ganze Schöpfung, die sich von seinem Glanze kleidete und nährte, im Sturze mit sich reißen.

Und er, der staubgeborene Erdenmensch, der zwischen dem Blättlein und dem Weltkörper in der Mitte stand, als ein einzelner Ring nur in der großen Kette, er wollte sich auflehnen gegen das allmächtige Gebot, das sie alle verbunden zum Untergang zog? Er verlangte Schonung, Barmherzigkeit, wo Gott und Thier gemeinsam litten? Lästerung schon der Gedanke! In Zukunft nichts mehr von Mitleid mit sich und Allen denen, die auf gut Glück ihr Schicksal mit dem seinen verknüpft hatten!

So schloß er seine Betrachtungen und begann mit harten Schritten im Zimmer auf und ab zu spazieren. Von seinen Lippen summte es leise, zerrissene, feierliche, verträumte Tacte in jähem Wechsel. Da waren die inneren Stimmen wieder, der bedeutungsschwere Gesang aus der Tiefe, dem er so gern sein Ohr neigte, weil er Ideen und Gestalten und goldenen Klang aus verborgenen Quellen mit sich herauf ans Licht führte.

Nach einer langen Weile, da er so gelauscht und gelauscht hatte, setzte er sich auf das Sopha und reckte tief aufathmend die Arme gen Himmel. Unklar noch in den Einzelzügen und doch schon scharf umrissen vom dunkeln Hintergrunde sich abzeichnend, sah er sich selbst und sein räthselhaftes Erdenschicksal, als sei es losgelöst von dem sinnenden Betrachter und wandle nach eigenem Gesetz, aufbauend, zerstörend, mit fremden, schattenhaften Gestalten in einanderwebend und wieder zerfließend, um von Neuem zusammengeballt zu erscheinen, wie huschende Wiesennebel an einem frühen Herbstmorgen.

So wollte er sich von sich selbst befreien und erlösen. Schon jetzt im Ahnen und Von-ferne-Schauen, fühlte er, wie der Druck sich leise, leise von seiner Seele löste und gleich einem Morgenwölkchen zur Sonne stieg.

Da sprang er auf und breitete die Arme zu sehnsüchtigem Umfangen.

„Mariannchen! Mariannchen!“ jubelte es in ihm. „Heut' wirst Du mein! Heut' küß ich Deinen rothen Mund, hundertmal für eins! Heut' bin ich noch einmal jung!“

„Lachende Sonne und linde Luft und ein jungfrisch Mädel an seliger Brust! O tolle Welt! O Glückstag, Glückstag für den alten Menschen!“

III.

Es war ein Uhr, als Brandt von seiner Wohnung zur Tiefe hinabstieg und leise trällernd aus der stockig kühlen Dämmerung des Hauses in das warme Sonnenlicht der Straße trat.

Ein goldener Novembermorgen war heraufgezogen. Nach manchem trüben und rauhen Tage leuchtete die Sonne wieder rein und warm vom wolkenlosen Himmel. Diese ganze gewaltige Stadt mit ihren unabsehbaren gelblichen Häusermauern lag da in Glanz getaucht, in jenen schmerzlich süßen Spätherbstglanz, der nur noch wie ein zarter, flüchtiger Hauch die Luft durchzittert, wie ein ferner, schnell verwehender Ton aus einer alten, schwermüthigen Weise vom Abschiednehmen und vom Sterben.

Und überall her klingt es leise wieder und rüstet sich müde lächelnd zum Scheiden und Vergehen. Lautlos sinken die letzten Blätter von den Bäumen, plötzlicher Todeshauch scheint sie dahin zu raffen. Kein Lüftchen rührt sich. Kein Vogel zieht am mattblauen Firmament dahin. Wie ein großes, verträumtes Auge ruht die Sonne auf niedriger Bahn über der abgeblühten Erde. Es ist, als halte Natur den Athem an, in unsäglichem Weh, daß wieder ein Geschlecht ihrer liebsten Kinder den Myriaden Vorausgegangenen ins dunkle Erdengrab nachfolgen soll. Rastlos zeugend und gebärend hat sie sprießen und grünen, aufschießen und blühen lassen, und nun muß all dies lobpreisende, jubilirende Leben unbarmherzig wieder hinab in den verschlingenden Mutterschoß, weil seine Spanne Zeit erfüllt ist und schon ein keckes neues Geschlecht aus der Tiefe sich zum Lichte emporringt.

Ob die urewige Mutter des alten Kreislaufs nicht endlich einmal müde wird, sich nach Schlaf und Ende sehnt? Wozu dies ruhelose Einerlei, dies äonenlange Vernichten und Wiederschaffen, nur um von Neuem vernichten zu können? Wie eine wehmüthige Frage liegt es in der stillen, milden Luft, und der matte Novembersonnenschein lächelt traurig dazu. Mutter Natur will sterben gehen. Da gedenkt sie noch einmal, zum letzten Mal, der tausend bunten Farben, womit sie einst ihre Kinder schmückte, und ein Schimmer der Erinnerung übergießt das verwelkte und verwitterte Angesicht. Morgen aber, morgen wird Alles grau und todt sein, und die Wasser werden eiliger unter den schnell wachsenden Eiskrystallen dahinschießen.

Nur dieses flüchtige Heute, vom späten Aufgang bis zum zeitigen Untergang, gehört noch dem scheidenden Herbste mit all seiner milden Güte. Das wissen die Menschenkinder. Darum verkürzen sie ihre hundertlei Arbeiten in Werkstätten und Bureaus, in dumpfen Comptoirs und finstern Hofstuben, in feuchten Kellern und zugigen Mansarden, überall wo sie nur können, und eilen, aus der athembeklemmenden Enge rauchgeschwärzter Häusermauern hinaus zu pilgern in das sonnenweite Land, wie man wohl Alles im Stich läßt und sich auf den Weg macht, wenn die Kunde kommt, der liebste Freund gedenke zu sterben und entbiete dir seinen Scheidegruß. Wenn du seine lieben Züge noch sehen willst, mach schnell! Der Tod zaudert nicht. Und du trittst eilends an das Sterbelager. Da ruht der Scheidende, feierlich ernst, mit jenem letzten Lächeln in den Augen, daß nun das Spiel ein Ende haben wird. Tröste

dich, mein Freund! scheint es wortlos zu künden, noch ein paar Stunden, und all dies Auf und Nieder ist überstanden. Noch heute Abend werde ich im Paradiese sein. Und du weißt nicht, sollst du weinen, sollst du mit ihm lächeln und ihn beglückwünschen. Leb' wohl! flüsterst du am Ende, im ewigen Kreislauf kehrt ja Alles zurück. Warum nicht du und ich?!

„Warum nicht du und ich?" wiederholte Brandt wie mechanisch und zog traumverloren seines Weges fürbaß. Seit acht Tagen war er ihn oft genug gewandert und kannte die Richtung kreuz und quer, ohne erst mit den Gedanken aufmerken zu müssen. Die irrten weit ab von den unermüdlich wechselnden und doch immer gleichen Bildern, die an seinen körperlichen Augen vorüberzogen. Nur wie ein Hauch drang es von alledem zu seinem Geiste, so daß er an jeder Ecke, an jedem Knoten des Straßengewirres zu sagen wußte, wo er sich befand, und bei aller Versonnenheit doch gleichsam die Athemzüge des rings ihn umrauschenden Lebens hingenommen einsog.

So kam er langsam bis in die Gegend von Mariannens Haus. Schon von Weitem sah er sie am Thore lehnen und an ihren Handschuhknöpfen nesteln. Da war mit einem Ruck die Träumerei wie eine Mantelkappe abgeworfen, die lange die Freiheit seiner Glieder gehemmt hatte. Stolz und kühn richtete sich sein Kopf in die Höhe. Alle seine Sinne spannten sich auf das eine süße Ziel, so nahe seinen Augen und doch der ungeduldigen Sehnsucht wer weiß wie fern!

Und jetzt! Siehe da! Jetzt hatte sie ihn bemerkt. Verschämt ließ sie den Kopf auf die Brust sinken und machte ein paar hastige Schritte auf Brandt zu. Dann aber, als gereue es sie noch im letzten Augenblick, blieb sie wieder stehen und schien unschlüssig nach einem Ausweg zu suchen. Aber Brandt war schon mit einem Sprung an ihrer Seite.

„Zu spät, Fräulein Marianne!" rief er vergnügt. „Sie wollen mir wohl durchbrennen, wie Ihrer Tante? O nein, mein liebes Kind! So leicht kommen Sie mir nicht aus! . ."

Er streckte ihr seine Hand entgegen, in die sie zögernd ihre frisch behandschuhten Fingerspitzen hineinlegte.

„Fingerspitzen werden nicht angenommen!" erklärte er streng. „Sie wissen ja, wer dem Teufel den kleinen Finger gibt . . . . Jetzt hübsch die ganze Hand! Die zwar nicht sehr kleine, aber liebe Hand!"

Da ließ sie es denn willig geschehen, daß er ihre hübsch geformte, wenn auch von der Arbeit vergröberte Rechte zwischen seine beiden Hände nahm und sie kräftig drückte.

Sie waren während des Gespräches langsam dahinspaziert, ohne weiter des Wegs zu achten. Jetzt verließen sie Mariannens Straße und bogen um eine Ecke.

Brandt hatte seinen schweren, braunen Ueberzieher weit geöffnet und sog in tiefen Zügen die schmeichelnd milde Luft, die ihm Stirn und Hals umkoste. Es war ihm heiß geworden unter der dicken Hülle. Er nahm seinen Hut ab und schwenkte ihn lustig in die Höhe.

„Ist das nicht wie ein Frühlingstag heute? Sagen Sie selbst, Mariannchen! Ist das nicht ein Frühlingstag?!"

Sie nickte nur stumm und sah ihm freudig lächelnd in die Augen. Ihr feines und dabei doch frisches Gesicht war von Luft und Sonne zart geröthet. Ein warmer Schein von Glück lag über den ebenmäßigen Zügen und der wohlgewachsenen Gestalt.

Ein blühend frisches Landkind mit vollen, rosigen Wangen, aus Fleisch und Blut und gesunden Knochen fest gefugt, schritt sie sicheren, aufrechten Ganges im klaren Vormittagssonnenschein an seiner Seite. Tiefblondes, schlicht gescheiteltes Haar umschloß den ovalen Kopf, die keck gezogenen Augenbrauen, die wie zwei dunkle Striche den lichten, durchsichtigen Untergrund nur um so schärfer zur Geltung brachten, und das kurze, rund gestumpfte Näschen mischten die gehörige Portion Eigenwilligkeit und Schelmerei in den jungfräulichen Gesammteindruck der Erscheinung.

Ja, es war eine Täuschung, daß sie ihn an Maria erinnerte. Dieses ruhige, gesetzte Wesen bestand zu eignem Recht. Ein Zug von Besonnenheit und Verständigkeit trat immer wieder hervor, der der leidenschaftlichen Maria gefehlt hatte. Aber hatte nicht gerade jene bedingungslose Hingebung, die ungestüm alle Rücksichten hinter sich warf, so recht den Funken in ihm entzündet, aus dem die Leidenschaft mächtig emporgeschlagen war? Nein, zwischen damals und heute gab es nicht die entfernteste Berührung! Einst ein flammendes Gedicht! Ein heißer Schrei in einander stürzender Seelen! Heute eine nüchterne Unterhaltung! Ein banaler Zeitvertreib!

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um die Erinnerung fortzuwischen, die da innen nicht weichen wollte.

Seine Augen verloren sich in dem milden glanzlosen Sonnenschein, der vor seinen Füßen über das helle, kalte Steinpflaster gebreitet lag.

„Wie ein Frühlingstag!“ wiederholte er mehr für sich, und dann zu Marianne gewandt, mit melancholischem Lächeln:

„Und doch ganz anders! Ach ganz, ganz anders! . . . . Glauben Sie mir, Mariannchen!“

Sie verstand ihn nicht und sah ihn nur scheu von der Seite an, erstaunt über den düster fremden Klang seiner Stimme.

So schritten sie ein Weilchen wortlos neben einander, jedes den eigenen Gedanken hingegeben, er seiner wilden, springenden Traurigkeit, sie, das einfache süße Geschöpf der Erde, dem harmlosen Behagen an Luft, Licht, Sonne und der langentbehrten Freiheit des Tages.

Es war eine breite, lindengesäumte Straße, die sie jetzt entlang gingen. Eine lange Procession von Fahrzeugen zog dahin. Die Deckplätze der Pferdebahnen und Omnibusse waren Kopf an Kopf besetzt, da Jedermann noch die letzten warmen Strahlen der scheidenden Herbstsonne auffangen und die vom Duft des welken Laubes gewürzte Luft in die verstäubten Lungen einsaugen wollte.

Kindermädchen schoben schwatzend ihre knarrenden Wagen mit der lebendigen Fracht durch das Menschengedränge. Die winzigen Erdenwesen, die da unter den aufgeklappten oder zurückgeschlagenen Verdecken dem Lichte entgegen gefahren wurden, ahnten noch nichts vom Sinn und von der Bedeutung dieses räthsel-

haften Treibens rings um sie herum. Das dunkle Verhängniß des Lebens warf schon seine schweren Schatten über ihren Weg, aber sie lagen da in ihren Bettchen und Kissen mit jenem unsagbar rührenden Ausdruck von Hülflosigkeit und schliefen unberührt von Schmerz und Glück den seligen Kinderschlaf, oder sie starrten mit versiegelten Augen in das Gewirr der Tausende von Lebensläufen, von denen der eine oder der andere in unbekannter Zukunft vielleicht abermals ihre Bahn kreuzen und sich mit ihrem Schicksal verbinden würde.

Unwillkürlich erinnerte der Anblick Brandt an seine eigene verträumte Kindheit, aber er stieß die schmerzlich süßen Gedanken heftig zurück und machte eine jähe Wendung gegen Marianne, so daß sie ordentlich zusammenfuhr und einen kleinen Angstschrei ausstieß.

„Mariannchen!“ rief er und faßte das liebe Kind beim Arm, „ins Freie! Heut' müssen wir hinaus! Bitte, keinen Widerspruch! Den letzten schönen Tag im Jahr müssen wir feiern!“

Sie wollte sich noch ein wenig sträuben, aber er hielt ihren runden Arm mit eisernem Griff umspannt und preßte ihn nur um so fester, je hartnäckiger sie von ihm loszukommen trachtete. Mitten unter den drängenden und stoßenden Menschen rangen die beiden den stummen und geheimen Kampf mit einander, der sich nach außen durch keine andere Bewegung verräth, als höchstens durch ein Zucken der Gesichtsmuskeln oder ein Aufeinanderbeißen der Lippen.

Plötzlich riß sich Marianne mit einem heftigen Ruck von ihm los.

„Um Himmelswillen schnell! Schnell!“

Ehe Brandt sich's versah, war sie im nächsten Hausflur verschwunden. Kopfschüttelnd eilte er ihr nach.

Richtig! da stand sie, in die dunkle Ecke hinter dem Thor geduckt, ängstlich zusammengekauert wie ein Hühnchen, dem jeden Augenblick die Katze das Lebenslicht ausblasen kann.

Brandt trat dicht zu ihr, so daß sie beide gegen die Straße durch das Thor gedeckt waren, und streichelte ihr beruhigend mit der Hand über das schlichte Haar.

„Aber Mariannchen! Was haben Sie? Was ist passirt?“ Doch sie legte den Finger auf den Mund und winkte ihm zu schweigen. Da beschied er sich achselzuckend und wartete des Kommenden. Im Grunde war die Situation so übel nicht. Sie standen eng zusammengedrückt zwischen Wand und Thor in dem dunkeln Winkel, der durch den Gegensatz des breit an der Thoröffnung vorüberfluthenden Tageslichtes nur undurchdringlicher erschien. Von außen her konnte kein neugieriger Blick hereinfallen, und im Hause selbst war es todtenstill. Keine Schritte auf der Treppe. Niemand, der kam. Niemand, der ging. Träumerisch verschlafen lag der gepflasterte Hof, den man vom Flur aus übersah, im versteinerten Sonnenschein.

Brandt fühlte das Blut durch die Adern pulsen, aber er unterschied nicht, war es sein eigenes, war es der Herzschlag des Mädchens, das sich dicht und dichter an ihn schmiegte, bis er den warmen Athem an seinem Halse spürte und ihren Kopf an seine Brust gelehnt fühlte.

Da umschlang er mit der Rechten ihren halb ängstlich, halb zärtlich hingegebenen Leib, während er mit der Linken sanft ihr Gesicht zu sich aufrichtete und einen langen, innigen Kuß auf die willig gebotenen Lippen heftete.

„So!“ sagte er endlich, da er die süße Last noch voll in seinen Armen hielt und die rhythmische Bewegung des mädchenhaften Busens wonnevoll genoß. „Also jetzt, Mariannchen, was ist geschehen?“

Da kam es denn zuerst noch ängstlich und stockend, bald aber muthiger und sicherer heraus.

Ein Freund ihres Bruders und Landsmann aus dem Nachbardorfe, der hier bei den Soldaten stand, war urplötzlich, drei Schritte vor ihr, auf dem Trottoir aufgetaucht. War das ein Schreck! Denn der Soldat hätte gewiß die ganze Geschichte ihrem Bruder gesteckt. Wenn er sie nur nicht schon gesehen hatte!

Aber Brandt zog sie von Neuem in seine warme Umarmung und beruhigte sie lächelnd.

„Muth, Mariannchen! Muth! Und jetzt keine Widerrede! Wir fahren mit dem nächsten Zug hinaus aufs Land, denken Sie mal, in den grünen, grünen Wald! Geht Ihnen da nicht das Herz auf? Es sind zwar keine Buchen, wie bei Ihnen zu Hause, aber Wald bleibt Wald, wenn's auch Kiefern sind.“

„Um Gotteswillen! Wenn sie uns sehen!“ rief sie leise. Aber er versiegelte ihre küßlichen Lippen mit den seinen und preßte ihren geschmeidigen Leib nur um so heißer an sich. Was half ihr da all ihr Sträuben und Bitten und Drohen? Sie mußte sich am Ende gefangen geben und sich seinem Willen verschreiben.

Aus dumpfer Häuserenge hinaus ins lichte Land! So führte er das schwindelnde Mädchen aus dem finsteren Flur, in dem jetzt von den oberen Stockwerken her eilige Schritte die Treppe hinabpolterten, und durch die Scharen rastloser Menschen im Geschwindschritt zur nächsten Bahnhofshalle.

IV.

Draußen war es feierlich still. Wie ein kühler, lindernder Umschlag legte sich das tiefe Schweigen der Natur um die fieberheißen Sinne, die noch von dem Lärm der Stadt und den Erregungen all ihres wilden Lebens nachzitterten.

Nur ein paar Arbeiter noch waren mit Brandt und Marianne auf dem einsamen Vorortsbahnhof ausgestiegen. Doch auch sie verloren sich schnell und ließen das Pärchen allein auf der breiten, baumlosen Chaussee, die schnurgerade von der Station nach dem fern am Waldrand gelegenen Dorfe führte. Da standen die beiden nun und sahen unten in der Böschung den Zug, der sie hierher getragen, erst langsam, dann schneller und schneller von dannen dampfen. Bald war er ihren Augen entschwunden. Eine Weile noch vernahm man sein Rollen und Schnaufen. Dann hörte auch das auf, und Alles schwieg wie zuvor.

Wie süß und schmeichelnd klang den überreizten Ohren diese lang entbehrte Stille! Wie leicht und rein die sonnenwarme Luft! Und nach der Schwüle

der Stadt so kühl zugleich, daß man Paletot und Jacket schließen und sich fester in einander hängen mußte.

„Nur hübsch den Arm hergegeben, Mariannchen!“ bat Brandt. „Hier brauchen Sie sich nicht zu geniren. Die Raben da thun uns nichts.“

„Das sind ja Krähen, keine Raben,“ verbesserte sie ihn. „Sie sind mir auch der Richtige! Können noch nicht mal Krähen von Raben unterscheiden.“

Richtig, es waren Krähen. Jetzt erkannte sie auch Brandt. In ganzen Scharen saßen oder trippelten sie auf den sandigen Erdschollen der kargen Aecker, die rechts und links die Chaussee begleiteten. Manchmal erhoben sie sich in dunkeln Haufen über die frisch gepflügte Fläche, um sich gleich darauf wieder an einer anderen Stelle niederzulassen.

„Also Krähen!“ constatirte Brandt. „Um so besser, wenn es keine Raben sind! Die bringen ja doch nur Unglück.“

„Warum denn?“ fragte sie ganz verwundert. „Bei uns zu Hause gibt es viele Raben. Deswegen passirt doch Keinem was. Sie sind auch der richtige Stadtmensch! Sie sind wohl in Ihrem Leben noch nicht aufs Land gekommen?“

„Bitte sehr,“ widersprach Brandt. „Ich bin sogar auf dem Lande geboren und habe meine Kindheit dort zugebracht. Wissen Sie, Mariannchen, da oben an der See, an derselben See, von der auch Sie her sind.“

Er drückte ihren Arm fester an den seinen und sah ihr träumerisch in die klaren, hellblauen Augen.

„Ja, ja, Mariannchen, wenn ich die Krähen da so herumhüpfen sehe, dann muß ich so recht an meine Kindheit denken, die nun schon verdammt lang vorbei ist.“

Er versank in Schweigen und starrte trübe auf den sandigen Weg, der einförmig, Schritt um Schritt, unter seinen Füßen dahinfloß.

Marianne schwieg ebenfalls. Irgend eine Schelmerei bereitete sich in ihr vor und meldete sich auf ihrem Gesichte zum Voraus an.

„Was ist das? kennen Sie das?“ fragte sie plötzlich mit verschmitztem Lächeln und deutete auf ein großes, grünes Saatfeld zur Rechten der Chaussee, dem sie sich jetzt langsam näherten. Ein leiser Windhauch strich liebkosend über die zarten, saftigen Blättchen. Die alte Novembersonne sammelte mütterlich den letzten, matten Nachglanz erloschener Jugendgluthen, um ihn segnend über die kecken jungen Spitzen zu breiten, die vor wenigen Wochen aus dem warmen Erdenschoß zur eisigen Oberfläche emporgekrochen waren und nun, unbekümmert um Frost und kommenden Schnee, lustig dem Lenze entgegengrünten. Wie fröhliche Verheißung von Wiedergeburt und neuem Leben wehten die dünnen, biegsamen Schossen in Wind und Sonnenschein.

„Was das ist?“ wiederholte Brandt lächelnd. „Frische Saat, Mariannchen! Junger Roggen ist das!“

„Ach kein Gedanke!“ wehrte sie, „sehen Sie doch man genauer hin! Das sind ja Runkelrüben.“

„Wart, ich will Dich mit Runkelrüben!“ rief Brandt ausgelassen, „Roggen ist's und Roggen bleibt's! So wahr ich meines Vaters Sohn bin! Frischer, grüner, junger Roggen! So grün, wie Du selbst, Du kleine Marianne!“

Damit faßte er sie bei beiden Ohren und zog ihren Kopf zu sich heran, „Herrje, mein Hut!“ jammerte sie.

Wie ein kalter Guß trafen Brandt die Worte. Er ließ das Mädchen los, abgekühlt und geärgert.

„Haben Sie sich nicht, liebes Kind!“ sagte er herb. „Haben Sie sich nicht! Ich werde Sie nicht weiter berühren!“

Marianne sah ihn betreten von der Seite an. So war es nicht gemeint! Aber die Reue kam zu spät. Er schien gar nicht mehr Acht auf sie zu geben, starrte verschlossen vor sich hin. Sie hätte es gern wieder gut gemacht, nur wußte sie nicht, wie. Sonderbarer Mensch, der er doch war! Wer konnte klug aus ihm werden! Sollte sie ihn umfassen und ihn bitten? Fast hätte sie es gethan, aber sie wagte es nicht. Sein Gesicht war finster und abweisend. Was hatte sie denn so Schreckliches verbrochen?! Mit einem Male fiel ihr auch der Altersunterschied zwischen sich und ihm auf. Fast hätte er ihr Vater sein können! Wie alt er wohl war! Das Haar an seinen Schläfen wurde schon grau. Nein, er paßte nicht zu ihr! Am liebsten gleich nach Hause! Und doch that er ihr leid! Ob sie ihn wirklich so gekränkt hatte? Sie wollte es gut machen.

„Da hinten liegt die Stadt!“ brachte sie zögernd hervor, wie um nur ein Wort zu finden. In der That, dort mußte sie liegen. Zwar sah man sie nicht, aber man ahnte sie in ihrer gewitterschweren Nähe. In der ganzen Breite des östlichen Horizonts, tief über der Erde hingewälzt, ballte sich ein dicker Dunstknäuel, aus dem hier und da schwache Rauchsäulen himmelauf stiegen. Wie ein trächtiges Ungeheuer bettete sie sich da hinten in die breite Thalmulde, die unendliche Stadt, eingehüllt in eine ewige Wolke von Qualm und Schmutz, durch die nur selten ein Strahl des reinen Himmelslichtes brach. Schon hatte sie ihre Pranken diesseits bis an den Rand der weiten Hügelkette vorgeschoben, auf deren Höhe die beiden Ausflügler jetzt angelangt waren und weit und breit das wellige Land überschauten. Dort, dem in die Ferne dringenden Blicke gerade noch erreichbar, aber undeutlich und dunstverwischt zeichnete sich die langgestreckte Linie der äußersten Häuserreihen und verkündete finster drohend das Heranrücken der Alles verschlingenden Riesenbestie.

„Ja, da hinten liegt die Stadt!“ wiederholte Brandt mechanisch und athmete schwer.

Vor ihnen aber zeigten sich jetzt eine Anzahl weiß blinkender Landhäuser auf dem schwarzen Hintergrund des ausgedehnten Kiefernforstes, der sich von hier mehrere Stunden weit ins Land zog.

Schweigend gelangten sie in die breite, wie ausgestorbene Dorfstraße, die mit dürrem Laube dicht bedeckt war. Wie es unter den Füßen seltsam rischelte und raschelte und zischelnd von Moder und Verwesung raunte! Aus den Gärten, die überall zwischen den Häusern und Villen zerstreut lagen, hatte der Herbststurm die verwirbelten Blätter hier inmitten des Dorfes zusammengefegt, wo im Regen und Schmutz, unter Menschentritten und Wagenrädern der einstige Frühlingsschmuck sich zu formlosen, faulenden Klumpen zusammenballte.

Rechts und links aber, hinter Gittern und Zäunen, starrten die entlaubten Kronen traurig auf all' die zerstobene, in einander gewehte Pracht und streckten anklagend die nackten Aeste zum grünlich matten Novemberhimmel.

Ein schwermüthig süßes Bild vom Scheiden im heiteren Mittagssonnenschein! Ringsum Alles verlassen und todt! Erstorbene Landhäuser, verödete Parks, frierende Marmorfiguren im kahlen Unterholz, herunter gelassene Läden, geschlossene Geschäfte.

Brandt war traurig bis auf den Grund seiner Seele. Auch er fühlte sich herbstlich und zum Sterben müde. Kaum achtete er noch seiner stummen Begleiterin. Es war nichts mehr mit der Liebe, wie es nichts mit dem Leben überhaupt war. Wozu, wozu dies Alles? Wozu noch länger sich abquälen und überflüssig dies dumme Possenspiel fortsetzen? Warum sich nicht lieber hinstrecken in den stillen, lauen Sonnenschein, in dies verträumte süße Schweigen, die Augen schließen und hinüberdämmern, um nie wieder zu erwachen? O, wer ein Ende gefunden hätte der traurigen Komödie! Er sah auf und um sich.

Es war halb vier Nachmittags, und die Sonne stand gerade über dem Wald tief am Horizont. Noch sandte sie ihre schrägen, blendenden Strahlen über die lauschigen Wipfel der hohen Kiefernstämme auf die einsame Waldstraße, aber binnen Kurzem mußten Licht und satte Farben verschwinden, und kalte, graue Schatten würden sich über den Weg breiten. Der Himmel war jetzt gegen Abend in einem hellen, winterlichen Krystallgrün gefärbt. Heiter und wolkenlos, wie er heraufgezogen war, als ein Geschenk der Himmlischen für die lichttrunkenen Erdenkinder, so senkte sich jetzt der kurze Novembertag sacht zur abendlichen Ruhe. Die Kiefernstämme am Waldrand glühten im schrägen Sonnenlicht, wie von tief geheimem Feuer durchleuchtet. Weiter zurück erschien der Forst schwarz und undurchdringlich. Dort wandelte auf leisen Sohlen schon die Nacht.

Brandt erinnerte sich, dies Landschaftsbild schon einmal in gleicher oder ähnlicher Beleuchtung gesehen zu haben, nur konnte er nicht gleich darauf kommen, wann und bei welcher Gelegenheit. Plötzlich durchzuckte ihn blitzartig das Gedächtniß jener fernen Situation und aller damit verbundenen Umstände. Wie hatte es ihm nur je entfallen können?! Diese Stätte war ja historischer Boden für ihn. Hierher, an die gleiche Stelle, wo er jetzt mit Marianne klug und verständig Schulter an Schulter entlang spazierte, hierher hatte er vor zehn Jahren im Rausche erster Liebe die junge Maria stolz und selig am Arm hinausgeführt. Ihr erster Ausflug war es gewesen, bald nachdem sie sich kennen gelernt und beide mit einem Schlage für einander Feuer gefangen hatten. Ja, wie hatte er das nur vergessen können?! O, jetzt entsann er sich der unbedeutendsten Einzelheiten. Auf einen Pfingstsonntag war das große Ereigniß gefallen, und eigentlich hatten sie durch den Wald ganz wo anders hingewollt, aber dann hatten sie sich auf dem elastischen moosigen Boden so lange gehascht und geküßt und zur Abwechselung mitten hinein geschmollt, bis sie in das ärgste Dickicht hineingerathen waren und gar nicht mehr aus und ein gewußt hatten. Und wenn nicht schließlich in der Ferne

Stimmen geklungen wären und pfingstlicher Singsang, dem sie dann nachgehen konnten, so säßen sie vielleicht heute noch mitten im Forst, wo er am tiefsten ist, dort in dem schwarzen Wald, der hinter den rothen Kiefern so schaurig düsterte, und aus dem sie beide damals hierher ins Lichte hinausgebrochen waren, spät am Nachmittag des Pfingstsonntags, Anno Domini so und so viel.

Wann war es doch gleich? Richtig vor zehn Jahren, und ein warmer, feuchter Frühlingstag war es gewesen. Er erinnerte sich noch, was für ein schwerer, satter Brodem ihnen entgegengeschlagen war, und am Mittag, kurz bevor sie sich getroffen, hatte es gegossen, was vom Himmel herunter wollte. Und in jenem Dickicht hatte er Maria zu sich auf das schwellende Moos niederziehen wollen, aber sie hatte sich gesträubt und war ihm entwischt, und er nach und sie eingeholt, und sie hatte geweint und er um Verzeihung gebeten, und sie ihn um den Hals gefaßt und er sie um die Taille genommen, und geküßt hatten sie sich gegenseitig, ein, zwei, drei Mal nach einander, und weiß Gott, keine widrige Hutkrämpe hatte ihnen den Tag verdorben.

Und spät, spät war die Sonne hinter dem Wald hinabgestiegen und hatte die lauschigen Wipfel vergoldet und die rothen Stämme mit tief geheimem Feuer durchglüht. Bei Gott, daran hatte er den Ort und die Stelle erkannt. Das war das Einzige, was übrig geblieben war, als ein Abglanz fernen, fernen Glückes, die alte Sonne und der feurige Wald und das ausgeglühte Herz dazu.

Nein, es kam nicht wieder! Es kam nie wieder, was gewesen war! So kam es nie wieder! Kein Glück wiederholte sich! So wie es einmal den entzückten Sinnen vorübergezogen war, so blieb es köstlich, einzig und ewig unersetzbar, wenn seine Zeit dahin war. Umsonst, Schatten herauf zu beschwören und Geister zu citiren! Die Vergangenheit ließ sich nicht wieder lebendig machen. Nur Gespenster stiegen aus der Tiefe und vergifteten das reine Tageslicht. Maria und Marianne, der Jüngling von einst, der Mann von heute, so grundverschieden wie jener schwüle, duftschwere Pfingstsonntag und dieser herbe, klare Novembernachmittag. Und er hatte Aehnlichkeiten entdecken, hatte an Mariannens Busen die junge Maria wieder finden wollen, und hatte nicht einmal die Stelle wiedererkannt, den unvergeßlichen Ort, wo sie beide einst glücklich gewesen waren!

Und sie waren es gewesen! Diesen Besitz entriß ihm Niemand! Am Birnbaum wuchsen keine Rosen, aber er wußte doch, daß einst Rosen geblüht hatten, er roch noch den Duft, den aus der Vergangenheit der Wind zu ihm herüber trug. Und jetzt tapfer Birnen schütteln! Es lag nun einmal in der Jahreszeit!

„Was, Mariannchen, tapfer Birnen schütteln?! Sie kleines, verständiges Geschöpf?! Ihnen sind die Birnen auch lieber als die Rosen."

Er klopfte ihr freundlich auf die Schulter und reichte ihr dann seinen Arm.

„Seien Sie unbesorgt. Ich thue Ihnen nichts. Jetzt führe ich Sie nach der Bahn und bringe Sie hübsch nach der Stadt, und drinnen geben wir uns noch einen vernünftigen Kuß, den letzten zum Abschied, und dann sagen wir uns schön Adieu. Jeder geht seines Weges, wie es sich für artige Staatsbürger ziemt. Meinen Sie nicht auch, Mariannchen?"

„Wie es Ihnen angenehm ist," antwortete sie bescheiden und hing sich leicht in den angebotenen Arm.

So führte der schweigende Mann das hoch gewachsene, schlanke Mädchen durch den kühler dämmernden Herbstabend dem erleuchteten Bahnhof und der ferne flammenden Stadt entgegen.

V.

Dunkle Nebeltage folgten. Tiefer und tiefer senkte sich das graue Wolkenmeer auf den schauernden Erdgrund hinab. Wie eine undurchdringliche Kappe legte es sich um alles Wesen und erstickte die letzten schwachen Athemzüge der sterbenden Natur. Glück und Glanz schienen für ewig aus der Welt geschieden. Seit Brandt an jenem Nachmittag in Mariannens Gesellschaft das segnende Gestirn zwischen den vergoldeten Kiefern zur dunstigen Tiefe hatte hinabsteigen sehen, durchbrach kein Sonnenstrahl mehr das finstere Gewölbe, das, wie aufgebaut aus Abschiedsthränen und Todesseufzern unbarmherzig dahingerafften Geschöpfe, bleiern sich über die Erde hinweg spannte. Ein trockener Frost bereifte die nackten Aeste, vereiste den kahlen Boden. Härter klangen Hufstritte und Wagenrollen auf dem gefrorenen Grund. Grau zog der späte Morgen herauf, und grau senkte sich der frühe Abend herab, und zwischen ihnen beiden erhellte graues Dämmerlicht die spärliche Tagesfrist.

Mit Brandt ging es bergab. Gleich einem späten Sonnenfalter um Abendwerden gaukelte Mariannens Bild vor seiner verödeten Seele. Noch einmal hatte das Glück mit lustigen Augen ihm zugeblinzelt und lächelnd ihm gewinkt: Willst du mich? Willst du mich? Frischen Jugendmuth hätte er in den zärtlich geöffneten Armen des Mädchens, an dem runden, jungfräulichen Busen schöpfen können, fröhliche Erneuerung von ihren schwellenden Lippen trinken! Noch einmal hätte sein Leben, vom Wildbach junger Leidenschaft getragen, sprudelnd, tosend, jauchzend über Sandbänke und Klippen hinwegbrausen können! Noch einmal, zum allerletzten Male, war die Wahl an ihn ergangen: Leben oder Tod? Und er hatte sich verdrossen vom Leben abgekehrt. Er hatte gewählt, und die Wahl hieß: Tod! Die innere Gluth war erloschen, die einst den Zwanzigjährigen zu verliebten Versen und wilden Abenteuern begeistert hatte! Darum hatte er in Marianne nicht finden können, was Maria ihm einst gewesen war. An ihm lag es, nicht an ihr, dem süßen Geschöpf der Erde, das sich mit all' seiner mädchenhaften Fülle ihm entgegengebracht, und das er zurückgestoßen hatte in greisenhafter Unduldsamkeit!

Ja, mit dem Wort war Alles gesagt! Er war alt und ausgebrannt. Keine Farbe des Lebens würde ihm mehr leuchten. Düsterer und düsterer wurde es rings umher.

Nur ein Letztes gab es noch für ihn. Weh' ihm, wenn auch dieser Trost versagte! Das war sein Werk! Das Bild seines eigenen Ich, wie es an jenem hellen Morgen vor der Begegnung mit Marianne geisterhaft vom Kerne seines sterblichen Wesens sich losgelöst und hoch über Erdenqual und Kampf zu ewiger Klarheit sich hinaufgerungen hatte, gleich einem Morgenwölkchen, das am Ende in Sonnengold und Himmelsblau verschwand.

Wo Brandt auch ging und stand, ob er in der feierlichen Stille seiner Wohnung unruhevoll zwischen Thür und Fenstern auf- und abschritt oder traumwandelnd mit rückwärts gekreuzten Händen durch dumpfe Menschenmassen dahinsteuerte, ob er mit offenen Augen in seinem Bette dalag und schlaflos die wirren Felsblöcke seiner Gedanken weiter wälzte, überallhin verfolgte ihn der Gedanke an sein Werk und verließ ihn zu keiner Stunde.

Aber wenn er dann dem Drange nachgeben wollte und sich im schwermüthigen Grau des Vormittags oder beim milden Lampenschein an sein bejahrtes Schreibsecretär setzte, die keuschen weißen Quartbogen vor sich hinbreitete und aufgestützt die Augen mit der Linken verschattete, um sich ganz den inneren Gesichten hinzugeben, so wich das Bild, das er noch eben so deutlich geschaut hatte, vor der tastenden Hand ferner und ferner zurück, und nur schwache, undeutliche Umrisse wurden auf das Papier gebannt.

Was war das nur? Vermochte er nicht mehr, seine Kräfte zusammenzufassen, seine Sinne auf einen Punkt zu sammeln? War er zu schwach geworden, was geisterhaft in unabsehbarem Zuge seiner Phantasie vorüber schwebte, mit kurzem Griffe festzuhalten und den dumpfen Schatten von seinem lebendigen Blute einzuflößen, damit sie als Menschen menschlich über die feste Erde wandelten? Oder war es vielleicht nur ein momentanes Nachlassen, dem ein um so stärkerer Aufschwung folgen würde, die Ebbe vor der Fluth, wie sie im Wesen alles Schöpferischen begründet lag? Aber wie kam es denn, daß die Ebbe nun schon so lange Jahre anhielt und noch immer kein Zeichen der kommenden Fluth, kein fernstes Zeichen am finsteren Horizont sich ankündigte? Glatt und bleiern lag die regungslose Fläche, tief unten nur ein dunkles Murren und Stöhnen, erstickte Rufe aus unerstiegenen Abgründen, dem lauschenden Ohre kaum vernehmbar. O, wenn sie übergeschäumt, wenn sie gellend laut heraufgedrungen wären, aber die Kraft fehlte, die aus sich selbst naturnothwendig Form und Gestalt erzeugte, und die Leidenschaft, die das Geschaute und Gehörte ungestüm ans Tageslicht hinauf trug! So blieben sie ungesagt und ungeklagt, Qual und Leid seines Erdenseins.

War es wahr, was in regenschweren Stunden oft und öfters wie ein riesengroßer Schatten durch seine Seele wandelte und all' sein Gebein gespenstig durchfröstelte? War es vielleicht nicht bloße Einbildung, nicht blasse Furcht allein, kein Phantom überhitzter und doch unbefriedigter Phantasie, nein, greifbare, unumstößliche Gewißheit, die klirrenden Fußes neben ihm dahin schritt und ihm keinen Ausweg, keine Rettung ließ, als den Revolver gegen die eigene Stirne zu richten und all dem Jammer ein schnelles Ende zu machen, wenn nicht auch dazu schon der Muth versagte? War er bankrott? Ausgeschöpft an Kopf und Sinnen? Reif zum Fortgeworfenwerden?

Ja, da war es heraus, was er sich immer verheimlicht und doch zagend schon längst geahnt hatte. Er hatte sich ausgegeben und würde nie wieder etwas schaffen, was seinem Frühern gleich käme. Zu einer Zeit, wo Andere sich noch lange im Aufstieg gipfelan befanden, war schon seine beste Kraft dahin, und abwärts, steil hinunter ging der Weg. Erst anfangen hätte sein Leben sollen, da war es vorbei. Einer von den allzu Frühen und allzu

Schnellen war er gewesen, in der Märzensonne jäh emporgeschossen und vom Maienfrost über Nacht entblättert und geknickt! Sollte er nun dem kommenden Sommer zu Hohn und Spott vertrocknet dastehen? . . . . .

Furchtbare Räthselfrage! Was soll, was kann das Leben nach diesem noch bringen? Mit jungen Jahren ein armer Mann! Ja, wenn er den Reichthum nie gekannt, den wunderbaren Zauberspiegel nie besessen hätte! Aber zu wissen, daß man es einmal gehabt und für immer verloren hatte, das köstliche Vermögen!

Durch wessen Schuld? Durch eigene? Durch fremde? Durch unabwendbares Schicksal? Ja, blindes Verhängniß war es, unter dem die Kreatur schuldlos litt! Vorbestimmte Naturanlage, ihm als Geschenk mit auf den Weg gegeben, sie hatte ihn nach dem Höchsten greifen und vor der Zeit seine Hand ermattet herabsinken lassen! . . . .

O Zukunft! Unausdenkbar öde Zukunft! Endlose graue Jahre ohne Zweck und Inhalt! Steppen nach Steppen, und abermals dürre, sandige Steppen! Ungezählte Jahre der Verödung, müßt ihr alle, alle, alle durchgelebt und ausgekostet werden bis auf den letzten, schalsten Tropfen?! Myriaden von Augenblicken, und nicht ein einziger mehr, der mich noch befriedigen kann?! Gräßlich! Gräßlich! . . . Zur Unfruchtbarkeit verdammt sein und zuschauen müssen, wie Andere Leben und Gedeihen um sich schaffen? . . . .

Nein! . . . Nein! . . . Wer will mich zwingen, das Unerträgliche zu ertragen?! Wenn ich nicht mehr arbeiten kann, kurz entschlossen! Mit klaren Sinnen den Sprung ins Dunkle gethan, dem noch kein Sterblicher auf den Grund gekommen ist!

Stirb zur rechten Zeit! spricht der Philosoph. . . . .

. . . . . .

Hier brach das Manuscript jäh ab. Stirb zur rechten Zeit! lauteten die letzten Worte. Unwillkürlich sah ich nach der Uhr. Es war kurz nach halb drei. Ich hatte bis spät in die Nacht gelesen.

Am nächsten Morgen, Sonntag früh, nach ein paar Stunden wüsten Schlafs, machte ich mich auf den Weg zu Johst. Er hatte mich so dringend eingeladen. Ich wollte ihn nicht warten lassen. Es war ein grauer, nebliger Novembermorgen. Die frische Luft that meinen überreizten Nerven wohl.

Gegen acht trat ich ins Haus. Johst hatte im zweiten Stock eine eigene Wohnung. Ich ging die zwei Treppen in die Höhe und schellte. Der Diener machte mir auf. Der Herr schlafe noch, sagte er. Da ich nicht viel Zeit hatte, bat ich, ihn zu wecken. Ich weiß nicht, mir war sonderbar zu Muth. Eigentlich begriff ich nicht, warum ich so früh hingegangen war. Eine unbestimmte Unruhe trieb mich.

Der Diener klopfte an die Schlafzimmerthür. Alles blieb still. Dann klopfte er stärker, aber es half nichts.

„Der Herr wird nicht nach Hause gekommen sein," sagte er.

„Haben Sie ihn denn nicht gehört?" fragte ich. Nein, er hatte ihn nicht gehört, weil er nach hinten hinaus schlief. Das Berliner Zimmer lag dazwischen. „Sehen Sie doch mal nach, ob abgeschlossen ist," sagte ich. In der

That, es war abgeschlossen. Also mußte er doch nach Hause gekommen sein. Wir klopften noch einmal gemeinsam und sehr laut. Ohne Erfolg.

„Jetzt brechen wir die Thür auf," sagte ich.

Ich wußte schon Alles. Das Manuscript sprach deutlich genug. Jetzt war es mir klar.

Als wir durch die aufgebrochene Thür eintraten, lag er vor dem großen Standspiegel mit dem Gesicht auf dem Boden. Der Revolver lag daneben. Rechts und links waren zwei Kerzen tief herunter gebrannt. Er hatte sich in die rechte Schläfe geschossen, war dann vornüber gesunken. Sein letzter Blick mußte in den Spiegel gefallen sein. Der Tod ist sofort eingetreten. Er war schon kalt.

Auf dem Tische qualmte die Petroleumlampe. Daneben lag eine Photographie und ein aufgeschlagenes Buch. Es war Nietzsche's Zarathustra. Stirb zur rechten Zeit! las ich blau unterstrichen auf dem offenen Blatt. Es war Seite 102. In der Photographie erkannte ich das Bild Maria's. Als ich sie aufnahm, fand ich einen Brief darunter. Die Aufschrift lautete an Dr. Eduard Hannemann und war von Johst's Hand. Also für mich bestimmt! Ich öffnete und las.

Es waren seine letzten Aufzeichnungen.

„Leb' wohl und vergiß mich! Das Manuscript vernichte! Ich will Ruhe haben, das ist Alles. Maria's Bild schenk' ich Dir. Du hast sie gern gehabt.

Sonntag, den 28. November, Nachts zwei Uhr.

Fritz Johst, „verkrachtes Genie".

Halb drei.

„Noch wenige Minuten, dann los! Dunkle Mündung, führst du ins Lichte? Ich glaube an eine Wiederkunft. Die Erde ist nur ein Durchgang. Au revoir, mon ami, dans l'immortalité! Nimm Dich meines Irdischen an! Mein Tiefstes bleibt ungesagt." . . . . .

Gleich danach mußte er abgedrückt haben. Es wird kurz nach halb drei gewesen sein. Um dieselbe Zeit hatte ich zu Hause sein Fragment zu Ende gelesen und nach der Uhr gesehen.

Ich löschte die Kerzen und drehte die Lampe ab. Durch die dunkeln Vorhänge dämmerte der junge Morgen und schien trübe auf den todten Mann am Spiegel. Er war auf den Tag dreiunddreißig Jahre alt geworden.

Ich stand lange und sah ihn an. Unsere Schülerzeit fiel mir wieder ein. War das das Ende von Allem? Für ein Genie hatten wir ihn gehalten. Er war nur ein Meteor gewesen. Die „Lieder eines Verlornen" waren sein Lebenswerk geblieben.

Am Dienstag den 30. November haben wir ihn draußen auf dem Zwölf-Apostel-Kirchhof begraben. Es war ein milder, sonniger Nachmittag. Zum letzten Mal grüßte der Herbst seinen scheidenden Sohn.

Jetzt ist es wieder Frühling geworden. Bald werden über dem Grabhügel des Dichters die Amseln schlagen und die Maiblumen blühen.

Die Berliner Märztage.

Ein Stimmungsbild.

Von

Karl Frenzel.

[Nachdruck untersagt.]

Fünfzig Jahre liegen nun schon die Berliner Märztage des Jahres 1848 hinter uns. Ueber Lob und Tadel erhaben, sind sie längst zu einem historischen Ereigniß geworden. Freilich werden sie darum nicht aufhören, wie es einmal die Art der Menschen ist, von der Gunst und dem Haß der Parteien zwiespältig beurtheilt zu werden, aber an der Thatsache, ihrem Ausbruch, ihrem Verlauf und ihren Folgen, kann keine Betrachtung jetzt oder später noch das Geringste ändern. Auch die Hoffnung, die Dunkelheiten des Ereignisses völlig aufzuklären, wird nicht erfüllt, das Mißverständniß der zwei Gewehrschüsse, die am Mittag des 18. März aus der Reihe der Soldaten auf dem Schloßplatz fielen und das Signal des Kampfes wurden, nicht aufgeklärt; die Verantwortlichkeit für den Befehl, der am Morgen des 19. März in den Stunden zwischen 8—11 Uhr auch das Schloß von Soldaten entblößte, nicht festgestellt werden. Solche Dinge zu wissen verlangt indessen nur die Forschung, die allgemeine Theilnahme ist mit dem, was wir über die Märzwoche wissen, aus den Urkunden und den Berichten der Augenzeugen, durchaus befriedigt: das Ereigniß steht rund, klar, abgeschlossen vor uns. Gegenüber der Mythenbildung, die bis vor Kurzem noch die Ereignisse der französischen Revolution umflocht, fällt die Schlichtheit und Nüchternheit auf, in der sich die Märztage in der Geschichtschreibung wie in der Volksphantasie darstellen. Es ist ausgeschlossen, daß irgend einer sie schildern könnte, wie etwa Carlyle den Sturm der Bastille geschildert hat. Daß es Heinrich von Treitschke nicht vergönnt gewesen ist, die Geschichte des Jahres 1848 zu schreiben, wird von Allen bedauert; in der Zusammenfassung der Thatsachen, ihrer geistigen Durchdringung, ihrer Würdigung für unsere nationale Entwicklung hätte dieser Band seiner „Deutschen Geschichte" wahrscheinlich mit dem ersten gewetteifert, aber im Einzelnen, in der Beschreibung der Berliner Bewegung würde

er uns kaum etwas Neues haben sagen können. Um so weniger, da Treitschke diese Dinge nicht aus eigenem Erlebniß kannte. Die Zahl derer, die sich ihrer noch lebhafter erinnern, für die sie gleichsam das Morgenroth einer neuen Zeit wurden, schrumpft immer mehr zusammen; lohnt es sich darum nicht, die Stimmung, den Eindruck noch einmal festzuhalten, die sie auf die Jugend machten, zu sagen, was uns bewegte? Ich wage hier einen solchen Versuch. Interessantes zu erzählen, Aufklärungen zu geben habe ich nicht; wie sich die Begebenheiten in dem Kopf eines jungen, zwanzigjährigen Menschen malten, welchen Sturm sie dort erregten, welche Gedanken sie hervorriefen, welche Leidenschaften sie entfesselten, will ich darzustellen versuchen.

Der Märzmond des Jahres 1848 hat Berlin erst zur wirklichen Hauptstadt Preußens, überhaupt zu einer politischen modernen Stadt gemacht. Er war der Frühlingssturm, der ihr die neue Zeit brachte. Bis dahin hatte Berlin kaum ein öffentliches Leben gehabt. Nach dem jetzigen Maße gerechnet, gehörte die Stadt zu den mittleren Städten mit etwa 400 000 Einwohnern. Vielfach standen noch die alten Thore, Bruchstücke der alten Mauer aus dem siebzehnten Jahrhundert. Trotz einiger breiten und langen Straßen war der Eindruck des Ganzen ein wohnlicher und lauschiger, die Mehrzahl der Häuser war zweistöckig, mit fünf bis sieben Fenstern Front. Luft und Licht waren in vielen Höfen nur spärlich, aber es gab doch noch ganze Reihen von Häusern in den Seitenstraßen mit Gärtchen und Garten, mit Lauben und kleinen Holzhäusern, oft in wunderlicher Form. Leicht, noch ohne Pferdebahn, und erst seit Kurzem mit schweren, unbehülflichen Omnibussen kam man von allen Seiten aus dem Häusergewirr in das Freie und Weite. Vor dem Brandenburger Thor, Oranienburger, Schönhauser, Landsberger Thor dehnten sich spärlich oder gar nicht bebaut Baumreihen, gepflasterte Fahrstraßen, Kornfelder aus. Jenseits der alten Potsdamer Brücke über den Kanal, der sich seiner Vollendung näherte, traf man nur vereinzelt auf größere Häuser bis zum Botanischen Garten. Vom Halleschen Thor bis zum Kreuzberge bildeten die Kirchhöfe mit ihren Bäumen und Fliedergebüschen, hier und dort ein Wirthshaus in einem Garten mit seiner Kegelbahn die einzigen Oasen in der Sandwüste. Der jetzige Königsplatz war bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. ein Exerzirplatz gewesen. Die Festfreude zu „Königs Geburtstag" am 3. August hatte sich hier am lautesten und ein und ein anderes Mal, sehr zum Verdruß des alten Herrn, dem die Ruhe in der That als erste Bürgerpflicht galt, am wildesten ausgetobt, langsam gewann er jetzt ein freundlicheres Aussehen durch das Kroll'sche Etablissement auf der einen, das Haus des Grafen Raczynski und die daran gebauten Malerateliers auf der anderen Seite. Weder die Eisenbahnhöfe, die sich alle außerhalb der Stadt befanden, noch das Rathhaus und die Kirchen gaben dem Stadtbild eine besondere Physiognomie. St. Nikolai und St. Marien lagen halb versteckt hinter und zwischen Häusern, Buden und Schlächterscharren und waren nur durch die Engpässe schmaler Gassen zugänglich. Das häßliche, altersgraue Rathhaus hatte seinen den Einsturz drohenden Thurm, der die Spandauer Straße sperrte, vor einigen Jahren verloren und damit das letzte charakteristische

Gepräge. Das Leben und Treiben, Farbe, Glanz und Bewegung von Berlin drängte sich auf den Raum von dem Schlosse bis zum Brandenburger Thor, von der Weidendammer Brücke bis zur Leipziger Straße zusammen. Zu dem Friedrichs-Denkmal, das dann vierzig Jahre lang den Mittelpunkt dieses Bezirkes abgegeben hat, war erst der Grundstein gelegt und mit einem Gitter umfaßt worden, das Palais des Prinzen von Preußen stand unbeachtet bei Seite, Niemand ahnte, welche Bedeutung das vornehme, aber einfache Haus in der Geschichte der Stadt, in der Weltgeschichte erlangen sollte. Die jetzt kräftigste und am stärksten pulsirende Lebensader Berlins, die Leipziger Straße, war damals noch eine Straße fast ohne Läden, mit so geringem Verkehr, daß Schinkel an ihrem Ausgange, auf dem Potsdamer Platz, seinen Berliner Dom glaubte errichten zu können, fern von allem Lärm, außerhalb des Häuser- und Menschengedränges. So wenig wie der Verkehr war das Fabrikwesen entwickelt. Vor dem Oranienburger Thor hatte Borsig seine Werkstätten, hauptsächlich zur Erbauung von Locomotiven, eingerichtet, zwei oder drei andere Unternehmer, kühne und kenntnißreiche Männer, waren ihm gefolgt, und der Maschinenbau, die Maschinenarbeiter nahmen, mehr noch in der Phantasie der Berliner als in der Wirklichkeit, einen ersten Platz in der allgemeinen Arbeit ein. Während des ganzen Jahres 1848 galten die Maschinenarbeiter für die Aristokraten unter den Arbeitern, für die Kerntruppe der Revolution — einen Ruf, den zur Wahrheit zu machen, sie zum Glück keine Gelegenheit gefunden haben.

Damals wie heute war Berlin eine fleißig hastende, hart arbeitende Stadt. Nur daß der Kleinbetrieb und das Handwerkerthum vorherrschten. Dem Handel und Wandel fehlte noch jeder internationale Zug, schon die Bescheidenheit der alten Börse am Lustgarten zeigte äußerlich, in wie bescheidenen Grenzen sich das Berliner Soll und Haben hielt. Die Hausbesitzer und die wohlhabenden Handwerkermeister spielten eine gewisse Rolle. Ein Anflug von Bildung und Weltkenntniß wehte ihnen, mehr noch als aus den Zeitungen, von der Universität und den beiden Theatern her zu. Er war durchaus literarischer Art, erst seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. regte sich in der Berliner Bevölkerung ein politischer Hauch. Die ersten politischen Gespräche, die in dem kleinbürgerlichen Kreise meiner Familie an das Ohr des Knaben drangen, betrafen den Einzug des Königs in die Stadt, als er von seiner Krönung in Königsberg heimkehrte, und die Huldigung der Berliner Bürgerschaft und der Provinz Brandenburg an einem regnerischen Octobertage 1840. Die Innungen standen mit ihren Bannern und Emblemen, Magistrat und Stadtverordnete mit den Stadtdienern, Universität und Kaufmannschaft, die Vertreter des Provinziallandtages auf dem Platz zwischen dem Schlosse und dem Lustgarten in feierlichem Aufzug, und der König hielt ihnen eine seiner genialischen Reden. Weit ging ihr Inhalt, da er überdies in Wind und Regen nur halb vernommen wurde, über das Verständniß der Mehrzahl der Zuhörer hinaus; was die Berliner in Erstaunen setzte, war, daß der König redete, lange, eindringlich, mit einem Schwunge redete, der eine tiefe Wirkung ausübte. Nie hatten sie dies von seinem Vater gehört. Eine öffentliche politische Rede war etwas Neues, Niedagewesenes: die Sitzungen der Stadt-

verordneten waren noch nicht öffentlich, die Processe wurden hinter verschlossenen Thüren geführt, die Festsitzungen der Akademie zu besuchen, fiel außer den Betheiligten noch Niemandem ein, außer der Rede des Geistlichen von der Kanzel oder am Grabe kannte der Berliner keine Beredtsamkeit. Friedrich Wilhelm IV., der nicht wollte, daß sich ein geschriebenes Blatt Papier zwischen ihn und sein Volk dränge, ist doch für die große Masse desselben der erste politische Redner Preußens geworden. An seine Reden knüpften sich in Zustimmung und Widerspruch die politischen Debatten an.

Wenn ich jetzt nach fünfzig Jahren den Zusammenhang der Dinge betrachte oder in Treitschke's und Sybel's deutscher Geschichte die Entwicklung unserer Geschicke in diesem Jahrhundert nachlese, sehe ich ja, daß Friedrich Wilhelm IV. nicht den Anstoß zu der politischen Bewegung gegeben hat, daß die Anfänge der Bewegung weit über ihn zurück bis in die geistige Vorbereitung zu den Befreiungskriegen reichen. Dem Knaben aber und mit ihm der Mehrheit der Berliner Bürgerschaft stellte sich dieser Umschwung aus der literarischen in die politische Sphäre als ein durchaus neues Erlebniß dar. In Allem, was geschah, wurde jetzt Politik gewittert. Die neuen Stücke des Schauspielhauses und des Königstädtischen Theaters, historische Dramen wie Berliner Possen, die Witze der Eckensteher wie die Artikel des „Beobachters an der Spree" untersuchte man auf politische Anspielungen hin. Was der Eine nicht fand, entdeckte der Andere. Alte, halb vergessene Erinnerungen aus den Tagen der Demagogenverfolgung tauchten wieder auf. Damals vernahm ich zum ersten Male den Namen Karl Sand's, und daß meine Mutter und ihre Schulfreundinnen Trauer um ihn getragen hätten. Die Vorfälle, so geringfügig sie an sich sein mochten, ließen bei der allgemeinen Erregung die Gemüther nicht zur Ruhe kommen. Wir Schüler machten den Fackelzug mit, den die Studenten den Professoren Jakob und Wilhelm Grimm am 24. Februar 1844 darbrachten. Die Grimms wohnten damals am Rande des Thiergartens in der Lennéstraße. Während die Fackelträger den Damm der Straße einnahmen, standen wir Zuschauer und Mitläufer unter den Bäumen, da etwa, wo sich jetzt das Lessing-Denkmal erhebt. Plötzlich lief es von Mund zu Mund, Hoffmann von Fallersleben sei in der Wohnung der Grimms, er stehe an einem der offenen Fenster. Er kam dann mit den Brüdern herunter, wurde nachher erzählt, und die Feier, die ursprünglich den beiden Gelehrten galt, klang in einem brausenden, immer von Neuem sich wieder erhebenden Jubelruf auf den Dichter der „unpolitischen Lieder" aus. Die verbotenen Bücher gingen von Hand zu Hand, ich vermöchte heute nicht mehr im Einzelnen zu sagen, wie ich zu ihnen kam, aber selbst die „Philister" wußten von ihnen und Abschriften von Heine'schen und Herwegh'schen Gedichten waren unter uns Schülern vielfach verbreitet. Eine strengere Ueberwachung von Seiten der Polizei gab es nicht, in der Buchbinderei meines Onkels hätte man wohl alles Gefährliche gefunden. Ein eifriger Sammler dieser Dinge, ein Professor vom Joachimsthal'schen Gymnasium, ließ sich seinen Heine, Freiligrath, Heinzen, die Halle'schen Jahrbücher „in Halbfranz" einbinden. Herwegh's Anwesenheit in Berlin erregte besonders die Phantasie der Frauen und Mädchen, da er sich mit einer Berlinerin ver-

lobte, aus einem Seidewaarengeschäft, das damals ihnen allen bekannt war. Die Ausweisung der beiden baden'schen Abgeordneten Hecker und Itzstein aus Berlin gab dann den Bürgern einen neuen Stoff zur Unzufriedenheit und Kannegießerei.

An Wolken des Unmuths und der Verstimmung fehlte es ebenso wenig wie an Wünschen nach einer Aenderung der Zustände, nach größerer Freiheit, nach einer Verfassung. Aber daß diese Wolken sich zu einem Gewitter zusammenballten, daß diese Wünsche, die unbestimmt und idealisch sich für die Jugend ins Blaue verloren, festere Gestalt annahmen, dazu mußten, wenigstens für die Berliner, noch manche Begebenheiten und persönliche Erfahrungen kommen. Der Unzufriedenheit gebrach zunächst noch jeder Zusammenhang, jeder Rückhalt, jede bestimmte öffentliche Aussprache. Die religiöse Bewegung und der Vereinigte Landtag sollten ihr beides geben. In einem jetzt wohl kaum noch gelesenen Buche, „Die bürgerliche Revolution in Deutschland seit dem Anfang der deutsch-katholischen Bewegung" hat Bruno Bauer im Jahre 1849 den Ursprung des politischen Umschwungs in der Erregung gesucht, welche das Auftreten der Lichtfreunde, Uhlich's Predigten, die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier, der Absagebrief von Johannes Ronge an den Trierer Bischof heraufbeschworen. Diese Erscheinungen sind bald von größeren und gewaltigeren, wie Vorspiele von der eigentlichen Tragödie, in den Hintergrund gedrängt worden, ihre Folgen im Sande verlaufen, ihren Urhebern und Wortführern war nicht nur das Glück, sondern auch die dämonische Leidenschaft versagt. Frage ich indessen mein Gefühl und meine Erinnerung, so möchte ich auch heute noch Bruno Bauer Recht geben. Die Berliner, als Ganzes gefaßt, sind durch die Versammlungen der Lichtfreunde im Tivoli, durch Johannes Ronge und seine Ansprachen, bald an Einzelne, bald an Kreise von Gleichgesinnten, in eine Aufregung gerathen, die sich erst nach der Auflösung der zweiten Kammer im Frühjahr 1849 gelegt hat, um dann fast zehn Jahre lang von der politisch trübseligsten Dumpfheit und Resignation abgelöst zu werden, jener Verzweiflung an dem Fortschritt der Menschheit und der Freiheit, in der Schopenhauer's und Buddha's Sterne aufgingen. Mit am Tiefsten wurzelt in der deutschen Volksseele die religiöse Empfindung; sobald sie stärker berührt wird, gibt es immer einen hellen Klang. Die alte Abneigung Berlins gegen die Jesuiten, seine Vorliebe für die Versöhnung zwischen Wissen und Glauben, für den Ausgleich zwischen dem Verstande und der Gefühlsseligkeit gesellte sich fortan zu der politischen Unzufriedenheit und brachte in dieselbe ein leidenschaftlicheres Element. Auch fanden sich in diesen Versuchen zu kirchlichen Neubildungen, da es politische Vereine noch nicht gab, zum ersten Male Männer aus verschiedenen Ständen im Austausch ihrer Meinungen zusammen. Ich hänge noch heute der Ansicht an, daß der Deutsch-Katholicismus und die reformatorische Bewegung innerhalb des Protestantismus eine höhere Bedeutung für unsere Zukunft gewonnen hätten, wenn die politische Hochfluth sie nicht hinweggeschwemmt hätte. Diese setzte, Alles überwältigend und mit sich fortreißend, mit dem Zusammentritt des Vereinigten Landtages am 11. April 1847 ein.

Der Vereinigte Landtag tagte bis zum 26. Juni desselben Jahres in dem weißen Saal des Berliner Schlosses. Es war die erste parlamentarische Versammlung, deren Verhandlungen in der Bevölkerung widerhallten. Von Sitzung zu Sitzung mit stärkerem Ton. Um die erste Curie des Landtages, in der die volljährigen Prinzen des Hauses, die Mediatisirten, die Standesherren und die Vertreter einiger bevorzugten Stifter und Körperschaften saßen, kümmerte sich Keiner, die zweite Curie, die von den Abgeordneten der Ritterschaften, der Städte und der Landgemeinden gebildet wurde, erschien als der Dolmetsch der Nation, die Abstellung ihrer Beschwerden, Einlösung des königlichen Versprechens, eine Verfassung einzuführen, laut und eindringlich forderte. Die Namen Vincke und Auerswald, Beckerath und Hansemann wurden bald den Berlinern geläufig. Wir Primaner in dem Werder'schen Gymnasium in den Hofanbauten des alten Fürstenhauses wiederholten das Leitmotiv der großen Reden Georg Vincke's „Recht muß doch Recht bleiben!" Bei den Handwerkern erweckte die Wiege Beckerath's, die am Webstuhl seines Vaters gestanden, halb stolze, halb sentimentalische Anwandlungen. Das Interesse für diese Männer erhöhte sich für mich und meine Familie noch durch eine Art persönlicher Beziehung. Eine der berühmtesten Restaurationen des damaligen Berlins war die von Rosch, in dem ersten Stock der alten Post an der Ecke der Königs- und Poststraße. Meine Mutter war mit Frau Rosch innig befreundet, noch aus der Zeit her, als Rosch Oberkellner in der Speisewirthschaft meines Vaters gewesen. Die Frauen wurden allmählich, wie man sagt, ein Herz und eine Seele, und meine Mutter half in der großen Wirthschaft nach Kräften aus. Eine größere Anzahl der Abgeordneten aus dem Vereinigten Landtag pflegte dort zu essen. Sie hatten ihren besonderen Tisch, und da sie meist zu einer Zeit kamen, wo sich der große Strom der Gäste schon verlaufen, machten sich die beiden Frauen, von Neugierde getrieben, halbwegs selbst mit der Bedienung der „politischen Herren" zu schaffen. So kam vieles Intime, manche Anekdote zu ihrer Kenntniß und wurde dann weiter getragen.

Ich kam also wohl bereitet in die Märzwoche hinein. Die langsame Umwandlung Berlins hatte sich gleichsam typisch in mir vollzogen. Den ersten liberalen Anstoß habe ich von meinem Lehrer Friedrich Köppen auf der Dorotheenstädtischen Realschule erhalten, dann wirkten die Lectüre der „verbotenen" Bücher, die politische Lyrik, Schauspiele wie „Uriel Acosta", „Die Karlsschüler", „Die Valentine", die Tagesereignisse, die Gespräche in meinem Verwandtenkreise bestimmend auf mich ein. Mein erstes politisches Gedicht ist an Johannes Ronge gerichtet gewesen, in schwülstigen, ungelenken Distichen; sonst ist es mir bis auf die leiseste Erinnerung entschwunden. Es hat mir damals eine kurze Unterredung mit dem „Reformator" eingebracht, der im Frühjahr 1845 eine Zeit lang in Berlin bei einem seiner Verehrer, einem reichen Fabrikanten, in der Leipziger Straße, wohnte. Seitdem hatte ich munter in dem liberalen Phrasenstil weiter gedichtet und konnte mich mit dem Uebermuth der Jugend wohl einen Mitverschworenen der großen Zukunft nennen. Ich brauche nicht zu sagen, daß alles Schwärmerei und Phantastik war, ohne jede positive Kenntniß und Erfahrung der wirklichen Zustände, ja ohne Ahnung des politisch Möglichen und

Erreichbaren. Nur glaube ich nicht, daß auch nur eine bescheidene Minderheit der Berliner mehr und Besseres davon wußte. Wir sind alle wie Nachtwandler, von einer dunklen Macht vorwärts getrieben, in die Märzwoche getaumelt. Den Verlauf der Tagesgeschichte verfolgte ein kleiner Kreis der Gebildeten, alle Andern und ich mit ihnen waren auf die Lectüre der Vossischen oder der Spener'schen Zeitung angewiesen. Es gab eine einzige größere Lesehalle, die von Gustav Julius gehaltene, in dem Eckhaus der Jägerstraße und Wallstraße, gegenüber der Bank. So lange ich Schüler war, bin ich nicht hineingekommen, und auch den Besuch der Conditoreien von Stehely und Spargnaponi durfte ich mir nur in großen Zwischenräumen und unter allerlei Vorsichtsmaßregeln erlauben. Ich war bei dem Director des Gymnasiums, dem trefflichen aber pedantischen Bonnell, zu schlecht angeschrieben, um in dem letzten Halbjahr vor dem Abiturientenexamen viel auf seine Langmuth sündigen zu dürfen. Daß mir meine guten Vorsätze schließlich doch nichts genutzt haben und der Zug des Herzens stärker war als die Stimme des Gewissens, beweist nur die Unfreiheit oder besser vielleicht die Schwäche unseres Willens. Von dem Ausbruch der Februar-Revolution in Paris und ihrem Siege wurde ich darum ebenso überrascht wie von einem Blitz aus heiterem Himmel. Die Erwartung eines Wunders lag in der Luft, die Einen ersehnten, die Andern fürchteten es, kommen hatte es Niemand sehen. Nicht einmal der kluge Metternich, der doch, wie wir alle damals glaubten, einem alten Zauberer gleich die Fäden der europäischen Politik in den Händen hielt und das Gras der Revolution wachsen hörte. Ihm hatten die Zeichen am Himmel, der Sonderbundskrieg in der Schweiz, die wunderbaren, wie Märchen klingenden Thaten des neuen Papstes Pius IX., der Aufstand in Palermo am 12. Januar 1848, nichts von dem Sturm verkündigt, der sich in den Wolken aufgemacht und über Europa wie ein vorzeitiges Frühlingsbrausen dahinzog. Der Erste, an dem ich gleichsam leibhaftig die Wirkung der Revolution verspürte, war der Doctor Wilhelm Zimmermann. Ein verbummeltes Talent mit angeborener schauspielerischer Begabung, ein Jugendfreund meines Onkels, der sich seiner oft in verzweifelter Lage hülfreich angenommen. Jetzt seit seiner Verheirathung mit einer wohlhabenden, gutmüthigen Goldschmiedswittwe, deren Sohn er unterrichtet hatte, führte er ein behagliches, müßiggängerisches Leben. Ich sehe ihn noch am Nachmittag des 2. März in den Buchbinderladen des Onkels stürmen, mit funkelnden Augen, die Arme erhoben: „Hurrah! In Paris haben sie die Republik!" Er hatte von einem Geschäftsfreunde aus Paris einen längeren Brief über die Februar-Ereignisse erhalten, den er uns vorlas, sich selbst dabei fortwährend durch Ausrufe und Schiller'sche Verse unterbrechend. So lange war Friede gewesen und das Leben in dem gleichmäßigen Einerlei der Tage dahingegangen, daß uns diese Schilderungen von Barrikaden- und Straßenkämpfen, von dem Eindringen in die Tuilerien und in den Saal der Abgeordneten blendeten, betäubten und berauschten. Etwas Neues, Abenteuerliches gestaltete sich in unserer Phantasie. Im Hungerwinter von 1846 auf 1847, im April 1847 hatten wir auf den Märkten Unruhen, Aufläufe und Plünderungen erlebt, von der Noth der schlesischen Weber und daß die Soldaten auf die

Meuternden geschossen hätten, wurden Schauergeschichten erzählt. Aber was war das Alles gegenüber der Kunde aus Paris! Eine siegreiche Revolution, eine aus dem Volke erwählte Regierung, Lamartine, ein zweiter Orpheus, der mit seiner melodischen Rede Freiheit und Ordnung herstellt, Louis Blanc, die sociale Frage durch die Arbeiterwerkstätten lösend — das war der Anbruch eines neuen Weltentages, als ob sich die Wolken aufthun müßten, uns das himmlische Jerusalem zu zeigen!

Anfangs gingen die Menschen hin wie im Traum. Es war so merkwürdig, daß trotz all' dieser ungeheuren Thatsachen, zu denen jeder Tag neue fügte, aus Baden, Bayern und Hessen, im Grunde das Dasein in gewohnter Weise verlief, Jedem nach seinem Geschäft und seiner Arbeit. Allein bald empfanden wir doch allerlei Aenderungen. Wir Schüler wurden unaufmerksamer, die Lehrer gleichgültiger gegen den Unterrichtsstoff. Anspielungen auf die Ereignisse mischten sich in die Lectüre Plato's und der Annalen des Tacitus. Bonnell redete in der Religionsstunde von preußischem Patriotismus und von der Zucht und Ordnung, die zu bewahren auch wir berufen seien. Lehrer und Schüler horchten wir lauschenden Ohres auf jedes von der Straße her dringende Geräusch. Als ob der Generalmarsch oder Sturmgeläut durch die Luft von fernher töne. Auch zu Hause, an des Onkels Tisch, wo die Lehrlinge und Gesellen aus der Werkstatt mit uns zusammen aßen, herrschte nicht mehr die patriarchalische Strenge. Unaufgefordert theilte wohl einer der Gesellen mit, was er am Abend vorher auf der Herberge vernommen. Auch Parteien fingen schon an sich zu bilden, in der Schule wie in der Familie. Noch aber war an irgend eine Bewegung in Berlin über die gesetzlichen Schranken hinaus nicht zu denken. Zu einem Aufstand nun gar fehlte zunächst noch die Veranlassung und die Volkserregung. In der Mitte der zweiten Märzwoche, vom 5. zum 11., wurde in unserm Kreise von den abendlichen Versammlungen gesprochen, die seit Montag in den Zelten stattfanden. Literaten, welche die Zeitungshalle besuchten, Privatgelehrte, ein und ein anderer Stadtverordneter, die Redner der Lichtfreunde, einige durch ihre liberalen Ansichten bekannte Bürger hatten sich zusammengefunden, eine Adresse war aufgesetzt worden, und ein lithographirtes Exemplar auch an meinen Onkel, der in seiner Innung etwas galt, Unterschriften darauf zu sammeln, gekommen. Um Preßfreiheit und Schwurgericht, um Volksbewaffnung und Volksvertretung bei dem deutschen Bunde wurde gebeten; Magistrat und Stadtverordnete sollten die Adresse dem Könige überreichen. Von den unruhigen und stürmischen Auftritten in anderen deutschen Städten hatte sich bisher in Berlin auch nicht ein Ansatz gezeigt. Die Theilnehmer jener Versammlungen, die aus kleinen Anfängen immer zahlreicher wurden, kamen ohne Lärm und gingen schweigend im langen Zuge durch das Brandenburger Thor an der Wache vorbei, um sich bei dem Eingang der Linden zu zerstreuen. Sie erhoben kein Geschrei, keine aufrührerischen Rufe, kein Zusammenstoß mit der Polizei, an deren Spitze damals Minutoli stand, wurde gemeldet. Minutoli war bei der Bürgerschaft gern gesehen und genoß den Ruf eines freisinnigen Mannes, während man dem Oberbürgermeister Krausnick herrisches Wesen und muckerische Gesinnung

vorwarf. Da nun auch der König am Dienstag, den 14. März, einer städtischen Deputation erklärte, daß er den Vereinigten Landtag zum 27. April berufen habe und die Wünsche des Volkes gnädig entgegennähme, so schien jeder Grund zu einer „Revolution" fortzufallen. Ich will nicht behaupten, daß es keine revolutionäre Stimmung in der Stadt gegeben, daß nicht Einzelne, ja ganze Gruppen aus unruhigem Drang, aus Krawallsucht, Barrikaden und Aufstand im Stillen gewünscht hätten. Allein diese zuchtlosen Elemente wären ohne Mühe von der Bürgerschaft, mit dem Rückhalt einer Garnison von mehr als zehntausend Mann, lauter erlesenen Regimentern, niedergehalten worden, wenn man nicht diese Bürgerschaft fünf Tage lang durch falsche Maßregeln erbittert und halb wider ihren Willen zu jenem passiven Widerstand gezwungen hätte, der am Morgen des 19. März die Entscheidung herbeiführte.

Am Abend des 13. März hatte sich diese Wandlung aus dem Frieden in den Krieg vollzogen. Gegen sieben Uhr hatte mich Zimmermann abgeholt, nach den Zelten zu gehen. Er war schon bei einer der früheren Versammlungen gewesen, heute sollten besonders zündende Reden gehalten und energische Beschlüsse gefaßt werden. Der Abend war milde und windstill, am ruhigen Himmel stand der Mond. Die Straße unter den Linden war von Menschen voll wie an einem Sonntag Nachmittag. Alle strebten dem Thiergarten zu. Vor dem zweiten Zelt, das später seit der Aufstellung der Büste unsers alten Kaisers den Namen Kaiserzelt erhielt, erhob sich jenseits des Fahrwegs ein kleiner Holzpavillon, in dem an einigen Nachmittagen der Woche eine Musikkapelle spielte. Ringsum ein weiter Platz, auf dem sich Tausende aufstellen konnten, Baumgruppen und Gesträuch bildeten einen malerischen Hintergrund. Die Versammlungen hatten bisher in dem lang gestreckten, zur ebenen Erde gelegenen Saal des Locals stattgefunden. Hatte der Raum nicht alle, die gekommen waren, aufnehmen können, öffnete man die Fenster, damit die im Garten Stehenden die Reden hörten. Heute waren Garten und Platz schon von einem dichten Menschenknäuel erfüllt, Alles drängte den erleuchteten Fenstern zu, aber nach jedem Schritt staute sich in dem Gewühl die Bewegung wieder. Ich weiß nicht mehr, ob in dem Saal gesprochen wurde, wenigstens konnten bei dem Stimmengebrause nur abgerissene Worte bis zu uns herübertönen. Der Vorschlag wurde gemacht, die Redner möchten heraus kommen und von der Musikerestrade herab sprechen. Aber zu einer solchen Volksversammlung mit Sturmreden in der Mondscheinnacht blieb uns nicht mehr Zeit und Muße. Unter denen, die am weitesten zurück auf der Fahrstraße standen, erhob sich ein Geschrei: „Soldaten! Soldaten!" Und bald genug erklang Pferdegestampf und Hufschlag, einige Züge Garde-Kürassiere ritten, den gezogenen Pallasch in der Faust, auf die Menge und die Zelten zu. Die Leute schimpften und schrieen, aber an Widerstand dachten sie nicht. Die ganze Masse kehrte um und trat den Rückweg zu dem Brandenburger Thor an. Auch die Kürassiere schwenkten und begleiteten uns von der Seite und im Rücken. Gewalt wurde noch nicht gebraucht, es gab noch keine Verwundungen, allein die Stimmung verbitterte sich, als auf dem Pariser Platz und unter den Linden der Menschenstrom sich verdoppelte, die Kürassiere schärfer zuritten und bald hier, bald dort die

Massen beiseit drängten, um sich freie Bahn zu schaffen. Dabei waren unsanfte Berührungen, der Stoß eines Pferdes, ein Schlag mit der flachen Klinge unvermeidlich. Böse Worte, Drohungen waren die Antwort. Wir wurden, halb durch die Soldaten, halb durch unsere eigene Schwere, die Linden hinunter, an der Neuen Wache, dem Zeughause vorbei, die noch nicht mit Statuen geschmückte Schloßbrücke hinüber, durch die Schloßfreiheit der Stechbahn und dem Schloßplatz zugetrieben. Ein Austreten aus dem Menschenhaufen war nicht möglich, so lange uns die Reiter zur Seite und auf den Fersen waren. Immer gefährlicher verwandelte sich das Bild, ohne daß von dem Volke eine thatsächliche Veranlassung gegeben worden wäre, weder durch Herausforderung noch durch Ungezogenheit, in das Kriegerische und Feindliche. Auf der Schloßfreiheit vermehrten sich die Zusammenstöße, nahm das Gedränge einen beängstigenden Charakter an. Die Enge der Straße war durch ein hohes, weit vorspringendes Gerüst vor dem Eosander'schen Schloßportal noch mehr eingeschränkt, wegen des Baues der Schloßkuppel über der Kapelle. „Wenn man da Feuer anlegen könnte!" rief es plötzlich in dem Haufen. Alle Blicke richteten sich auf das Gerüst, auf die Bretter, Stangen und Balken, die gigantisch in das Dunkel aufstiegen. Aber Andere wiesen den Rufer zur Ruhe und mahnten von Gewaltthätigkeiten ab. „Der König wird schon nachgeben," hieß es, „wir brauchen keine Revolution." „Aber die Soldaten müssen fort", schrieen Andere, „fort!" wiederholte die Menge mit einem drohenden Accent, der nichts Gutes und einen starren Entschluß verhieß. Einmal auf dem Schloßplatz angekommen, hatte die tausendköpfige Menge Gelegenheit, sich nach der Brüderstraße und der Breiten Straße, über die Lange Brücke hin zu zerstreuen. Es war noch nicht zehn Uhr Abends, als in der Stadt wieder die gewohnte Stille eingetreten war.

Aber in den Köpfen und Herzen tobte Unruhe, Verdruß und Streitlust. Ohne Noth hatte die Regierung den schlummernden Gegensatz zwischen der Bürgerschaft und den Soldaten wachgerufen. Ich erinnere mich aus meiner Jugend keines unliebsamen Vorfalls, in dem Officiere eine Rolle gegen Civilisten gespielt, indessen war das gegenseitige Verhältniß ein kühles und kaltes, bei den Bürgern herrschte ein unüberwindliches Mißtrauen, bei den Officieren Ablehnung und Ueberhebung vor. Man begegnete sich nicht gerade auf dem Kriegsfuße, allein man empfand die Schranke, welche den Adel von dem Bürger trennte, bei einem Zusammentreffen mit Officieren am stärksten. All' diese dunklen Gefühle kamen den Berlinern am Abend des 13. März zum Bewußtsein. Selbst dem jungen Menschen wurde am nächsten Morgen schon auf dem Wege nach der Schule die Aenderung klar, die sich vollzogen. In Gruppen eifrig disputirend standen die Leute an den Straßenecken dicht gedrängt. Die abenteuerlichsten Gerüchte über die Ereignisse des Abends schwirrten umher. Uebertreibend wurde von Verwundungen, von Todten, von der Rohheit der Soldaten, dem Uebermuth der Officiere gesprochen. Nicht Bummler oder Bassermannsche Gestalten führten das Wort, sondern kleine Ladenbesitzer, Handwerker und Budiker, die von den drohenden Aufläufen Geschäftsstockung und Plünderung fürchteten. In dem Gymnasium war die Aufregung kaum geringer

als auf den Straßen. Was in der vergangenen Woche nur erwartet worden, trat ein. Ab und zu ein Trommelwirbel, ein dumpfer Lärm, das Geräusch marschirender Truppen unterbrachen den Unterricht. Auf das Ernstlichste wurden wir ermahnt, uns von jedem Straßentumult fernzuhalten. Auch an des Onkels Tisch erging dieselbe Warnung, und ich glaube, daß sie in jeder Berliner Werkstätte wiederholt wurde. Das Schwierige bestand nur darin, ihr nachzukommen. Denn gerade die Straßen, die wir passiren mußten, die Friedrichstraße und die Linden, das Kastanienwäldchen und die Neue Wache, das Schloß und der Lustgarten, waren der natürliche Schauplatz der Ansammlungen. Ohne daß man es beabsichtigt, war man inmitten eines Gedränges und konnte weder vorwärts noch rückwärts. Am Montag Abend hatten noch keine Ausschreitungen stattgefunden, am Dienstag und Mittwoch geschahen sie von beiden Seiten mit wachsender Heftigkeit und Erbitterung. Das Volk, die Straßenjungen, die Lehrburschen, arbeitslose Gesellen voran, begannen die Soldaten zu verhöhnen, Steine und Bretter auf die Straßendämme zu werfen, um die Pferde der Dragoner- und Kürassier-Patrouillen bei der schwachen Beleuchtung zum Sturz zu bringen, wohl auch in einzelnen Fällen gegen die Mannschaften selbst Steine zu schleudern. Ihrerseits gingen die Soldaten, die der unaufhörliche Alarm, die Ruhelosigkeit bei Tag und Nacht verdroß, schärfer und rauher vor, mit Bajonett und Säbel, die Officiere ließen sich zu unpassenden Schmähungen der Bürger hinreißen, die Canaille müsse gezüchtigt werden, der Befehl zum Schießen war schon ein und ein anderes Mal ertheilt worden. Berlin hatte sich in zwei feindliche Lager getheilt, von Stunde zu Stunde rückte der Zusammenstoß näher. Nicht durch äußere Antriebe, sondern von innen heraus. Wohlmeinende Bürger hatten, eine weiße Binde um den Arm und einen Stab in der Hand, zwischen den Volkshaufen und den Soldaten zu vermitteln gesucht und sich damit nur, da es ihnen an jeder Autorität gebrach, Spott und Zurückweisung von beiden Seiten geholt.

Donnerstag, den 16. März, am späten Nachmittag, befand ich mich auf dem Platz vor dem Opernhause. Bei dem Erzbilde Blücher's. Rings umher standen die Menschen in eifriger Unterhaltung. Wer des Weges kam, schloß sich unwillkürlich einer der Gruppen an. Die Versprechungen des Königs wurden eifrig besprochen. Die Kunde von der Revolution in Wien, der Flucht Metternich's ermuthigte und erhitzte die Volksstimmung. Sollte Berlin mit den mageren Concessionen der Regierung hinter Wien zurückbleiben? Einen verhaßten Minister, der das alte System so völlig in sich verkörpert hätte wie Metternich, hatten wir nicht, um durch seine Entlassung eine Genugthuung für die Freiheit zu verlangen. Die Bodelschwingh, Eichhorn und Savigny waren der Menge viel zu unbekannt und zu gleichgültig, um ihren Zorn zu reizen, dafür hatte sie nun etwas vor Augen, das sie unablässig beleidigte, verletzte, empörte — „Fort mit den Soldaten!" verdichtete sich immer mehr zur allgemeinen Forderung, zu dem immer stürmischer werdenden Ruf. So auch an jenem Nachmittag. Die neue Wache hatte damals noch kein Gitter, das sie vorn und an den Seiten abschloß. Kein Hinderniß trennte die vordrängende Menge von den Soldaten. Der Schreier und Tober waren nicht

viele, um so überwältigender die Masse der Gaffer und der Müßiggänger. Vorn gab es Streit. Man sah einen der Schutzleute mit der weißen Armbinde in die Wache flüchten. Wollten seine Bedroher ihm nach oder glaubte der Officier sich in Gefahr — ein kurzer Trommelschlag, und da Niemand vom Platze wich — Gewehrfeuer. Zwei Todte und mehrere Verwundete. Nun stoben die Menschen heulend, stöhnend, fluchend, Alle entsetzt aus einander. Die Soldaten rückten nicht weiter vor. Ich war nach der Seite des Palais des Prinzen von Preußen verschlagen worden. Denn trotz der Flucht befand man sich im dichten Gewühl. Als wir jetzt zum Stehen kamen, warf ein alter, wohlgekleideter Mann an meiner Seite den Hut wie im Zorn oder in der Nachwirkung des Schreckens zur Erde und rang die Hände gen Himmel. „Preußen schießen auf Preußen!“ rief er, und die Thränen liefen ihm über die Wangen. Der Anblick hat sich mir unverlöschlich eingeprägt. Wie typisch der unbedeutende Vorfall die Situation ausdrückte, begriff ich natürlich erst viel später.

Das Volk hatte an all' diesen Tagen wohl manche Ungebührlichkeit verübt, aber, wenn man billig seine Erregung und die Unruhe erwog, welche durch die sich überstürzenden Nachrichten aus Frankreich, Oesterreich, allen deutschen Städten beständig erneuert wurde, keine Gewaltthat, keinen revolutionären Bruch der Gesetze begangen. Der Sinn der Berliner richtete sich noch immer nicht auf einen Kampf gegen das Militär. Wäre dieser, wie nachher behauptet wurde, beabsichtigt gewesen, so hätte man sich ganz anders auf den Straßenkampf einrichten, ganz anders bewaffnen können. Bei den bisherigen Zusammenstößen waren die Bohlen der Rinnsteinbrücken und Pflastersteine die einzigen Waffen in den Händen der Unruhstifter. Dieser vorwaltende friedliche Zug offenbarte sich am Freitag, den 17. März, in seiner alle Leidenschaften bändigenden Stärke. Trotz des Eintreffens der Deputationen aus Schlesien und der Rheinprovinz, die den König um die sofortige Aufhebung der Censur und die beschleunigte Berufung des Vereinigten Landtages bitten sollten, trotz der Todten vom vergangenen Tage, die Rache zu fordern schienen, blieb Berlin still. Kein Auflauf in den Straßen, weder bei Tage noch am Abend. Auch in den entlegeneren, wohin Gendarmen und Soldaten nicht kamen, regte sich nichts. Keine Vorberathung des Aufstandes in irgend einer Kirche, Fabrik oder Schenke, keine verdächtigen Gestalten, Polen und Franzosen, die Fünffrankenstücke an die Arbeiter vertheilten — Berlin lag im tiefsten Frieden. Im Laden meines Onkels sprachen wir eifrig bis 10 Uhr, Nachbarn, Bekannte und Freunde waren gekommen, der Eine wollte den wegen seines Freisinns aus dem Generalstab entlassenen Major Vincke, der Andere den Grafen Schwerin unter den Linden gesehen haben, die würden wohl nächstens Minister sein. Alle diese guten Menschen und patriotischen Bürger waren hoffnungsvoll, ohne Blutvergießen hätte der König nachgegeben, der Vereinigte Landtag würde schon am 2. April zusammentreten und Preußen eine Nationalversammlung zur Berathung der Verfassung erhalten. Man pries den friedlichen Verlauf der Dinge, aber ein Refrain klang doch schrill und hart durch die Stimmung: „Fort mit dem Militär!“ Nicht ein Wort erhob sich zu Gunsten oder auch nur zu Vertheidigung der Soldaten.

Wir Bürger wollen die Stadt bewachen und die Ordnung schützen, hieß es, die jungen, hochnäsigen Officiere können und sollen es nicht mehr. In ihrer Vertrauensseligkeit waren Alle überzeugt, daß der König auch in die Entfernung der Truppen willigen würde.

In dem ungewöhnlich warmen und sonnigen März dieses Jahres war Sonnabend der 18. einer der schönsten Tage. Wolkenlos blaute der Himmel, Sonnenschein wie im Mai. Die Berliner Bürgerschaft bereitete in den Mittagsstunden, von 12—2 Uhr, dem Könige auf dem Schloßplatz eine große Huldigung. Als der Unterricht in dem Gymnasium um 12 Uhr geschlossen wurde, war die Stadt noch im Freudenrausch. Erst gegen 3 Uhr hörte ich in der Rosenthaler Straße, wo wir damals wohnten, wildes Geschrei, Tumult, Rufe nach Waffen. Die Einen erschrocken, die Anderen wuthschnaubend, eilten die Menschen nach dem Haackschen Markt. Die Trotzigsten schwangen Knüppel, Brechstangen, Holzäxte in den Händen. In der abenteuerlichsten Uebertreibung wurde das verhängnißvolle Ereigniß auf dem Schloßplatz erzählt: die Infanterie hätte geschossen, die Dragoner eingehauen, auf die Bürger, die dem Könige eben ein Lebehoch zugerufen. Viele Todte und Verwundete. Die Wahrheit zu ergründen — wem wäre das in jener Stunde eingefallen? Panischer Schreck wechselte mit Zornausbrüchen. Ingrimm und Haß hatten sich der Herzen bemächtigt. Wenn das Militär den Kampf haben wollte, dann sollte es ihn jetzt haben. Mein erster Gedanke war, die Mutter aufzusuchen, die sich bei der völligen Ruhe der Stadt am Mittag zu ihrer Freundin nach der Königstraße begeben hatte, dort etwas von dem Aufzuge vor dem Schlosse zu sehen und zu hören. Aber ich kam nicht mehr durch die Spandauer Straße. Ueberall aufgerissenes Pflaster, ausgehobene Brücken, umgestürzte Karren und Handwagen. Dagegen war der Weg über die Friedrichsbrücke, an dem Bauplatz des Neuen Museums, noch frei. Am Kupfergraben vorüber, durch die Dorotheenstraße, gelangte ich zu dem Hause des Onkels, das in der Friedrichstraße zwischen der Georgen- und der Dorotheenstraße, lag. Soldaten begegneten mir nicht. Auch weniger Menschenhaufen als in dem Theil der Stadt, aus dem ich herkam. Was nun thun? Am liebsten wäre ich mit meinem Bruder, der in der Werkstatt die Buchbinderei lernte, davon gegangen. Aber ehe wir den Vorsatz hinter dem Rücken des Onkels ausführen konnten, war er schon vereitelt. Bald nach 4 Uhr besetzten die Soldaten in langem Zuge die Straße. Die Läden, die Hausthüren mußten geschlossen werden, Niemand dürfe hinaus. Mit dem Eintritt der Dämmerung begann es in der Luft zu wimmern und zu klingen. Von allen Kirchen läuteten die Glocken, den Abend, die ganze Nacht hindurch. Zuweilen gab es eine kurze Pause, dann setzte das Sturmgeläut wieder ein. Von den Dachluken des Vorderhauses hatten wir einen freien Blick bis über die Weidendammerbrücke und nach der anderen Seite bis zu den Linden. Im ruhigen, vollen Glanze stand der Mond am Himmel. Der größere Theil der Soldaten rückte allmählich aus unserem Theil der Straße weiter nach dem Halleschen Thore zu. Offenbar wurde dort gekämpft. Dumpf drang das Geschrei, das Rollen des Gewehrfeuers herüber. Die Posten, die vor unseren Häusern zurückgeblieben, waren

nicht zahlreich. Aber es gab weder in unserem noch in dem Nebenhause, mit dem wir über die kleine Hofmauer hinweg in Verbindung standen, eine einzige Waffe. Nicht ihre Disciplin und Tapferkeit, noch ihre geschickte Führung — den Truppen verlieh die Waffenlosigkeit des Volkes die Ueberlegenheit von vornherein. Dagegen verweigerten die Bürger den hungernden Soldaten jedes Labsal. Auf die Frage der Officiere, ob Brot, Fleisch oder Bier zu haben sei, wurde die Antwort ertheilt, man habe sich bei dem erzwungenen Schlusse der Läden und Häuser nicht versorgen können. Bierpaläste und Bierverleger wie heute existirten in dem damaligen Berlin nicht, die Schankstätten waren zu zählen. Nicht nur in unserem Umkreise, in dem ganzen Theil der Stadt, den sie besetzt hielten, stießen die Soldaten auf denselben passiven Widerstand, der die Kraft der durch anstrengenden Dienst seit fünf Tagen Uebermüdeten, von Straße zu Straße Marschirenden, schlecht Genährten langsam aufrieb. Bei dem Anbruch des Abends waren von der Artilleriekaserne vom Oranienburger Thor her Kanonen durch die Straße gerollt, und bald vernahmen wir denn auch von fernher Geschützdonner. An Schlaf dachte Keiner, gegen Mitternacht röthete Feuerschein den nördlichen Himmel. Das Volk hatte die Militärwerkstätten, die Eisengießerei und die Schuppen vor dem Neuen Thor angesteckt. Die Ungewißheit über den Verlauf und den Ausgang des Kampfes steigerte die Aufregung von Stunde zu Stunde. Die Stille, die zuweilen eintrat, und das Aufhören des Gewehrfeuers dünkte uns noch unheimlicher als der Lärm des Gefechtes.

Endlich dämmerte der Morgen. In seiner Frühe wurden die Truppen in die Kasernen zurückgezogen, die Kanonen fuhren aus den Straßen ab. Nach 8 Uhr verließ ich mit meinem Bruder das Haus. Wir gingen die Friedrichstraße entlang nach dem Halleschen Thor zu. Bis zu der Behrenstraße waren keine Spuren des Aufstandes und des Kampfes zu bemerken. Wie unvorbereitet der ganze Barrikadenkampf gewesen, läßt sich auch daran erkennen, daß man nicht versucht hatte, diese engste Passage der Straße zu sperren. Von der Französischen Straße ab war das Pflaster des Dammes weithin aufgerissen. Ueber die Trümmer der ersten Barrikade kletterten wir an der Taubenstraße, man hatte Kanonen gegen sie gerichtet. Von hier bis zur Leipziger Straße zeigten sich an den gesprungenen und zerschlagenen Fensterscheiben, den ausgehobenen Hausthüren, dem zerstörten Pflaster, den zertrümmerten Droschken und Omnibuswagen die Wirkungen des Kampfes. Die Todten und Verwundeten waren längst in die Häuser geschafft worden. Auf der Straße waren nur wenige Menschen. Mit übernächtigen, verstörten Gesichtern, halblaut theilten sie einander die erlebten Schreckensscenen mit. Jenseits der Leipziger Straße waren die Soldaten nicht vorgedrungen, gegen 1 Uhr Nachts waren hier die letzten Schüsse gefallen. Fast zehn Stunden hatten sie gebraucht, um von den Linden bis hierher zu gelangen. Von ihren Verlusten wußte man nichts Authentisches, über ihre Ermüdung, Unlust und Brutalität, wo sie in die Häuser eingedrungen waren, stimmten alle Erzählungen überein. Wir kehrten nach den Linden zurück. Sie hatten sich allmählich bei dem vorrückenden Tage mit Tausenden gefüllt. Aus der Kaserne der Friedrichstraße rückte mit klingendem Spiel das zweite Garderegiment daher. Schon war es

bekannt, daß der König den Truppen befohlen hatte, sich nach Potsdam und Spandau zu begeben. Aber man wollte nicht dulden, daß dieser Abzug wie nach einem Siege mit lustiger Musik vor sich ginge. „Fort mit den Trommeln und Pfeifen!“ rief es hundertstimmig, und Alt und Jung, Männer und Frauen warfen sich den Soldaten entgegen. So finster und trotzig die commandirenden Officiere um sich blickten, mochten sie doch nicht die Gefahr eines neuen Zerwürfnisses auf sich nehmen und hießen die Musik schweigen. Auf der Südseite der Linden, an Kranzler's Ecke vorbei, marschirten sie dem Brandenburger Thore zu, Niemand begleitete sie, Niemand achtete ihrer, Schweigen und Mißbilligung überall. In dem Mittelweg der Linden bildeten sich um Redner, die auf die Bänke stiegen, kleine und größere Vereinigungen, der Sieg des Volkes, die Schaffung einer Bürgerwehr war das Thema aller Reden, die Gewehre des Zeughauses sollten dem Volke ausgetheilt werden. Inzwischen war der Laden eines Handschuhmachers, dicht neben der bekannten Jung'schen Bäckerei, von der Volkswuth geplündert worden. Der Besitzer wurde der Verrätherei beschuldigt, er sollte flüchtige Volkskämpfer während der Nacht an die Soldatenposten verrathen haben, die sie nach Spandau geschleppt. Der Laden ward erbrochen, Tisch und Schränke zerschlagen, die Handschuhe und Halsbinden zerrissen und zerschnitten, die Trümmer auf den Straßendamm geschleudert und verbrannt.

Der heftigste Kampf hatte auf dem Köllnischen Fischmarkt, wo die Breite-, die Roß- und die Gertraudtenstraße in eine Art Engpaß zusammenstoßen, getobt. Ich suchte ihn auf, während die Massen dem Zeughause zuströmten. Vor dem Palais des Prinzen von Preußen, den die Volksstimme allgemein als den Urheber des Kampfes am 18. März bezeichnete — merkwürdig genug habe ich damals den Namen des wirklich commandirenden Generals Prittwitz von keinem Menschen nennen hören — waren die Posten eingezogen, die Neue Wache von den Soldaten verlassen. In der Breiten Straße sah es für meine noch jungen Augen, die noch kein Bild der Verwüstung gesehen, grauenvoll aus. An der Ecke der Gertraudten- und Roßstraße lag ein Hôtel zweiten Ranges, im ersten Stockwerk mit einem vorspringenden Balkon. Ihm gegenüber ein dreistöckiges, vielfenstriges Haus, in dem in den fünfziger und sechziger Jahren die Conditorei von D'Heureuse war. Beide Häuser waren überstäet von Kugelspuren, keine Scheibe ganz, kein Fenstergebälk. Aus der Dachluke des Gasthauses wehte eine schwarz-roth-gelbe Fahne, die erste, die ich gesehen. Die berüchtigte Kanonenkugel, unter der die in der Nacht erlassene und gedruckte Proclamation des Königs „An meine lieben Berliner“ angeschlagen worden war, steckte in einem Brunnengehäuse, schräg gegenüber der „Vossischen Zeitung“. Hier wie in der Friedrichstraße und in der Königstraße, wo die Soldaten in der Nacht bis auf den Alexanderplatz gelangt waren, hatte nicht die Vertheidigung, sondern der Angriff aufgehört. Die Berliner, die mitkämpfend oder als Zuschauer diesen Scenen beigewohnt und jetzt den Abzug der Truppen aus allen ihren Stellungen sahen, mußten an ihren Sieg und an die Niederlage der Gegner glauben. Am 19. März war die „objective“ Geschichtsdarstellung noch nicht festgestellt.

Jeder hielt sich an den Augenschein und die Auftritte, die sich im Schlosse abspielten, bezeugten den Sieg des Volkes.

Ich bin an jenem Tage während der Mittagsstunden in den beiden Schloßhöfen gewesen mit vielen hundert Anderen, welche die Menschenfluth von der Breitenstraße und der Langen Brücke her über den Schloßplatz in das Schloß schob und drängte; hohe Gitter wie jetzt verwehrten noch nicht den Eingang. Ungehindert kamen und gingen die Leute von dem Lustgarten wie von dem Schloßplatz über diese Höfe, bis in die späten Abendstunden, zur Abkürzung des Weges von den Linden nach der Königstraße. Nur das Eosander'sche Portal war damals geschlossen durch einen häßlichen Bretterzaun. Friedrich Wilhelm IV. bewohnte den Theil des Schlosses nach der Spreeseite zu. Die Eckfenster, die auf die Lange Brücke und das Denkmal des Großen Kurfürsten gehen, waren sein Lieblingsplatz. Am Fuß der Treppe, die in dem Portalbogen zu seinen Zimmern hinaufführte und oben durch eine schlichte Glasthür abgeschlossen war, hatte eine alte Frau, die mit Kuchen, Aepfeln und Apfelsinen handelte, ihren Stand. Zahlreichere Schildwachen wurden nur bei feierlichen Gelegenheiten aufgestellt. Ab und zu erschien im Hofe oder Portal ein Lakei oder ein Wagen. Sonst war nichts von fürstlichem Prunk zu gewahren. Am 19. März tobte und lärmte das Volk in den Höfen. Zuweilen wurde es auf Minuten stiller und es hieß, von der steinernen Wendeltreppe, die aus dem östlichen Schloßflügel in den Hof hinabsteigt, spräche der neue Minister, Graf Arnim-Boyzenburg oder Fürst Lichnowsky. Nur die Vordersten mochten verstehen, was sie sagten. Fortwährend wurden Todte auf Brettern, Tragbahren, Wagen in das Schloß geschafft. Bald von wildaussehenden, bald von bleichen und schluchzenden Männern umgeben. Alle nahmen dann Hüte und Mützen ab, eine Gasse bildete sich, die Ergriffensten stimmten einen Choral an. In dem Hof, wo sich die Schloßwache befindet, ihr gegenüber, bettete man die Leichen, ein Wagen aber mit sechs oder sieben furchtbar entstellten Leichen war in den inneren Schloßplatz gelangt. Die Wuth und der Schmerz des Volkes waren bei diesem Anblick unermeßlich, unbeschreiblich. Alle schrieen nach dem König. Er erschien in der inneren Galerie über der Wendeltreppe. Unter dem Anstimmen des Liedes: „Jesus meine Zuversicht!" wurden ihm und der Königin an seinem Arm die Leichen entgegengehalten. Dunkel ist mir in der Erinnerung, als hätte er einen grauen Mantel über dem Generalsrock getragen. Deutlicher ist mir das Gefühl geblieben, dem ein Mann in meiner unmittelbaren Nähe mit den Worten Ausdruck gab: „Herr Gott, wenn jetzt einer auf ihn schießt!" Und diese Angst war bei der leidenschaftlichen Erregung der Massen wohl berechtigt. Manche hatten noch die Waffen in den Händen, die sie im Kampf gebraucht, und ihre Kleider und Gesichter trugen seine Spuren, Schmutz und Blut, Beulen und Risse. Wer hätte ihnen im Schlosse Widerstand leisten wollen? Von der Schützengilde, der einzigen bewaffneten Macht, der eine gewisse Autorität der Menge gegenüber innewohnte, waren kaum ein Dutzend in den Höfen. Eine Compagnie wurde erwartet. Wenige Stunden hatten die Bürgerschützen, denen der Berliner Witz früher manchen Spott und manche Caricatur angehängt, in der öffentlichen Meinung zu Helden verwandelt.

Schon umwob sie der Glanz der Mythe. Sie besaßen in der Linienstraße ein geräumiges Haus mit schönem Garten und Schießplatz. Ihre Feste waren viel besucht, ihre Mitglieder in der Führung der Büchse geübt. Es gehörte ein leidlicher Wohlstand und der Bürgerbrief dazu, um in die Gilde eintreten zu können. Bei den städtischen Aufzügen machten sie neben der Schlächterinnung den stattlichsten Eindruck. Als der Kampf ausbrach, waren sie die Einzigen in der Bürgerschaft, die über gute Waffen, eine Fülle von Munition, sogar über drei oder vier Böller verfügten und eine Art militärischer Organisation hatten. Nicht alle, aber viele der Mitglieder hatten an dem Kampfe theilgenommen. Sie bewehrten die große Barrikade am Alexanderplatz, welche die Neue Königstraße sperrte, mit ihren kleinen Kanonen und hielten sie gegen die Angriffe der Soldaten. Ein Gerücht erzählte, die Schützen hätten den General Möllendorf zum Gefangenen gemacht, und ihre Drohung, ihn zu erschießen, den Abzug der Soldaten bewirkt. Jetzt sollten sie den Schutz des Schlosses und des Königs übernehmen. Aber es dauerte lange, ehe sie kamen. Zum Glück tauchten immer neue Redner und Schauspiele auf, um die Menge zu beschäftigen. Der gutmüthige Charakter des Berliners that das Seine, Keinem fiel es ein, die Wendeltreppe hinaufzustürmen oder die Glasthür vor den königlichen Gemächern zu zerschlagen. In jenen Stunden war der Prinz von Preußen der verhaßteste von allen Männern. Ihm wurde alle Schuld an dem „Bruderkampfe" zugeschoben. Mit Flüchen und Verwünschungen nannten Manche seinen Namen. Als aber jetzt, etwa gegen zwei Uhr, eine Dame in schwarzer Kleidung, einen jungen Menschen zwischen Knaben und Jüngling fest an der Hand in einen Wagen stieg — Kutscher und Diener ohne Abzeichen — und durch das Portal, das sich dem Dom gegenüber öffnet, langsam, schrittweise durch die Massen davonfuhr, erhob sich keine Hand, keine Drohung, keine Beleidigung wurde ihr entgegengeschleudert: es war die Prinzeß von Preußen mit unserm Kronprinzen, unserm Fritz, unvergeßlichen Gedenkens. Bald darauf zog die Kompagnie der Schützengilde mit militärischem Schritt und Takt in das Schloß. Brausende Hochrufe empfingen sie. Offenbar war hiermit jede Gefahr vor Gewaltthätigkeit und Plünderung beseitigt. Als ob man dem Könige zeigen wollte, wie sicher er in der Hut seiner Bürger ruhen könne, wurde den Anordnungen, welche die Führer der Schützen trafen, ohne Widerrede gehorcht. Und da jetzt auch einzelne Bürger mit den ersten Gewehren aus dem Zeughause, zum Beweise, daß die Volksbewaffnung zur Wahrheit werde, zurückkehrten, war eitel Jubel und Freude — „alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt". Abends waren viele Häuser der Stadt erleuchtet.

In den nächsten Tagen folgte ein Taumel dem anderen. Die Bürgerwehren, welche die Wachen besetzten; die aus dem Gefängniß im Moabit entlassenen Polen, die in langer Wagenreihe, Mieroslawski im Wagen stehend, voran am Schlosse vorüberfuhren, um dem Könige für ihre Befreiung zu danken; der Ritt des Königs vom Schlosse nach den Linden, wo er vor der Universität zu der huldigenden Studentenschaft, unter dem Geflatter der deutschen Fahne, von dem Aufgehen Preußens in Deutschland, und daß er sich

an die Spitze der Bewegung stellen werde, sprach; die Inschrift an dem Hause des Prinzen von Preußen: „Nationaleigenthum"; die vor vielen Läden aufgestellten Tische mit Tellern, in die jeder Vorübergehende sein Scherflein „für die Verwundeten" legte, und die ohne Aufsicht blieben, wie sich auch das Geld in ihnen häufte; die Menschen, die sich plötzlich alle mit schwarz-roth-goldenen Cocarden schmückten, so daß selbst am Dienstag den 21. März im Schauspielhause bei einer Aufführung Nathans des Weisen die Schauspieler und Schauspielerinnen sämmtlich mit deutschen Cocarden an der Brust erschienen; der unermeßliche Redeschwall, der sich bald in geschlossenen Versammlungen, den ersten Anfängen der späteren Clubs, bald unter den Linden zu dem „freien" Volke ergoß; die Placate, die schon Mauern, Pfeiler, Brunnen und Bäume zu bedecken begonnen — es waren neue, noch nicht dagewesene Dinge und Erscheinungen, die von dem wunderbaren Frühlingswetter und Sonnenschein noch obenein einen Märchenglanz zu borgen schienen. Den ergreifendsten Abschluß fanden die Berliner Märztage, wie in ihren mächtigen Schlußsätzen eine Beethoven'sche Symphonie, in dem Begräbniß der Gefallenen. Gegen den Vorschlag der Gutmüthigen und Versöhnlichen, die Leichen der Soldaten mit denen der Volkskämpfer auf einem gemeinsamen Friedhof zu bestatten, erhob sich die revolutionäre Leidenschaft wie der militärische Corpsgeist. Keine der beiden Parteien wollte ihr ausschließliches Anrecht auf ihre „Märtyrer und Helden" aufgeben. Die Leichen waren von dem Sonntag Abend an nach dem Dom der Neuen Kirche auf dem Gendarmenmarkt übergeführt worden. Bis auf wenige konnten sie von ihren Angehörigen recognoscirt werden. Die große Mehrzahl gehörte dem Arbeiterstande an, Fremde, Polen oder Franzosen gab es nicht darunter. Die Stadt Berlin beschloß sie auf städtische Kosten im Friedrichshain, einem vor kurzer Zeit neugeschaffenen und dem Publicum geöffneten Park auf einem sanft welligen Terrain, unmittelbar vor dem Landsberger Thor, zu beerdigen.

Am Mittage des 22. März setzte sich von der Neuen Kirche aus der endlose Zug in Bewegung mit Trauerfahnen und Kränzen, mit allem Pomp des Todes. Der Magistrat, die Stadtverordneten und die Innungen, die Universität und sämmtliche Schulen begleiteten die Todten. Die Geistlichkeit, die Professoren, die Lehrer, die hohen Beamten, die reichen Kaufleute — Niemand hatte sich ausgeschlossen. In Pausen ertönte das Geläut der Glocken, die feierliche Musik im Zuge, auf der Treppe des Opernhauses stimmte der Domchor den Choral „Jesus meine Zuversicht" an. Ueberall Stille und Schweigen, manchmal ging es wie ein unermeßliches Schluchzen durch die Menge; über zwanzigtausend Menschen sollen im Zuge gewesen sein. Die Anordnungen waren so gut getroffen, daß nirgends eine Stockung eintrat, kein Ausbruch roher Leidenschaft die Würde und Trauer auch nur auf einen Augenblick störte. Auf dem Balkon des Schlosses stand der König in voller Generalsuniform, ordengeschmückt, hinter ihm seine Adjudanten und Minister, unbedeckten Hauptes, bis der letzte Sarg an dem Schlosse vorüber war. Drei Stunden währte der Zug, und wir Schüler waren weit zurück, als die Ersten den Friedhof erreicht hatten. Dort sprachen der Prediger Sydow, der wegen seiner Redegabe und

seiner freieren religiösen Gesinnung bei der Bürgerschaft beliebt war, und der Assessor Georg Jung, ein Rheinländer von Geburt, der seit einiger Zeit in Berlin wohnte und mit dieser Rede am Grabe der Märzgefallenen seinen ersten Schritt auf der politischen Bühne that. Nicht alle Getödteten wurden im Friedrichshain bestattet, einige Familien hatten ihre Leichen aus irgend welchen Gründen für sich in Anspruch genommen, vielleicht um die Gräber sicherer in eigene Obhut zu nehmen. Wie klug sie gehandelt, zeigte sich bald. Am 22. März 1848 hätte man einstimmig Obelisken und Triumphsäulen den Gefallenen errichtet, kein Denkmal wäre zu kostbar für sie gewesen. Vier Jahre später, als der Polizeipräsident Hinckeldey unumschränkt und rücksichtslos wie ein türkischer Pascha in Berlin schaltete, wurden die Gräber durch einen Bretterzaun abgesperrt und verfielen ungepflegt. Manche haben damals die Leichen der Ihrigen aus dieser Oede und Wildniß mit der Zustimmung des Magistrats gerettet und sie in aller Stille und Heimlichkeit auf anderen Kirchhöfen beerdigen lassen. Die Legende des Volkes aber umfängt noch heute mit rührender Einfalt die Gräber der Märzgefallenen im Friedrichshain.

Mit dieser Bestattung endet das Epos der Berliner Märztage. Unmittelbar danach brach der heftigste politische Streit in der Bürgerschaft aus, mit jedem Tage lauter, unversöhnlicher und schärfer traten sich die beiden Parteien der Conservativen und der Liberalen gegenüber. Die Poesie der Revolution war verflogen, ihre grausame und groteske Wirklichkeit enthüllte sich Allen. Je weiter ein historisches Ereigniß in die Dämmerung der Vergangenheit hinabsinkt, desto mehr verliert es, gerade durch die Forschung, die sich bemüht, es in allen seinen Einzelheiten, Ursachen und Bedingungen, in der unauflöslichen Verschlingung der Zufälle und der psychologischen Momente zu erkennen, sein eigentliches Aussehen, Duft und Farbe. Für uns Zeitgenossen, die Jungen wie die Alten, war bis auf die Wenigen, die in dem damaligen Berlin sich ernsthaft mit der Politik beschäftigten, der Charakter der Berliner Märztage das Unvorhergesehene, Unerwartete, Plötzliche, die dramatische Steigerung der Scenen, das Unberechenbare der Verwicklung, das Wunderbare des Ausgangs. Dem Geschichtschreiber ist, vielleicht mit Recht, die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. mit dem Schwanken ihres Willens, ihren Widersprüchen, ihrem Herrentrotz in dieser und ihrer sentimentalischen Empfindsamkeit in der nächsten Minute, die Hauptsache; aber was war uns, auf welche die Eindrücke der Straße berückend und überwältigend einstürmten, der König? Sie bestimmten unser Dichten und Trachten, sie rissen uns fort. Die Fremden, die zur Revolution geschürt haben sollten, sind mir in diesen acht Tagen nicht begegnet, eben so wenig wie die Verschwörer, die einen Plan zum Aufstand in der Tasche hatten. So naiv war das Volk noch während des Kampfes, daß nicht einmal eine Verbindung zwischen den drei Hauptschauplätzen des Gefechts versucht wurde, obgleich die Wege völlig frei waren; so naiv, daß es sich nicht während des Freitags schon im Guten oder Schlimmen mit Waffen versah. Die Acten über das Ereigniß sind nun geschlossen: es steht für die Lober und für die Tadler fest, daß in der Woche vom 13. bis zum 20. März das alte Preußen zusammenbrach und das neue Deutsche Reich geboren wurde.

Jacob Burckhardt.

Ein Essay

von

Carl Neumann in Heidelberg.

[Nachdruck untersagt.]

„Der Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens“ von Jacob Burckhardt ist 1855 erschienen und bis heute in sieben Auflagen verbreitet. Vielen von den Zahllosen, die eine italienische Reise gemacht haben, ist das Buch ein werther Reisebegleiter, die glückliche Urtheilsgabe seines Verfassers ein Schlüssel geworden, mit dem sie in das Verständniß der italienischen Kunstwelt eingedrungen sind. Von den Vielen mag ein beschränkter Kreis erkundet haben, daß der Verfasser des Cicerone noch andere Bücher geschrieben habe, denen er in der Fachwelt der Geschichtsforscher und Kunsthistoriker ein überragendes Ansehen danke. Wenige aber mögen wissen und sich klar darüber sein, daß Jacob Burckhardt, der, fast achtzigjährig, am 8. August 1897 die Augen geschlossen hat, sehr viel mehr war als ein berühmter Fachmann, daß in ihm eine der großen Persönlichkeiten in der deutschen Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts dahin gegangen ist. Diese Einsicht wird sich nur allmählich Bahn brechen, und das ist natürlich. In den letzten drei Jahrzehnten hat Burckhardt nichts mehr veröffentlicht; es war kein Anlaß, von ihm zu sprechen; auch war seine Wirksamkeit als Professor der Geschichte und Kunstgeschichte an der Baseler Universität in der Hauptsache auf die Schweiz beschränkt, da Basel wenig Zuzug von deutschen Studenten besitzt. Ein weltflüchtiger Sonderling, wie er in seinem Privatleben erschien, hat er es der Fernwirkung seiner Bücher überlassen, seine Gedanken zu verbreiten und ihnen Anhänger zu werben.

Jacob Burckhardt ist 1818 in Basel zur Welt gekommen und hat — wenn man von den Studentenjahren, die er in Deutschland zubrachte, wenn man von seinen Reisen, auch von einer kurzen Thätigkeit in Zürich absieht — immer in Basel gelebt. So läge es nahe, nach geistigen Zusammenhängen mit seiner Vaterstadt und seinem Wohnort zu suchen. Aber er hatte wenig „Baselerisches“ (was man gemeinhin jetzt so nennt) an sich. Indessen wollen wir

bedenken, daß das Leben einer Stadt, welches nach Jahrhunderten rechnet, und zumal eines so ehrwürdigen Gemeinwesens nicht mit wenigen Zügen, die einer kurzen Erfahrung entnommen sind, zu erschöpfen ist. In dem alten Basel aber ist es nicht so schwer, Gestalten zu begegnen, die die Familienähnlichkeit mit Burckhardt auf der Stirne tragen. Hierbei darf man wohl an jene etwas paradoxe Auseinandersetzung von Taine anknüpfen, die uns den ersten Napoleon als einen Verwandten der italienischen Condottieri der Renaissancezeit erklärt hat. Ein Geschlecht von Gewaltmenschen wird in der Zeit der Guelfen- und Ghibellinenkämpfe vom italienischen Festland nach dem einsamen Corsica verschlagen und bewahrt sich in diesem Asyl unverfälscht seine mittelalterliche Wildheit, bis ein später Enkel — gleichsam ein Abzug avant la lettre vom „Principe" Machiavell's — in die Welt der französischen Revolution hinein geräth und zum großen Napoleon wird. Auf den Gleisen solcher Gedankengänge könnte man versucht sein, Burckhardt, die Jahrhunderte überspringend, als Angehörigen der großen Baseler Humanistenzeit zu betrachten und ihn als Geistesverwandten in die Nähe eines Holbein und Erasmus zu rücken.

Ein großes Volksthum wie das deutsche ist zu reich, um sich in einem Typus darstellen zu lassen. Neben dem Typus, der durch Dürer, Luther, Bismarck vertreten wird, dem binnendeutschen, wie man ihn nennen könnte, dem immer etwas vom Harzgeruch der altgermanischen Wälder anhaftet, ist von jeher ein zweiter Typ einher gegangen, der grenzdeutsche, der, nach reicherer Bildung strebend, das allzu Rassenmäßige als ein Befangendes zu überwinden trachtet. Auf diese Seite gehören Holbein und Mozart, und in mehr als einem Jahrtausend mögen diese beiden Typen nur einmal zu einer übergewaltigen Einheit verschmolzen sein, in Goethe. Wenn man — den gehörigen Abstand wahrend — Erasmus und Burckhardt nennt, so sieht jeder leicht, auf welche Seite sie gehören. In Basel, zu Füßen des Walles der Alpen, der Deutsches und Welsches scheidet, an einer Stelle wirkend, die gleich wie Constanz die ernsten Bemühungen der Concile erlebt hat, deutsche und romanische Auffassung vom Kirchenwesen zu vermitteln und zu versöhnen, ist Erasmus dieser Grenztradition treu geblieben und hat der lutherischen Reformation mit Gleichgültigkeit, ja mit Abneigung gegenüber gestanden. Nicht eine Kluft zu öffnen gegen romanisches Wesen, sondern Brücken zu schlagen, um an seiner Cultur Mitgenuß zu gewinnen, war das Lebensprincip in Holbein wie in Erasmus, und dieses in Basel altererbte Grundgefühl von dem in der deutschen Cultur fortdauernden barbarischen Element und der Wohlthat einer Legirung mit den Culturerrungenschaften der älteren romanischen Welt hat auch in Burckhardt gelebt und hat sein Dasein geformt. Wenn er unverkennbar inmitten einer erlauchten Schar deutscher Größen steht, so darf sich also doch auch Basel einer starken Mitgift an diesen großen Sohn berühmen.

Steht man auf der alten Rheinbrücke in Basel, unter der in Jugendeile der Strom seine grünen Wasser dahin schießt, so kann man nur mit Rührung das Profilbild dieser Stadt betrachten, die seit Jahrhunderten der Schweiz

angegliedert ist, der königlichen, wie ihr Römername sagt. Das Steilufer des „Rheinsprunges", überragt am einen Ende von dem Glockenthürmlein von St. Martin mit dem Wetterhahn auf der Spitze, am anderen von den beiden roth leuchtenden, krabbenbesetzten, dünnen gothischen Thurmhelmen der Münsterkirche, die nadelgleich in den Himmel hinein stechen; dazwischen ein Häusergedränge über den Mauerböschungen der Uferhöhe und hängende Gärten, die ihre grünen Büsche und das Gezweig der Bäume dazwischen drängen bis zu der hoch ragenden Münsterterrasse, deren alte Kastanienbäume den Chorbau des Münsters umschatten — ein Stadtprofil, dessen eigenthümliche Züge man nicht leicht mit einem anderen verwechseln wird. Eine Stadt wäre arm zu nennen, wenn ihr Einfluß und ihre Bedeutung nur nach der Summe von Thätigkeit der in ihr gegenwärtig vorhandenen Kopfzahl bemessen würde. Die Geschlechter, die dahin gegangen sind, wie sie ihr Wirken in Monumenten und Stiftungen der Heimath aufgeprägt haben, leben im geistigen Dasein mit weiter. Von ihnen geht wie von einem bunten Gewölk, das den Himmel malt, und dessen Farbenabglanz auf unsere Erde fällt, ein Strömen aus der Unendlichkeit herüber. Wenn man über den Zinnen, Giebeln und Thürmen des ehrwürdigen Basel die Geister von Holbein und Erasmus schweben sieht, so wird denn auch von dem Wirken Jacob Burckhardt's die Spur nie ganz verwehen können.

I. Die Ideen Burckhardt's.

> „Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist."
>
> Goethe über Benvennto Cellini.

> „Einer, der Alles wagt, Alles kann und sein Maß in sich selber trägt . . . in dieser Gestalt lebt ein ganz kenntliches Urbild des modernen Menschen."
>
> Burckhardt über Cellini.

Es läge nahe, zunächst die vier großen Werke zu betrachten, die zwei historischen und die zwei kunsthistorischen, die den Ruf ihres Meisters begründet haben: „Die Zeit Constantin's des Großen" (1853), „Die Cultur der Renaissance" (1860), den „Cicerone" (1855) und die „Geschichte der Renaissance" (d. h. Geschichte der Architektur, 1867). Aber Bücher zu besprechen und zu beurtheilen, ist an der Zeit, wenn sie als Einzelwerke vorgelegt werden. Sobald es möglich wird, den Gesammtablauf eines Lebens zu überblicken, der Person des Schriftstellers habhaft zu werden, sind seine Bücher — von der Kunstform abgesehen — zunächst Zeugnisse für Ideen, die in ihm lebten, für Probleme, mit denen er gerungen hat, und es tritt an den Biographen die sehr viel schwierigere Aufgabe heran, die bewegenden Kräfte dieses Daseins zu erkennen. Bei der Art Burckhardt's ist diese Aufgabe dreifach schwierig; denn seine Anlage, die Dinge anschaulich und bildmäßig aufzunehmen, darnach

die Thatsachen seiner Beobachtung mitzutheilen, nicht aber ein Gerüst von Ideen aufzubauen, wie es sich sonst wohl ein Autor hinter dem Thatsächlichen construiren mag, wich dem Aufsuchen tieferer Causalitäten eher aus, als daß sie dieselben hervorgenöthigt hätte. „In den Tempel des eigentlichen Denkens," schrieb er 1879 an Friedrich Nietzsche, „bin ich bekanntlich nie eingedrungen, sondern habe mich Zeitlebens in Hof und Halle des Peribolos ergötzt, wo das Bildliche im weitesten Sinne des Wortes regiert." (In der Nietzsche-Biographie von Elis. Förster-Nietzsche, Bd. II, 1. Hälfte, S. 321.) Wie man sich nun die Mischung von Scherz und Ernst, die diese Worte dictirt hat, denken möge: jedenfalls war es nicht Burckhardt's Gewohnheit, sich ohne Rückhalt auszusprechen, und ohne daß man berechtigt wäre, zu sagen, er habe seine wahren Ansichten verschwiegen, überließ er es doch den Anderen, gewisse letzte Consequenzen und so zu sagen die Moral aus der Fülle der Anschauung zu ziehen, die er zu gewähren und auszubreiten vermochte. Diesen Umstand möge sich der Leser der folgenden Betrachtungen gegenwärtig halten.

An den Anfang stellen wir den Glauben Burckhardt's an den unschätzbaren Werth der Cultur als des Gesammtausdruckes menschlicher Schöpferkraft, wie sie sich in Gesellschaft, Politik und Wirthschaft, in Religion, Wissenschaft und Kunst äußert. Hierbei ging er von der altgriechischen Gegenüberstellung der Hellenen und Barbaren aus, indem er den Hauptgegensatz in das Eleutheron und Aneleutheron legte, in das Freie und Unfreie, d. h. das individuell Entwickelte und das rassenhaft Gebundene. Eine Welt der Schönheit und Freiheit, durch künstlerische Anstrengungen stilvoll durchgebildet, und eine andere der dumpf unentwickelten Natur und der barbarischen Befangenheit, das sind die einander abgekehrten Hemisphären menschlichen Daseins. Ein altes Culturvolk kann nie ganz das königliche Gepräge des ehemaligen Standes verlieren. Wo auf den Aberglauben und den Thiercult der späten Aegypter die Sprache kommt, bemerkt Burckhardt: „Man würde darüber lachen, wenn nicht der Schattenumriß des ältesten Culturvolkes der Erde doch immer etwas Ehrwürdiges hätte, das man ungern völlig in den Staub getreten sieht." Die Plünderung von Rom durch die Soldaten Kaiser Karl's V. (1527) erregt sein tiefstes Entsetzen: „Daß Karl V. seine spanischen Horden, die er wohl kannte, losläßt, tödtet jedes höhere Interesse für diesen Mann. Niemand wird einen belebenden politischen Gedanken in den Scripturen eines solchen Fürsten suchen." In dieser Humanisten-Auffassung steht Burckhardt Schulter an Schulter mit Melanchthon, der im Hauptquartier der antirömischen Lehre, in Wittenberg, vor seinen Hörern die gleiche tiefe Erbitterung über die Frevelhände aussprach, welche gewagt hätten, die geheiligte Mutter aller Wissenschaften und Künste anzutasten. Das Leben lebenswerth machen, heißt, die Früchte der Cultur sich aneignen; sie schützen und verbreiten, dünkt ihn die vornehmste Aufgabe, und nach dieser Leistung mißt er die Höhepunkte der Weltgeschichte. Zwei Stadien der Culturbewegung hat der Meister geschildert: das Absterben der Antike und das Aufleben der modernen Cultur, einen Spätherbst und einen Frühling. Burckhardt ist der Meinung entgegengetreten, als

sei die alte Welt unter dem Ansturm von Völkerwanderung und Barbarei zerbrochen; und auch der anderen Meinung, als habe der Geist des Christenthums die Axt an ihre Wurzeln gelegt. Keiner fremden Macht schiebt er die Schuld zu oder läßt er den Ruhm, die alte Welt zerstört zu haben; in sich selbst hat sie den Todeskeim erzeugt. Diese Selbstzersetzung der antiken Cultur ist das Thema seines Buches über die Zeit Constantin's des Großen.

Als die Energie der Sinnlichkeit verschwand, als es mit der ihrer selbst gewissen Kraft und Schönheit bergab ging, als die Offenherzigkeit des Heidenthums und die „großartige Ungenirtheit" der Antike der Palastetiquette wich, da neigte sich ihr Dasein, und ihr Schritt wurde unsicher. Der Gewohnheit, das Irdische als Kreis und Grenze des Wirkens anzusehen, wurde sie untreu: das Jenseitige drängte sich ein und löste den Menschen aus allen natürlichen, rationalen Zusammenhängen. Die Götter leben nicht mehr in reinen, olympischen Höhen, sondern im Qualm magischer Räucherungen, unheimlich, geisterhaft. Sie werden dämonisirt. Indem auch die philosophische Abstraction das Ihre thut, die alte Religion zu verflüchtigen, erscheint alles Irdische überzogen von einem immer dichtermaschigen Netz übernatürlicher Beziehungen. Ein allgemeines Gefühl des Elends ohne das Gefühl von Demuth und Sünde, ein In-die-Irregehen zumal nach allem fremden Hocuspocus und Aberglauben, um sich das Heil zuzuwenden und zu sichern — das sind die Züge des senil gewordenen Heidenthums. Ob nun die politische Gemeinschaft des Römerreiches durch die Barbaren zerstört wird wie in Westeuropa oder fortbestehen bleibt wie in Byzanz, ist als Resultat gleichgültig; die lebendigen Kräfte waren aus der alten Cultur gewichen und hatten nur eine taube Schale zurückgelassen.

Die Cultur, deren sich die moderne Welt rühmt, hat nach Burckhardt ihren Ursprung in Italien. Die Italiener sind das erstgeborene der modernen Völker. Auf drei Voraussetzungen fußt diese Thatsache, auf einer negativen und zwei positiven. In Italien sei zuerst Raum frei geworden für eine neue, nichtmittelalterliche Cultur, indem der große Kampf des Kaiserthums mit dem Papstthum, der den Untergang der Hohenstaufen zur Folge hatte, mit einer Revolution verknüpft gewesen sei, welche die mittelalterlichen Formen feudalen Wesens aufgelockert und die Tradition zerstört habe. Hier also seien die historischen Autoritäten entwurzelt worden, und am frühesten die Schranken zerbrochen, die in den anderen Ländern ein unbefangenes Neues gehemmt hätten. Die zwei anderen, die positiven Voraussetzungen, sind folgende. Es erheben sich auf einem demokratisch sich nivellirenden Boden, in den die Erhebungen ständischer Kreise allmählich zurücksinken, Individuen, die ihre natürlichen Anlagen ohne äußere Hemmnisse entfalten; die Tyrannis und das Condottierenthum ist die politische Seite dieses Ringens, sich der Herrschaft und des Einflusses in der Welt zu bemeistern. Aber das Streben ist ganz allgemein. Die Gesichter beginnen sich zu unterscheiden, die Individuen treten aus der Rasse heraus, die Persönlichkeit tritt auf den Plan. Sie sucht nach Hülfsmitteln und Waffen, um ihre natürliche Tendenz zu steigern, und findet sie in der neu entdeckten Welt des Alterthums. Der erwachte Indi-

vidualismus begibt sich in die Schule der Antike, um die wirkliche Welt, auf der der mittelalterliche Mensch als ein Fremdling wandelte, zu entdecken und zu erobern. Auf dem Grund dieses Bestandes, der früh erworbenen Freiheit von mittelalterlichen Schranken, der hohen individuellen Entfaltung und der antiken Schulung, erbaut der italienische Geist die neue Cultur. Welches sind die beherrschenden Züge dieser neuen Welt? Der gemeinsame Grundzug ist der rationalistische. Die Thätigkeit des neuen Menschen geschieht nach bewußten, vernünftigen Zwecken und ist auf diese sichtbare Welt gerichtet. Schon bei der Betrachtung des Alterthums hatte Burckhardt in dem Staate der persischen Sassaniden einen Zug ins „Planlose" gefunden, das ihm neben der Antike als ein mittelalterlich-romantisches erschien. Diesen immer stärker sich verbreitenden Zug haben die Italiener am ersten abgelegt; schon an der „Abenteuerlust", welche die mittelalterlichen Ritter und Völker in die Kreuzzüge trieb, nahmen sie kaum Theil; im fünfzehnten Jahrhundert vollends ist ihnen eine zeitgenössische Erscheinung wie das unpraktische, hochmüthig ritterliche Wesen Karl's des Kühnen von Burgund fast unverständlich geworden. Was sie selbst bilden, ordnen, erstreben, nimmt die Form eines rationellen Kunstwerkes an. Der Staat, die Politik, der Krieg, in Allem soll nicht mehr das historisch zufällig Gewordene maßgebend sein; Alles wird neu construirt und an dem Maßstab einer wissenschaftlichen, durch Erfahrung erzogenen Reflexion gemessen. Da aber die eigene Erfahrung noch zu kurz ist, für die Realien keine genügenden eigenen Beobachtungen zur Verfügung stehen, so wird die Literatur des Alterthums eine Bildungsquelle von überwältigender Bedeutung. Nicht so sehr ein ästhetisches, als das praktische Interesse treibt zu ihr hin; das Alterthum wird, als ein Orakel für die Praxis, in den Dienst des Lebens gestellt. In dieser Schule lernt man die Augen öffnen und die Kritik zur Grundlage aller Erkenntniß machen: der selbständigen Wissenschaft wird die Bahn geöffnet. Als Pädagoge der neuen Cultur in ihren Anfängen unentbehrlich, steigert nun aber das Alterthum in seiner einmal gewonnenen Machtstellung die bereits vorhandenen Neigungen, die Welt auf das Diesseits zu beschränken. Das ehrgeizige, herrschaftsdurstige Wirken will seinen Lohn im Diesseits dauernd gestalten; es erstrebt Ruhm bei der Nachwelt. Die Macht, die diese Ruhmesgesinnung zu befriedigen in der Lage ist, heißt Literatur und Kunst. Aus der Schulpflege und Tradition heraus erstehen sie neu als lebendige Kräfte. In der breiteren Oeffentlichkeit des neuen Daseins gewinnt vor Allem die Literatur eine Bedeutung, die sie seitdem nie wieder verloren, ja immer mehr gesteigert hat; schon kündigt sich das Zeitalter der Presse an. Die neuen Gewalten ringen sich empor gegen den Geist des Mittelalters, der den Dingen dieser Welt die selbständige Bedeutung abgesprochen hatte; aber den Bruch mit der Vergangenheit wollen und können nicht Alle vollziehen. Die neue Cultur erscheint als das Werk einer Partei, einer Gesellschaft, die mit jedem Vorschreiten sich vom Zusammenhang des gesammten italienischen Daseins ablöst. Die Renaissancebildung auf antiker Grundlage wird von einer aristokratischen Gesellschaftsschicht getragen, die eine eigene Sprache, eine eigene Geselligkeit, eine eigene Kunst entwickelt. Hier

beansprucht die Frau eine dem Mann ebenbürtige Stellung; hier werden in dem Bemühen, das Leben zum Kunstwerk zu gestalten, die Regeln des stilgemäßen Auftretens, der Höflichkeit, des Anstandes ohne Etiquette, hier der moderne Begriff der Vornehmheit, wie er auf Bildung und Besitz ruht, hier der Freisinn entwickelt, der ohne ständische Befangenheit jedes Individuelle werthet und aufnimmt. Diese italienische Geselligkeit hat, zur europäischen geworden, die Summe der Güter geschaffen, ohne die wir uns Cultur nicht mehr denken können. Nur ein Gut fehlt in dieser Errungenschaft. Sie ist der Hauptsache nach profanen Charakters; die religiös-moralischen Werthe sind vernachlässigt. Burckhardt gibt zu, daß die Weltlichkeit der Renaissance ihrer Religiosität Abbruch gethan habe, daß ihr individuelles Kraftgefühl keine Beziehung zur jenseitigen Welt kenne, und daß, mit einem Wort, dem humanistischen Rationalismus das religiöse Organ fehle.

Man darf wohl sagen, daß diese Charakteristik der modernen Cultur und ihrer Grundlagen heute in die öffentliche Meinung der allgemeinen Bildung übergegangen ist; aber man muß hinzufügen, daß diese Charakteristik neben gesicherten Wahrheiten auch Thesen enthält, die möglicher Weise der Revision bedürfen.

Das Wort Renaissance (rinascimento), worunter die Italiener das Wiederaufleben ihrer altnationalen Vergangenheit, des heidnisch-römischen, sogenannten classischen Alterthums verstehen, hat Burckhardt angenommen, und die Renaissance als Muttercultur der gesammten modernen Bildung bezeichnet. Daß dieser Name die wichtigste Mitgift der neuen Cultur ausdrücke, war allerdings seine Meinung, so wenig er sich dem Vorhandensein anderer mitwirkender Factoren verschloß. Fragt man aber, welches andere Agens von ihm gemeint sei, wenn denn die Wiederbelebung des Alterthums nicht ausreichend scheine, den neuen Geist zu erklären, so erhält man nur eine Art von Antwort, indem Burckhardt dem italienischen Volksgeist den Ruhm zuschreibt, kraft seiner natürlichen Anlagen die neuen Kräfte ans Tageslicht befördert zu haben. Diese Antwort ist keine Antwort. Denn Burckhardt charakterisirt dieses nationale Ingenium so, als sei es eigentlich immer, auch im Mittelalter, halb antik geblieben und habe sich, kaum der Fesseln entledigt, jenem wahlverwandten Zug hingegeben, der es zum natürlichen Verbündeten des wiedergeborenen Alterthums gemacht und so die ungeheuere Intensität des neuen Geistes erzeugt habe. Wird aber der antike Geist als ein character indelebilis des italienischen Volksgeistes in Anspruch genommen, so kommt man auf einem Umweg zu der Behauptung zurück, daß die Antike den Ausschlag gebenden Factor in der Renaissancebewegung bilde. In der That ist denn auch für Burckhardt das Verhältniß zum Alterthum das entscheidende Kriterium, um die zeitlichen Grenzen der Renaissance zu erkennen. Wenn seit dem elften Jahrhundert in der Kunst ein Bemühen sichtbar wird, auf antike Formen zurückzugehen, sei es in der Thätigkeit der sogenannten Cosmaten, sei es in toscanischen Bauten oder Sculpturen, so faßt Burckhardt diese Bestrebungen als „Protorenaissance“ zusammen; Dante wird als Vorläufer der Renaissance bezeichnet, und indem diese Betrachtungsweise jetzt fast allgemein angenommen

worden ist, hat eine Auffassung die Herrschaft erlangt, welche Alles, was im italienischen Mittelalter groß, individuell, ewig ist, dem Mittelalter entreißt und für die Renaissance in Anspruch nimmt. Gegen diese Auffassung liegen die schwersten Bedenken vor, und ich kann nur hoffen, daß Viele diese Bedenken theilen. Je mehr ich mich in diese historischen Zusammenhänge hinein zu denken versucht habe, um so stärker erscheint mir das Gewicht eines Einwandes, den ich hier in Kürze bemerken will. Die Geschichte der byzantinischen Cultur zeigt eine Aufeinanderfolge von Perioden lebhaften Wiedererwachens der Antike, Analogieen zum italienischen Humanistenwesen, die geradezu erstaunlich sind. Dennoch ist in Byzanz niemals etwas auch nur entfernt der italienischen Renaissance Aehnliches erblüht. Man wird also geneigt sein, wenn es sich darum handelt, die Grundthatsachen der modernen Cultur von den Begleiterscheinungen zu sondern, den Antheil des classisch-antiken Elementes von der Ueberschätzung zu befreien, die aus den philologischen Humanistenkreisen stammt. Was aber bleibt dann als das große Agens übrig, von dem der neue Lebensodem ausgegangen ist? Die Antwort ist schlicht: Man darf sich durch die italienische Polemik gegen Mittelalter und Gothik nicht irre machen lassen; der Individualismus war das Resultat und die feinste Blüthe des Mittelalters, zu Tage gefördert durch die seelische Verfeinerung und Durchknetung der menschlichen Natur in der Schule des Christenthums. Dieselbe Frucht ist auch diesseits der Alpen ohne die Sonne der Antike gewachsen als ein Erzeugniß des Mittelalters. Was der italienische Volksgeist und die Antike als Würze hinzu brachten, war der unsterbliche Zusatz von Schönheit, der Zauber der Form. (Burckhardt selbst nennt einmal Rabelais „eine Renaissance ohne Form und Schönheit".) Die Frage ist also, ob man diesen italienisch-antikischen Zusatz als Ausschlag gebend anerkennen will oder uns zugeben, daß die van Eycks und Donatello ihrem tiefsten Wesen nach enger zusammen gehören als das Quattrocento und die Antike. Es ist hier nicht der Ort, dem weiter nachzugehen.

Die Auffassung dieses Cardinalpunktes gehört bei Burckhardt zu den Stücken der geistigen Habe, über die man in keine Discussion eintritt. Sie wurzelt in seiner Weltanschauung, die zwischen Mittelalter und Renaissance eine fast ebenso tiefe Kluft sah als zwischen Christenthum und Heidenthum. In diesen Mächten erblickte er zwei Pole, die sich nie berühren können, wenigstens nicht, so lange das Christenthum „ernstlich" genommen wird („die ernstliche Auslegung des Neuen Testaments hebt jedes Verhältniß zur äußeren Welt auf," heißt es bündig im Constantin), und so lange der Geist der Antike gesund und jugendlich, frei von Marasmus ist. Dies ist der Punkt, in dem Burckhardt's Abneigung gegen alle Reformtheologie, gegen Zwingli, Calvin und die Reformation wurzelte. Der psychologische Zwang dieser Grundanschauung hat ihn dazu geführt, die Renaissance so früh beginnen zu lassen und ihr so glänzende Vorläufer zu geben wie Dante, der im Uebrigen von dem antireligiösen Zug der Wiederbelebung des Alterthums und von der heidnischen Ansteckung um die Weite von Himmel und Erde entfernt ist. Burckhardt hatte das Mittelalter sehr wohl studirt; seine Vorlesungen

über Cultur des früheren Mittelalters (die ich 1882 gehört habe) waren das Reichste und Glänzendste, was man derart erleben kann. Jene Antithese aber, die ihn beherrschte, gehörte eigentlich nicht ihm, sondern dem jungen Deutschland, das sie im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts formulirt hatte. Der Gegensatz von Antike und Christenthum ist ein Capitalsatz dieser Schule, hier der jüdisch-christliche, sinnenfeindliche Spiritualismus, dort das heitere, lebensfreudige Hellenenthum. Diese Antithese war eine Parole der Opposition. Daß sie eine tiefe historische Wahrheit enthalte, wie Viele mögen das heute glauben?

An dieser Stelle angekommen, sieht man sich zu einer Gewissensfrage genöthigt. An die genannte Alternative des jungen Deutschland hat Burckhardt geglaubt. Hat er aber auch die gleiche Partei ergriffen? Hat er die Opposition gegen die christliche Ueberlieferung getheilt?

In seinem Buche über „Die Cultur der Renaissance" hat er sich in dem Capitel, welches das Facit des religiösen Lebens zieht, mit der Vorsicht des großen Historikers ausgesprochen, der persönliche Neigungen und Abneigungen zurückhält, um nicht die Ruhe der Beobachtung zu trüben. Der Profancharakter der italienischen Renaissance ist ihm außer Zweifel; aber er hütet sich, zu sagen, daß es dieser Bildung unmöglich gewesen wäre, eine Reformation religiöser Art hervor zu bringen. Er weiß zu wohl, wie viel im geschichtlichen Leben auf Glück, Reife, Umstände ankommt, um die Thatsachen allein und den Erfolg blind zu verehren. Der Historiker beschied sich dabei, in der Cultur der italienischen Renaissance das religiöse Deficit einfach als Thatsache zu constatiren, ohne es als ein nothwendiges Ergebniß der Gegenrechnung auszugeben. Neugierig aber, wie man Angesichts eines bedeutenden Menschen ist, seine wahre Meinung zu erkunden, gestehe ich, daß ich lange geglaubt habe, Burckhardt habe das Resultat der Renaissancebildung, die Elimination der Religion, für wünschbar gehalten, und es habe dies seinem Culturideal entsprochen. Ein Umstand vor Allem hat mich in dieser Annahme bestärkt, von der ich inzwischen völlig zurückgekommen bin. Dieses Argument lag in der Person und der Lehre Friedrich Nietzsche's, der als der größte Schüler und Verehrer Jacob Burckhardt's gelten mag. In Nietzsche hat die Abneigung gegen Barbarenthum, Germanenthum und Christenthum einen so typischen Ausdruck erlangt, daß die Frage nahe liegt, wie weit Burckhardt für diese Saat verantwortlich zu denken ist. Eine Vorlesung über das Studium der Geschichte, die er bei Burckhardt, seinem älteren Collegen an der Baseler Universität, hörte, hat Nietzsche so beurtheilt: „Ich glaube der einzige seiner sechzig Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift. Zum ersten Male habe ich ein Vergnügen an einer Vorlesung." In dem Buche über Constantin begegnet man dem folgenden Gedankengang Burckhardt's: Das senil gewordene und verschwächte Alterthum habe ein immer stärkeres Bedürfniß, an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, empfunden; auf dem Boden des Heidenthums aber sei dieses Bedürfniß nicht zu befriedigen gewesen, weil in der Concurrenz um die Garantie des Erlösungsdranges das Christenthum die einfachere und einleuchtendere Fassung gefunden und geboten habe.

Diese Betrachtung, mit Nietzsche's Augen angesehen, konnte wohl so mißverstanden werden, als sei das Christenthum selbst als ein Erzeugniß des Marasmus in der Welt des sinkenden Alterthums emporgediehen, und so ist wohl zu vermuthen, daß Nietzsche in Burckhardt einen Gesinnungsgenossen zu haben vermeinte. Aber es ist mir sicher, daß Burckhardt, bei aller Hochachtung vor Nietzsche und dessen imponirender Unabhängigkeit, ganz andere, eben seine eigenen Wege ging. Diese deutlicher kennen zu lernen, wollen wir uns eine weiter ausholende Betrachtung nicht verdrießen lassen.

Die Probleme Burckhardt's berühren sich vielfältig mit denen des größten Geschichtswerkes des achtzehnten Jahrhunderts, mit der Geschichte des Verfalls des römischen Reiches von Eduard Gibbon. Dieses wundervolle Werk reicht von der Gründung der römischen Monarchie bis zur Eroberung von Constantinopel durch die Türken; es beginnt mit einer Uebersicht des römischen Staatswesens beim Tode des Augustus, und sein letztes Capitel wird mit dem unvergeßlichen Mollaccord jener Scene auf dem Capitolinischen Berg eröffnet, da der Humanist Poggio hinabblickend auf die Trümmer des Forum Romanum, sich melancholischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Größe überläßt. Das ganze Mittelalter, wie es sich zwischen diesen Zeitgrenzen ausdehnt, mit all seinen Kaiserträumen und seinem Kreisen um Rom als unverlierbarem Mittelpunkt, ist für Gibbon nichts Anderes als das Ausleben der römischen Geschichte, Verfall und immer schwächer und trüber werdender Nachklang; wie die geläufig gewordene Bezeichnung „Mittelalter" sagt: Es ist der große Gedankenstrich zwischen der Cultur des Alterthums und der der Neuzeit, ein Interregnum. Der Untergang des römischen Reiches ist Gibbon das schrecklichste Schauspiel der Weltgeschichte, und seine Neigung für die Mächte, die das Mittelalter constituiren, ist gering. Dennoch ist sein Geist zu hoch und ernst, der Frivolität zu unzugänglich, um die trivialen Schlagworte seiner Zeit zu unterschreiben. Daß er die Gehässigkeit gegen das Christenthum, wie sie vielfach in der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts verbreitet war, getheilt hätte, kann ich nicht finden; aber er stand ihm, nicht der Religion, sondern der Kirche, mit einer Unbefangenheit gegenüber, die Kirche war ihm so sehr bloß Object rein historischer Betrachtung, die durch kein subjectives Pietätsverhältniß abgelenkt wird, daß sein 15. und 16. Capitel, die beiden Schlußcapitel des ersten Quartbandes von 1776, worin er das Werden der Kirche und die Kämpfe ihres Heroenalters erzählt, doch eine Fluth theologischer Polemik gegen ihn heraufbeschworen haben. Es kann nicht überraschen zu hören, daß in der gleichen Zeit in England mehrfach beabsichtigt worden ist, eine Geschichte des Wiederauflebens der Wissenschaften zu schreiben (worüber Roscoe in der Einleitung seines Leo X. zu vergleichen ist). Auch war es ein Engländer jener Zeit, der als der Erste das Manuscript der Lebensbeschreibung Benvenuto Cellini's veröffentlicht hat, die dann durch Goethe unserer Literatur einverleibt worden ist. Die ebenso gelehrten, wie gewandt geschriebenen Bücher von Roscoe (Lorenzo Magnifico 1796, Leo X. 1805) vertreten bereits die Auffassung, daß die Renaissanceperiode Italien zu dem Modell gemacht habe, nach dem sich ganz Europa nachmals großentheils

gebildet. Auch zeigt uns Roscoe bereits den Versuch, Lucrezia Borgia durch eine subtile Quellenkritik und eine starke Dosis Sympathie von den Anklagen, die eine besorgte Moralität gegen sie gehäuft, zu reinigen, wie die nicht minder charakteristische Abneigung gegen Savonarola. In Goethe's Anhang zur Uebersetzung des Cellini liest man dann bei der Schilderung der florentinischen Zustände im ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert die Stelle: „Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fratzenhaft phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, störrisch, fürchterlich entgegen und trübt pfäffisch die in dem Mediceerhaus erbliche Heiterkeit der Todesstunde." Wie Goethe in der Hochschätzung der Renaissancekunst mit dem Riesenschritt seines Genius unserer Zeit vorausging, hat die weitere Welt mit einigem Staunen erfahren, als seine Kunstsammlungen nach dem Tode seines letzten Enkels zugänglich wurden.

Soviel, um zu zeigen, wie aus dem achtzehnten Jahrhundert herüber die Auffassungen und die Voraussetzungen zusammenwuchsen, von denen Jacob Burckhardt ausging. Er kannte Gibbon und Roscoe, er kannte vor Allem Goethe nach jeder Richtung sehr genau. Und das springt ja überhaupt in die Augen: man kann einen bedeutenden Menschen nicht ohne Weiteres aus seiner eigenen Zeit „erklären"; je größer und stärker der Baum, desto weiter greifen seine Wurzeln, und dieses Wurzelwerk griff bei Burckhardt stark in das achtzehnte Jahrhundert zurück. Seine Art, Geschichte als Culturgeschichte zu betrachten, seine Neigung für das rationalistische Element in der Renaissance und dessen Kampf gegen die Convention, für den constructiv-productiven Zug, und seine Bewunderung des Kunsttriebes und der enormen Fähigkeit des Gestaltens — das sind Eigenschaften, die ihn dem Geist des achtzehnten Jahrhunderts nahe halten. Sollte es aber nur der „Staat als Kunstwerk" gewesen sein, was ihn in der Renaissance gleicher Weise anzog wie in den revolutionären Constructionsversuchen des vorigen Jahrhunderts, und nicht vielmehr das eigenste Gebiet der Kunst, das auch das Entfernteste in den Kreis des Schönen zieht? In der That entspricht Burckhardt's Kunstgeschmack in der Hauptsache (die Abweichungen werden nachher zu vermerken sein) dem von Winckelmann formulirten. Correggio, der Inspirator der Kunst des vorigen Jahrhunderts, war ihm unangenehm; sein Glück findet Burckhardt da, wo die Welt von den „Zickzackwegen, die sie nach Raphael eingeschlagen", zum Evangelium der Classiker und der Antike zurückkehrt. Sie sind sein Credo. Michelangelo und Bernini markiren die Schatten, gegen die das Licht der Blüthezeit um so glänzender leuchtet; die Barockkunst (so heißt es in der Einleitung zur ersten Ausgabe des Cicerone) könne nur als Folie für die goldene Zeit angesehen werden. Sein plastisch-zeichnerisches Ideal (das er in der florentinisch-römischen Schule findet, und das ihn gegen alles Venezianische ungerecht macht) ist das des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Die antike Kunst hat der Plastik die ewigen und höchsten Gesetze gegeben, dieses Dogma Winckelmann's findet man bei Burckhardt wieder. Wer das nicht glauben sollte, muß die erste Auflage des Cicerone lesen, wo die Berufung auf jene „ewigen Gesetze" den unweigerlichen Maßstab bildet, nach dem Donatello

und Verrocchio eine sehr mäßige und widerwillige Bewunderung, Bernini aber und seine Jünger einfache Verurtheilung erfahren. Palladio ist unter allen Architekten am Eingehendsten und Liebevollsten im Cicerone gewürdigt worden.

Wo wäre aber der Mensch, den eine einfache Formel erschöpfen könnte? Eben auf dem Unvermittelten verschiedener Bildungsniederschläge, auf den Widersprüchen beruht der Zauber und das Geheimniß des Lebens. Es gab bei Burckhardt einen Punkt, wo er ganz und gar anders empfand, als die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts. Er war kein Mann der Salons und der kleinen Münze, wie sie in den eleganten Conversationen ausgegeben wird, und die Geselligkeit, wie sie die Lebensluft des vorigen Jahrhunderts bildete, war ihm kein Bedürfniß. Ihm war die Einsamkeit Genuß. Wer das schöne Capitel im Constantin gelesen hat, welches das Leben der frühchristlichen Einsiedler und Asketen schildert, weiß, daß hier sein Herz im Spiel ist und die besten Farben gefunden hat. Die Neigung des Gelehrten bewahrt der Mönchszelle ein freundliches Andenken. „Unsere Zeit," schreibt er, „in der Annehmlichkeit der freien geistigen Arbeit und Bewegung, vergißt es gar zu gern, daß sie dabei noch von dem Schimmer des Ueberweltlichen zehrt, welchen die Kirche im Mittelalter der Wissenschaft mitgetheilt hat." Und so mögen wir von hier aus den Faden suchen, der sein Herz doch an die großen Erscheinungen des Christenthums und des Mittelalters band. Er hat nicht anders vom Sieg des Christenthums als von einer hohen geschichtlichen Nothwendigkeit gesprochen; für die christliche Wohlthätigkeit, für den Glaubensmuth der Märtyrer hat er Worte voller Wärme, und wenn ihm die Männer der Kirche, weil sie ein sachliches Princip vertreten und keinem menschlich-natürlichen Empfinden folgen, wie die harmonischen Menschen des Alterthumes, darum einseitig, unangenehm und befangen erschienen (widerwärtig in kleinen Naturen wie Eusebius, unheimlich großartig in einem Athanasius, den übrigens auch Gibbon mit Bewunderung geschildert hat), so mußte er doch zugeben, daß ihr Lebensprincip ein höheres, incommensurables sei. Und so läßt sich denn ein moralisirender Zug bei Burckhardt überhaupt nicht verkennen. Wenn es im Allgemeinen seine Art ist, Welt und Kunst zunächst als Phänomen, ohne jede richterliche Kritik und teleologische Anwandlung zu betrachten (einen der italienischen Gewaltmenschen charakterisirt er als „ein Naturprodukt, dem man nicht ganz böse sein könne"), so hat er doch seinen Constantin, wie nicht minder die großen Verbrecher der Renaissance häufig genug mit so wenig schmückenden Beiworten bedacht, daß man sich eher an Schlosser als an Ranke erinnert fühlt. Wenn einmal Burckhardt's Vorlesungen über die Cultur von Hellas (die mir in einer Nachschrift vorliegen) im Druck veröffentlicht sind, wird man staunen, wie frei von Winckelmann'scher Idealisirung und Apotheose des hellenischen Daseins er die Dinge gesehen hat, und ich fürchte, die Philologen werden an manchen Stellen über diese „wirklichen" Züge des Hellenenthums ebenso erschrecken, wie seiner Zeit die Theologen von dem „wirklichen" Constantin betroffen waren, an dem Burckhardt jeden „Schimmer christlicher Erbaulichkeit" zerstört hat. Denn es war Burckhardt's Meinung, daß in Griechenland nur Kunst und Poesie wirklich so groß ge-

wesen seien, wie wir sie uns vorstellen. Alles Uebrige aber sei irdisch bedingt gewesen. Niemand konnte vernichtender über die Unbußfertigkeit und Unmoralität des antiken Heidenthums urtheilen als er, und alle Fortschritte nach dieser Seite war er geneigt, dem Christenthum (weniger dem Germanenthum) zuzuschreiben. Dieselben Züge in Burckhardt's Physiognomie bedingen nun aber sein Kunsturtheil. Kunstwerthe sind für ihn Formwerthe; außerkünstlerische Beziehungen, die in ein Kunstwerk getragen werden, kommen für ihn nicht in Betracht; auch hat er sich schroff dagegen ausgesprochen, daß man einen inneren Zusammenhang zwischen der persönlichen Gesinnung eines Künstlers und seinem Werk gelten lasse (dies bei Gelegenheit Perugino's. Es ist, ohne daß der Name genannt wird, die heftigste Wendung gegen den romantischen Fr. v. Rumohr, dem an anderen Stellen „Prädilectionen und Antipathieen" vorgeworfen werden); aber Hoheit der Formwirkung hat er vom Kunstwerk gefordert, und diese künstlerische, nicht die gewöhnliche Moralität gemeint, wenn er an Correggio das sittlich Erhebende vermißte, die Eigenschaft, die ihm an Raphael weit bewunderungswürdiger schien als das angeborene Genie. Ueber Giotto und seine Richtung, „die in Fiesole den höchsten und letzten Gipfel erreicht", kann man nicht treffender und mit tieferer Empfindung schreiben, als es Burckhardt gethan hat.

Sein Urtheilen und Fühlen wurzelt in einer Zeit, der unsere Gegenwart mit jedem Jahrzehnt der Entfernung sich mehr entfremdet hat. Dieses natürliche Substrat ist dann von der großen historischen Schule unseres Jahrhunderts berührt worden; ihr dankt er das Durchdringen zu Unbefangenheit und Freiheit, wie sie jetzt wieder seltener zu werden scheinen. Daß er an den besten Errungenschaften der historischen Wissenschaft unseres Jahrhunderts Theil hatte, ohne sich in die Skeptik eines zu weit tolerirten historischen Relativismus zu verlieren, daß er also kritisch mit den Augen des neunzehnten Jahrhunderts sah und in manchen Stücken doch dogmatisch in der Art des achtzehnten, darauf beruht der große Eindruck seiner Erscheinung als Gelehrter. Sein Lebensideal hat er vielleicht unbewußt da bezeichnet, wo er von jenem würdigen und liebenswürdigen Lebensganzen spricht, in dem der edlere Epicureismus mit dem Stoicismus vereinigt sei.

II. Burckhardt als Schriftsteller.

> „Ueber Rhetorik der Alten dürfen wir gar nicht reden, so lange uns selber im Reden und Schreiben die Formlosigkeit überall nachgeht, so lange von hundert unserer Gebildeten vielleicht kaum Einer von der wahren Kunst des Periodenbaues eine Ahnung besitzt."
>
> Burckhardt im Constantin.

So groß und bedeutend der Gedankenreichthum Burckhardt's ist, seine Stärke liegt nicht in philosophischen Fähigkeiten, nicht nach der dialektisch zergliedernden Seite, sondern nach der künstlerisch bildenden. Der Künstler, der Schriftsteller verlangt deshalb besondere Würdigung.

Wenn bei guten Begabungen der Zuwachs, der sie über den Durchschnitt erhebt, einzelnen Fähigkeiten zu Gute kommt, so steigert sich bei großen Begabungen Aufnahms- und Ausdrucksfähigkeit in allseitiger und harmonischer Weise. Die Einen sind die einseitigen Talente, die, mit Scheuklappen versehen, nach einem Ziel gerichtet durch die Welt laufen; ihre Art, zu beobachten, gleicht einem vielflächigen Spiegel, der die Dinge nur gebrochen und verzerrt widerscheinen läßt. Die Großen sammeln ihre Beobachtungen von allen Seiten; ihr Auge ist ein ebener, reiner Spiegel; ihre Urtheile sind nicht „subjectiv"; denn sie ruhen auf der Fähigkeit, sich in das Fremdeste einzufühlen, und Ausdrücke zu prägen, die man nicht vergißt, weil sie den Kern der Sache treffen.

In diesem Punkt besaß Burckhardt ein gutes Stück Goethe'scher Art zu sehen. Durch die Gewohnheit, mit Schärfe zu beobachten, gelangte er zu einer großen Uebung des Blickes; auch war er frei von Fachhochmuth und Fachbeschränktheit. Wenn er eine Kirche besah, so ging er nicht mit spöttischer Verachtung stilloser Verunstaltungen auf seine Specialitäten aus, sondern er blieb auch vor den tollsten Barockdecorationen stehen und nahm das Schöne, wo immer er es fand. Für den Hauch des Lebens war er vor dem monumentalen Kunstwerk gleich empfänglich wie Angesichts der kleinsten Majolicaschale; auch meinte er gelegentlich, eine mit psychologischem Geist gearbeitete Geschichte des Prügelns bei den romanischen und germanischen Völkern werde mindestens so werthvoll sein als ein paar Bände politischer Depeschen und Unterhandlungen. Da ihm allezeit die Dinge und die Wahrheit über seiner Person standen, so hatte er eine liebenswürdig bescheidene Art, seine Meinungen vorzutragen, und eine früher geäußerte Ansicht zu widerrufen, machte ihm keine Schwierigkeit (man denke an die Retractation in Sachen der Certosa di Pavia). Was aber allen diesen Eigenschaften zu Grunde lag, war die außerordentliche Nüchternheit seiner Beobachtung, so daß man ihn von dieser Seite wohl als den geborenen Realisten bezeichnen mag. Die erste Bewährung dieser Fähigkeit lieferte er in seinem Porträt Constantin's des Großen. Er wusch die Krusten, die ein mehr als tausendjähriger Kerzendampf der Verehrung erzeugt, und die Uebermalungen, die ein Heiligenbild geschaffen hatten, herunter und zeigte ein Bild, das in der irdischen Härte seiner Züge an den Stil der vlämischen Schule des fünfzehnten Jahrhunderts erinnert. Die Frage ist erhoben worden, ob Burckhardt das Rechte getroffen habe; aber diese Fragestellung ist falsch. Jede historische Persönlichkeit zeigt zweierlei Antlitz, je nachdem man sie ihrem Wirken und Erfolg nach so zu sagen vom providentiellen Standpunkt aus oder in ihrer zeitlich menschlichen, concreten Erscheinung betrachtet. Constantin war immer als eine der großen weltgeschichtlichen Gestalten sub specie aeternitatis geschildert und von dieser Seite wohlbewußt und mit allem Recht (wie auch Ranke in der Weltgeschichte gethan hat) idealisirt worden: Burckhardt war der Erste, der den Constantin des vierten Jahrhunderts zeichnete, den historischen und porträtwirklichen. Die Realistik seiner Auffassung hat allen den Weg gewiesen, die sich seitdem an der gleichen Aufgabe versucht haben, und Abweichungen im Einzelnen können nicht hoch an-

geschlagen werden, nachdem ein Theologe, Brieger, zugegeben hat, daß die Lebensführung Constantin's die Bewährung des Christenthums vermissen lasse. Dagegen darf man wohl sagen, daß Burckhardt in dieser ersten großen Leistung in Folge seiner polemischen Kampfstellung manchen Accent stärker gegeben hat, als ihm später nöthig erschienen wäre.

Nächst der Nüchternheit der Beobachtung ist von dem weiten Gesichtskreis, der Vielseitigkeit des Mannes zu sprechen. Eine so reiche Bildung erscheint uns Nachgeborenen als ein ferner Traum, während sie in der Generation, die aus der Goethe'schen Periode herüberwuchs, Wirklichkeit war. Jacob Burckhardt war der Sohn des Münsterpfarrers in Basel, und sein erstes Studium war die Theologie. In dem Nekrolog, den er sich selbst verfaßt hat (und der nach seiner letztwilligen Verfügung an seinem Grab vorgelesen wurde), urtheilt er über diese theologischen Anfänge, daß er sie nie zu bereuen gehabt habe. Von da wandte er sich zur Geschichte, wurde in Berlin Ranke's Schüler, dann Schüler und Freund Franz Kugler's und landete also bei der Kunstgeschichte. Geschichte und Kunstgeschichte hat er auf dem Katheder sowohl, wie in seiner literarischen Thätigkeit gleichmäßig gepflegt. Bei der ungeheueren Erudition, über die er verfügte, bei den verschiedenen Methoden der Behandlung unterstützten und trugen seine Kenntnisse und Fähigkeiten sich gegenseitig. Die Gewohnheit, Kunstwerke zu sehen und zu beurtheilen, half ihm bei geschichtlichen Problemen sofort, alles bildmäßig sich zu vergegenwärtigen, zu gruppiren, zu beleuchten, zu färben. Einen vielgestaltigen Stoff zu ordnen und zur Anschauung zu bringen, hat er wie Wenige verstanden. In dieser künstlerischen Darstellung liegt die Gewähr, daß Burckhardt's Werke dauern. Als der fünfte Band von Mommsen's römischer Geschichte erschienen war mit seiner Darstellung der römischen Provinzen von Augustus bis Diocletian, glaubte ich erst, es werde nun nicht mehr möglich sein, das dritte und vierte Capitel im Constantin zu genießen, welche in einer eiligen Uebersicht das gleiche Thema behandeln. Mommsen hat in größter Ausführlichkeit Verfassung, Verwaltung und Leben der Provinzen gezeichnet, in der scharf conturirenden Art des geborenen Juristen seine enorme Kenntniß der Dinge mit scharfem Räsonnement formulirend. Burckhardt sieht von jeder Strenge der Zeichnung ab; er könnte in diesem Fall nicht mit der Summe des Wissens und in der Correctheit der Linienführung concurriren. Dafür, daß seine Darstellung weniger Bild als Skizze ist, entschädigt ihre Farbengluth und Lebendigkeit, die an gemalte Entwürfe von Delacroix erinnert. War ein anderes Mal seine Aufgabe eine kunsthistorische, so half ihm die historische Bildung, seinem Gegenstand, indem er ihn von allen Seiten erfaßte, sein letztes Geheimniß abzufragen. Bezeichnend ist eine Bemerkung über die Villa des Papstes Julius' III. vor porta del popolo in Rom: wer aus den Trümmern den richtigen Eindruck sich herstellen wolle, müsse die Charakteristik gegenwärtig haben, die Ranke von diesem Papst gebe. Ueberhaupt war Burckhardt's Meinung, der Genuß Italiens sei nicht bloß im Anschauen vollkommener Formen, sondern größtentheils im Mitleben der italienischen Culturgeschichte. Eben deswegen, weil er das Kunstwerk nicht

nur von der ästhetischen Seite sah, sondern alle Bezüge begriff, die ihm Persönlichkeit geben, weil ihm also die Wirkung des Kunstwerkes aus dem sinnlichen und aus dem Phantasieeindruck zusammenwuchs, vermochte er mehr zu sehen als ein Anderer. Man mag zweifeln, ob — so wie heute die archäologischen Studien gediehen sind, da die Fülle der zu Tage gekommenen griechischen Originale den Blick der Forscher einseitiger auf die Beurtheilung und Werthschätzung der technischen Durchführung gelenkt hat — ob noch Jemand im Stande ist, motivische Schönheit so zu empfinden, wie es Burckhardt, beschränkt auf den Denkmälerbestand der italischen Antikenmuseen, vermochte, ob ein Fachmann noch fähig ist, sich von der Zeusmaske von Otricoli, vom Apoll von Belvedere und den Niobiden in ähnlicher Weise begeistern zu lassen und darüber Worte zu finden, deren empfindungsreicher Klang den berühmten Winckelmann'schen Schilderungen nichts nachgibt.

Gestützt auf gewisse Grundanschauungen, die sein Urtheil leiten, und doch nur ausnahmsweise in Doctrinarismus befangen — die Renaissancearchitektur hat er z. B. vollkommen frei gewürdigt, und zwar im Widerspruch mit Dogmen, denen er im Allgemeinen anhing — wendet sich nun Burckhardt zu seinen großen culturgeschichtlichen Aufgaben. Es sind die schwierigsten Aufgaben der Geschichtschreibung, an die er herantritt, Probleme, über die das Quellenmaterial keinen unmittelbaren Aufschluß gewährt, für deren Lösung vielmehr alle Kunst auf der Fragestellung beruht und auf dem Tactgefühl, was sich der Geschichte abfragen lasse, ehe man an die Grenze des Erkennens stößt. Burckhardt hatte keine Geringschätzung für die politische Geschichte, aber auch keine Ueberschätzung, und ich glaube sagen zu dürfen, daß seine Auffassung von Culturgeschichte überhaupt keinen Gegensatz fand in dem Wesen der politischen Geschichte. Es war wohl seine Meinung, daß Cultur nicht einen wohlumschriebenen Kreis bestimmter Lebensgebiete mit Ausschluß bestimmter anderer Gebiete darstelle, sondern die in ihrer Zusammensetzung keineswegs in allen Zeitaltern gleiche Summe von Lebensäußerungen, in denen das höchste Lebensgefühl einer Epoche zum Ausdruck gelange. Wenn es demnach Epochen gebe, in denen die gesammte Cultur sich in die politisch-staatlichen Lebenstriebe hineindränge und in ihnen aufgehe, so möchten andere Epochen danebenstehen, die mit einem Minimum staatlicher Organe auskommen (holländische Cultur im 17. Jahrhundert) oder deren höchste Lebensäußerungen sich völlig abseits vom staatlichen Wesen vollziehen (die Wilhelm Meister-Stufe). Der Inhalt der Culturgeschichte würde sich demnach einer bestimmten Specification entziehen, ihre Aufgabe aber völlig klar darin bestehen, daß sie für jede Epoche die Sphären intensivsten Lebens erkenne und darstelle. Doch das sind Gedanken, die Burckhardt nicht selbst formulirt hat, die ich nur aus den glänzenden Beispielen seiner Werke abstrahire. Das Ideal, das ihm vorschwebte, hat selbst ein Burckhardt nicht in einem Anlauf erreicht, und sein Constantin zeigt technische Mängel, von denen „die Cultur der Renaissance" frei ist. Welcher Vorzug liegt aber allein schon in der Thatsache, daß man ein deutsches historisches Buch auf seine künstlerische Technik und Composition hin zu untersuchen wagen kann!

„Die Zeit Constantin's des Großen" setzt sich aus zwei Stücken zusammen, der erzählenden Darstellung einer rund fünfzigjährigen Periode der spätrömischen Geschichte, nämlich der Regierungen des Diocletian und Constantin's, denen eine einleitende Uebersicht der früheren Kaiserregierungen vorangeschickt wird, und zweitens einem Gemälde der Zustände im römischen Reich, vorwiegend der religiösen (ohne Beschränkung auf jenen Zeitumfang) derart, daß diese Schilderung (Cap. 3—6) die Mitte des Buches einnimmt und von jener Erzählung als ihrem Rahmen eingefaßt wird. Daß diese beiden Theile nicht harmonisirt sind, hat mancher Leser wohl eher empfunden, als er den Grund der Disharmonie sich klar gemacht hat. Dieser Grund ist der verschiedene Dimensionenmaßstab der erzählenden und der beschreibenden Stücke. Die Ereignisse der fünfzig Jahre von 285—337, die großen Gestalten Diocletian's und Constantin's, die Schlacht gegen Maxentius an der Tiberbrücke vor Rom, die Gründung von Constantinopel, diese Dinge haben einen einheitlichen Maßstab, aber nicht denselben wie der überragende Hintergrund mit dem Bild der sinkenden alten Welt. Zur vollen Wirkung dieses Hintergrundes gehören Staffagefiguren und -geschehnisse, aber keine, die zu selbständig und groß sind. Der Compositionsfehler, der nun vorliegt, ist eine falsche Perspective, die den Vordergrund eben so stark schädigt wie den Hintergrund. Darf man sich daher auf das Werk über Constantin nicht als auf ein Musterbeispiel berufen (wie doch manchmal geschehen ist), um die Theorie der Culturgeschichte darzulegen, so dankt das Buch seinen begründeten Ruhm den wahrhaft genialen Einzelpartieen, vor Allem der Schilderung des heidnischen Religionswesens. Beschreibungen, wie die der Insel Achill's und der seligen Heiden als Capitelschluß oder Athens und Jerusalems im vierten Jahrhundert, von einem sanften Abendroth verklärt, sind einfach meistermäßig. Mag man den Constantin in seiner Unsymmetrie und Spontaneität als das genialste Werk Burckhardt's gelten lassen: das bessere und künstlerisch vollendetere Buch ist „Die Cultur der Renaissance". Beiden ist gemeinsam die bewußte Art, das Thema zu isoliren, dort das besiegte Heidenthum ohne das Gegenbild des aufsteigenden Christenthums, hier die neue Cultur ohne Berücksichtigung der fortdauernden und nicht einflußlosen Kräfte des Mittelalters. In dem zweiten Werk ist das erzählende Element so gut wie unterdrückt; Räsonnement und Schilderung des Zuständlichen haben die Herrschaft. Der Stoff ist mit unerhörter Energie gegliedert und das Verhältniß der Theile zum Ganzen genau berechnet. Mit bewundernswerther Entsagung ist eine ungeheuere Erudition nahezu versteckt; man spürt, wie viel der Verfasser hier und dort noch sagen könnte, wenn er wollte; aber er begnügt sich mit dem Anregungsgehalt, er verläßt sich auf Kenner, die Andeutungen verstehen, und bricht ab, weil er das Gerüst der großen Linien nicht durch Decoration überwuchern lassen will. Ueberall die Selbstbeherrschung, kurz zu sein, überall Sachlichkeit. Das Figürliche, das diese großen Bewegungen und Kämpfe, wie die Schilderungen des Zuständlichen begleitet und schmückt, ist absolut zur Staffage herabgedrückt; die Personen sind nur als Zeugen da, als Beispiele und Belege für Aeußerungen geistiger Mächte, in deren Bannkreis sie stehen. Dies ist mit

völliger Consequenz durchgeführt; deshalb sind die Figuren mittlerer historischer Größe, ein Filippo Maria Visconti, ein Gerolamo Cardano, Pandolfini in ihrer Skizzirtheit besser und wirksamer gerathen, als die großen historischen Gestalten eines Dante und Machiavell, die mit so wenig Strichen doch nicht ganz aus dem Dunkel in greifbares Leben herausgezaubert werden können. Vielleicht ist hier der Ort, obwohl wir in einem Capitel der Formenbetrachtung stehen, doch mit einem Wort die Frage zu berühren, welche Ansicht Burckhardt von der Bedeutung des Persönlichen in der Geschichte hatte. Man könnte vielleicht erwarten, daß ein Mann, der in dem Individualismus der Renaissance eine der Voraussetzungen der modernen Cultur erkannte, seine Geschichtsdarstellung wesentlich auf die großen Persönlichkeiten aufgebaut hätte. Aber es ist ganz anders. Er war aufs Tiefste von der Bedingtheit aller historischen Erscheinung durchdrungen („es ist ein demüthigendes Zeichen für die Unfreiheit des menschlichen Geistes gegenüber den großen geschichtlichen Mächten, daß die Philosophie des endenden Heidenthums keinen Theismus hervorbrachte," heißt es im Constantin); dies galt ihm auch für das Persönliche. Auch war er sich über etwas klar, was viele Historiker außer Acht lassen, daß zeitliche Vorstellungen einen ungeheueren Einfluß auf die Dynamik der Seelenkräfte üben, daß es keine für alle Zeiten anwendbare Psychologie gebe, daß vielmehr jede Zeit ihre eigene besitze, in deren Kenntniß der kritische Historiker eindringen müsse. Es mag mit dieser Anschauung vom Persönlichen zusammenhängen, daß Burckhardt nicht ohne Noth hinter seinem Werk hervortrat; auf ein Sichgehenlassen, auf ein Captiviren des Lesers durch persönlichen Zauber wird derart verzichtet, daß die Gedrängtheit und Fülle des Thatsächlichen manchmal schwierig wird. Kein Satz, der nicht voller Nahrung wäre. Wenn man an Ranke denkt, wie oft er sich in der subtilen Zeichnung des Figürlichen aufhält, wie er seine Virtuosität entfaltet, das dichtestverschlungene Netz von Verhandlungen, auch wenn sie nur vorübergehenden Werth haben, zu entwirren, wie er sich plötzlich auf dunkele, orakelhafte Wendungen zurückzieht, wie er virtuos geistreich wird, so wie man es zu den Zeiten Friedrich Wilhelm's IV. liebte, wie er sich in etwas gesuchter Noblesse auf einen leisen Ton stimmt: wie nüchtern sachlich, wie drastisch und ironisch ist daneben Burckhardt! Oder hören wir Treitschke. Die unwiderstehliche Sinnlichkeit seines Stiles, der starke (etwas zu gleichmäßig starke) Farbenauftrag, der auf Halbtöne verzichtet und in seiner großartigen Anschaulichkeit mehr auf Fernwirkung und Deutlichkeit der Wirkung überhaupt arbeitet als auf Feinheit und Zuverlässigkeit des Details; die wogenden Cadenzen seines leidenschaftlichen Ergusses, der überredend und bezwingend an den Willen appellirt, den Treitschke für die höchste der Seelenkräfte erklärt hat — dies Ganze in gewaltigen Rhythmen daherfluthend und zu rauschendem Finale sich steigernd: nichts von diesem Rednertemperament bei Burckhardt, nichts, was entfernt einem Attentat auf die Gedankenfreiheit des Hörers oder Lesers gliche. Man wird gern jene unterhaltender und spannender finden, aber nicht behaupten, daß sie an Größe des historischen Stils Burckhardt übertroffen hätten. Auch ist er freier von der stilistischen Manier, in die jene nach einer Weile verfallen, und die sie

trotz des viel größeren Aufwandes der Mittel monoton macht. Bei Allem bleibt Eines zu bedauern, daß Burckhardt in seinen veröffentlichten Werken uns fast nur Beispiele seines reflectirenden, discurrirenden Stils hinterlassen hat; auch seine unvergleichliche Hauptvorlesung (deren Veröffentlichung wohl ein literarisches Ereigniß werden wird), die Cultur der Griechen, war ganz in der Art seines Renaissancebuches angelegt, die Hauptstücke analysirend behandelt, die politischen Voraussetzungen (die Polis), Charakter und Geist der Religion, Cult, Ethik, Entwickelung des griechischen Individuums durch die Jahrhunderte (ein Meistercapitel). Wie groß aber seine Begabung auch nach der erzählenden, nach der herodoteischen Seite der Geschichtschreibung war, das wissen nur die, die ihn in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Ostgothen oder die Entstehung des Islam haben vortragen hören.

Kürzer als über seinen historischen Stil kann man sich über den Stil seiner kunsthistorischen Arbeiten fassen. Auf die künstlerisch-literarische Wirkung angesehen, ist jeder kunsthistorische Stoff undankbar. Denn er theilt die Aufmerksamkeit des Lesers anhaltend zwischen dem künstlerischen Object und dessen Interpreten. Man muß sich bescheiden, unter dem Strich zu stehen und also einen Commentar oder Randbemerkungen zu geben, indessen das Kunstwerk, ob in Nachbildung vertreten oder nicht, immerdar die Hauptsache bleibt. Da dieses Grundverhältniß unverrückbar besteht, hat Burckhardt in diesen Arbeiten auf eigentliche Form verzichtet. Der „Cicerone" ist das geordnete Notizenmaterial zu dem Catalog aller bedeutenden Kunstschätze Italiens, freilich wie geordnet! Der „Kunstkörper", von dem Goethe sprach, nicht bloß beschrieben, sondern mit unvergleichlicher Urtheilskraft gewürdigt, von den Tempeln Päpstums angefangen und mit einem Blick auf Canova endend. Das Archäologisch-Antiquarische sollte ausgeschlossen bleiben, nur das künstlerisch Geformte betrachtet werden. Der Stoff ist in der ersten Ausgabe nach den drei Künsten geschieden, innerhalb derselben nach Stilperioden, des Weiteren aber ziemlich frei behandelt, theils nach der geographischen Vertheilung der Werke, theils nach dem schulmäßigen und geistigen Zusammenhang der Künstler, theils aber ganz von den Personen absehend und den Stilcharakter analysirend. Offenbar liegen hier Compromisse zwischen verschiedenen Möglichkeiten der Behandlung vor, wie sie sich beim schriftlichen Fixiren als nöthig herausstellten. Die einzelnen Künstler sind essayistisch betrachtet, d. h. nur nach bestimmten Gesichtspunkten, aber immer sehr bedeutend und innerhalb des angelegten Maßstabes definitiv; Analysen wie der Giottoschule und der Barockkunst bleiben, auch wenn man bei dem Barock den Standpunkt nicht theilt, Meisterstücke generalisirender Beobachtung. Ueberall Züge congenialen Erfassens, eine Frische und ein Reichthum, daß man aus den Gedanken, die hier verschwenderisch ausgestreut sind, ganze Bücher machen könnte[1]).

---

[1]) Hier ein Wort über die späteren Auflagen des „Cicerone", die Burckhardt nach seiner Art aus der Hand gegeben hat. Der Wunsch nach einem unveränderten Neudruck der ersten Ausgabe von 1855, um den „echten" Burckhardt zu haben, ist öfters geäußert worden. Um zu einem eigenen Urtheil zu kommen, habe ich diese erste Ausgabe von A bis Z durchgelesen und

Völliger Verzicht auf zusammenhängende Form ist in Burckhardt's letztem Buch, in der Geschichte der Renaissancearchitektur, geleistet worden. Jeder Paragraph beginnt mit einigen leitenden Sätzen, denen sich in langen Anmerkungen die Citate und Belegstellen anschließen. Ein Stück Cicerone mit unverdeckter Gelehrsamkeit. Dieses absichtlich formlose Buch zeigt in wahrhaft imponirender Weise die gewaltige Fähigkeit, die der Meister besaß, das Gesetzliche in der Mannigfaltigkeit zu entdecken, das Wesentliche zu fassen; ein wahrhaft unermüdliches Auge, die Fülle der Kunstwerke aufzuschlucken und in erstaunlichem Accomodationsvermögen ihnen ihr Persönliches abzusehen. Unter den kunsthistorischen Büchern ist dieses eines der wenigen, welche die ausübenden Künstler, in diesem Falle die Architekten, vollauf gelten lassen. Wenige Architekten aber mögen über so viel Bildung, Wissen und logische Kraft verfügen, daß sie eine Denkarbeit leisten könnten, wie sie aus den Generalisationen und Extracten der Paragraphenleitsätze spricht. Man möge aus dem „Handbuch der Architektur" (von Durm, Ende u. a.) etwa die von Essenwein verfaßten Bände daneben legen, um einen Fall zu haben, wo es durchaus nicht gelingen will, sich über die Betrachtung des Einzelnen zu erheben. Dies muß um deswillen betont werden, weil Burckhardt das Gebiet des Denkens gegenüber dem der Anschauung im Scherz als seine schwächere Seite bezeichnet hat.

Noch möge eine Bemerkung über die Diction Burckhardt's folgen. Im Vorwort zum „Cicerone" schreibt er zwar: „Den Stil gebe ich preis", aber das ist nicht sein Ernst. Denn unmittelbar daneben, in der Widmung an Franz Kugler, steht das Gegentheil zu lesen; der Verfasser beklagt, daß er sich zu manchen leblosen Stellen und stereotypen Ausdrücken gezwungen gesehen

---

bin zum Resultat gelangt, daß ein solcher Neudruck doch nicht zu empfehlen ist. Zu vielfach haben auf den meisten Gebieten neue Forschungen den Bestand des Thatsächlichen geändert: auch enthielt die erste Ausgabe eine Reihe zugestandener Lücken, die ausgefüllt werden mußten. Ueber diese Bedürfnisse sind die neuen Auflagen weit hinaus gegangen. Während die Abtheilung der Antike mit großem Tact behandelt worden ist, und man sich z. B. wohl gehütet hat, in die Charakteristik der pompejanischen Malerei die Wissenschaft von den vier Stilen einzudrängen, ist die Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts weit über Correcturen des Thatsächlichen hinaus in ihrer Bewerthung neu gearbeitet worden. Der „Cicerone" hatte nicht die Bestimmung, ein Reservoir der Gelehrsamkeit zu werden. Die Forschungen v. Geymüller's über die Entwürfe für St. Peter, so anerkannt und wichtig sie sind, belasten den „Cicerone" in völlig ungehöriger Weise; auch sind sie ohne die Tafeln des v. Geymüller'schen Werkes ganz unverständlich. Die Plastik des Quattrocento ist im jetzigen „Cicerone" das Werk Wilhelm Bode's, wobei es kein Vorzug ist, daß hin und wieder ein Purpurfetzen des Burckhardt'schen Stils auf das neue Kleid aufgenäht worden ist. Bode ist anerkanntermaßen einer der besten Kenner dieser Kunst. Was hilft das aber gegen die Calamität des Widerspruches, der nun durch das ganze Buch läuft? Burckhardt hatte das fünfzehnte und siebzehnte Jahrhundert mit einem einheitlichen ästhetischen Maßstab gemessen, und soll das Buch ein Führer zumal für Laien sein, so muß es Charakter haben und sein Kunsturtheil auf einheitliche Principien gründen. Die modernen Benützer aber begegnen einer Betrachtungsweise, die Alles in seiner Art interessant und reizvoll findet; sie finden in einem und demselben Buche die Tendenzen, die der echte Burckhardt im siebzehnten Jahrhundert bekämpft, für das fünfzehnte Jahrhundert vom Bearbeiter zugegeben. Mir scheint dieser Zustand gefährlich. Wenn der „Cicerone" im Einzelnen an wissenschaftlicher Verwerthbarkeit gewonnen hat, so hat er als Buch, als Ganzes an Charakter verloren.

habe; „ich habe mit unserer etwas bejahrten ästhetischen Sprache gekämpft, um ihr ein eigenthümliches Leben abzugewinnen.“ So ist es in der That, hier wie in den anderen Werken. Die Diction ist die eines Mannes, der weiß, daß das Schreiben eine Kunst ist, genau wie das Malen oder Bildhauen, und daß die Sprache kein unedlerer Stoff ist als Marmor und Erz. Wenn er im Angesicht von Werken der bildenden Kunst immer die Anschauung vertritt, daß ein innerer Zusammenhang zwischen Inhalt und Form bestehen müsse, und daß ein Zwiespalt zwischen Inhalt und Darstellung unfehlbar die Kunst entsittliche, so darf man erwarten, daß er an sich selbst keine kleineren Anforderungen gestellt, sondern seinen Gedanken das ihnen passende und nur ihnen sitzende Kleid gesucht habe. Seine Schreibweise ist hoch eigenthümlich, und die seltenen Stellen, an denen fremde Stileinflüsse sich bemerklich machen, fallen sofort auf. Ich notire beispielshalber zwei Sätze, die an Gottfried Keller anklingen: die vorgeblichen zwei Parteien der Guelfen und Ghibellinen seien längst nichts mehr als „alte, im Schatten der Gewalt am Spalier gezogene Familiengehässigkeiten“ gewesen; oder: die Meisten nahmen an der Liga von Cambray gegen Venedig theil aus jenem Neid, „der dem Reichthum und der Macht als nützliche Zuchtruthe gesetzt, an sich aber ein ganz jämmerliches Ding ist.“ Die zwei folgenden Beispiele erinnern an Gibbon's sententiöse Manier (die uns manchmal trivial anmuthet): „Alexander Severus strebte vergebens nach Achtung in einem Jahrhundert, welches nur von Furcht wußte;“ oder: „Ezzelino's Sturz war für die Völker keine Herstellung der Gerechtigkeit und für künftige Frevler keine Warnung.“ Es sind dies, wie gesagt, erratische Stücke, die in seinen Stil gerathen sind. Diesen seinen eigenen Stil aber kann man nicht mit zwei Worten bezeichnen. Er ist körnig und saftig zugleich; vor Allem ist er der Ausdruck einer großen geistigen Freiheit dem Stoff gegenüber. So sehr an manchen Punkten die innere Erregung und gleichsam ein Vibriren der Stimme zu spüren ist, wo auf Dinge die Sprache kommt, die dem Autor ans Herz greifen, so herrscht doch im Ganzen ein kühl überlegener, bis zum Ironischen neigender Ton, wobei man sich erinnern darf, daß Schopenhauer gelegentlich die Ironie für den wahrhaft philosophischen Stil der Historie erklärt hat, da sie denn die Voraussetzung größter geistiger Unbefangenheit ist. Etwas von dem „solemn sneer“, den Lord Byron an Gibbon, seinem „Lord of irony“, bewunderte. Dieser Untergrund einer sozusagen humoristischen Freiheit, die selbst kleine Bosheiten nicht verschmäht (ein Beispiel im Constantin, 2. Auflage, S. 310, Schluß von Anmerkung 1 über die h. Helena), erinnert wieder an Keller und ist wohl der Zug, worin sich Burckhardt am stärksten von den reichsdeutschen Historikern unterscheidet, die meist im Bann irgend eines Pathos politischer oder religiöser Färbung stehen. Da Burckhardt die nationale Mitgift ausgeprägt mit sich trug, hatte er von der Berührung mit fremden Einflüssen nichts zu fürchten, sondern nur Bereicherung und Vertiefung zu hoffen. Und so ist die französische Literatur als diejenige Macht zu nennen, die im Sinn der Ergänzung stark auf ihn gewirkt und sein deutsches, ja deutschschweizerisches Wesen zu weltmännischem Stil gereift hat. In dem erwähnten, von ihm selbst verfaßten Nekrolog berichtet er, daß man ihn nach Absolvirung

des Gymnasiums auf dreiviertel Jahr nach Neuenburg geschickt habe, wo ihm der Eingang in die französische Geisteswelt eröffnet und „eine zweite geistige Heimath" bereitet worden sei. Aus diesen dankbaren Worten, die der Greis schrieb, mag man entnehmen, daß es nicht bei diesen Anfängen geblieben ist. Von Gibbon, den man fast zu den Franzosen rechnen kann, da die Engländer selbst der Meinung sind, er habe französisch mit englischen Wörtern geschrieben, war wiederholt die Rede; sein historischer Frescostil, die Art, wie er bei allem Leben des Details die großen Linien zu führen weiß, ist bis heute unübertroffen. Von den Zeitgenossen aber waren es besonders Guizot und die beiden Thierry (von Anregungen außerhalb des Fachs wäre Stendhal nicht zu übersehen), deren Stil auf Burckhardt gewirkt hat. Werke, wie Guizot's französische Culturgeschichte (histoire de la civilisation française) oder Aug. Thierry's Erzählungen aus der Merowingerzeit mit ihrer sehr bedeutenden und lehrreichen Einleitung, werden heute wohl wenig mehr gelesen; aber, mögen auch manche Auffassungen inzwischen sich verändert haben, ihre Art, lebendige Erzählung mit dem Interesse für die großen Fragen zu verbinden, läßt sie immer noch als unverächtliche Muster erscheinen. Renan's umfassende literarische Thätigkeit fällt in eine Zeit, in der Burckhardt aufhörte zu schreiben; ich habe ihn Renan wohl citiren, aber nie beurtheilen hören. Es ist aber ganz gewiß, daß ihn die weitgehende Unbefangenheit und die hohen künstlerischen Gaben dieses Geistes stark angezogen haben müssen. Vor der Kehrseite der Vorzüge romanischer Prosa, jener eigenthümlichen Leere, die besonders zu Tage tritt, wenn man sich französische oder italienische Satzfolgen ins Deutsche übersetzt und nun erst des ganzen Ballastes conventioneller Phraseologie inne wird, schützte Burckhardt seine ungeheuere Erudition und seine ehrliche Sachlichkeit.

Es ist wohl kein Zufall, wenn der Doppelwurzel seiner Gedankenwelt, dem französisch gefärbten Geist des achtzehnten und der deutschen historischen Schule unseres Jahrhunderts, auch im Formalen ein Doppelwesen, aus Deutschem und Romanischem gemengt, entspricht. Darnach wird man die große Bewunderung, die Burckhardt für Rubens hegte, begreifen. Er hat diesem genialsten Ueberläufer von germanischem zu romanischem Wesen, der es je gegeben hat, ein ergreifendes Buch gewidmet, das jetzt als Erstling seiner nachgelassenen Schriften erschienen ist. Nordische Elementarkraft und der Kunstverstand des Südens — in dieser Ehe muß er eine „Wünschbarkeit" gefunden haben.

III. Persönliches.

Nur unschlüssig kann man diesen Abschnitt beginnen, in dem intimere Zusammenhänge des Lebens berührt werden. Denn ist es nicht, als zupfte einen der Geist Burckhardt's am Ohr und stieße einem die Nase auf die Stelle seiner „Cultur der Renaissance", wo anläßlich Petrarca's geschrieben steht: man solle nicht mit der Absicht eines Verhörrichters nahen vielmehr dem Himmel danken, wenn man nicht zu erforschen brauche, wie und mit welchen Kämpfen ein Dichter das Unvergängliche aus seiner Umgebung und seinem armen Leben heraus ins Sichere brachte (S. 311 der ersten Ausgabe)?

Die Richtung der Studien ist bei Burckhardt wohl durch eine starke innere Neigung bestimmt worden. Während in Deutschland die Waitz'sche Schule die Gelehrten zu entsagungsreicher Registrirarbeit sammelte und den Armen im Geist das Himmelreich der Universitätskatheder verhieß, ist Burckhardt seinen eigenen Idealen nachgegangen. Da er aber Angesichts des deutschen Wissenschaftsbetriebs sich als ein Dilettant vorkam, so nahm er es besonders hoch auf, daß ihm aus dem stolzen Deutschland, und sogar bald nach dem französischen Krieg, der Ruf zukam, an der Berliner Universität mit Georg Waitz die Nachfolge Ranke's zu übernehmen. Er hat diesen Ruf zwar nicht angenommen, aber die Objectivität, die sich in dieser Berufung aussprach, sehr bewundert und die vielsagende Ehre dankbar empfunden. Ueber Sinn und Richtung seiner Studien hat sich Burckhardt bei einer zufälligen Gelegenheit ausgesprochen. Im Februar 1874 erschien Nietzsche's Schrift „Ueber den Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben". Die Lectüre dieser Anklageschrift gegen das Ueberhandnehmen der geschichtlichen Betrachtungsweise der Dinge hatte Burckhardt eine höchst unbehagliche Stunde bereitet. So gewiß er ihren berechtigten Kern anerkannte, für sich selbst mußte ihm doch zu Muth werden, als sähe er Jemanden sich anschicken, den Ast abzusägen, auf dem man bis dahin ruhig gesessen habe.

Die Antwort an Nietzsche, die in einem etwas wirren und aufgeregten Brief vorliegt, ist eine Darlegung von Burckhardt's Natur; das Factum, daß es nun einmal Leute gebe mit dem Bedürfniß und Glück historischer Forschung, mochte ihm als die beste Apologie erscheinen; die Geschichte als wissenschaftliches Bildungsmittel gibt er preis, nie habe er Gelehrte heranbilden und Schüler erziehen wollen, er könne also nicht für das Umsichgreifen der geschichtlichen Betrachtungsweise verantwortlich gemacht werden, wie sie Nietzsche für ein Unglück erkläre. So viel aber sei sein Wunsch gewesen: daß jeder Zuhörer sich die Ueberzeugung und den Wunsch bilde, man könne und dürfe sich dasjenige Vergangene, welches Jedem individuell zusage, selbständig zu eigen machen, und es könne hierin etwas Beglückendes liegen. (Nietzsche-Biographie II 1, 141 f.) Diese Worte mögen die natürliche Richtung einer romantischen Neigung bezeichnen, der Burckhardt auch in politischen Gesinnungsfragen gerne nachgab. Die Intensität dieser Neigung aber und vor Allem, daß sie von einer intellektuellen oder Phantasieneigung zu einer seelischen wurde und den ganzen Menschen durchdrang, muß aus tieferliegenden und besonderen Gründen erklärt werden.

Wohl in den meisten guten Baseler Häusern findet man eine schön eingebundene Gedichtsammlung, „Basilea poetica" betitelt, zu der nur Baseler Kinder beigesteuert haben. Ein Dichterverzeichniß ist beigegeben, und unter vielen Namen liest man darin auch zwei namenlose Sammlungen als Quelle verzeichnet: „Ferien" 1849 und „E Hämpfeli (d. h. eine Handvoll) Lieder" 1853, „Verfasser anonym". Es ist in Basel ein öffentliches Geheimniß, daß dieser Anonymus kein Anderer als Jacob Burckhardt ist. Die „Basilea poetica" hat viele Abtheilungen: Patriotisches, Erbauliches u. s. w. Die

Gedichte von Burckhardt stehen fast alle in der fünften Abtheilung: Liebe und Freundschaft, aber sie handeln nicht von der Freundschaft, sondern von der ersten Hälfte der Ueberschrift. Unter vielen von ähnlicher Stimmung hebe ich eines in der alemannischen Mundart heraus, die durch Hebel in unsere Literatur eingeführt worden ist, ein Genrebild auf dem Helldunkelgrund leidenschaftlicher Gefühle. (Basilea poet. Basel, Ad. Geering 1897, zweite Auflage S. 241.) Das Gedicht erzählt, wie er an einem Winterabend bei *ihr* ist; sie sitzen mit zwei alten Tanten um den Tisch, er liest vor. Nach einem bei uns in Süddeutschland nicht seltenen Liebescomment wird sie mit dem sächlichen Fürwort: *es* bezeichnet.

„Es strickt und strickt, i aber lis und lis,
Und dusse schneit's; die baide Tante gähne,
Und schlofen y, und wien i ihre lueg,
So gsehn i in de schenen Auge Thräne;

Nit vo der Gschicht, vo der i glese ha,
Es het en andre Grund . . .
Ganz still isch's gsi, nur's Ticktack vo der Uhr
Und's klopfed Herz — bis daß Es sait: Lis wyter!

I stackle wyter, — 's het der Muet nit gha,
Mi rede z' losse, i bi folgsam blibe.
Bald druf schloht's langsam achte, und des het
Die Tante gweckt, si händ sich d' Auge gribe."

Also er hat an jenem Tag weiter gelesen, und es war nicht wie in jener berühmten Liebestragödie, von der Dante Francesca von Rimini erzählen läßt: „an jenem Tage lasen wir *nicht* weiter". Aber eine Tragödie muß auch seine Liebe gewesen sein. Hierüber geben die übrigen Gedichte genügenden Aufschluß; auch ist Burckhardt unbeweibt durch das Leben gegangen. Leidenschaftliche und leidenreiche Erlebnisse dieser Art hinterlassen ihre Spuren; mindestens steigern sie bereits vorhandene Empfindungsrichtungen und vertiefen deren Gleise. In dem mehrerwähnten Nekrolog hat Burckhardt zu dem frühen Tod seiner Mutter angemerkt: es habe sich schon früh bei ihm der Eindruck von der großen Hinfälligkeit und Unsicherheit alles Irdischen geltend gemacht und seine Auffassung der Dinge bei all' seiner sonst zur Heiterkeit angelegten Gemüthsart bestimmt. Manche sehen in solcher Einsicht die Aufforderung zur Fröhlichkeit; für diese sind jene unvergeßlichen vier Zeilen geschrieben, mit denen Burckhardt ein Capitel seiner Renaissancecultur schließt:

Quanto è bella giovinezza,
che si fugge tuttavia!
chi vuol esser lieto, sia:
di doman non c'è certezza [1]).

Andere Naturen mögen nach einem dauernd gefesteten, nach einem ruhenden Pol sich sehnen und zur Religion sich wenden. Neben ihr öffnet sich aber noch

[1]) Wie schön ist die Jugend; schnell flieht sie dahin. Wer fröhlich sein will, sei es heute, und warte nicht auf das unsichere Morgen.

eine Sphäre, in der aus dem Vergänglichen ein Dauerndes sich niederschlägt, und etwas Mächtiges lebt, das die Flucht der Erscheinungen festhält, zur Gewähr, daß der Traum des Lebens doch nicht ganz Traum ist, die Welt der Kunst. Sie öffnete Burckhardt ihre Arme.

Eine conventionelle Schönheitsidee besitzen Viele; wir bringen sie mit, gleich anderem Besitz, als ein Erbe; auch ist einiges Interesse für Kunstwerke nicht selten, ohne daß ein innerliches Verhältniß zur Kunst oder ein Organ dafür bestände. Für Burckhardt war die Schönheit ein tiefes Erlebniß; ihn dürstete darnach, wie der leibliche Mensch nach Essen und Schlafen verlangt. Es ist wohl möglich, den Moment nachzufühlen, in dem er wie ein Irrender, der sein Asyl gefunden, mit tiefstem Erbeben zum ersten Mal sich die Worte vorsprach: „haec est Italia Diis sacra.“ Vielleicht sah er in dem Augenblick die Sonne gluthroth hinter schwarzen Cypressen versinken, das Arnothal zu seinen Füßen. Wie dem auch gewesen sein möge, es gab eine große Umwandlung in seinem Fühlen, in seinem ganzen Dasein.

Unter Burckhardt's kleineren historischen Schriften ist eine, „Andreas von Krain“ betitelt (1852), die mit wahrhaft novellistischem Reiz Bruchstücke aus dem Leben eines Abenteurers mittheilt, der, von einem der furchtbaren Päpste des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts aufs Tiefste gekränkt, um sich zu rächen, in Basel den Versuch macht, ein Concil der allgemeinen Kirche gegen das Papstthum zusammen zu bringen. Die Schrift ist getragen von einer stark herauszufühlenden Sympathie für die deutsche Heimath; merkwürdig ist aber der fast unheimliche Eindruck, mit dem der Hintergrund des fernen Italiens der Renaissancewelt die Erzählung überschattet, des Landes, „wo die Falschheit bis zum Kunstwerk gesteigert ist“ und der Fürst, „unbelästigt von allem Rechtsgefühl, zum politischen Künstler wird“. So empfand der ursprüngliche Burckhardt. Allmählich zog ihn diese erst unheimliche Ferne immer stärker an, bis sie es ihm endlich ganz angethan hatte. Die „ehrliche deutsche Haut“, die uns allen angewachsen ist, überwand ihr Widerstreben gegen das Welsche und empfand mit immer größerem Behagen den italienischen Sonnenschein und das Freie, Einfach-Großräumige des Südens. Immer sind es Nordländer, die, durch Leidenschaft und Schickung des Gleichgewichts der Seele beraubt, Italien, die bezaubernde Sirene, am meisten lieben. Kein Eingeborener hat die Schönheit dieses Landes so verherrlicht wie Claude Lorrain. Aus seinem Leben wissen wir so gut als nichts, was ihn uns persönlich näher bringen könnte: Burckhardt hat in innerer Seelenverwandtschaft von ihm gerühmt, er vernehme in der Natur diejenige Stimme, welche vorzugsweise den Menschen zu *trösten* bestimmt sei, und in einem Sonett hat er versucht, den Schleier von diesem Leben zu lüften.

„Vielleicht hast Du im Leben viel verloren,
Bis Du, entrinnend von des Schicksals Bränden,
Dein Bündniß schlossest an des Waldes Enden
Mit den Dryaden und den süßen Horen.
Drum will ein tiefes Sehnen uns beschleichen
Nach Glück und Ruh', wann Du den Blick geleitest
Vorbei den hohen, immergrünen Eichen.“

Die Liebe zu Italien und der italienischen Kunst wurde ein Stück von Burckhardt's Leben und Glauben. Sie gab ihm etwas, daran er sich festhielt. Wenn dem Geist, der nach geschichtlicher Erkenntniß ringt, je höher er sein Forschen richtet, die Wahrheit aus den tastenden Händen schwindet, wenn in der Noth des Halblichts gewisser wichtigster Erkenntnißgebiete der oberflächliche Kopf sich frivoler Zuversichtlichkeit des Urtheils ergibt, der tiefer angelegte in Skepticismus mündet, so schien Burckhardt in der Beschäftigung mit der Kunst ein Element des Festen und Sicheren gefunden zu haben: mag der Inhalt der Kunst vieldeutig und unauflösbar sein, sie hat den Körper der Form, und in der Hoheit und dem Zauber der Form liegt die Gewähr eines Ewigen und Unvergänglichen.

Von dem Auditorium, in dem Burckhardt seine Vorlesungen hielt, in der hoch über dem Rhein belegenen Baseler Universität, schweift der Blick über den grünen Strom und die Dächer von Kleinbasel, „der minderen Stadt", hinüber zu den Schwarzwaldhöhen, zu dem fernen Kapellchen der h. Crischona und zu dem im Sonnenglanz golden strahlenden Felsen des Hörnli über Grenzach. Aber wenn Burckhardt sprach, sah keiner von uns zum Fenster hinaus: alle hingen wir an seinen Lippen. Es war seine Gewohnheit, nie auf dem Katheder zu stehen, sondern immer daneben; die eine Hand zog er in die Höhe, als suche er die Oeffnung der Toga. Er war etwas altmodisch, aber sehr sorgfältig gekleidet, von der Zeit her, da man über der breiten schwarzen Halsbinde einen schmalen Umlegekragen trug, der fest am Hemde saß. Eines Tages, in der Vorlesung über griechische Plastik, traf es sich, daß er von der Periklesherme des Vaticans sprach, und wie man sie im vorigen Jahrhundert entdeckt und mit einem Gedicht von Vincenzo Monti dem Papst feierlich überreicht habe. Aus diesem Widmungsgedicht an den Papst begann er einige Verse zu recitiren:

„Spir'to profan, dell' Erebo
a l' ombre avvezzo io sono,
ma i voti miei non temono
la luce del tuo trono.

Anche del greco Elisio
nel disprezzato regno,
v' è qualche illustre spirito,
che d' adorarti è degno"[1].

Wie er die italienischen Worte sprach, kam ihm etwas vom Herzen in die Augen. Der melodische Klang umrauschte ihm die Sinne, seine Stimme begann zu zittern und wurde fast erstickt von Thränen. Er erschien in dem Augenblick wie ein Hohepriester der Schönheit.

[1]) (Die Periklesherme spricht zum Papst): Eines Heiden Geist bin ich zwar und nur des Schattendunkels der Unterwelt gewohnt; aber meine Segenswünsche wagen sich doch zum Lichtglanz Deines Thrones. Auch das verachtete („gnadenlose" übersetzt P. Heyse im ersten Band seiner italienischen Dichter) Reich des griechischen Elysiums beherbergt manch' edelen Geist, dessen Huldigung Du nicht verschmähen wirst.

Ueber das Auditorium war eine große Stille gekommen; man hörte den Rhein rauschen. In dem Zufall eines Momentes hatte sich der tiefste Zug von Burckhardt's Wesen erschlossen. Was seine Art von Cult und welches die Mission seines Lebens war, spricht mit voller Klarheit eines der Gedichte aus:

„Daß im Gewühl selbstsüchtig empörter Welt
Ein Priester mehr sei — ob er auch nicht empfing
Die höchsten Weih'n — an dem Altar, drauf
Lodert die Flamme des Ewig-Schönen.
— — — — — — — — — —
Und daß ein Geist, der nach der Schönheit
Pilgert, den treuen Gefährten finde."

Manche werden mit uns glauben, daß die Arbeit und das Leben Jacob Burckhardt's nicht verloren und nicht vergeblich gewesen sind.

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Ferdinand Freiligrath.

I.

Wenn ich heute einen Schulknaben mit begeistert glühenden Wangen eines jener Freiligrath'schen Gedichte hersagen höre, die schon das Entzücken unserer Jugend waren, dann ergreift mich jedesmal ein Gefühl der Freude, ja des Stolzes, als ob mir selber etwas Gutes damit erwiesen sei. Denn bei keinem Anderen ist die Persönlichkeit des Dichters und des Menschen für mich so sehr zu einer einzigen geworden, wie bei diesem; und nichts, als der bloße Klang seiner Rhythmen, ruft mir das eigene Knabenalter zurück, in dem meine schwärmerische Liebe für ihn begann. Deutlich weiß ich es noch, mit dem ersten Gedicht von ihm. Es war auf der höheren Bürgerschule zu Hannover.

Widerstreitende Empfindungen, wenn ich an diese Hannover'sche Zeit denke, regen sich in mir. Aus der kleinstädtischen Enge meiner Heimath war ich auf einmal in Verhältnisse gekommen, die — damals fast mehr als jetzt — für großstädtische gelten konnten. Verworren noch, aber näher, immer näher meinte ich das Geräusch der Welt zu vernehmen — jener Welt, von der ich in den heimischen Bergen doch keinen Begriff gehabt. Um mich her war eine Bewegung von Menschen und Eindrücken, die mich abstießen, weil sie mir fremd waren, und doch wieder anzogen, weil sie der erwachenden Einbildungskraft Nahrung gewährten. Auf diesen Boden verpflanzt, auf dem ich mir heimathslos vorkam, suchte ich eine Befriedigung darin, mich in die Lage meiner glücklicheren Mitschüler zu versetzen, mir ihr Leben in den schönen Gärten vor dem Egydienthor oder in den altmodischen Patricierhäusern der Lein- und Schmiedestraße auszumalen. Diese Häuser selbst, mit ihren steilen Dächern, vorspringenden Giebeln und wunderlichem Schnörkelwerk, ihren hohen, nach oben sich verjüngenden Stockwerken und zahlreichen, immer schmäler werdenden Fensterreihen, eine dicht über der anderen, beschäftigten mich vom

ersten Tag an. Sie wurden für mich andere, wenn die Sonne schien, und andere, wenn es regnete. Meine Gedanken nahmen förmlich Besitz von ihnen, und manchmal, wenn der Lehrer rief, daß ich wieder einmal nicht bei der Sache sei, hatte ich mich wohnlich in den unbekannten Räumen niedergelassen. So hatte ich allmählich in Hannover eine gewissermaßen imaginäre Heimath gefunden; in Wahrheit aber war meine Phantasie beständig auf der Wanderschaft. Wohin? und zu welchem Ziel? . . . Wie hätte das der Vierzehnjährige sagen können!

Und doch haben alle diese Dinge, die damals traumhaft an ihm vorübergegangen sind, einen unauslöschlichen Eindruck in seiner Seele zurückgelassen.

Hinter einer der alten Kirchen, im Innern der Stadt, nicht weit vom Markt, in einem Gäßchen, das bei Tage betreten zu haben ich mich gar nicht entsinnen kann, stand ein finsteres Haus mit vielen Etagen, in deren oberster, in einem ärmlichen Stübchen, ein hochbetagter Greis wohnte. Er mochte wohl achtzig Jahre zählen, trug immer einen ziemlich abgeschabten Rock von grünlichem Fries, war trotz seiner Jahre noch stattlichen Ansehens und wenn auch etwas schwerfällig in seinen Bewegungen, doch munteren Geistes. Aus dem stark geformten, jetzt völlig kahlen Kopfe leuchteten ihm ein Paar braune Augen, die Jedem gleich sagten, daß er es mit keinem Griesgram zu thun habe. Dieser Mann war ein französischer Emigrant, der als junger Chevalier vor fünfundfünfzig Jahren in der Schreckenszeit nach Hannover gekommen war und nun immer noch hier lebte, seinen kümmerlichen Unterhalt durch Sprachunterricht erwerbend. Seinen Namen habe ich vergessen, das Fremdartige seiner Erscheinung nicht. Zu diesem ward ich geschickt, um mich im Französischen zu vervollkommnen, und einen Winter lang bin ich mit einem Schulkameraden wöchentlich zweimal in der Dunkelheit die winkligen Stiegen emporgeklommen, die zu dem Dachstübchen unseres Lehrers führten. Immer war er guter Dinge, lachte mit uns und ließ sich auslachen, wenn wir ihn über einem Schnitzer im Deutschen ertappten, das er in all den fünfzig Jahren noch nicht recht sprechen gelernt hatte. Doch nie, so viel ich mir bewußt bin, hab' ich auch nur geahnt, welch' ein Stück Weltgeschichte mir in diesem räthselhaften Alten gegenübertrat, der, wie ein abgerissenes Blatt vom Sturm verweht und losgelöst von seiner Volksgemeinschaft, hier oben in Thurmeshöhe hängen geblieben war. Später aber und heute noch ist mir, wenn ich an ihn zurückdenke, als sei ich durch ihn mit der französischen Revolution selber in persönlichen Contact gekommen, und der kahle Greisenschädel über dem runden Tische, die spärlich brennende Oellampe darauf, das stets überheizte Zimmer und die Winternacht draußen mit der alten Kirche dahinter geben mir zusammen ein Bild von symbolischer Bedeutung.

Zu dieser Zeit war es, daß ich das erste Gedicht von Ferdinand Freiligrath gelesen habe. In dem Unterricht der höheren Bürgerschule waltete, was man, im Gegensatz zu den sog. gelehrten Schulen, einen modernen Geist nennen konnte. Namentlich zeigte sich diese Richtung in der Geschichte, die nicht wie auf den Gymnasien, mit den Römern und Griechen anfing, sondern mit den deutschen Kaisern und in den Befreiungskriegen ihren Höhepunkt erreichte; dann aber

auch in der Literatur, in der wir vorwiegend mit den neueren deutschen Dichtern bekannt gemacht wurden. Prominent unter den damaligen Lehrern war A. Callin, ein hochverdienter Schulmann, nach welchem jetzt eine der neueren Straßen Hannovers genannt ist. Er war Lehrer des Englischen, und seine Lehrbücher dieser Sprache wurden sehr geschätzt. Von hoher Gestalt, nicht unfreundlich, aber streng und von rückhaltloser Offenheit im Urtheil, ist er mir erst lange nachher nahe getreten, als ich selber in England gewesen und von dort, mit mannigfachen Anregungen auch für ihn, zurückgekehrt war. Damals, wo mein Herz mehr der Aufmunterung und der Wärme bedurfte, hegte ich etwas wie Scheu vor ihm. Viel sympathischer war mir der Lehrer des Französischen, Dr. H. Lüdeking, der in unserer Classe zugleich den deutschen Unterricht ertheilte. Theilnehmend und impulsiv, deutete schon das Aeußere dieses Mannes, sein dunkles Auge, das lebhafte Mienenspiel seines gleichsam immer vibrirenden Gesichtes auf ein bewegtes, leicht erregbares Inneres. Ihn liebte ich, und seine Lieblingsdichter sind die meinen geworden: Rückert, Uhland, Chamisso — dann Platen und endlich Freiligrath. Ich gedenke noch der Stunde, als er uns die Schönheiten im Rhythmus von „Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht" erklärte, mit dem Widerhall der Schritte auf einsamer Gasse, mit dem Klopfen des Herzens ihn vergleichend. Und dann gedenke ich des Tages, an welchem das erste Gedicht von Freiligrath gelesen ward: nicht der „Löwenritt", sondern „Prinz Eugen, der edle Ritter" — und wie wir Knaben förmlich mitjauchzten, als das Lied „wie Ungewitter" in das Türkenlager klang und unser Lehrer an sich selber die köstliche Wendung exemplificirte, wie „der Trompeter sich thät den Schnurrbart streichen und hin auf die Seite schleichen zu der Marketenderin".

So muß ich es wohl als eine besondere Fügung ansehen, daß das Erwachen meiner dichterischen Impulse, d. h. des Verständnisses für die Dichter, welches wiederum befruchtend auf das Herz und die Phantasie wirkt, mit jener ersten Hannover'schen Zeit zusammenfällt, wenn sie sonst auch keine freundliche für mich gewesen ist. Und doch war es ein wehmüthiges Gefühl für mich, als ich vor etlichen Jahren wieder dorthin kam und das mir so wohlbekannte Gebäude nicht mehr fand. An seiner Stelle standen jetzt nichtssagende Miethscasernen und auch der von einem Bretterzaun umschlossene Garten war verschwunden, in dem ich so manchmal einsam unter meinen Altersgenossen ging. Nein, glücklich bin ich hier nicht gewesen, und dennoch ist dies eine Jahr entscheidend für alle meine ferneren geworden, hat es in meine Brust Keime gesenkt, die mir unverloren geblieben sind, wenn es auch nur das wäre, daß ich hier vor den classischen Literaturen einen Vorgeschmack der modernen erhielt und vor den Dichtern des Alterthums die neueren kennen lernte, welche damals die der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit waren. Ich sehe das für heutige Begriffe ziemlich bescheidene Haus, das mir aber damals mit seinen beiden Eingangsthüren und ringsum laufenden Fenstern auf dem weiten, freien Platze recht groß erschien, noch vor mir. In jenem Eckzimmer, welches nach dem Egydienthor hin, auf eine Gruppe von Bäumen und einen mit Wasserpflanzen bedeckten Graben blickte, vollzog sich die Wendung meines

Geschickes. Es war das Directorialzimmer, in das ich nach Schluß einer französischen Unterrichtsstunde citirt ward. Ich betrat es mit Bangen. Wir hatten die Aufgabe bekommen, ein Gedicht von Béranger schriftlich zu übersetzen, und ich war der Versuchung erlegen, es in deutsche Reime zu bringen. Der Director, ein Mann von dem feinsten Aeußern — er hieß Professor Adolf Tellkampf und war Officier in den Befreiungskriegen gewesen —, sah mich aus seinen blauen Augen ernst und wohlwollend an. Er hatte das Blatt mit meinen Versen vor sich auf dem Tische liegen. Auf seine Fragen gab ich ihm zaghaft Bescheid. Er ließ sich die Adresse meiner Eltern geben und reichte mir beim Abschied die Hand. Nicht lange darauf, und ich vertauschte diese für Kaufleute bestimmte Schule zu Hannover mit dem Gymnasium in Rinteln. So sehr ich nun auch an einem oder zweien meiner bisherigen Lehrer hing, und so dankbar ergeben für sein erstes, erlösendes Wort und später noch für manche nicht minder bedeutende Förderung ich dem Professor Tellkampf war und bis an sein Ende blieb: dennoch ging ich leichten Herzens aus Hannover, nicht aber, ohne zweierlei mit mir zu nehmen, was mich seitdem durch das ganze Leben begleitet hat: nämlich erstens, den wohlfeilen Velhagen und Klasing'schen Nachdruck von Béranger's „Chansons choisies", in den ich dies Motto von Herwegh: „Ein Schwert mit Rosen unserem Béranger" geschrieben, und zweitens alle Gedichte Freiligrath's, so viel davon in Oltrogge's Lesebuch gestanden und wir in Hannover auswendig gelernt hatten, im Kopfe. Denn zu mehr reichten meine Mittel nicht aus.

Der Tag ist mir unvergessen, an welchem ich zum ersten Male, von der Höhe des Fahrweges unter der Luhnder Klippe, Rinteln vor mir liegen sah. Es war ein sonneloser Morgen im Vorfrühling, nach Ostern, ein Aprilmorgen. Herbe wehte die Luft, und kaum das erste Grün zeigte sich auf der Hochebene, durch die wir fuhren, in einem Einspännerchen, ich an der Seite meiner Mutter. Hier sind die Dörfer nur spärlich und in weiten Abständen; Alles ist kahl, der Wald hört auf, und düster steht der Bückeberg da, dessen eintönige Fläche durch Steinbrüche nur noch unwirthlicher erscheint. Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich meiner, jenes Bangen, das man auch im späteren Leben schwer überwindet, wenn man einer großen Entscheidung naht und Umkehr nicht mehr möglich ist.

Fast erst am Ende der Reise veränderte sich die Landschaft, da, wo bei dem anmuthig gelegenen Wirthshaus von Steinbergen die Straßen sich scheiden und ein Wegweiser mit vier Armen steht. Einer davon wies in die Heimath zurück, und wie gerne wäre ich ihm gefolgt! Doch auch die Wegweiser sind unerbittlich; und dieser, jetzt mir so fremd und nachmals, wenn ich in Wind und Wetter an ihm vorbeikam, so vertraut, zeigte mit dem Worte „Rinteln" in einen Buchenwald, der schon von den jungen Sprossen duftete. Der Weg stieg, der Wald nahm uns auf, und als er nach einer letzten Strecke sich öffnete, da glänzte das siebenfache Band der Weser herauf, in bläulichem Duft stand das Gebirge und das ganze Thal, wiewohl die Sonne nicht schien, war golden von dem ersten, frischen Gelb der Rapsfelder. — Geliebtes Thal! — wenn ich dein gedenke, dann kommt über mich noch einmal jene Morgen-

und Osterstimmung des ersten Tages. Die fünf Jahre, die ich hier zugebracht, sind die glücklichsten meines Lebens — diejenigen, in welchen der Knabe zum Jüngling wird und das Bewußtsein erwacht — Jahre, gewiß auch sie nicht ohne Schmerzen und Kämpfe — denn wann würden die dem Menschen von der Wiege bis zum Grab erspart! — aber doch im beständigen Einerlei so voll täglich neuer Freuden, so voll von Frühlingsstürmen und dem tiefen, seligen Frieden, der ihnen folgt, so voll vom Geruche der frischen Luft, des Waldes und des Stromes, der sich am Fuße des Gebirges dahinschlängelt! Hier, in einem Kranze von Gärten, mit seinen beiden Thürmen, dem der lutherischen und dem der reformirten Kirche, liegt Rinteln, eingebettet in die früheren Wälle, wo jetzt in den Mainächten die Nachtigallen schlagen und im Sommer die Linden und die Rosen blühen. Und dort am Wall das altersgraue Gymnasium, an einem weidenumbuschten Bach, der Exter, die nicht weit von der Stadt in die Weser fließt.

Ueber eine lange hölzerne Brücke, die schwankend auf Kähnen ruhte, fuhren wir in Rinteln ein und machten gleich vor dem ersten, langgestreckten Gebäude rechts Halt: damals, wie heute noch, die „Stadt Bremen", gastlich empfangen von Herrn Bornemann, dem jovialen Wirth, den meine Mutter gut kannte. Doch auch ich sah mit bewundernden Blicken zu ihm empor. Denn so jung ich war, ich wußte doch schon, wer er sei: der Schwager Franz Dingelstedt's.

Dies war mein erster Eindruck von Rinteln; es regte mich Alles so heimlich, so heimathlich an; die junge Seele weitete sich, wie das Thal sich vor mir aufgethan, und ein neues Gefühl von Schönheit und Freiheit und Freudigkeit erfüllte sie, indem der Blick die malerisch geformte Linie des Wesergebirges entlang schweifte, bis zu seinen fernen, höchsten Gipfeln, wo, zwischen Gehölz versteckt, die Paschenburg erkennbar war und unter ihr, auf einem Vorberge das alte Schloß der Grafen von Schaumburg weit ins Land hinaus lugte. Damals zuerst prägte dieser Name sich meinem Herzen ein. Aus dem engeren Begriffe der Heimath erwuchs der weitere des Vaterlandes, und reich an vaterländischen Erinnerungen, die sich auf eine mir immer lieber werdende Vorzeit bezogen, war dieser Ort. Das Gymnasium war einst ein Cistercienser-Frauenkloster gewesen, Kreuzgang und Refectorium waren noch wohl erhalten, und in einer der ehemaligen Nonnenzellen, nachdem ich in den ersten beiden Jahren in einem Bürgerhause der Stadt untergebracht worden, bekam ich in den drei letzten Jahren mein Quartier bei einem Lehrer, dem Ordinarius von Prima, dem meine mit ihm befreundeten Eltern mich zur besseren Beaufsichtigung anvertraut hatten. Dieser, der sich damals schon durch eine feinsinnige Programm-Abhandlung über Goethe's „Tasso" hervorgethan hatte, bewohnte den linken, der Director des Gymnasiums, ein trefflicher Mann und ausgezeichneter Kenner des Horaz, den rechten Flügel des alterthümlichen Gebäudes. In der Reformationszeit war es säcularisirt und dann zur Universität gemacht worden, rühmlichst durch fast zwei Jahrhunderte bekannt und erst unter dem König von Westfalen aufgehoben. Viele Bilder der alten Professoren, in Talaren und mit Perrücken, hingen in den nach Moder riechenden Bodenräumen, über den Restbeständen der zum größeren

Theil nach Marburg gebrachten Bibliothek und einer von unseren Lehrern, ein Veteran aus den Freiheitskriegen und von so spartanischen Sitten, daß er auch im härtesten Winter seine Stube nicht heizte, war noch Student der alma mater Ernestina gewesen, von deren wunderlichen, ein wenig aus dem Mittelalter stammenden Gebräuchen er uns oft unterhielt. Die Porträts des Grafen Ernst von Schaumburg, des Stifters der nach ihm genannten Universität, dann des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel und des Kurfürsten Wilhelm I., Bildnisse, von ihnen selbst geschenkt, lebensgroß und in schweren Goldrahmen, alle Wandlungen und Geschicke dieses kleinen Staatswesens darstellend, schmückten die Wände der Aula. Aus den letzten Tagen der Universität war auch noch das Carcer und aus den ersten des Gymnasiums der Pedell, weiland Tambour in einem westfälischen Regiment, der an der Beresina die Trommel geschlagen hatte und mit einer erfrorenen Nase zurückgekehrt war. So sagte er, indessen Andere den näherliegenden Grund ihres abnormen Colorits nicht in Rußland, sondern in der Branntweinflasche suchten, welcher der alte Kriegsknecht notorisch fleißig zusprach. — Da waren ferner die langen, halbdunklen Gänge, von deren steinernen Wölbungen die Schritte dumpf widerhallten — nicht nur Derjenigen, die jetzt mit langen Haaren und breiten Hemdkragen und Schulbüchern und Schreibheften sittsam dahergingen, sondern — so meinte ich — auch der vielen Anderen vor uns, die hier einst, in Koller und Kanonen und mit Sporengeklirr weidlich gelärmt und im Refectorium, jetzt die Aula, in der die feierlichen Schulactus abgehalten wurden, wacker gezecht hatten, wie jener alte Lehrer es uns erzählte. Die früheren Auditorien waren die Classenzimmer, und manchmal, über die von manchen Schülergenerationen zerkratzten und zerschnittenen Pulte, durch die mit Eisenstäben umgitterten Fenster blickte ich hinaus in das Grün und den Sonnenschein, träumend von einer Zukunft und einer Ferne, die beide, von hier aus, mir so lieblich schienen.

Aber wie lieblich auch war die wirkliche Gegenwart, — wie „schaurigsüß", wenn in den Februarnächten das Eis im Strome brach und die Schollen bei Westwind krachend in der Finsterniß dahintrieben — wie wonnig, wenn nach einem Frühlingsregen plötzlich der ganze Wald grün war und der Duft des frischen Buchenlaubes durch die Straßen hereinwehte; wie wundervoll, wenn mit dumpfem Rollen eines jener Sommergewitter sich entlud, die hier oft von den Bergen so furchtbar widerhallen, und dann die Sonne wieder kam, und der blaue Himmel und der Regenbogen, unter dessen leuchtenden Rändern in weiter herrlicher Schau das Thal ausgebreitet lag und mit dem Geruch des erfrischten Erdreiches der des reifenden Kornes sich mischte. Oder die Sonntagmorgen, wenn die Kirchenglocken ausgeläutet hatten, und die sonnige Landschaft mit Berg und Thal und Dorf und Strom so lautlos feierlich da lag und leise nur, wie Sommerhauch, Uhland's Lied vom Tage des Herrn darüber hinzuschweben schien! Und dazwischen alle die fröhlichen Mittwochnachmittage in Exten oder Todenmann, und die Wanderungen am Sonnabendnachmittag, wenn Zumpt's lateinische Grammatik und Kühner's griechische ruhten . . .

Da, plötzlich, in dieses idyllische Dasein bricht ein Sturm herein, wie man noch keinen zuvor erlebt; ein anderer, als in jenen Februarnächten, fährt er brausend in ungestümer Lust über die Lande hin, zerreißt den dämmernden Vorhang, rüttelt an Fenstern und Thüren, weckt die Schläfer und Träumer und macht mit seinem wilden Gesang alle Herzen trunken. Das ist der Völkerfrühling, wie man damals sagte, der März des Jahres 1848. Auch unser kleines Nest war wie verwandelt davon, und am 10. dieses gepriesenen Monats schrieb der noch nicht Siebzehnjährige seinen Eltern Folgendes:

„Entschuldigt mein langes Schweigen, denn ich habe jetzt sehr viel zu thun, sehr viel. Was es sei, kann ich Euch noch nicht sagen (es waren, in Parenthese bemerkt, entsetzliche Freiheitslieder). Hier gab es in den letzten Tagen viel zu erleben. Baumbach, der Obergerichtsdirector, ist Minister geworden, und sein Neffe, der Secundaner, wißt Ihr, hat uns einen Abschiedsschmaus gegeben, während Jener eine Nachtmusik bekam. Dann war ein Tumult, als es hieß, der Kurfürst sei geflüchtet, hernach wieder einer, als bekannt ward, er habe Preßfreiheit und alle die gerechten Forderungen des Volkes bewilligt. Hierauf versammelten sich Donnerstags alle Bürger der Stadt, um eine Dankadresse zu unterzeichnen, und Abends war Illumination. Aufgeregte Massen wogten durch die Straßen, Alles war prächtig erleuchtet. Die Gymnasiasten kamen in großen Scharen rauchend die Weserstraße herauf, und ihrem Zuge schlossen sich auch ehrsame Bürger an, die Marseillaise singend. Später waren alle Wirthshäuser voll froher Menschen; jubelnd saßen sie in den bekränzten Stuben. Sogar die Gymnasiasten versammelten sich in den Kneipen und feierten das Bewilligte mit Liedern und mit Wein. Um 11 Uhr zogen wir aus dem Wirthshause und auf den Markt. Da sangen wir eine Strophe des „Heil unserm Kurfürst, Heil", und dann hielt Einer eine Rede aus dem Stegreif, die freilich etwas nach Wein oder Bier klang, aber uns dennoch dermaßen begeisterte, daß wir laut jubelten, indeß die Menge auf dem Markte sich immer vermehrte, bis wohl ein paar hundert Menschen in unseren Gesang einstimmten. So zogen wir noch einmal durch die Stadt, und als die Lichter endlich erloschen waren, begaben wir uns heim. Wollt denn Ihr zu Haus nicht auch Euch freuen über die herrliche Gegenwart und Zukunft? Nun wird Alles besser werden; wenn das Wort frei ist, wird auch die That nicht mehr gebunden sein."

Ja, sie freuten sich auch daheim, und wenngleich der bedächtige Vater, trotz seiner Vorliebe für die verbotenen Bücher, die nun auf einmal sämmtlich erlaubt waren, den Kopf ein wenig schüttelte: das Mutterherz schwoll von Hochgefühl, als sie den Sohn mit der schwarz-roth-goldenen Cocarde an der Mütze und dem schwarz-roth-goldenen Band über der Brust sah. Freiheit! war das allgemeine, das berauschende Zauberwort und auch ich erbat mir eine vom Vater: nämlich die Erlaubniß zum Rauchen. Daß er sie mir nicht nur ertheilt, sondern großmüthig obendrein auch eine Pfeife geschenkt (denn Cigarren waren damals noch nicht Mode), das ersch' ich aus der Danksagung eines späteren Briefes, der abermals von großen Dingen zu berichten hatte:

„Das war ein Volksfest am vergangenen Donnerstag! Eine genauere Beschreibung findet Ihr vielleicht im nächsten Volksblatt, eine kurze kann ich hier geben. Abends vorher Zapfenstreich und Musik. Morgens 10 Uhr Ueberreichung der tricoloren Fahne von Rintelns jungen Damen, Reden und Gesänge. Mittags großes Essen — ist das nicht echt deutsch? — bei Bornemann, Nachmittags offene Tafel von mindestens 500 Gedecken auf dem Blumenwall, Essen und Trinken frei,

Toaste, Reden u. s. w. Schneider und Regierungsräthin, Schuster und Frau Baronin von So und So im freundlichsten, nein, das ist das Wort nicht, im eifrigsten Gespräch. Hernach Tanz auf dem Walle bis 7 Uhr; von da an bis Morgens 4 Ball auf dem Rathhause, wo in drei Sälen wenigstens tausend Menschen waren."

Daß wir inzwischen auch einem Lehrer, den wir nicht leiden mochten, die Fenster eingeworfen und dafür die Bekanntschaft des Carcers gemacht hatten, das schrieb ich den Eltern nicht. Es war die erste bittere Frucht der Freiheit! —

Und dann weiß ich wohl, wie in diesen schönen Sommertagen des Jahres 1848 die von meinem Vater mit Ungeduld erwarteten Hefte der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" [1]) eines nach dem anderen ins Elternhaus flatterten, dem Gang der Ereignisse folgend, die Verhandlungen im Frankfurter Parlament und seine markantesten Persönlichkeiten schildernd, zuerst mit behaglichem Humor und guter Laune, dann mit immer bitterer werdendem Tone, bis zu jenem Tag im November, dem neunten, an welchem zu Wien in der Brigittenau Robert Blum standrechtlich erschossen ward. Es war der Wendepunkt der Revolution und ihr erstes Sühnopfer; der Schuß, der es niedergestreckt, tödtete zugleich alle Hoffnungen, und sein dumpfer Widerhall klang aus allen Bergen und Schluchten zurück, ward in allen Gassen und auf allen Märkten gehört. Orgelmänner zogen mit einer Darstellung der blutigen Begebenheit durch Dorf und Stadt, und ich erinnere mich eines solchen, der um diese Zeit auch in Rinteln erschien und während er, mit seinem Stock an die Leinwand klopfend, Bild um Bild zeigte, nach der Melodie von „Schleswig-Holstein meerumschlungen" in endlosen Strophen das Schicksal des „Märtyrers der Freiheit" besang, deren eintöniger Kehrreim zehn-, zwanzigmal hinter einander lautete:

Robert Blum, der tapf're Held,
Geht frei durch die ganze Welt.

Ich sehe das fürchterliche Gemälde noch vor mir in seinen grauen Farben: der zum Tode Verurtheilte mit dem Büßerhemd bekleidet, über ihn gebeugt ein Priester, in der halboffenen Zellenthür ein weißröckiger österreichischer Soldat, und alles Dies in unsäglicher Monotonie begleitet von „Schleswig-Holstein meerumschlungen" . . . In dieser unklaren, fast scurrilen Weise vermischte sich in der Volksvorstellung das in der Brigittenau vergossene Blut mit dem Gedanken an die Herzogthümer im Norden, deren Geschick eben auch durch den Waffenstillstand von Malmö besiegelt schien.

Während dieser ganzen Rinteler Zeit von ihren friedlichen Anfängen bis zu dem jähen Ausbruch jenes Gewitters, das auch über mein hessisches Vaterland verheerend dahingezogen, war Ferdinand Freiligrath der Dichter meines Herzens geblieben. So sehr stand ich unter dem Zauber seiner Gedichte, daß, wenn ich in den Ferien heimkehrte, der bloße Geruch der Colonialwaaren im Laden meines Vaters für mich etwas annahm von der Poesie der Tropen, und in Rinteln die mit Holz oder Steinen befrachteten „Böcke", welche die

[1]) Moritz Hartmann.

Weser herabschwammen, in mir die Phantasmagorie weckten von großen Schiffen, „die nach fernen Küsten handeln.“ Doch unendlich mehr noch als durch alle Wunder der südlichen Zonen wurde ich bewegt, wo Freiligrath in seinen Gedichten mit einer gewissen schmerzlichen Sehnsucht von der Heimath spricht, — in keinem ergreifender, als in dem von der Tanne, die man in ihren jungen Jahren umgehauen, um sie zum Mastbaum einer Fregatte zu machen, und die nun, nachdem sie die Meere befahren und alle Länder der Welt geschaut hat, der Welle zürnend ihr Leid klagt:

Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

Doch nach dem Heimathberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

Jedes Wort nahm greifbare Gestalt für mich an, hier, wo Freiligrath's Heimath so dicht an die meine grenzt, so dicht, daß ich in wenigen Stunden hätte drüben sein können, dort, wo hinter den feinen blauen Höhenzügen der Lippe'schen Berge Teutoburger Wald und Externsteine und Detmold lagen. . . .

Ein junger Schreiber, der, an einem Rinteler Gericht beschäftigt und mir von meiner Heimath her bekannt war, hatte mir um diese Zeit Freiligrath's Gedichte geschenkt, und zwar als Honorar für Stunden im Französischen, die, mit meiner auf der höheren Bürgerschule zu Hannover und von dem alten Emigranten erworbenen Kenntniß, ich ihm ertheilt. Es war das Erste, was ich mir selber verdient, und mein Schüler, der übrigens älter war als ich, hatte mit zarter Rücksicht diese Form seiner Dankbarkeit gewählt, weil er wußte, daß Freiligrath zu besitzen mich mehr als Alles freuen würde. Vor mir, indem ich dieses schreibe, liegt der zierliche Miniaturband des Cotta'schen Verlages, duftend von Vergangenheit, mit dem abgeblaßten Goldschnitt, der Jahreszahl 1846 und dem Titelkupfer, das mir die Muse Freiligrath's zu zeigen schien: eine vom Schleier umflossene Frauengestalt am Seestrand, neben ihr ein Anker, schwarz und rostig, vom Wellendunste feucht —

Auf den sich lehnend, späht sie,
Ob nicht ein Segel schwillt,
Ob nicht ein Wimpel flattert —

Dies Alles ist mir heute noch so frisch, wie es einst dem Knaben gewesen; denn war er nicht selber ein Knabe meines Alters, als er dies Gedicht „Moos-Thee“ schrieb, mit dem die Sammlung eröffnet:

Sechzehn Jahr' — und wie ein greiser
Alter sitz' ich, matt und krank;
Sieh', da senden mir der Geiser
Und der Hekla diesen Trank.

Und immer neue Gelegenheiten, die Poesie Freiligrath's in das alltägliche Leben der Kleinstadt und der Schule hinüber zu tragen und diesem dadurch einen

romantischen Schimmer zu geben, boten sich in diesen Jahren. Obenan steht hier das Erscheinen einer Kunstreitertruppe, die während eines Marktes ihren Circus auf dem alten Collegienplatz aufgeschlagen hatte. Dies Ereigniß fällt wohl später, als das bisher Mitgetheilte, denn ich war bereits Obersecundaner; aber ein Ereigniß war es darum nicht minder für mich und meine Mitschüler — unser ganzes Sinnen und Trachten drehte sich in dieser Zeit einzig um den Circus. Da war's, daß ich fast auf der ersten Seite meines eben begonnenen Tagebuches diese Verse Freiligrath's schrieb:

Und über Allem sie, die kleine Fee,
Des über Nacht erstand'nen Märchens! — Seh'
Ich sie nicht heute noch, jetzt fächelnd
Ihr schnaubend Thier, jetzt mit holdsel'gem Gruß
Die Bahn durchsprengend, jetzt den kleinen Fuß
Der Kreide bietend, immer lächelnd?

Mir rufen diese sechs Zeilen in ihrer verblaßten Schrift eine ganze Herzensgeschichte wieder wach. Die Heroine von Freiligrath's Jugenderinnerung hieß Landrinette, und er erzählt, wie sich nach ihrem Abschied von Detmold das Gerücht verbreitet, in Bielefeld habe sie das Hälschen gebrochen, bis er in Wirklichkeit, elf Jahre hernach, das Kind zu strahlender Schönheit erblüht als herrlichste der Amazonen in Amsterdam wieder findet:

O seltsam Treffen nach so langer Zeit!
Damals ein Städtchen tief im Lande — heut'
Die Weltstadt dicht am Meeresstrande!

Mein Roman, im Gegentheil, endete da, wo er begonnen, auf dem Collegienplatz in Rinteln; denn nach vielen eng beschriebenen Blättern meines Tagebuches findet sich zuletzt auf einem dieser Schlußsatz: „Ein trüber, nebeliger Tag — Adelheid ist weg, Alles, Alles weg — der Circus ist verschwunden, einzelne Pfähle standen gestern noch, heute sind auch sie nicht mehr da — nur der Kreis, den der Rundlauf der Pferde gebildet hat, ist noch da, auch die Stelle ist noch kenntlich, wo die Casse war und wo Adelheid immer stand. . . ." Und wie war sie hübsch, meine Kleine, diese Adelheid, wenn sie mit ihrem kurzen Flitterkleidchen und Federnbarett auf den Sattel ihres Pferdes sprang!

Was Curtius! Was Verba gar auf mi!
Was Odyssee! Wir dachten nur an Sie,
Bis endlich wir im Circus saßen.

Hör' ich nicht noch das Getrappel der Hufe, wie sie mir im Galopp vorüber fliegt? An einem Abend war ich ihr begegnet, als sie mit zwei Broten unter dem Arm aus einem Bäckerladen trat; ich bat, ihr das eine davon abnehmen zu dürfen, und begleitete sie, weit weg über die Weserbrücke, nach einem Gasthof, einer Art von Ausspannung, die vor Rinteln auf der Landstraße lag, die Bünte genannt. Hier hauste die Gesellschaft, in der ich meine frühesten „Künstler"-Bekanntschaften machte — riesige Kerle, die nach Stall rochen und mit denen ich manch' ein Glas Grog (das ich nachher bezahlte) getrunken habe. Und zart und beweglich zwischen ihnen umherhuschend, bald auftauchend, bald verschwindend, sie mit den schwarzen Augen

und den Grübchen in den Wangen . . . Was aus ihr geworden, ich weiß es nicht — ich habe sie nie wieder gesehen. Aber jetzt, wenn ich an diese, wie immer auch vergröberte Wilhelm Meister-Wirthschaft denke, drängt sich mir ebenso, wie in Freiligrath's Gedicht, die Frage auf die Lippen:

O, sprich, floh dieses süße Lächeln nie?
Hast Du, wie Mignon, eines Meisters Knie,
Still weinend, niemals denn umklammert?

Aber die Jugend tröstet sich — sie hat ja das Schönere und Bessere noch vor sich; und wenn ich nun an den Sommernachmittagen wieder hinauspilgerte zur Weser, wo sie, begleitet von den Bergen, durch die stillen Wiesen fließt, dann mischten sich aufs Neue mit dem leisen Murmeln der Wellen halb die Dingelstedt'schen Verse vom heimischen Strom, „der mir lieb und werth vor allen," halb jene gewaltigeren Strophen, die von der Herrlichkeit des Vaterlandes und dem Weh der Auswanderer erzählen.

Und während der eine dieser Sänger, der Schwager des Wirthes, bei dem, wie der Gymnasiast seinen Eltern berichtet, das Fest der Rinteler Revolution gefeiert worden, ein vornehmer Herr am Hofe zu Stuttgart war, weilte der andere seit 1846 schon als politischer Flüchtling in seinem ersten Exil zu London. Doch da war's beim ersten, fernen Grollen der heranziehenden Wetterwolken, daß wir seine Stimme wieder vernahmen —

Im Hochland fiel der erste Schuß,
Im Hochland wider die Pfaffen!

Mit welch' rasender Schnelle die Bewegung um sich griff, man weiß es; und kaum drei Wochen später, da schmetterten meerüber die Siegesfanfaren durchs deutsche Land, und Arm in Arm, an den Mützen die Cocarde, das Band auf der Brust, fielen wir ein, daß die Straßen Rintelns davon erbebten:

In Kümmerniß und Dunkelheit
Da mußten wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurrah, du Schwarz, du Roth, du Gold!
Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!

Dann folgten einander, Schlag auf Schlag, diese furchtbar schönen Gedichte, die bald in Aller Händen waren, weil das, was der Dichter sang, in Aller Herzen war, beginnend mit jenem „Lied der Amnestirten", das uns die Botschaft von seiner Heimkehr brachte:

Wir treten in die Reiseschuh',
Wir brechen auf schon heute!
Nun, heil'ge Freiheit, tröste du
Die Mütter und die Bräute!

Man darf sich heute nicht zu Richtern dieser Gedichte machen wollen, den wildesten und prachtvollsten, die jemals zur Verherrlichung der Revolution gedichtet worden sind.

Sie hatten, wie die Revolution selber, etwas Elementares in sich, das uns unwiderstehlich mit sich fortriß und in der Erinnerung noch mit ehernem Klang an unsere Herzen pocht:

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten . . .

Manchmal, in späteren Jahren, an milden Frühlings- oder Sommerabenden, wenn ich hinaus gepilgert bin zu dem stillen Ort im Friedrichshain, den man den „Friedhof der Märzgefallenen" nennt, und hier, unter dem immer dichter werdenden Grün, vor den immer mehr einsinkenden Gräbern stand, ist ein Gefühl über mich gekommen, als ob die Natur selber ihr Werk der Versöhnung vollbracht. Aber wie wild erregt waren damals die Leidenschaften, die all' diese Opfer gefordert: und man braucht nur Verse wie diese der „Todten an den Lebenden" zu lesen, Verse, die dem bittersten Schmerz der Enttäuschung, den schneidenden Hohn des Hasses hinzugesellten, und man hat ganz wieder um sich den Dunstkreis jener Tage, die voll waren von dem Flintengeknatter des Straßenkampfes und dem dumpfen, qualvollen Stöhnen aus den untersten Abgründen und Tiefen der Volksseele:

— Da lagen wir, im Haupthaar Erd' und Gräser,
Das Antlitz fleckig, halb verwest — die rechten Reichsverweser!

Einer reineren, edleren und ihres hohen Zieles bewußteren Erhebung des deutschen Volkes hat Freiligrath nachmals die Begeisterung seines Herzens und die Kraft seines Verses geweiht. Doch auch diese hat er nie verleugnet, und wir möchten sie nicht missen als beredte Zeugnisse jener Zeit und seines Charakters. Für das, was der Dichter gesungen, ist der Mann muthig eingetreten; und wie er im Jahre 1844 dem Könige von Preußen seine Pension zurück gab, um frei zu sein, so ging er jetzt im Jahre 1856 zum zweiten Mal, als der Traum der Freiheit zu Ende war, in die Verbannung nach London.

Und dort, in London, im Herbst 1856, hab' ich ihn denn endlich gesehen; ich habe dies erste Begegnen in meinem Tagebuch ausführlich beschrieben, und wiewohl ich die Schilderung bald danach in einem Zeitungsartikel „Die Deutschen in London", benutzte, der damals so ziemlich durch die gesammte deutsche Presse ging und auch in meiner „Kleinen Wanderchronik" (Hannover 1858) Aufnahme gefunden hat, so wüßt' ich an seiner Stelle doch nichts Besseres zu geben. Denn wenn ich auch aus meiner späteren Erinnerung hier Manches noch hinzugefügt habe, so finden gerade doch all' die kleinen Nebenumstände, die dem Gedächtniß entschwinden und dem Erlebten doch erst seinen vollen Gehalt und die Farbe des Augenblicks verleihen, sich aufbewahrt darin; und schon der Anblick dieser Blätter reicht hin, mich wie leibhaftig zurück zu versetzen in die Bohême meines Frontzimmers von Alfredstreet, mit den verschossenen Vorhängen, durch welche der gelbliche Novembertag hereindämmert, mit dem prasselnden Kohlenfeuer im Kamin, dessen bläuliche Flammenzünglein durch den Eisengrat lecken, mit dem leisen Ticken der Standuhr auf dem Sims, mit den Straßenrufen, die gedämpft von unten herauf schallen — und ich mitten darin im Londoner Leben, dessen entferntes

Brausen und Branden, wie das Meer selber, zwischen mir und meiner Heimath wogte. . . .

Und an diesem Morgen, Sonnabend, den 15. November schrieb ich in mein Tagebuch, was folgt:

„Um die untergehende Sonne sammelt sich noch einmal aller Glanz und reinste Schein. So pflegen wir in der Stunde des Abschiedes erst recht zu empfinden, was das Zusammensein uns gewesen. Wie zagend und gewaltig heimstrebend hab' ich den Boden dieser Stadt betreten, und wie schmerzlich und sehnsuchtsvoll zurückblickend verlaß ich sie! Schöne Tage hab' ich hier verlebt, selige Stunden, wenn ich sinnend in dieser traulichen, mir so lieb gewordenen Stube saß, das Herz voll von all den fremden Klängen. Oder wenn ich durch die vom Strome der Welt bewegten Straßen ging — ein Tropfen im Ocean, aber doch so leicht mit dahin schwimmend, wie alle anderen und so glücklich, so gehoben in der Empfindung des Ungeheueren. Oder Nachts durch die stillen, menschenleeren, unendlichen Straßenmeilen wandelnd, ermüdet, traumschwer — über St. Giles's der Mond in flüchtigem Gewölk und Lichterreihen wie Demantgehänge straßauf, straßab . . . Und den Beschluß so schöner, unvergeßlicher Tage sollte der Abend bei Freiligrath machen. — Der letzte, der schönste von allen!

„Ferdinand Freiligrath, der Sänger des Orients, der Wüste, des Meeres und der Schiffe! Vom ersten Tage meines hiesigen Aufenthaltes verlangte mich's nach ihm. Doch ein sonderbares Mißgeschick hätte meinen Wunsch fast vereitelt. Denn Anfangs war ich zu zaghaft, ihm zu schreiben, und als ich endlich schrieb, ging mein Brief, anstatt nach der Londoner Vorstadt, in der Freiligrath wohnt, nach der Schweiz, woraus ich übrigens Sir Rowland Hill, dem Generalpostmeister von Großbritannien und Irland, keinen Vorwurf machen darf. Ich hatte nämlich nur Freiligraths Geschäftsadresse: „General Bank of Switzerland" angegeben, das Wort „London" hinzuzusetzen aber entweder vergessen oder nicht für erforderlich gehalten. In der Schweiz nun irrte der unglückliche Brief von Bern nach Basel, von Basel nach Luzern, von Pontius wirklich zum Pilatus, bis er zuletzt nach Genf, dem Domicil jener Bank, und von dort, auf dem doppelten Umweg übers Meer und sämmtliche Alpen und nach ungefähr sechs Wochen wieder nach London und in Freiligrath's Hände kam. Er antwortete sogleich; aber auch sein Schreiben, an die längst verlassene Wohnung in Gordon Square gerichtet, erhielt ich ganz verspätet am vorigen Dienstag (11. November), und am Abend des nämlichen Tages begab ich mich zu einer Vorlesung, die Gottfried Kinkel in dem Hause eines reichen Citykaufmanns hielt. Hier, in einer großen Versammlung, fand ich die hervorragendsten Mitglieder der deutschen Colonie, viele schöne Mädchen und interessante Frauen darunter, in der vordersten Reihe Johanna Kinkel, die später Beethoven's Cis-moll-Sonate wundervoll spielte; vor Allem aber fand ich Ferdinand Freiligrath. Während der Vorlesung stand er, in einer dunkleren Ecke des Zimmers, mit verschränkten Armen, das träumende Dichterauge wie in weite Ferne gerichtet, als sähe er „vor Anker dort die Amphitrite liegen"; und da ging mir's, wie er von den Auswanderern sagt: „Ich kann den Blick nicht von euch

wenden". Als er aber von meiner Anwesenheit erfuhr und man ihm sagte, wer ich sei, kam er zu mir heran mit einer Herzlichkeit, mit einer Wärme des Wortes und des Händedruckes, als kennten wir uns schon Jahre lang. Und war es denn in Wirklichkeit nicht so? Hat sein Gesang nicht einst die Sehnsucht in meiner Knabenseele geweckt; bin ich auf seinen Strophen nicht oftmals hinausgeschwankt in den Sturm und Wogensturz nördlicher Seen oder in die dumpfe Stille der Sahara? Hat nicht die Magie seines Verses mir das Weserthal mit aller Märchenherrlichkeit fabelhafter Länder erfüllt? War es mir doch, als umschwebe mich sein Geist hier, auf dem heimathlichen Strom, in den Buchenwäldern und Bergwiesen Westphalens näher und verwandter. Und dann, mit der Sehnsucht, die sein Gesang in der jungen Seele weckte, ward auch die nach dem Sänger selbst immer lebhafter — und da saß er nun neben mir, in der City von London, und wenn er vorher, als ich ihn aus der Entfernung betrachtet, in seiner derben Gestalt, mit seinem starken, von langem Haar und mächtigem Bart eingerahmten Kopf wirklich etwas Löwenhaftes gehabt hatte, so sah ich nunmehr in seinen Zügen nur noch den Ausdruck einer unendlichen Herzensgüte, und das erste Wort, das er sprach, berührte mich mit seinem unverfälschten „lippes—chen" Dialekt wie Heimathklang — so traut und bekannt muthete mich Alles an. Freiligrath stellte mich alsdann seiner Frau vor, in deren Erscheinung, mit echter Weiblichkeit vereint, etwas sehr Entschiedenes und Energisches liegt. Beide luden mich auf den folgenden Abend zu sich ein; ich bat um die Erlaubniß, meinen Freund Emanuel Deutsch mitbringen zu dürfen, die mir gern gewährt ward, und vorgestern Abend fuhren wir nach Hackney hinaus.

„Es war ein nebelhafter, feuchter Abend, und Alles wie ein Traum. Die Lichterzeilen, die Häuser dahinter, die immer stilleren Straßen, bis der Omnibus endlich vor einem Kirchhof hielt; wir überschritten ihn. Die nackten Bäume waren vom Herbstwind durchschauert, rechts ragte der vom bewölkten Mond umflimmerte weiße Kirchthurm, um uns waren die Grabsteine und das raschelnde Laub, das der Wind zusammenfegte. Jenseits des Kirchhofs, im dritten Hause, wohnt Freiligrath.

„Ein freundliches, deutsches Kind, Freiligrath's älteste Tochter Käthe, öffnet uns die Thür, und der Vater, als er unsere Stimme hört, kommt sogleich, uns zu empfangen. Ein Athem von wohlthuender deutscher, nein ich muß sagen norddeutscher Gastlichkeit weht uns entgegen. Wie wir die Stube betreten, umspielen uns die Kinder — der dunkeläugige Otto, der dralle, rothbäckige Percy — ein jüngeres Mädchen, Louise, lehnt lächelnd am Kamin und Wolfgang, der Zweitälteste, sitzt am Tisch und liest, ohne sich stören zu lassen. Auf den ersten Blick erkenn' ich das Buch — es ist „des Mägdleins Dichterwald" von Colshorn. Es bewegt mich freudig, als Freiligrath sagt: „diesem Buche verdanken meine Kinder ihre Bekanntschaft mit deutscher Literatur" — denn auch ich bin ja mit einigen Gedichten darin vertreten und darum in diesem Hause kein ganz Fremder mehr. Hier aber, in dem ländlich abgeschiedenen Wohnsitz, in dessen Stille Freiligrath an jedem Abend aus der von Handel und Wandel dröhnenden City heimkehrt, in dieser kleinen Welt

voll Licht und Frieden, in welcher der Kaufmann immer wieder zum Dichter wird, erscheint er mir in seiner eigensten wahren Gestalt. Aus den treuen braunen Augen leuchten innigste Liebe zu den Seinen und der Stolz eines glücklichen Familienvaters. Das leicht ergrauende Haar umwallt noch in reicher Fülle das volle Gesicht, aus welchem nichts als Freundlichkeit spricht, während der starke Bart um den charakteristisch geformten Mund ihm einen Zug von Festigkeit gibt!

„Das Gespräch ist bald im besten Gang, Frau Freiligrath nimmt herzlich und offen daran Theil; und als ich ihn frage, für wen er sein schönes Liebeslied: 'So möcht' ich sitzen ohne Ende' gedichtet, da erwidert sie, ein wenig heftig: 'Nun, für wen wohl anders, als für mich?' . . . Frau Freiligrath ist eine geborene Melos aus Weimar, wo ihr Vater Professor war und bei Carl August in hoher Gunst stand. Im Goethe'schen Kreise aufgewachsen, sind Goethe's Enkel ihre Spielkameraden gewesen, und ihr ältester Sohn ist nach Wolfgang von Goethe, seinem Pathen, genannt[1]). Sie selber hat etwas sehr Bestimmtes in ihren Aeußerungen, und man fühlt ihr gegenüber, wie sie mit ihrem sicheren Urtheil und ihrer reichen Bildung dem Gemahl immerdar, in hellen und in trüben Tagen, eine feste Stütze gewesen ist." —

Hier, wo ich von Freiligrath's trauter Häuslichkeit spreche, muß ich mich einen Augenblick unterbrechen, um ein bisher nicht veröffentlichtes Gedicht einzuschalten, das, wenige Jahre zuvor entstanden, ein reizendes Bild aus der Kinderstube gibt, wie auch ich sie noch gesehen habe. Frau Ida Freiligrath, zu deren Geburtstag es einst verfaßt worden, hat mir das Gedicht geschenkt und zur Erklärung der Ueberschrift hinzugefügt: „Käthchen brach manchmal in Thränen aus, wenn ihr Papa mich ‚Alte' nannte." Daß man an einigen unschuldigen Derbheiten keinen Anstoß nehme, darf vorausgesetzt werden.

Der lieben, guten, jungen Mama zum Geburtstage.

Tutti.

Da steh'n wir alle Viere,
Poch poch an Deiner Thüre,
Und rufen: „Gratulire!"
Und „Hoch!" und „Hurrah!" dann!
Ein Nest voll junger Raben —
Wie brächten wir Dir Gaben?
Doch daß wir lieb Dich haben,
Sagt Jedes Dir, so gut es kann!

Käthe.

Ich bin die Derbe, Stramme,
Die groß ward ohne Amme,
Ein Ding wie eine Flamme,
Die Hummel und der Taps!

[1]) Es war eine schöne Huldigung für die nun auch verewigte Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, die hochherzige Gründerin des Goethe-Schiller-Archivs, daß bei der feierlichen Weihe des neuen Baues (28. Juni 1896) die Wittwe Freiligrath's den gesammten literarischen Nachlaß ihres Mannes überreichen ließ.

Die Miß des Hauses eben —
Laut ruf' ich: Du sollst leben,
Hast Du mir auch gegeben
(Den ich verdiente) manchen Klaps.

Wolfgang.

Ich bin der Zarte, Schlanke,
Der, ach! erst gestern Kranke,
Ich zitt're noch, ich wanke,
Dein bleiches, mattes Kind!
Doch wirst Du angebunden
Auch von dem kaum Gesunden:
Hör' gern mein selbsterfunden
Liebkosungswörtchen: Hind, hind, hind.

Luise.

Ich nun auch, die Beredte,
Die Elster, die Trompete
Der Kinderstube, trete
Mit meinem Spruch Dir nah'!
O horch, nach diesem Kusse,
Horch meinem Redeflusse!
Er braust — ich bin im Schusse:
Mama! Yes! No! Büs büs! Da da!

Otto.

Vierschrötig nun geschritten
Komm' ich, der bei den Britten,
Wenn auch noch keine Sitten,
Doch Laufen lernte schon!
Ich Dicker kräh' und lache
Sieh' gnädig, was ich mache!
Mit einem stolzen Bache
Ehrt Bacchus [1]) Dich, Dein jüngster Sohn.

Tutti.

Und nun fliegt Dir entgegen
Ein ganzer Veilchenregen:
So kehr' auf Deinen Wegen
Allzeit der Frühling ein!
Von Lenz und Glück umgeben,
(Sind wir nicht beides eben?),
Lang, lange sollst Du leben,
Und unsere junge Mama sein!!

Sutton Place, 20. December 1851.

Und nun, nach diesem Kinderquartett (Percy war erst ein Jahr später hinzugekommen), fahren wir in unserem Texte fort und folgen Freiligrath die Treppe hinauf, in sein Arbeitszimmer; „und um den Kamin herum sitzen wir und plaudern und rauchen. Mit Herzlichkeit spricht er von Prutz, von Geibel, von Hoffmann von Fallersleben, den guten Genossen aus den vierziger Jahren,

[1]) Er glich einem jungen Bacchus damals.

und selbst von seinen Feinden spricht er ohne Groll. Und der Rhein taucht herauf, und St. Goar und die Zeit, da er das „Glaubensbekenntniß" schrieb — „zu Asmannshausen in der Kron', wo mancher Durst'ge schon gezecht" — er erzählt von den Jahren vorher und seinem Aufenthalt in Darmstadt, wie die Schuljungen dort, wenn er sich nur auf der Straße blicken ließ, hinter ihm herriefen: „Wieschtenkönig ist der Löwe". Dann kommt er auf Scheffel's „Ekkehard" zu reden und sagt, daß keines von den neueren Büchern sein Verlangen nach Deutschland so wieder aufgeweckt habe, wie dieses; seine Augen werden feucht, indem er davon spricht. Ist das der Sänger der Revolution, dieser weiche, träumerische Poet? . . .

„Die momentan trübe Stimmung entweicht bald, als wir uns wieder hinunter begeben, um ein gutes deutsches Nachtessen einzunehmen, bei dem der westphälische „S—chinken" nicht fehlt. Und während Freiligrath die Bowle hereinträgt, um einen Punsch zu brauen, gibt mir Frau Freiligrath ihr Album, und auf das Blatt, das sie aufschlägt, zwischen Gottfried Keller[1]) und Emma Niendorf, schreib' ich die Verse:

Dich, schöner Abend, werd' ich nie vergessen,
Wo ich an eines Dichters Herd' gesessen,
Wo ich getrunken eines Dichters Wein
Und von des Dichters Brote hab' gegessen.
Bald hab' ich wohl das weite Meer durchmessen,
Und still begrüß' ich unser'n deutschen Rhein —
Dann werd' ich sehnsuchtsvoll gedenken Euer,
Die Ihr so rasch mir seid geworden theuer —
O, könntet Ihr erst wieder bei uns sein!

„Und wie wir nun Glas um Glas leeren, wird uns erst recht warm, und wir sind wie Freunde, die sich nach Jahren der Trennung wiedersehen. Rinteln

[1]) Das von Gottfried Keller („Zürich, den 20. Juli 1846") eingeschriebene Gedicht findet sich jetzt in den „Gesammelten Gedichten" (S. 157): „An Frau Ida Freiligrath. Albumblatt von 1846". Doch fehlen hier die vier Anfangszeilen (die in der ersten Ausgabe von 1851 über dem daselbst „Wanderungen" genannten Gedicht in kleinerem Druck, als Motto gleichsam, stehen):

„An Gottes Segen
Ist Alles gelegen;
Jedoch der Segen eines Poeten
Kann ihn zu guter Stunde vertreten."

Es war im Sommer 1846, als Freiligrath, aus der Schweiz, die nach der Veröffentlichung des „Glaubensbekenntnisses" ihm und den Seinen ein Asyl geboten, zum ersten Male nach England ging, um sich dort eine neue Existenz zu gründen. Er hatte die Reise über Paris und Havre gemacht, seine Frau mit Käthchen und der Wärterin folgten den Rhein hinunter über Rotterdam:

„So ist es doch betrübt zu klagen,
Wenn deutsche Mütter den Rhein hinab,
Hinab und über des Meeres Grab
Die zarten Wickelkindlein tragen . . ."

Das Gedicht schließt mit dem Wunsche, sie möchten Alles dort drüben finden,

„Nur keinen Boden zu einer Gruft:
Denn in der Heimath sollt ihr sterben,
Und euren Kindern die Freiheit vererben!"

steigt herauf, mit der Weser, den Schiffen und der ganzen Vergangenheit; auch auf meine kleine Vaterstadt kommen wir zu sprechen: mit einem ihrer jetzt ehrsamen Bürger, einem Porcellan- und Colonialwarenhändler „Schorse" Scharf genannt, ist Freiligrath — wer sollt' es denken! — in Soest bei demselben Kaufmann, seinem Onkel Schwollmann, in der Lehre gewesen. Jeden Morgen und manche Stunde des Tages steht dieser Würdige, Schorse Scharf, mit hohen Vatermördern und einer langen Pfeife, die Straße bald hinauf und bald hinunter blickend, auf der Treppe seines Hauses; und jeden Abend geht er in den „Stockholm", um in aller Bedächtigkeit sein Glas Bier zu leeren.

„Und plötzlich, wie wir so sprechen, ist mir, als ob ich nicht in London, sondern in der Heimath sei. Der Name Spiller's von Hauenschild (Max Waldau) wird genannt.

In Zürich war's, mich trug dahin mein Fuß,
— Ich bin um Deinethalb gekommen;
Der Fremdling brachte nichts als seinen Gruß,
Du hast ihn herzlich aufgenommen.

Als Gastgeschenk hierauf brachte der junge Dichter ihm, mit einer Widmung, aus denen diese Verse sind, seine schöne Canzone „O diese Zeit" dar — dann starb der von uns Allen schmerzlich Betrauerte, der auch mir so nahe gestanden, und Freiligrath macht sich nun bittere Vorwürfe, daß er ihm einen Brief schuldig geblieben ist. Immer neue Züge seines edlen Charakters, seines tiefen Gemüthes enthüllen sich mir ... Ist sie nicht eine eigene Welt, diese Poetenwelt? Eine Republik, in der es keine Vorurtheile und keine Parteiunterschiede gibt, in der man sich über alles Andere erhaben, in der man sich brüderlich verbunden fühlt? Wir sind wie eine große Genossenschaft — wir kennen uns, wir lieben uns ... alle die Getrennten und Entfernten treten zu uns heran, und die flüchtig verrauschende Stunde trägt uns dahin, wie auf Geisterflügeln. Mitternacht ist längst vorüber. „Denkst du noch an jene Nacht?" wird gefragt; „mein Freund Levin mit den Gespensteraugen" wird citirt ... und endlich muß geschieden sein. Freiligrath zagt, uns so allein in die Londoner Nacht hinausziehen zu lassen; wie ein Vater besorgt, geleitet er uns über den Kirchhof — der letzte Omnibus ist längst heimgekehrt — aber ein einsamer Policeman nimmt sich unser freundlich an, er verhilft uns zu einem Wagen, und nach fast zwei Stunden unaufhörlicher Fahrt durch ausgestorbene Straßen langen wir schlummertrunken im Westend wieder an."

Ich hatte meinen Tagebuchbericht kaum noch beendet, da klopfte der Postmann dreimal an die Hausthür, und ich erhielt folgenden Brief von Freiligrath:

General Bank of Switzerland
(Crédit International Mobilier et Foncier)
London Agency.
2, Royal Exchange Buildings.

15. November 1856.

Mein theurer Freund und Landsmann, tausend Dank für Ihre lieben Zeilen und den Band Ihrer „Lieder"! Die letzteren sollen mir morgen eine Sonntagsfreude machen. Nachdem ich sie bisher nur aus Journalen und Vater Colshorn gekannt habe, freut es mich nun, sie einheitlich und übersichtlich zu besitzen.

Anliegend das Albumblatt. Ich hätte Ihnen gerne Besseres geschrieben, aber zwischen Wechseln und Actien kommt man kaum zu etwas Rechtem. Nichtsdestoweniger und trotz alldem: Vive le Vermöbelcredit![1]) Meine Turnübungen an der Kletterstange des höheren Schwindels sind doch auch belustigend und nützlich.

Sollten Sie sich auf Ihrer Rückreise vielleicht in Düsseldorf aufhalten, so würde ich Sie bitten, meinen Freund Koester (derselbe, dem ich jenes Epithalam im „Thone" der ersten Schlesier zu singen versuchte)[2]) von mir grüßen und ihm berichten zu wollen, daß ich noch lebe und seiner gedenke. Koester ist Lehrer, ein frischer, liebenswürdiger, poetischer Mensch, und selbst ein Stück Poet. Sie werden ihn leicht finden, denn er ist ein Freund aller guten Gesellen, weil selbst ein guter Gesell.

Grüßen Sie dann auch Lentze[3]) recht freundlich und herzlich. Ich habe seinen letzten Brief erhalten und schreibe ihm bald.

In Hannover, wenn ich bitten darf, empfehlen Sie mich Herm. Harrys[4]) recht angelegentlich!

Und nun genug der Grüße und der botheration (Belästigung).

Sehen wir uns also nicht mehr dieses Mal, so wünsche ich Ihnen von Herzen eine glückliche Fahrt durch die Nebel der Nordsee. „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'!"[5]) Im Uebrigen: „Sans Adieu!" Wir sehen uns wieder!

Meine Frau erwidert Ihre freundlichen Grüße aufs Beste und wünscht Ihnen mit mir guten Wind und günstige Sterne! Bewahren Sie uns Ihre freundliche Gesinnung!

Einem Alten, wie mir, thut es wohl und noth, wenn er sich dann und wann an der nachwachsenden Jugend wieder auffrischen kann! Nehmen Sie also noch einmal meinen herzlichen Dank, daß Sie bei mir angeklopft haben! Ich bin doch noch nicht fertig mit meinen Bestellungen!

Sagen Sie gefälligst Herrn Deutsch (oder Teutsch), daß, wenn er den weiten Weg dann und wann nicht scheuen will, mir sein Besuch immer willkommen sein wird.

Dann: Schorse[6]) Scharff (der nunmehr stumpf geworden sein soll) heißt eigentlich Carl, und nicht Schorse. Meine Grüße gelten dann eventuell dem Carl, und nicht dem Schorse. Oder ist Schorse jetzt = Carl? Der „Stockholm" möge entscheiden.

Genug aber jetzt des Geplauders im Summen der Straße und meines Comptoirs.

Gott mit Ihnen!

Immer von Herzen Ihr F. Freiligrath.

---

[1]) Der Genfer „Crédit mobilier", bei dessen Londoner Filiale Freiligrath angestellt war.

[2]) Von diesem Hochzeitscarmen, das Opitz oder Flemming gedichtet haben könnte, hatte Freiligrath mir ein Exemplar geschenkt. Es glich, mit seinen altväterischen Typen und schnörkelhaften Zierrathen, täuschend einem Druck des 17. Jahrhunderts, und findet sich ähnlich reproducirt in der Gesammtausgabe von Freiligrath's Dichtungen, Bd. IV, S. 17 (unter „Scherzhaftes, Aelteres und Neueres").

[3]) Der seiner Zeit berühmte Düsseldorfer Historienmaler (1816—1868).

[4]) Hat sich als Journalist und mehr noch als geschmackvoller Uebersetzer einen hochgeehrten Namen gemacht. Aus seinem Nachlaß hat seine Schwester noch jüngst (1895) „Zehn Madrigale von Torquato Tasso" veröffentlicht. Er war der Sohn jenes, auch aus Heine's „Deutschland" (Bd. VI, S. 1) bekannten „seligen" Georg Harrys, der im vormärzlichen Hannover als Herausgeber der „Posaune" eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

[5]) Die erste Verszeile von Paulus Gerhardt's „Sommerlied", die Teutsch mit etwas komischer Betonung zu citiren liebte.

[6]) „Schorse" (vielleicht aus „George" entstanden) ist ein norddeutscher Provinzialismus für Georg, nicht, wie Freiligrath in einem späteren Briefe sagt Gottlieb, indessen, ob so oder so: der Biedermann muß wohl Carl geheißen haben, wie sich aus dem von Freiligrath weiterhin beigebrachten Document unzweifelhaft ergibt. — Der „Stockholm" war das Wirthshaus in meinem Heimathstädtchen.

Das Albumblatt, von welchem Freiligrath hier schreibt, ist jetzt abgedruckt im zweiten Band (S. 243) seiner „Gesammelten Dichtungen", in welche der Dichter selbst, wenige Jahre vor seinem Tod, es noch aufgenommen hat. Es beginnt mit der Strophe:

Den jungen, frischen Liedermund
Will ich an Wald und Wiesen,
An Buchenhang und Eichengrund
Zum Boten mir erkiesen.

Auf der langen winterlichen Fahrt trug ich das Blatt uneröffnet mit mir, und ich nahm es erst heraus bei der Porta Westfalica, da wo mir die Weser zuerst aus den bereisten Ufern entgegenfloß. Da schlug ich es auf und las es . . .

Die Heimath grüß' er tausendmal,
Die seine und die meine,
Den Lipperwald, das Weserthal,
Schaumburg und Externsteine . . .

Brauch' ich dem Leser zu sagen, von welchen Empfindungen ich bestürmt ward, mit diesem Gedicht in der Hand, an derselben Weser, der Vertrauten meiner Knabenzeit, und wie nun plötzlich, mitten wieder in der Heimath, das Herz mir überging von Heimweh nach dem, der so weit, weit hinter mir zurückgeblieben war im Nebel von London? . . .

Der nächste Brief, den ich von ihm besitze, datirt fast sechs Monate später. Ich glaube nicht, daß es der nächste war, den ich von ihm erhielt. Denn obgleich von dem treuen Mutterauge während meiner Wanderjahre sorgsam gehütet, mag von diesem Briefschatze doch wohl Eins und das Andere verloren gegangen oder vielleicht auch entführt worden sein. Aber genug ist geblieben, um mir jene Zeit wieder lebendig zu machen und Manches ins Gedächtniß zurückzurufen, was längst daraus entschwunden schien, wie zum Beispiel, daß ich in so jungen Jahren wirklich schon daran dachte — eine Zeitschrift zu begründen! Es hat dann freilich bis zum ersten Versuch dieser Art noch eine Weile gedauert — aber der Mensch entgeht seiner Bestimmung nicht. Desgleichen erinnert mich der Brief daran, daß wir in jenem Winter, dem letzten in meiner hessischen Heimath, unter anderen Lustbarkeiten des kleinen Orts, auch „Der Blumen Rache" in lebenden Bildern darstellten. Andere freilich wie die Stiftung des „Amara-Ordens" und die „wichtigen Dinge", die darauf folgen, sind mir gänzlich entfallen; aber sie zeigen mir, daß unsre „Geheimnisse" jetzt schon anfingen. Die walisischen Trachtenbilder, von denen im Postscriptum die Rede, beziehen sich auf meine damalige Arbeit: „Ein Herbst in Wales". Freiligrath also schreibt, und zwar, während seine übrigen Briefe fast ausnahmslos die Bezeichnung seines Office tragen, diesmal aus dem traulichen Vorstadthaus:

3 Sutton Place, Hackney 10. Mai 1857.

Sie, mein theurer, junger Freund, hatten allerdings nicht nöthig, sich wegen langen Schweigens bei mir zu entschuldigen; ich aber, das fühle ich nur

zu sehr, muß mich bei Ihnen rechtfertigen, daß ein so lieber und herzlicher Brief wie der Ihrige vom 8. Februar d. J. so lange unbeantwortet geblieben ist. Meine einzige und beste Rechtfertigung bleibt freilich eben nur: London! „Business“ und wieder „business“ (hier erst lernt man aus Herzensgrund seufzen: Beatus ille, qui procul negotiis), dann das tägliche Traben nach und in und von der Stadt, dann die Gesellschaft, dann das Haus, dann die Sorge, dann dies und dann das — ich komme eben selten mehr, ich will nicht gerade sagen: zur rechten Einkehr in mich selbst, aber doch zu stillen, ruhigen Augenblicken, in denen ich mit fernen Freunden ungestört ein trauliches Wort zu reden vermöchte. Das ist's: Mangel an Zeit, Mangel an Sammlung! Und so verrinnen die Stunden und verrinnt das Leben! Vergeben Sie mir, ich bitte recht, recht herzlich, und schieben Sie nicht auf den Willen, was lediglich in den Verhältnissen liegt! —

Ich hörte mit Freude und Theilnahme, was Sie mir über Ihr Leben, Ihre Arbeiten und Ihre Pläne mitzutheilen so freundlich waren! Lassen Sie mich vor allen Dingen hoffen, daß die beabsichtigte Zeitschrift zu Stande kommt und daß die Vorarbeiten für das Unternehmen Sie recht bald wieder herführen! Ob eine Zeitschrift, die ausschließlich die Tendenz hat, „den literarischen Verkehr zwischen England und Deutschland zu vermitteln und zu heben“, auf die Dauer ein Publicum bei uns findet, wird freilich erst auf die Probe ankommen. Dr. Elze's [1]) „Atlantis“, ein Blatt von ganz ähnlicher Tendenz (nur daß es auch Amerika mit in seinen Bereich gezogen hatte), ist trotz seiner umsichtigen Leitung nach kurzer Zeit eingegangen, und meine eigene „Britannia“ hat, allerdings durch Engherzigkeit des Verlegers, im Jahre 1841 gar nur eine einzige — die Probenummer erlebt! [2]) Inzwischen glaube ich, ist das Bedürfniß einer Vermittlung, wie ich sie damals beabsichtigte und wie Sie sie jetzt bezwecken, größer geworden in Deutschland, und ein neuer Versuch wird wahrscheinlich auf größere Empfänglichkeit rechnen dürfen als jener frühere! Und so rufe ich Ihnen denn, wie für Alles, was Sie vorhaben und anstreben, so auch namentlich für diese journalistische Unternehmung von Herzen ein fröhliches „Glück auf!“ zu. Lassen Sie mich wissen, ob Ihr Plan mittlerweile eine feste Gestalt angenommen hat, und wann, in diesem Falle, wir Sie wieder hier begrüßen werden? Das Britische Museum hat bereits zu Ihrem Empfange seine neue prachtvolle Lesehalle (seinen Lesedom sollte ich sagen), aufgethan — Ihre Freunde aber werden Sie als die alten finden.

Und nun habe ich Ihnen noch aufs Allerbeste zu danken für die Güte und Freundlichkeit, womit Sie meine literarischen Gaben vom vorigen Winter bei sich aufgenommen haben! Es thut mir wohl, daß der „Hiawatha“ [3]) Sie angesprochen hat, und daß auch das Publicum dem Lebenszeichen des Fernen, Halbverschollenen mit Nachsicht entgegengekommen ist. Hinter dem spanischen Reiterwerk barbarischer Eigennamen, die das Buch, ein stachliger Zaun, umstarren, birgt sich allerdings eine sinnvolle, poetische Schöpfung, die des Anlaufes schon werth ist — nichtsdestoweniger bin ich Jedem dankbar, der diesen Anlauf wirklich wagt und über die Stacheln frisch hinweg setzt. Findet er dann, Dank seinem Sprunge und meiner Dolmetscherei, daß es sich ganz hübsch wandeln und träumen läßt in dieser kind-

[1]) Karl Elze, hervorragender Anglicist, namentlich auf dem Gebiete der Shakespeare-Forschung, Professor in Halle, gest. 1889. — Die „Atlantis“ war 1853—54 erschienen.

[2]) Ueber dieses Unternehmen, und was damit zusammenhängt, kann man das Nähere nachlesen bei Buchner „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen“, Bd. I, S. 386 ff. und 399. Buchner, dessen Vater einer von Freiligrath's Freunden aus der Darmstädter Zeit war, und der selbst dem Dichter noch sehr nahe gestanden, hat in seinem zweibändigen Werke eine ebenso reichhaltige als gewissenhafte Arbeit geliefert, der auch ich für mehr als einen Nachweis zu großem Danke verpflichtet bin.

[3]) „Der Sang von Hiawatha“. Von H. W. Longfellow. Uebersetzt von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart, Cotta. 1857. — In den Gesammelten Dichtungen, Bd. VI, S. 5 ff.

lichen Welt (auf die der Herrgott, mit der Pfeif Tabak im Munde, familienväterlich herabschaut), so bin ich vollends zufrieden und beglückt.

Die englische Kritik hat die Uebersetzung günstig aufgenommen. Von deutschen Besprechungen sind mir nur einige kurze Notizen in der „Kölnischen Zeitung" und eine ausführlichere Anzeige in Nr. 7 des diesjährigen „Deutschen Museums" zu Gesicht gekommen. Die letztere (unterzeichnet: Hg. — vielleicht Hertzberg?)[1] hat mir nur insofern Kummer gemacht, als sie die finnischen Trochäen des Gedichtes, trotz meiner Vorrede, wiederum als spanische Trochäen bezeichnet. Der Ton muß hier zuletzt den Ausschlag geben. Und da der Ton des „Hiawatha" entschieden finnisch, runisch ist, und in keinerlei Weise an den Ton der epischen Dichtung der Spanier, an den Romanzenton, erinnert, so ist das trochäische Maß des „Hiawatha" gewiß auch ein finnisches, nicht aber ein den Trochäen der Cidromanze nachgemachtes. Ueberdies: die spanischen Trochäen assoniren, die finnischen alliteriren, und im „Hiawatha" finden Sie wohl dann und wann eine Alliteration, niemals aber eine Assonanz. Vielleicht interessirt es Sie, mich über den Gegenstand in englischer Sprache Silben stechen zu sehen, und ich lege Ihnen drum den Aufsatz aus dem Athenäum bei, dessen in der Vorrede (S. XI, Anmerkung) Erwähnung geschehen ist. Haben Sie Ihren Vorsatz, das Gedicht zu besprechen, schon ausgeführt, oder wenn es noch nicht geschehen ist, sind Sie noch Willens, es zu thun? Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie sehr mich gerade von Ihnen eine liebevoll eingehende Beurtheilung ehren und erfreuen würde. Sie müßten mir aber statt des versprochenen einen, zwei Exemplare des Blattes zukommen lassen, damit ich eines an Longfellow schicken könnte.

Sehr amüsirt hat mich Ihre Notiz über das In-Scene-Setzen meiner „Blumen Rache". Herzlichen Dank dafür. Solche Erfolge entgehen einem freilich in der Fremde! —

Von uns und mir kann ich wenig berichten. Meine Frau ist wohlauf; die Kinder, Gottlob, schreien und gedeihen; und ich — zwischen Markt und Parnaß, zwischen Börse und Studirstube — setze mein seltsam getheiltes Amphibienleben fort, so gut es eben gehen will. Ich habe allerlei Poetisches in der Mache, aber es reift eben nur langsam. Sei es drum! —

Die Kinkel'schen Vorlesungen sind Anfang März zu Ende gegangen. Ich habe Kinkel seitdem noch nicht wieder gesehen. Sein Trauerspiel Nimrod[2] (oder Nimrock, um einen Reim auf Simrock zu haben) hat er mir noch im Februar vorgelesen. Es ist keck angelegt und voll schöner Züge; ein eingehendes Urtheil steht mir aber natürlich nach einer einmaligen raschen Vorlesung nicht zu. Cotta hatte den Verlag abgelehnt; ich rieth Kinkel darauf, sich an Rümpler[3] zu wenden. Den weiteren Verlauf der Sache weiß ich nicht, da die Vorlesungen inzwischen schlossen, und ich Kinkel seitdem, wie gesagt, nicht wieder gesehen habe. Das ist aber auch wieder London! Die Entfernungen machen einen regelmäßigen Verkehr beinahe unmöglich!

Um so mehr freut es mich, daß unser Freund Deutsch sich den langen Weg nicht abschrecken läßt, sondern manchmal heraus kommt, einen nebligen Sonntag Nachmittag hell zu machen. Ich habe, seit ich ihn näher kenne, seinen Geist und seinen Charakter gleich schätzen gelernt, und freue mich aufrichtig seines mir durch Sie vermittelten Umganges. Wir haben in Ernst und Scherz manches Wort

---

[1] Wilhelm Hertzberg, der ausgezeichnete Philolog, der als Uebersetzer des „Properz", des „Vergil" und „Plautus", sowie von Chaucer's „Canterbury Tales" und Tennyson's Gedichten seine Meisterschaft in alten und neuen Sprachen bewährt hat. Er starb 1879 als Director des Gymnasiums in Bremen.

[2] „Nimrod". Ein Trauerspiel. Von Gottfried Kinkel. Hannover, Rümpler. 1897.

[3] Carl Rümpler, um jene Zeit ein angesehener Verlagsbuchhändler in Hannover.

mit einander gewechselt diesen Winter. Von der Stiftung des Amara-Ordens (zu dessen Großmeister wir Sie erkoren haben), von dem Kanarienvogel mit dem abgeblitzten Schwanze, von der Devise „Stets offen!" und anderen wichtigen Dingen wird er Sie ohne Zweifel schon in Kenntniß gesetzt haben. Hoffentlich kommen Sie bald, um ein Capitel des neuen Ordens abzuhalten! — Inliegend auch ein Brief von Deutsch, dessen Datum, fürchte ich, nur zu sehr wider mich (als prompten Besteller) Zeugniß ablegen wird!

Mit unserem Freunde Scharf ist es aber doch seltsam. Der Scharf, den ich vor einem Vierteljahrhundert gekannt habe, hieß bei Gott nicht Gottlieb — auch nicht Schorse — sondern Karl (oder vielmehr Carl) Scharff, ja Scharff mit einem ff. am Hinteren. Also hat er sich in mein Stammbuch eingetragen (am 14. September 1828, „zwei Tage vor der Abreise nach Essen"), allwo es wörtlich heißt:

„Bei Durchlesung dieser wenigen Zeilen erinnern Sie sich noch recht oft
Ihres Freundes
Carl Scharff,
gebürtig aus Rodenberg,
in der Grafschaft Schaumburg,
hessischen Antheils."

Und nun will der Schwerenöther Gottlieb heißen! —

An Herrn Rümpler, der mir vor einiger Zeit so freundlich schrieb, richte ich sicher recht bald einige Zeilen. Sagen Sie ihm das vorläufig, bei sich bietender Gelegenheit, mit meinen angelegentlichsten Grüßen! —

Und nun für heute das herzlichste Lebewohl, mein lieber und verehrter Freund! Nochmals: vergeben Sie meiner Saumseligkeit, und lassen Sie mich bald wissen, daß Sie mir vergeben haben! Ich will mich auch bessern!

Meine Frau grüßt Sie mit mir aufs Beste und Schönste. Ebenso meine beiden Aeltesten, die sich Ihrer noch sehr wohl erinnern. Ich war diesen Nachmittag mit ihnen in den Feldern, wo sie so recht ihre Lust an einer aufsteigenden, schmetternden, schwebenden, langsam sich senkenden, und dann plötzlich in die Furche niederfallenden Lerche hatten. „Geh' aus mein Herz und suche Freud'," — ja es ist prächtig, jetzt, und den guten alten Paul Gerhardt soll uns Freund Deutsch mit seiner allzu haarspaltenden Kritik nicht verkümmern. Und nun wirklich Adieu! Auf baldiges Wiedersehen!

Für immer in herzlichster Liebe und Freundschaft Ihr
F. Freiligrath.

Ganz besonders habe ich auch noch wegen Verzögerung der Welschen Costüme um Entschuldigung zu bitten! Was ich bekommen konnte, ein uncolorirtes Heft mit meistens nur weiblichen Trachten, geht heute in einem besonderen Päckchen, Adr. Rümpler, an Sie ab. Es scheint, daß sich männliche Trachten nicht erhalten haben in Wales; wenigstens gehen die Männer auf den Bildern sämmtlich modern europäisch gekleidet, ein mehr oder minder ländlich zugeschnittener Culturfrack. Colorirte Bilder wollte die Handlung (die eigentlich nur en gros verkauft), nur bei einer Bestellung von 500 Heften anfertigen lassen; vorräthig war kein einziges. Andere Erkundigungen, die ich vielfach anstellte, sind bis jetzt ebenfalls erfolglos geblieben. Sollte ich noch etwas auftreiben, so erfolgt es sofort. Noch einmal haben Sie Nachsicht mit aller Saumseligkeit und Ungeschicklichkeit!

Kann man bescheidener, freundlicher, gütiger schreiben, als hier der gefeierte Dichter an einen jungen Verehrer, der es allerdings mit seiner Begeisterung und seiner Liebe wahr und aufrichtig meinte? Manchem berühmten

Manne bin ich nachmals begegnet; keinem aber, der mir in seiner Anspruchslosigkeit so liebenswerth erschien, wie Ferdinand Freiligrath.

Aus diesem Jahre 1857, vom 21. August habe ich dann noch einen Brief von ihm, der aber — leider! — nur Fragment ist:

21. August 1857[1]).

Lieber Freund und pro tempore Nachbar, die Kölnische Zeitung und Freund Deutsch haben mich gleichzeitig wissen lassen, daß Sie in Ostende sind und sich des Meeres und der Menschen freuen. So lege ich mich denn eben ins Fenster meines Inselhauses England, um Ihnen über die Straße hinüber ein fröhliches „Guten Morgen" in Ihr Festlandhaus Belgien zuzurufen. Sind wir einander doch so nahe, daß wir uns fast die Hände reichen könnten!

Es ist eigentlich nicht recht von Ihnen, daß Sie, den Beef-Essern schon so nahe, nicht vollends herüber kommen. Wir armen Teufel sind gebunden: Deutsch kreuzweis (i. e. durch seine unsterblichen Cross-References[2]), und ich durch meine Ziffern, bei denen ich mir zwar nicht ganz mehr vorkomme wie (vor ungefähr einem Vierteljahrhundert) der verzauberte Prinz beim Erbsenzählen; die, aber dennoch keineswegs zu den kurzweiligen Dingen gehören, und sich in Bezug auf Ennui den Cross-References wenigstens kühn zur Seite stellen können.

Ihr Feuilleton hat mich lebhaft an die Zeit erinnert, als ich selbst einen Monat in Ostende zubrachte. Das war anno 1844. Wir (d. h. ich und meine Frau) rückten gerade zu Goethe's Geburtstag im Hôtel d'Allemagne ein, und badeten den ganzen September hindurch bis in den October hinein. Mittlerweile trockneten zu Mainz die Aushängebogen vom „Glaubensbekenntniß", und als ich mich selbst zum letzten Male trocknete, war es mit der Rückkehr vorbei. In Ostende habe ich die Flitterwochen des Exils verlebt, — irgendwo zwischen den Bänken der Jetée steht auch die Schulbank, auf der ich das ABC des Flüchtlingsthums mir eingeprägt habe. Es ist ein verteufelt langer Cursus geworden. Nur einmal die kurze Ferienreise in 1848/49 — dann im vollen Ernst Abiturient, und nun schon wieder mehr als ein doppeltes Triennium! Ein bemooftes Haupt! —

Und nun hab' ich Ihnen noch einen dreifachen, herzlichen Dank abzustatten — für Ihren letzten lieben Brief — für die freundlichen Besprechungen des „Hiawatha" — und für die Gelegenheit, die Sie mir verschaffen, den trefflichen Marschner und seine liebenswürdige Gattin persönlich kennen zu lernen!

Leider war meine Frau mit den Kindern gerade im Seebad (zu Margate), als Marschner's herkamen. So konnte ich, mit einer höchst uncultivirten irländischen Magd als wirklicher „Einsiedler von Hackney" allein haushaltend, sie nicht zu mir bitten . . .

Hier bricht das Blatt ab, gerade da, wo es für mich am Interessantesten gewesen wäre, weiter zu lesen. Ich hatte nämlich Heinrich Marschner, der in diesem Sommer mit seiner Gemahlin nach London reiste, dem Dichter empfohlen, den er immer besonders hochgeschätzt, und von dem er eben eine ganze Reihe Texte componirt hatte: Burns'sche Lieder in Freiligrath's Uebersetzung, die Frau Marschner reizend sang, keines mehr, als das neckisch anmuthige:

[1]) Da die meisten Briefe Freiligrath's an mich, wie dieser, nicht aus seinem Hause, sondern aus seinem Comptoir datirt sind, so werde ich die sich stets gleich bleibende, geschäftsmäßig an der Spitze des Bogens lithographirte Adresse nicht jedesmal wiederholen.

[2]) Cross-references sind die Kreuzverweisungen, wie sie zur leichteren Auffindung in den Katalogen angewandt werden. Man arbeitete damals eben im Britisch-Museum an dem großen Hauptkatalog.

Einen schlimmen Weg ging gestern ich,
Einen Weg, dem ich nicht wieder trau',
Zwei süße Augen trafen mich,
Zwei süße Augen, lieb und blau —

Dieses Lied, schrieb ich Freiligrath, solle er sich von Frau Therese vorsingen lassen. Ob es geschehen, habe ich nicht erfahren; denn an dieser Stelle endet das Blatt, und das folgende fehlt. Doch darf ich annehmen, daß mein Wunsch in Erfüllung gegangen, wenn ich richtig verstehe, was Freiligrath um dieselbe Zeit einem anderen Freunde, Karl Buchner, dem Vater seines nachmaligen Biographen, schreibt: „Auch . . . Marschner und seine liebenswürdige Frau ... sind mir ohnlängst in den Londoner Wirbeln begegnet. Da schlagen denn die Mythen von dem für mich untergegangenen Deutschland, wie das Läuten von Uhland's verlorener Kirche dumpf und seltsam an mein Ohr" [1]). Und in einem Briefe von Deutsch (8. August) heißt es: „Marschner's werden Dir wohl erzählt haben, wie kreuzfidel wir Unglücklichen in London sind. Jammerschade, daß ich sie durch mancherlei Hindernisse so gar wenig genießen konnte, doch war der kurze Umgang mit den prächtigen beiden Menschen genug, mich mit freudiger Hoffnung für das nächste Jahr zu erfüllen."

Aber das nächste Jahr führte nicht Marschner's, sondern nur mich wieder nach London. Wer auch hätte, selbst wenn andere Motive gefehlt, einer Lockung, wie der folgenden, widerstanden?

26. Mai 1858.

Was in aller Welt ist nur aus Ihnen geworden, lieber Freund? Deutsch und ich schrieben Ihnen vor 6 bis 8 Wochen zärtliche Briefe (er wie ein Bruder und ich wie ein Vater), und wenn auch *meine* frühere lange Faulheit eine kleine Bestrafung verdient haben sollte, so sehe ich doch nicht ein, warum Sie *ihn* mit mir bestrafen wollen. Dazu kommt, daß wir Sie eigentlich längst in London erwarten. Der Mai ist bald zu Ende, die Saison hat begonnen, die Kastanien in Hampton-Court blühen prachtvoll, und Rubinstein und Madame Szárvady (die Verfasserin des Suez-Kanals [2]), entzücken alle Welt — *nur nicht Sie!* — mit ihren Tönen. Wo sind Sie, was machen Sie — Sie haben sich doch nicht etwa — gar verheirathet? In dem Falle sollten Sie vollends erst Ihr Bündel schnüren und Ihre Wedding-Trip nach der Themse dirigiren. Auf alle Fälle, dies ist unser gemessener Befehl, geben Sie uns bald Nachricht! Wir wissen ja wahrhaftig nicht, ob Sie noch leben oder schon angefangen haben, nach dem Tode unsterblich zu sein?

Also noch einmal: zuerst eine freundliche Depesche, und dann Sie selbst. Mit oder ohne eine Frau Doctorin, — Sie sind so wie so willkommen!

Mit den treuesten Grüßen

Ihr
F. Freiligrath.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[1]) Buchner, Bd. II, S. 318.

[2]) Wilhelmine Clauß-Szárvady, die gefeierte Pianistin, die ich bereits früher in Paris kennen gelernt und jetzt in diesem Sommer wiedersehen und wieder hören sollte: „den reizenden Kopf, mit braunen Locken rundum und einer Brille, schwebend über den Tasten eines Erard'schen Flügels." Ihr (1882 verstorbener) Gemahl, Fr. Szárvady, ein sehr geachteter und einflußreicher Journalist in Paris, Ungar von Geburt, hatte damals eben (1858) im Auftrage von Lesseps eine Broschüre über den Suezkanal geschrieben, die viel gelesen und besprochen ward.

Die Literatur der Berliner Märztage.

Von

Arend Buchholtz.

[Nachdruck untersagt.]

An die Spitze dieser Betrachtung gehören die Namen dreier Berliner Sammler, denen man zu danken hat, daß das gedruckte Material zur Geschichte der Märzbewegung jetzt nahezu vollständig als Fundament zu einer erschöpfenden Darstellung vorliegt. Allerdings ruhen zunächst nur die Sammlungen von Otto Göritz und George Friedlaender in der Obhut der Stadt Berlin, die durch Schenkung in diesen kostbaren Besitz gekommen ist. Aber sie wird sich auch die umfangreichste Sammlung, die des kürzlich verstorbenen Antiquariatsbuchhändlers Emanuel Mai, die, so lange sie sich in Privatbesitz befindet, einer unsicheren Zukunft ausgesetzt ist, nicht entgehen lassen dürfen. Als die Revolution hereinbrach, war Mai, wie eine Polizeischrift jener Tage berichtet, einer von „den Matadoren der Berliner Demokratie". Er hat mitgeredet, mitgeschrieben, mitgehandelt, und schon mitten in den Tagen der Bewegung wie viele Andere, nur ausdauernder als sie, zu sammeln begonnen: die welken Blätter des Märzsturmes waren ihm ein Besitz, von dem er sich lebenslang nicht mehr getrennt hat.

Den politischen Kämpfen des Jahres 48 hat Dr. George Friedlaender nur aus der Ferne folgen können; aber zur Zeit, da er sich als Arzt in Berlin niederließ, zu Anfang der fünfziger Jahre, lebten die wildbewegten Zeiten von 48 und 49 doch noch in frischer Erinnerung. Er beschränkte sich indeß bei seinen Erwerbungen nicht auf das Jahr 1848, sondern ging weiter zurück, bis in das Ende des vorigen Jahrhunderts. Oft klaffen die Lücken weit, und sie zu füllen ist eine der Aufgaben der Berliner Magistratsbibliothek, der die Sammlung nach Dr. Friedlaender's Tode im Jahre 1892 zugefallen ist.

Die Literatur von 1848 ist auch in vielen anderen deutschen Bibliotheken reich vertreten, aber der Benutzung meist wenig zugänglich, weil die nach vielen Tausenden zählenden kleinen Drucke nicht einzeln registrirt sind. Die Friedlaender'sche Sammlung dagegen darf als ein literarisches Hülfsmittel ersten Ranges bezeichnet werden, seitdem im vorigen Sommer ein Katalog derselben

im Druck erschienen ist[1]), der nach Möglichkeit auch eine chronologisch durchgeführte Anordnung des Stoffes gibt.

In der geschichtlichen Abtheilung der Göritz'schen Bibliothek bildet das Jahr 1848 nur eine Episode wie jede andere in der preußischen Geschichte; aber wenn diese Sammlung dennoch nach manchen Richtungen hin die Friedlaender'sche ergänzt, so ist sie an bildlichen Darstellungen aus dem Revolutionsjahre ungleich reichhaltiger. Ihr Stifter, der frühere Berliner Lehrer Otto Göritz, der sie in Jahrzehnte langer hingebender Arbeit zusammengebracht und vor fünfzehn Jahren der Stadt Berlin zum Geschenk gemacht hat, erhält und erweitert sie noch immer aus eigenen Mitteln, und es wäre ihm wohl zu wünschen, daß seine so werthvolle Bücherei, deren vierbändiger gedruckter Katalog von den Kennern hochgeschätzt wird, aus dem engen Winkel im Hofe eines Klosterstraßengebäudes, wo sie ein kümmerliches Dasein führt, in das helle Licht des Tages trete, und die Reichshauptstadt für sie und ihre anderen Bibliotheken ein eigenes, würdiges Heim baue.

In der Literatur der Märztage nimmt die Tagespresse den breitesten Raum ein. Als das Jahr 1848 anbrach, stand sie noch ganz unter der Gewaltherrschaft der Censur. Selbst eine communale Institution wie die Berliner Schuldeputation maßregelte die Gemeindeschullehrer, als sie sich der „Vossischen Zeitung" bedienten, um ihre Wünsche und Leiden an die Oeffentlichkeit zu bringen, und drohte ihnen wegen solcher „Theilnahme an der Presse" mit Amtsentsetzung. Die Stellung der Presse war so abhängig, daß die Staatsregierung wenige Monate vor Bewilligung der Preßfreiheit die Absetzung des ihr mißliebigen Chefredacteurs der „Vossischen Zeitung" bewirken konnte. Im Ganzen galt noch immer Börne's Wort: „Die deutschen Blätter, die politischen sowohl als die nicht-politischen, sind ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes, aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche." Und von den Berliner Blättern hatte wenige Jahre zuvor der anonyme Verfasser der „Briefe aus Berlin" (Hanau 1832, 2 Theile) geurtheilt: „Unsere Blätter und Zeitschriften sind überhaupt arm, aber unsere politischen Journale sind wahre Bettlertaschen, denn die politischen Ideen, Ansichten und Urtheile darin sind wie Frankfurter Kupferheller."

Seit Alters bestanden, wenn wir von der officiösen „Allgemeinen Preußischen Zeitung" absehen, die nur in Beamtenkreisen gelesen wurde, als größte Preßorgane der Hauptstadt die „Spener'sche" und die „Vossische Zeitung" neben einander. Die „Spener'sche Zeitung" besaß und leitete seit vielen Jahren Samuel Heinrich Spiker, ein wohlunterrichteter Mann, namentlich auf geographischem und nationalökonomischem Gebiete, ein Freund und Kenner englischer Sprache und Literatur, nebenbei unter Wilken als Bibliothekar eine Hauptstütze der königlichen Bibliothek. Seine Zeitung redigirte er in

[1]) Magistrats-Bibliothek zu Berlin. Verzeichniß der Friedlaender'schen Sammlung zur Geschichte der Bewegung von 1848. Berlin 1897.

gemäßigt liberalem Geiste. Sie erfreute sich der Gunst der Hof- und Regierungskreise, so lange sie noch dieser Richtung folgte, und ihre Dienste wurden ebenso gern von der Regierung in Anspruch genommen, wie von der Zeitung geleistet. Aber des Märzen Iden wurden auch ihr verhängnißvoll, als sie, wie H. Pröhle berichtet, ohne Spiker's Schuld, einen Artikel brachte, der in die Angriffe der anderen Blätter auf den Prinzen von Preußen mit einfiel.

Als Redacteur der „Vossischen Zeitung" zeichnete ihr Besitzer, der Justizcommissarius a. D. C. F. Lessing. Aber thatsächlich hatte er mit der Redaction nur wenig zu thun. Sie wurde, was zu jener Zeit nicht auffiel, überhaupt nicht einheitlich geleitet, und es konnte wohl vorkommen, daß zwei selbst in kurzem Zwischenraum erschienene Artikel einander lebhaft widersprachen. Aus dem Kreise der Redacteure hat sich bei der „Vossischen Zeitung" Ludwig Rellstab den bekanntesten Namen gemacht. Er schrieb auch politische Artikel, über Frankreich und Spanien, aber das Hauptgewicht seiner Thätigkeit lag doch auf seinen ebenso respectirten als gefürchteten musikkritischen Berichten.

Zu diesen seit dem 1. Januar 1824 täglich erscheinenden Blättern trat zu Ende 1846 die von Dr. Gustav Julius geleitete „Berliner Zeitungshalle". Sie hatte sich mit einem Ende September 1846 herausgegebenen Programm eingeführt, worin sie versprach, allen Parteien dienen zu wollen. „Gewöhnlich liest jede Partei," so heißt es in einer von Julius' Bekanntmachungen, „nur das in ihrem Sinne Geschriebene und lernt die Gründe des Gegners nur in derjenigen Auffassung und Verarbeitung kennen, die die Parteiorgane ihnen gegeben haben. Die Stimmführer schrien sich gegenseitig heiser, und weil sie sich nicht zuhörten, kamen sie keinen Schritt weiter." Die „Zeitungshalle" wollte aus der ungeheuren Fülle von Thatsachen, von kämpfenden Meinungen, von richtigen und unrichtigen Urtheilen, die die Presse des In- und Auslandes täglich verarbeitete, das Wichtigste bringen. Der Gedanke fand Anklang, und da namentlich die volkswirthschaftlichen Artikel des kenntnißreichen Mannes Beifall bei den Staatsbehörden fanden, erfreute sich das Blatt selbst der materiellen Unterstützung des Ministers Rother. Aber Julius, ein intelligenter, ehrenwerther Mann, doch voller Leidenschaft und im Grunde Revolutionär, büßte die Sympathie der Staatsregierung ein, als er sich in den Märztagen auf den Boden der Bewegung stellte. Die „Zeitungshalle", die übrigens auch schon von ihren ersten Anfängen an die unbeschränkte Freiheit der Presse verlangt hatte, war das erste Berliner Preßorgan, das für den Inhalt des stürmischen 18. März in der Ueberschrift eines Leitartikels den Namen „Revolution in Berlin" fand.

„Zeitungshalle" hieß aber auch das Lesecabinet, das Julius in den von ihm gemietheten Räumen Oberwallstraße 12/13, Ecke der Jägerstraße, im Hause des Buchhändlers Behr, dem Publicum gegen ein Eintrittsgeld offen hielt. Sie war ein Sammelpunkt des jungen Berliner Literaten- und Künstlerthums, und hier lagen zuerst die sensationellen politischen Depeschen aus, die den Beginn der Pariser Februarrevolution meldeten.

Da wurde denn wieder einmal, lebhafter als sonst, die Forderung laut, daß die Zeitungen die Organe werden sollten, die bessere Zustände herbeiführten, und

man entsann sich des alten Gutzkow'schen Wortes: „Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsere Festungen." Als dann, am Morgen des blutigen 18. März, der König die Preßfreiheit gewährte, ging ein neuer, frischer Luftzug durch die Berliner Presse. Es machte sich ein Drang nach Leben, nach Bethätigung geltend, man wurde sich der größeren Aufgaben bewußt. Es war, als ob nun jeder einzelne Berliner Journalist das Wort Uriel Acosta's sich aneignete:

Jeden Pulsschlag einer großen That,
Ein jedes Athmen der Geschichte fühlt' ich
Wie alle Menschen in mir selber wieder.

Es ist nicht meine Absicht, auf die Frage einzugehen, wie weit die Presse den Ansprüchen, die unter veränderten Verhältnissen an sie herangetreten waren, genügt hat: die neuen Blätter, die wie Pilze aus der Erde schossen, gehören nicht mehr in eine kurze Betrachtung der eigentlichen Märztage. Sie sind erst nach ihnen entstanden. Aber schon am Beerdigungstage der Märzgefallenen erschien die „Ankündigung der National-Zeitung", unterzeichnet von Diesterweg, Hermann Duncker, Kalisch, Nauwerck, Runge, Rutenberg, Mügge, Siemens, Zabel u. A.: „In der Märtyrernacht der Freiheit vom 18. auf den 19. März ist die wahre und wirkliche Preßfreiheit für uns geboren. Dieselbe in ihrem schönsten und edelsten Sinne zum allgemeinen Besten des Volkes zu verwenden, ist unsere Aufgabe." Die erste Nummer der „National-Zeitung" erschien am 1. April 1848. Gleichzeitig kündigten sich einige andere Blätter an, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens nicht ohne Bedeutung gewesen sind, wie Held's „Locomotive, Zeitung für politische Bildung des Volkes", deren Programm kurz dahin lautete, „sie wolle darüber wachen, daß keine Reaction eintritt"; die „Deutsche Arbeiter-Zeitung", herausgegeben von A. Lubasch und Th. Bittkow, die den Arbeitern Gelegenheit geben wollte, „sich auszusprechen über das, was ihnen Noth thut, und was sie mit Recht oder ihren Bedürfnissen nach in Anspruch zu nehmen haben"; die „Volks-Stimme, Blatt des Volksvereins für Arbeiter und Arbeitgeber," von Max Schasler; der „Volksfreund", in revolutionärem Sinn zuerst von dem neunzehnjährigen, aus Heidelberg fortgewiesenen Student Gustav Adolf Schlöffel redigirt, der im folgenden Jahre in der badischen Revolution erschossen wurde.

Die periodische politische Literatur Berlins, soweit sie nach den Märztagen aufgekommen war, diente fast insgesammt demokratischen Interessen. Erst im Juni 1848 aber trat diejenige Zeitung ins Leben, deren Aufgabe nach ihrem Programm darin bestehen sollte, „den entfesselten Geistern der Empörung mit Kraft und Nachdruck entgegenzutreten", die „Neue Preußische Zeitung". Kurz vorher war an Stelle der am 30. April eingegangenen officiösen „Allgemeinen Preußischen Zeitung" ein amtliches Organ, der „Preußische Staats-Anzeiger" getreten, ursprünglich nach Dr. J. W. Zinkeisen's Plan dazu bestimmt, „außer seinen amtlichen Mittheilungen nach den bewährtesten Quellen in genauer Sichtung des Thatsächlichen ein fortlaufendes Bild der Zeitgeschichte zu geben", bis ihn der Minister v. Manteuffel im Jahre 1851 in einen ausschließlich amtlichen Anzeiger der Regierung umwandelte.

Ihres Redacteurs wegen sei hier noch eine Wochenschrift zum Theil politischen, zum Theil wissenschaftlichen Charakters angereiht: „Die medicinische Reform", die der junge Rudolph Virchow zusammen mit R. Leubuscher redigirte. Als ihre Aufgabe bezeichnete Virchow: „bei dem Aufräumen des alten Schuttes und dem Aufbau der neuen Institutionen thätig zu sein." In der Zeit vom 10. Juli 1848 bis zum 29. Juni 1849 sind 52 Nummern erschienen; fast in jeder findet sich ein geistvoller, wagemuthiger Artikel Virchow's. Die Zeitschrift ging ein „im Hinblick auf die politische Lage unseres Volkes und die dadurch bedingte Unmöglichkeit einer vernünftigen Reorganisation der öffentlichen Gesundheitspflege, des medicinischen Unterrichts und der ärztlichen Verhältnisse."

Neben den Zeitungen sind für die Geschichte der Märztage die Placate, deren Zahl Adolph Wolff in seiner Revolutionschronik auf etwa zweitausend angibt, eine Hauptquelle. Die politische Placatliteratur ist eigentlich so recht eine Schöpfung der Märztage. Das Placat, der Maueranschlag, setzte Jeden in den Stand, seine Meinung dem großen Publicum gegenüber zur Geltung zu bringen: er brauchte nur die Druckkosten zu bezahlen oder eine Druckerei zu finden, die das Rifico des Druckes auf sich nahm, was nicht schwer fiel. Aber nicht allein Privatpersonen, Bürgervereine und politische Clubs, sondern auch Magistrat und Stadtverordnete, das Gouvernement und die Commandantur, das Polizeipräsidium wie andere Staatsbehörden, die Minister und selbst der König griffen zum Mittel des Placats, um zu mahnen, zu warnen, zu befehlen, Gesetze zu promulgiren u. a. m. Je nach den Personen, von denen es ausgeht, und je nach dem Inhalt ist die Sprache, die es redet, verschieden; meist aber ist sie leidenschaftlich, laut und eindringlich, als ob es sich an Harthörige richtete; es ist eine Kraft des Ausdruckes, eine Beredtsamkeit, ein Pathos in ihm, wie sie in deutscher Prosa und namentlich in amtlichen Erlassen ungewöhnlich waren.

Die Verfasser der Placate haben sich meist in Anonymität gehüllt, da sie doch ihrer Sache oft nur allzu unsicher sein mochten. Aber ebenso oft imponirt auch das felsenfeste Vertrauen und der Ton, in dem so mancher der bekanntesten Placatschreiber, Held, Julius, Beta, Jung, Woeniger u. s. w. sich äußerte. So gedemüthigt und herabgewürdigt Königthum und Staat waren, der Journalismus der Straße trug sein Haupt hoch.

Vielen Einblattdrucken sieht man heute noch an, daß sie an der Mauer geklebt haben oder mit Stiften an den Bäumen befestigt gewesen sind. Andere haben unter den Linden als Drapirung zwischen den Bäumen gehangen. Oft wurden sie zu vielen tausend Exemplaren aufgelegt und fanden reißenden Absatz. Sie gingen von Hand zu Hand und verbreiteten neueste Zeitgeschichte in dem lapidaren Stil, der diesen fliegenden Blättern eigenthümlich war. Sie folgten einander unaufhörlich; denn „die Ereignisse" — so schreibt der alte Berliner Hermann Eberty an seinen Breslauer Sohn, den späteren Professor Felix Eberty in einem mir handschriftlich vorliegenden Briefe — „drängen sich so und sind von solcher Wichtigkeit, daß Stunden und Tage die Bedeutung sonstiger Jahre haben." Die sensationellsten Placate brachten die

Tage vom 18. bis zum 20. März. Am 18.: das Placat wegen beschleunigter Einberufung des vereinigten Landtags, das Preßgesetz, die Proclamation des Ministers des Innern, daß auf die Bürger nicht absichtlich geschossen worden sei, die Bekanntmachung des Generals v. Neumann über den Angriff der Dragoner. Am 19.: die Proclamation des Königs „An meine lieben Berliner! — Geschrieben in der Nacht vom 18.—19. März 1848"; die Bekanntmachung des Königs über die Annahme der von dem Ministerium angebotenen Entlassung, die Bekanntmachung des Polizeipräsidenten über die Genehmigung der Bürgerbewaffnung. Am 20.: die Bekanntmachung des Magistrats, daß der Oberbürgermeister Krausnick sein Amt niedergelegt habe; über das feierliche Begräbniß der Gefallenen, über den Schutz des Staatseigenthums u. s. w. Die Zeitgeschichte ging mit dröhnenden Schritten.

Oft auch wurden die Placate benutzt, Privatangelegenheiten und -streitigkeiten vor das Forum der öffentlichen Meinung zu bringen, oder es galt auch dann und wann, einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin von ungerechtem Verdachte zu reinigen. So schlägt sich einmal ein Bürgerschütze, Hermann Kohn, dafür in die Schanze, daß „Madame Rötter am 18. März nicht die Soldaten in ihr Haus gerufen" habe. In einem Aufrufe wird für die brodlosen Arbeiter, in einem anderen für die Barricadenkämpfer und deren Angehörige um Beiträge gebeten. In einer „dringenden Bitte" tritt der noch heute unter uns lebende Dr. Alexis Schmidt für eine Petition an den König ein, den vereinigten Landtag ohne Aufschub zur Berathung des neuen Wahlgesetzes zu versammeln. Der Magistrat wendete sich gegen das Gerücht, daß er die rückständigen Miethen für Privatpersonen bezahlen wolle u. s. w.

Der Berliner Straßenliteratur des März 1848 bemächtigte sich schnell die Speculation, und es entstand als neuer Erwerbszweig der fliegende Buchhandel, der ein schwunghaft betriebenes Geschäft wurde. Männer, Frauen, insbesondere aber halbwüchsige Knaben hielten die Druckereien von Decker, Hayn, Sittenfeld, Reichardt, Fähndrich u. a. belagert, um nur die Ersten zu sein, die die noch nassen Blätter umhertrugen. Die flinken Gestalten, die geschäftig unter lärmenden Rufen ihre Waare in den hocherhobenen Händen feilboten, haben dem immer geräuschvoller werdenden Berliner Straßenleben ein anderes Gesicht gegeben. Einige Züge aus dem Leben und Treiben dieser Leute, dem Wrangel ein Ende bereitete, hat Ernst Kossak in einer seiner liebenswürdigen wohl lang vergessenen Humoresken: „Das Diner der fliegenden Buchhändler" gesammelt. Als er einmal in den Kreis dieser echten Berliner Straßenjungen trat, die sich gerade an einem Gänsebraten gütlich thaten, fragte er einen der Hauptanführer, der sich nur mit der Vertreibung der verwegensten radikalen Placate und Flugschriften abgegeben hatte, wo er denn so lange gewesen wäre, und bekam zur Antwort: „Ich habe zweimal gesessen wegen Placate, in der Stadtvogtei, vierzehn Tage, auf Stroh die Nacht und Sonntags Kaldaunen." — „Man wird Dir nächstens auf der Polizei zwölf aufzählen, wenn Du noch einmal mit Placaten aufgegriffen wirst," warnte ihn Kossak. Der durchtriebene Junge aber zuckte mit der Achsel und sah ihn

verächtlich an. „Wie heißt — aufzählen — das dürfen sie nicht — geschlagen darf nicht mehr werden, damit ist heidi!“ —

Aus der großen Zahl der Maueranschläge haben sich in dem Gedächtniß der Achtundvierziger wohl am dauerndsten diejenigen Riesenplacate erhalten, die den Namen Held's trugen, des von der Volksgunst einst hochgehobenen, später aber gesteinigten Führers der Massen. Held gehört auch zu denen, deren öffentliche und namentlich literarische Thätigkeit einer eingehenden Behandlung werth wäre. Er hatte, damals in der Mitte der Dreißig stehend, ein bewegtes Leben hinter sich: den militärischen Beruf hatte er quittirt, um Schauspieler zu werden und endlich in der Schriftstellerei seinen wahren Beruf zu entdecken. Seine stattliche Erscheinung, sein weltmännisches Benehmen, das Pathos seiner Rede übten auf das Publicum der Volksversammlungen, in denen er zu den häufigsten Rednern gehörte, einen fascinirenden Reiz aus, und wenn seine schriftstellerischen Erzeugnisse eine gleiche Wirkung hatten, so waren es gewiß nicht Sachkenntniß oder Gedankentiefe, sondern die Frische und Lebendigkeit, die Naturwüchsigkeit, Kraft und Verständlichkeit, „der Brustton der Ueberzeugung“, die den Leser fesselten.

Held kam erst nach den entscheidenden Märztagen zur vollen Entfaltung seiner Talente; aber schon damals stand er im Verdacht, daß er seine demokratische und socialistische Agitation nur aus strafbarem Eigennutz ins Werk gesetzt habe, und das böse Wort Börne's ward auf ihn angewandt: „Was bliebe an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.“

Wie der Journalistik und volksthümlichen Beredtsamkeit hat das Sturmwehen des März 1848 auch der politischen Lyrik einen neuaufsprossenden Frühling beschert. Aber wie wenig erfreulich ist doch nach Form und Inhalt, was sie uns bietet! Aus vielen hundert Quellen hat sie gerieselt: Revolutions- und Barricadenlieder, Elegien und Jubelgesänge, Oden und Liederkränze, Rückblicke und Hoffnungen, Capuzinerpredigten und Constablerlieder, Todtensänge und Verbrüderungsacte, und wie sich sonst die auf den Straßen feilgebotenen Märzpoesien nannten. Es ist viel Leidenschaft, die da zum Ausbruch kommt, viel Freiheitsbegeisterung, viel lautere, edle Gesinnung, aber doch noch viel mehr tolle Ungebundenheit und Ueberschwänglichkeit, und in welcher Sprache! Der Ruhm der Berliner Revolutionsdichter August Braß, Theophil Bittkow, Ignaz Julius Lasker, Friedrich Eylert, Andreas Sommer, und all' der Anderen, ist denn auch nur ephemer gewesen. Aus dem Wust dieser Dichtungen ist vielleicht ein knappes Dutzend des Aufhebens werth. Ein paar seien genannt. Von Julius Minding, dem Dichter des Drama's „Sixtus V.“, rührt ein Gedicht „Völkerfrühling“ her:

Der Lenz, der frohe Lenz erwacht,
Europa grünt, Europa lacht:
Der Völkerfrühling ist gekommen.
Es hat in einer kurzen Nacht
Die junge Welt der alten Macht
Gewehr und Waffen abgenommen . . .

Emil Brachvogel hat ein Gedicht „Morgenroth in den Märztagen 1848" verfaßt, mit dem Refrain:

Es rasseln die Räder der flüchtigen Zeit,
Des Weltalls gewaltig Getriebe.

Titus Ullrich, der ausgezeichnete Kritiker der „National-Zeitung" und spätere langjährige Berather der Berliner Generalintendantur, hatte schon 1847 eine sociale Dichtung „Victor" drucken lassen, die voll revolutionärer Phantasien war und von der Censur verboten ward. In den Märztagen aber dichtete er ein schönes, ergreifendes „Requiem", das er den Todten des 18. März weihte, wohl die vollendetste Dichtung, die in jenen erregten Tagen in Berlin entstanden ist, ein vollkommener Ausdruck der Stimmung, die in dem Berliner Bürgerthum nach den Kämpfen des 18. und 19. März herrschte:

Senkt die Banner! Senkt die Blicke! Brüder, laßt es euch gemahnen,
Daß wir steh'n allhier zur Stunde an den Gräbern uns'rer Ahnen,
Ja, der Ahnen uns'rer Zukunft, die uns bringt das neue Heil,
Kommt sie nun mit gold'ner Palme — oder ach! mit Schwert und Beil! . . .

Der meistbesungene Tag des Jahres 1848 war der 18. März, und am Beerdigungstage der Märzkämpfer aus den Reihen der Einwohnerschaft ist eine ganze Anzahl Dichtungen erschienen, die während des Zuges zum Friedrichshain und an den Gräbern reißenden Absatz fanden. Die Todten wurden mit einer Wildheit der Phantasie gefeiert, die alle Schranken durchbrach, und immer wieder klingt der Refrain in die Hoffnung aus, daß „unsre Brüder, die der wilde Kampf erschlagen," für die Freiheit gestorben sind. „Schlummert sanft! Das Weltgericht Euren Thaten Kränze flicht!"

Unmittelbar nach den Märzkämpfen beschlossen Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung die Errichtung zweier Denkmäler für die Gefallenen, im Friedrichshain und im Innern der Stadt, und ein jetzt hoch angesehener Staatsrechtslehrer dichtete zum Besten eines Denkmals im Universitätsgarten für die gefallenen Studenten ein Farbenlied und ein Parlamentslied.

Auch von außerhalb wurde Berlin mit einer Fülle von Dichtungen überfluthet, und keines deutschen Dichters Poesien sind damals mehr gelesen worden als die revolutionären Ferdinand Freiligrath's, die der Exilirte nach dem entsagungsvollen Tagwerk eines Clerk in einem Londoner Geschäftshause in karg bemessenen Mußestunden verfaßte; zuerst seine „Februar-Strophen": „Im Hochland fiel der erste Schuß" . . . und „Die Republik, die Republik! Herr Gott, das war ein Schlagen!" . . . Dann das vom 17. März datirte: „Schwarz, Roth, Gold."

Und nach den Kämpfen des 18. März, doch erst im Juli, als er wieder in Deutschland war, griff er nochmals in die Saiten, um seine zornerfüllte, echt Freiligrath'sche Leidenschaft athmende Dichtung „Die Todten an die Lebenden" in die Welt zu senden. Es ist bekannt, daß Freiligrath für dieses Gedicht wegen Hochverraths vor die Assisen zu Düsseldorf gestellt, aber freigesprochen wurde. Doch auch sonst erfuhr seine Dichtung heftige Gegnerschaft, und eine in geschickte Reime gesetzte „Antwort der Lebendigen auf Freiligrath's

Gedicht Die Todten an die Lebenden" fleht den König an, dem „Spuk" ein Ende zu machen:

Doch zaudre, König, nicht zu lang', denn täglich wächst die Rotte,
Entfremdet täglich mehr das Volk von Dir und seinem Gotte,
Daß nicht ein zweites Mal „zu spät" Dir in die Ohren gelle,
Und Deine Königsmajestät an „Amnestie" zerschelle . . .

Ein anderes, auf den gleichen Ton gestimmtes Gedicht jener Zeit, das ebenfalls als fliegendes Blatt verbreitet wurde, nennt sich „Preußenlied": Dem alten Fritz, der im Elysium inmitten seiner Generäle sitzt, meldet eine Ordonnanz, daß in Berlin „seit dem Märzen der Teufel los sei", denn „sie reißen schon am Throne und haben Deinem Sohne nach Macht und Reich gestellt." Die ganze Generalität will gleich zur Erde hin, —

Doch stille wird es allzumal!
Es hebt sich von dem Sitze
Empor der Alte Fritze
Und schreitet durch den Saal.
„Ihr glaubt wohl an Gespenster?
Ich bitt' um etwas Ruh'!"
Auf macht er schnell das Fenster
Und wieder zu.

„Ihr Herr'n! Ich hab' es gleich gedacht,
Es ist ein Faschingsschwindel!
Ich sehe nur Gesindel,
Das schlechte Streiche macht:
Noch steht der Thron wie immer
Als wie ein Fels im Meer
Und rings im Waffenschimmer
Mein treues Heer!"

Aber man würde den Berliner Volksgeist schlecht kennen, wenn man meinte, daß er nur auf Ernst und Haß gerichtet sein könnte. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß kaum die blutigen Kämpfe des März vorüber waren, als auch Witz, Humor und Satyre schon ihre lustigsten Blüthen wieder trieben.

Der fruchtbarste unter den Berliner Humoristen von 1848 war Adalbert Cohnfeld. In Pyritz 1809 geboren, hatte er in Berlin Medicin studirt und sich hier um die Mitte der dreißiger Jahre als Arzt niedergelassen. Aber die Praxis mochte wenig zu thun geben, und die Neigung, nur ihr allein zu leben, nicht allzu groß sein; so hat er sich denn in staunenswerther Vielseitigkeit abwechselnd als dramatischer Lehrer und Schriftsteller, als Belletrist und Kunstkritiker versucht. In wenigen Jahren vollendete er eine ausführliche Geschichte des preußischen Staats und eine dreibändige Lebensgeschichte Friedrich Wilhelm's III. und gab daneben noch mehrere Bände deutscher Volkssagen heraus. In den Märztagen wurde er zum politisch-humoristischen Schriftsteller. Unter dem Namen „Anjust Buddelmeyer, Dagesschriftsteller mit 'n jroßen Bart" hat er eine lange Reihe geistreicher, witziger, meist im Berliner Volksdialekt abgefaßter Flugblätter verschiedenartigsten Inhalts ausgehen lassen, die sich des Beifalls der demokratischen Partei in hohem Maß erfreuten und immer die

Lacher auf ihrer Seite hatten. Sein wirksamer Spott verfolgte nicht nur die politischen Begebnisse, sondern auch die kleinen häuslichen Leiden und Freuden einer Berliner Familie, und seine „Buddelmeyer-Zeitung" hat, so lange sie unter Cohnfeld's Leitung stand, einen weiten Leserkreis gehabt.

Mit den Blättern im Berliner Dialekt concurrirten die in jüdischem Jargon verfaßten von Löwenherz und L. Weyl, die unter mannigfachen Pseudonymen (Isaak Moses Hersch, Leibche Tulpenthal u. a.) erschienen.

Zu den populärsten humoristischen Dichtungen gehörten ferner die von A. Hopf. Auch sie sind zum Theil im Berliner Dialekt geschrieben, wie sein „Neuester constitutioneller Freiheitskalender", und die vielen Blätter, die von dem „Natschionalversammelten Nante" und den „zwei interessanten Unterhaltungen zwischen Nante und Eisele und Beisele" berichten, und vieles Andere mehr.

Eins der ersten *periodischen Witzblätter*, zugleich das schärfste und bissigste, war die in einer Siechen'schen Bierstube der schmalen, düsteren Neumannsgasse entstandene: „Ewige Lampe." Ihren Namen hatte sie von jener Kneipe erhalten, und ihre geistige Stütze war Dr. Arthur Mueller, der an dem Stammtische der hier verkehrenden Politiker das große Wort führte, ein hochbegabter, kenntnißreicher Journalist, der mit vernichtender Satyre die Miseren des öffentlichen und, was seinem Blatte in vielen Kreisen heftige Feindschaft zuzog, auch des privaten Lebens geißelte. „Die ewige Lampe" erschien in zwanglosen Nummern, die meist der fliegende Buchhandel vertrieb. Oft war die Nachfrage so groß, daß drei und vier Auflagen nöthig waren. Ihr Programm lautete: „Das empfundene Bedürfniß, dem souveränen Geist der ewigen Lampe auch nach auswärts Anerkennung zu verschaffen, hat zur Begründung dieses nach ihr benannten volksthümlichen Organs geführt . . . Sie wird eine schonungslose Kritik üben. Ihr Grundsatz ist die Wahrheit . . . Sollte Jemand einen Injurienproceß gegen sie versuchen, so wird ihm der Dr. Stieber[1]) als Vertheidiger empfohlen. Die Colportirung dieses Organs erfolgt durch die Nachtwächter Berlins, welchen aus Rücksicht einer höheren Politik vor den arbeitslosen pietistischen Predigern der Vorzug gegeben werden mußte." Von Nummer 17 ab nannte sich die „ewige Lampe" ein „politisch-satyrisches Oppositionsblatt", später nur „Oppositionsblatt" allein. Hatten sich die ersten Nummern noch recht harmlos gegeben, so wurde, als Arthur Mueller allein die Redaction leitete, die Tendenz immer revolutionärer, der Ton aggressiver und gröber. Ihre Beschimpfungen geachteter Persönlichkeiten, ihre dreisten Angriffe auf unbescholtene Männer und insbesondere die Verächtlichmachung der Regierung zogen dem Redacteur criminalgerichtliche Verfolgungen und wiederholte Freiheitsstrafen zu. Endlich verbot Wrangel ihr weiteres Erscheinen, und Arthur Mueller nannte ihre Fortsetzung, die am 1. Januar 1849 erschien, „Die ewige Leuchte". Er versprach darin: „Bescheiden und artig will ich mich aufführen, so zart will ich brüllen, daß der

[1]) Der bekannte Criminal-Commissar, der 1845 aus dem Polizeidienst ausgeschieden war und sich im Jahre 1848, allerdings nur kurze Zeit, zu demokratischen Gesinnungen bekannte.

Herzog sagen soll: Laßt ihn noch einmal brüllen!" Aber gleich die erste Nummer wurde unterdrückt, und Arthur Mueller gab nun „Die ewige Fackel", allerdings auch nur in einer einzigen Nummer, heraus, denn für den ersten Leitartikel: „Hol' sie der Teufel!" ging er auf sechs Monate ins Gefängniß. Bald danach verzichtete Mueller auf weitere journalistische Unternehmungen.

Geringeres Aufsehen machten Adolf Glaßbrenner's „Freie Blätter", eine illustrirte politisch-humoristische Zeitung, die seit dem 1. Mai 1848 zuerst einmal, später zweimal in der Woche erschien. Ihr Wahlspruch war: „Der Ernst ist Partei, der Humor steht über den Parteien, das Schöne allein ist wahr, der Staat sind Wir." Allein, wiewohl die „Freien Blätter" in Theodor Hosemann und Wilhelm Scholz die besten Zeichner hatten, die es damals in Berlin gab, und Glaßbrenner's und Kossak's Artikel geistreich und scharf waren, haben sie dennoch das Jahr 1848 nicht überdauert.

Auch der „Berliner Krakehler", der gleichfalls im Mai 1848 zu erscheinen begann, ging, trotzdem er geschickt redigirt wurde, zuerst von C. O. Hoffmann, dann von A. Cohnfeld, zuletzt von Heinrich Beta, zu Anfang 1849 ein. „Die Tendenz des Krakehlers ist einzig und allein Krakehl," so lautete sein Programm. Ein noch viel kürzeres Dasein war mehreren anderen Witzblättern beschieden. „Der Satyr, Blatt für offene Meinung und freies Wort," redigirt von Max Cohnheim und Adolph Reich, erschien nur in einer einzigen Nummer, und „Der Teufel in Berlin," vor dem März begründet und von der Censur unterdrückt, erlebte nach den Märztagen nur noch zwei Nummern.

Zu derselben Zeit ist dann auch dasjenige Witzblatt entstanden, das unter den vielen nach den Märztagen begonnenen Unternehmungen dieser Art einzig und allein das seitdem verflossene halbe Jahrhundert überdauert hat: Die erste Nummer des „Kladderadatsch" erschien Sonntag, den 7. Mai 1848, mit dem Nebentitel: „Organ für und von Bummler" und dem Motto:

Im wunderschönen Monat Mai,
Da alle Blüthen sprangen:
Da sind auch meiner Bummelei
Die Augen aufgegangen!

Derselbe Kopf, der noch heute jede Nummer ziert, prangte damals schon an der Spitze, nach einem vom Verleger Hofmann gekauften Cliché. Den Titel hatte dem Blatte David Kalisch gegeben, der auch der erste Redacteur war. Im Juni trat Ernst Dohm ein, und als dritter gesellte sich zu ihnen Rudolf Löwenstein. Diesen drei Schlesiern, ihrem scharfen Witz, ihrem feinen Tactgefühl, ihrer reichen poetischen Begabung, ist im Bunde mit der unerschöpflichen Erfindungsgabe von Wilhelm Scholz, dem Berliner, der von Beginn an für den „Kladderadatsch" gezeichnet hat, der ungewöhnliche Erfolg zuzuschreiben, der das mit dürftigen Mitteln begonnene Witzblatt durch alle Fährlichkeiten späterer Zeiten mit Glück und Geschick zu seiner allgemeinen Popularität geführt hat.

Die vielen Carricaturen, deren jeder Tag neue brachte, oft sehr witzige Erfindungen neu aufkommender Talente, gehören nicht in den Rahmen dieser Skizze. Eine sehr charakteristische Auswahl dieser oft recht bedenklichen Er-

zeugnisse von Spott und Humor in dem Buche von Hans Blum: „Die deutsche Revolution 1848—1849" (Florenz und Leipzig 1898) getroffen und in vortrefflichen Nachbildungen veröffentlicht zu haben, ist das Verdienst des Verlegers Eugen Diederichs.

Die Literatur der Märztage hat fast nach allen Richtungen hin die abfälligste Kritik der Regierungskreise und Polizeibehörden erfahren, und noch mehr: Verfolgung und Vernichtung, als die Zeit der Reaction über Deutschland hereingebrochen war. Vor mir liegt ein Buch, das sich der „Anzeiger für die politische Polizei Deutschlands auf die Zeit vom 1. Januar 1848 bis zur Gegenwart" nennt. Es ist in Dresden erschienen zu Anfang der fünfziger Jahre. Der Verfasser mußte Grund haben, seinen Namen zu verschweigen, aber die kleine Biographie des Sprichwörter-Wander, des „rothen" Wander von Ruysch nennt ihn: er hieß Rang und bekleidete ein Amt mit einem sehr langen Namen, er war Stadtcommissariatsoffiziant in Dresden, später in Nürnberg. Das Buch ist eine bibliographische Seltenheit. Wer seiner habhaft wird, dem sind viele unterhaltende Stunden gesichert. Es ist sogar eins der amüsantesten Bücher jener Zeit, und war doch nur ein Handbuch für deutsche Polizeibeamten. Freilich ist der Effect, den es bei uns erzielt, kein selbst gewollter. Sein Zweck war, den Polizeibeamten „die Genesis der Revolution unsers Jahrhunderts in ihren Trägern und Repräsentanten zu eröffnen," damit „die ewigen Grundlagen der staatlichen Ordnung: Sittlichkeit und Recht, erhalten und immer mehr gefestet werden." Dieses „schwarze Buch" war natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, es war nur für den Polizeibeamten da, der sich, wenn er es in die Hand nahm, vorhalten sollte, daß „die erste Pflicht und die wesentliche Sendung der Regierung ist, nicht bloß das Uebel, sondern den Abgrund des Uebels zu erforschen, nicht bloß der Unordnung, sondern den Leidenschaften und Ideen, welche die Unordnung erzeugen, zu widerstehen." Darum schien es geboten, den Polizeibehörden ausführliche Nachricht von den „politisch gefährlichen Individuen" zu geben, eine eingehende Charakteristik, Mittheilungen über ihr Vorleben und dergl. mehr, damit es den wackern Beamten nicht ähnlich erginge wie ihren Collegen in einer größeren bayerischen Stadt, die den Accisor Oelhafen wochenlang unbehindert spazieren gehen ließen, ohne zu ahnen, daß sie den badischen Freischärler und erbitterten Rebellen vor sich hatten.

Das schwarze Buch enthält auf seinen mehr als vierhundert Seiten engen Petitdrucks tausende von Namen und Charakteristiken von „Trägern der Ideen und Leidenschaften der Revolution"; und daß unter sie fast die gesammte damalige Vertretung der deutschen Literatur und des deutschen Journalismus gerechnet wird, versteht sich. Man staunt, welche hochachtbare Gesellschaft sich da zusammen gefunden hat. Nur einige Namen will ich anführen. An vier Stellen wird Lothar Bucher genannt, er steht wegen Hochverraths und Aufruhrversuchs stark in der Kreide, „zum Verlust der Ehrenrechte eines preußischen Unterthans verurtheilt"; fünfmal gar kommt Ludwig Bamberger vor: „Gerichtsaccessist zu Mainz," „pfälzer Rebellenhäuptling," „Revolutionsemissär".

Kirchmann, Temme, Carl v. Rotteck erfreuen sich ähnlicher Auszeichnung. Von Heine's Verleger, Campe, heißt es, er mache „seinen ohnehin politisch getrübten Charakter durch beharrliche Renitenz gegen polizeiliche Befehle noch zweideutiger". Selbst ehemalige Minister, wie Heinrich v. Arnim, verschont der Anzeiger nicht. Ganz schlimm aber ergeht es Männern wie David Friedrich Strauß, Diesterweg, Venedey, Kinkel und dessen Befreiern, insbesondere Carl Schurz. Herwegh ist ein „gefährliches Subject", Freiligrath's Gedicht „Die Todten an die Lebenden" ein „Schandgedicht, eine Pestbeule in der Geschichte der deutschen Literatur".

Von den Berliner literarischen Größen jener Tage, Robert Prutz, Th. Mundt und Th. Mügge, wird gesagt, sie verdienen „vorzügliche Aufmerksamkeit in politischer Beziehung", von Adolf Glaßbrenner, er sei ein „Literat der bedenklichsten Art". Nicht viel bessere Censuren erhalten Ruge, Braß, Jung, Held, Schramm, und von Ferdinand Lassalle, der damals noch nicht nach Berlin übergesiedelt war, lesen wir nach Erwähnung seiner Beziehungen zur Gräfin Hatzfeldt, sein späteres Leben hätte vollkommen bestätigt, „daß er zu den gefährlichsten Subjekten der Revolution zählt."

In dem halben Jahrhundert, das seit den Märztagen verflossen, ist so viel über sie geschrieben und gedruckt worden, daß die noch immer ausführlichste „Berliner Revolutionsgeschichte" von Adolph Wolff unsern Ansprüchen nicht mehr genügt. Ein ganz anderes Material liegt jetzt in den genannten drei Berliner Sammlungen in überreicher Menge und bester Ordnung vor. Wir können nur wünschen, daß uns auf Grund derselben eine unparteiisch geschriebene Geschichte jener düstern, bangen Zeit geschenkt werde, die dennoch, wie für Berlin, so für ganz Deutschland der stürmische Vorbote seiner bessern Zukunft war.

Maupertuis und Friedrich der Große[1]).

Von

Hermann Diels.

[Nachdruck untersagt.]

Zu ungewohnter Stunde, aber in gewohnter Gesinnung versammelt sich heute die Akademie der Wissenschaften, um mit dem ganzen deutschen Volke einmüthig das Geburtsfest unseres erhabenen Schirmherrn, des Kaisers und Königs Wilhelm II., zu feiern. Wir danken ihm und dem Geschicke, daß es uns vergönnt war, wiederum ein Jahr des Friedens zu erleben, und hoffen, daß die stattliche Kriegsflotte, die um die Jahreswende auf seinen Befehl nach dem fernen Osten gesegelt ist, auch dort nur friedliche Aufgaben zu erfüllen haben wird. Unter diesen Aufgaben liegt unserer wissenschaftlichen Körperschaft besonders eine am Herzen, daß sich dort in der bergumkrönten Bucht des Ostmeeres ein fester Stützpunkt deutscher Herrschaft bilde, von wo aus die wissenschaftliche Erschließung China's, seiner reichen Natur- und Culturschätze nicht durch vereinzelte und zufällige Expeditionen wie bisher, sondern durch wohlorganisirte und methodisch geleitete Unternehmungen ins Werk gesetzt werden könne. Damit würde ein Lieblingswunsch Leibnizens, der nicht müde wurde, die Erforschung China's anzuregen, und sie unserer Akademie bei ihrer Gründung besonders ans Herz legte, in schönerer und wirksamerer Weise in Erfüllung gehen, als er selbst es hoffen durfte.

Doch es ist heute nicht der Tag, der dem Andenken unseres Stifters geweiht ist. Vielmehr gebeut uns unsere Satzung, neben des regierenden Königs Majestät auch des großen Ahnen zu gedenken, dem unser Staat und unsere Akademie es vornehmlich zu danken haben, wenn sie heute beide im Rathe und Ansehen der Völker eine hervorragende Stellung einnehmen. Wie die Erzgestalt des alten Friedrich vor unserem Hause hoch herabsieht auf die Stadt, der er das Gepräge aufgedrückt, so hebt sich sein Geist über dem Jahrhundert

[1]) Festrede, gehalten in der Berliner Akademie der Wissenschaften am 27. Januar d. J. zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs und des Jahrestages König Friedrich's II. Die Sitzung fand ausnahmsweise um 2 Uhr statt.

empor, dessen Denken und Wollen in ihm den schärfsten Ausdruck gefunden hat. Neben des Königs hochragender Gestalt aber zeigt uns Rauch's Denkmal auch die bedeutenden Feldherren und Staatsmänner, Gelehrten und Künstler, die sofort vor unserem geistigen Auge aufsteigen, wenn wir des Großen Friedrich gedenken. Für unsere Körperschaft wird unter diesen Paladinen am heutigen Festtage vor Allem Ein Name lebendig, der darum in dem Erz des Denkmals eingegraben steht, weil er die Erneuerung der Akademie, die dem Könige so sehr am Herzen lag, zu dessen vollster Zufriedenheit durchgeführt hat. Das Andenken des Präsidenten Maupertuis an dem diesjährigen Friedrich's-Tage zu erneuern, liegt uns um so näher, als wir damit die Feier der zweihundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages verbinden können, die in dieses Jahr fällt.

Natürlich hat die Dankbarkeit unserer Akademie nicht auf uns Spätgeborene gewartet, um ihrem Reorganisator den schuldigen Zoll zu entrichten. Vorübergehend hat schon unser großer Mathematiker Kummer am Friedrich's-Tage 1865 die Verdienste seines Fachcollegen um die Mathematik in der allerwärmsten Weise anerkannt. Doch dessen gedenken nur noch die Aeltesten unter uns. Die Meisten aber haben gewiß noch in lebendiger Erinnerung, wie die beiden unvergeßlichen Meister der Naturforschung, die das Geschick vor Kurzem aus unserer Mitte gerissen hat, von verschiedenen Seiten her ein fesselndes Bild des französischen Gelehrten entworfen haben. Helmholtz hat hier vor elf Jahren an dem gleichen 27. Januar, von einem einzigen Problem ausgehend, die ganze geistige Structur Maupertuis' in einer wunderbaren psychologisch-historischen Analyse dargelegt, und vor sechs Jahren, wiederum am gleichen Festtage, zeigte du Bois-Reymond dieselbe Persönlichkeit auf dem Hintergrunde seiner Zeit mit der Meisterschaft, die nur ihm, dem allumfassenden Naturforscher, dem feinsinnigen Kenner der französischen Aufklärungsphilosophie und dem glänzenden Schriftsteller zu Gebote stand[1]).

Es sei ferne von mir, mit solchen Vorbildern irgendwie den Wettkampf aufnehmen zu wollen. Denn von allem Anderen abgesehen, bewegt sich die Hauptthätigkeit Maupertuis' in Wissenschaften, die von dem Gebiete des heutigen Festredners weit abliegen. Wenn er sich andererseits die dankbare Aufgabe stellen wollte, die außerordentlichen Verdienste des Präsidenten um die Neugründung unserer Akademie eingehender zu beleuchten, müßte er befürchten, der Darstellung der Geschichte unserer Körperschaft vorzugreifen, die, als Festgabe zu unserem in zwei Jahren bevorstehenden Jubiläum gedacht, bereits über die Zeit des Großen Friedrich hinaus vorgeschritten ist.

So würde der heutigen Jubiläumsfeier wenig Stoff übrig bleiben, wenn es nicht der Zufall gefügt hätte, daß gerade in den letzten Jahren eine Fülle neuer Urkunden über Maupertuis zu Tage gekommen wäre. Außer einer großen Reihe von werthvollen Briefen, welche in Frankreich aus dem Nachlasse Condamine's nach hundertjähriger Vergessenheit aus dem Schlosse

[1]) Abgedruckt in der „Deutschen Rundschau", 1892, Bd. LXXIII, S. 343 ff.
Die Redaction.

d'Estouilly (in der Nähe von Ham) zum Vorschein gekommen und von Le Sueur veröffentlicht worden sind, hat sich durch neuere Forschungen die Echtheit der eigenhändigen Briefe Friedrich's an Maupertuis herausgestellt, welche aus der Autographensammlung Feuillet de Conche's in den Besitz des königlichen geheimen Staatsarchivs übergegangen sind. Die Thatsache, daß Abschriften dieser Originale, die vor hundert Jahren von dem Freunde Maupertuis', Beaumelle, angefertigt worden sind, sich sofort bei ihrer Veröffentlichung vor zwanzig Jahren als Fälschungen herausstellten, und der üble Ruf, dessen sich der damalige Besitzer der Originalbriefe erfreute, haben es verschuldet, daß man hier längere Zeit dieses Schatzes nicht recht froh zu werden vermochte. Allein die Publication dieser Documente, welche unser Mitglied Herr Koser vorbereitet, wird allen Zweifeln ein Ende bereiten und das Bild des großen Königs um viele geistvolle und wahrhaft edle Züge bereichern.

Es ist mir gestattet worden, Ihnen bereits heute einige Bruchstücke jener Correspondenz Friedrich's an Maupertuis vorlegen zu dürfen, welche theilweise durch die noch ungedruckten Briefe Maupertuis' an den König, die ebenfalls auf dem hiesigen Staatsarchiv sich befinden, ergänzt und vervollständigt werden. Die Correspondenz erstreckt sich von den Jahren 1738, wo Friedrich noch als Kronprinz mit Maupertuis in Verbindung tritt, bis zu dessen Tode 27. Juli 1759. Nicht ohne Rührung lesen wir die Todesanzeige seiner Wittwe an den König vom 29. Juli jenes Jahres, mit der das Convolut der im Staatsarchiv befindlichen Maupertuis-Briefe schließt.

Es ist eine wahre Herzensfreude, diese Correspondenz durchzulesen, die sich gleich bleibende, ja womöglich von Jahr zu Jahr zunehmende Herzlichkeit des Fürsten zu beobachten, der seinem Präsidenten volles Vertrauen schenkt und ihm selbst in den schwierigsten und bedenklichsten Lagen als treuer und aufopferungsfähiger Freund zur Seite tritt. Ja, wir verstehen erst jetzt, wo wir dieses seltene Freundschaftsverhältniß ganz überblicken und oft von Tag zu Tag verfolgen können, wie der ritterliche König es für Pflicht hielt, den Präsidenten und seine Akademie auch da zu decken, wo die kalte Vernunft Zurückhaltung geboten hätte. Weder Friedrich's noch Maupertuis' Briefe zeigen die gehaltvolle, oft geradezu dämonische Kraft der Correspondenz mit Voltaire, wo sich die zwei genialsten Köpfe jener Zeit gegenseitig zum witzigsten und geistvollsten Wettkampfe anstachelten; aber dafür entbehren sie auch vollständig jener Ausbrüche vulcanischer Leidenschaft, welche den brieflichen Verkehr der beiden feurigen Naturen stellenweise trübten und peinlich gestalteten.

Freilich fehlt es auch dem Leben Maupertuis' nicht an aufregenden und schwierigen Augenblicken; ja, seine Berliner Zeit, deren Anfang so glückverheißend schien, war in ihrer zweiten Hälfte in körperlicher und geistiger Beziehung ein trauriges Martyrium.

Pierre-Louis Moreau de Maupertuis gehört zu jenen tragischen Gelehrtengestalten, die zu früh berühmt werden und dann nicht die Kraft besitzen, auf gleicher Bergeshöhe weiter zu wandern, oder die Resignation, die Schritte gelassen thalabwärts zu lenken. Sie merken im Innersten wohl die Abnahme

der Kräfte, aber ihr Ehrgeiz reißt sie empor und verleitet sie, durch Sensationsstücke den alten Ruhm aufs Neue erobern zu wollen. Indem sie die frischen Kränze, welche die Welt ihnen vorbehält, sich selbst aufs Haupt drücken, erregen sie den Spott ihrer Feinde und das Mitleid ihrer Freunde. So enden sie ihr Leben in Gram und Bitterniß. Auch unsere Akademie hat manches Beispiel solchen Leides. Einem unserer genialsten Mitglieder, der diesen Wermuthbecher voll auskosten sollte, Friedrich August Wolf, schrieb Wilhelm von Humboldt freundschaftlich warnend: „Der Ruhm ist ein Sisyphusstein, der tückisch entrollt, wenn man ihn nicht immer wieder empor wälzt.“ Maupertuis hat sich redlich in seinem späteren Leben abgequält, den Stein immer wieder auf die Höhe zu wälzen. Aber er hatte das herzbrechende Unglück, daß sein Weltprincip (Princip der kleinsten Action) von seinem Freunde König bekämpft, daß sein Weltsystem (Système de la nature) von seinem Freunde Diderot boshaft und unbarmherzig vernichtet und daß seine Zukunftswissenschaft (Lettres sur le progrès des sciences) von seinem Freunde Voltaire ewigem Gelächter preisgegeben wurde.

Wie anders tritt uns das Bild des Gelehrten entgegen, als der Kronprinz Friedrich von Rheinsberg aus mit ihm in Verbindung trat! Als er dessen ersten noch erhaltenen Brief erhielt — er trägt das Datum des 20. Juni 1738 — stand Maupertuis auf der Sonnenhöhe des geistigen und körperlichen Lebens, welche die Griechen nicht ohne Grund in das vierzigste Jahr zu setzen pflegen. In St. Malo am 28. September 1698 aus altadeligem Geschlechte entsprossen, hatte er nach einigen Dienstjahren in der Armee sich der Mathematik in die Arme geworfen und in erstaunlich kurzer Zeit sich ein solches persönliches Ansehen unter den französischen Gelehrten erworben, daß er bald mit der Pariser Akademie in Verbindung treten und im Jahre 1736 die große Expedition organisiren durfte, welche diese Akademie nach Lappland aussandte, um die Länge des Meridians zu messen.

Heute, wo ganz andere Polarreisen die Augen der Menschheit auf sich ziehen, kann die Fahrt Maupertuis' und seiner Genossen nach dem Torne Elf leicht unterschätzt werden. Aber es war dies damals die erste zu rein wissenschaftlichen Zwecken unternommene größere Expedition. Es handelte sich nicht nur um eine möglichst genaue Gradmessung in höheren Breiten, sondern vor Allem um die damals alle Gemüther erregende Frage, ob die Erde kugelrund oder an den Polen eiförmig zugespitzt oder endlich abgeplattet sei. Die letzte Ansicht war durch Newton vertreten worden, während die maßgebenden französischen Astronomen an der Annahme festhielten, die Erde gleiche einem an den Polen zugespitzten Sphäroid. Die Messungen Maupertuis', die trotz Wetter, Klima und mancherlei Unglücksfällen rasch beendet wurden, entschieden für die Ansicht des Engländers, die heute zu den selbstverständlichen Elementen des Wissens gerechnet wird. Damals rang sich freilich die Wahrheit nur mühsam durch. Denn obgleich man der Bravour Maupertuis' im Kampf mit den Elementen, seinem Wissen, seiner Genauigkeit und Geschicklichkeit allgemeine Bewunderung zollte, obgleich seine Rückkehr nach Frankreich einem Triumphzuge glich, die cartesisch gesinnten Akademiker ließen sich von seinen Rechnungen

nicht sogleich überzeugen, und der Kampf mit dem nationalen und religiösen Vorurtheile verwickelte ihn in heftige Streitigkeiten, die sein Selbstgefühl um so mehr steigern mußten, als der Hof sein Verdienst nach seiner Meinung allzu kärglich belohnt hatte. Freilich, als die Controlexpedition, die unter Führung La Condamine's gleichzeitig nach Peru abgegangen war, die Rechnungen Maupertuis' im Jahre 1738 bestätigte, war sein Triumph vollständig. Sein in diesem Jahre erschienener Reisebericht erregte in wissenschaftlichen wie unwissenschaftlichen Kreisen ein Aufsehen in Europa, das sich etwa nur mit dem Erfolge Nansen's in unseren Tagen vergleichen läßt. Maupertuis war schon vor seiner Expedition in dem kleinen Kreise von ausgezeichneten Gelehrten wohlbekannt, der sich um die geistvolle und liebenswürdige Schloßherrin von Cirey, die Marquise du Châtelet, gesammelt hatte. Er selbst hatte die göttliche Emilie und ihren Freund Voltaire mit solchem Erfolge in die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien eingeführt, daß sie beide selbständig mit unserem Euler um einen physikalischen Preis der Pariser Akademie ringen konnten. Voltaire war damals wie seine gelehrte Freundin nicht wenig stolz auf den kühnen Reisenden. Er schrieb ihm die schmeichelhaftesten Briefe, und als einige Jahre später der berühmte Daullé'sche Stich nach Tournière's Porträt erschien, der Maupertuis in Lappentracht darstellt, wie er mit der einen Hand den Globus am Pole zusammendrückt, setzte Voltaire ein Quatrain darunter, das in freier Uebertragung etwa so lautet:

Der Erdball, dessen Maß er wußte festzustellen,
Wird seinem Forscherruhm ein ewig Denkmal gründen:
Ihm ward das Loos zu Theil, der Welt Gestalt zu künden,
Sie zu erfreu'n und aufzuhellen.

Durch Voltaire war nun auch der geistreiche Kronprinz von Preußen gleichsam als auswärtiges Mitglied in diese Akademie der Émiliens aufgenommen worden. So verstand es sich von selbst, daß Maupertuis ihm ein Exemplar seines Berichtes zusandte. Jener erwähnte erste Brief drückte die Ungeduld Friedrich's aus, in den Besitz des ersehnten Buches zu gelangen. Unzweifelhaft hat die lebhafte Schilderung jener heroischen Polarfahrt die Sympathie des Heldenjünglings entflammt, und die ausgezeichnete wissenschaftliche Darlegung, die sobald von den Ereignissen selbst bestätigt worden war, imponirte dem lebhaften Wissensdrange des Kronprinzen, der mit Schmerz ansehen mußte, wie die Akademie Leibnizens unter dem harten Regimente seines Vaters verödet und verwüstet war. Kaum war daher Friedrich wenige Tage zur Regierung gelangt, so schrieb er an Maupertuis folgende Einladung: „Von dem Augenblicke an, wo ich den Thron bestieg, erweckte mein Herz, meine Zuneigung den Wunsch in mir, Sie hier zu haben, um der Berliner Akademie die Gestalt zu geben, die Sie allein im Stande sind, ihr zu geben. So kommen Sie, kommen Sie, um auf diesen Wildling das Reis der Wissenschaften zu pfropfen, damit es zur Blüthe gelange. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt: zeigen Sie nun auch einem Könige, welche Wonne es ist, einen Mann wie Sie sein zu nennen." Maupertuis traf den König in Cleve. Auch Voltaire erschien, der aber die

Marquise du Châtelet nicht um Friedrich's willen aufgeben mochte. Im persönlichen Umgang stand Maupertuis seinem Nebenbuhler nicht nach, ja, wie ein Bonmot aus jener Zeit beweist, verstand er es, in der feinsten Weise Selbständigkeit des Urtheils und schlagfertigen Witz mit hofmännischer Form zu vereinigen, wie es der König liebte. So wurden sie bald einig. Der Nordlandreisende entschloß sich, seinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen, ohne seine Beziehungen zu Frankreich abzubrechen. Freilich der erste schlesische Krieg hinderte den König, sich sofort der Wiederherstellung der Akademie zu widmen. „Es thut mir leid," schreibt er Maupertuis aus dem Winterlager in Breslau am 3. Januar 1741, „es thut mir leid, Ihnen nicht früher Ihren Brief beantworten zu können, aber ich habe hier eine andere Art von Algebra zu rechnen und Fluxionen, die mir viel Garn aufzuwickeln geben. Aber dank Ihrem guten Einflusse geht unsere Geometrie vortrefflich weiter. Sobald ich damit fertig bin, die Figur Schlesiens richtig zu stellen, komme ich nach Berlin zurück, und dann denken wir an die Akademie. Adieu, mein lieber Maupertuis. Nur noch ein bißchen Geduld, dann werden Sie Alles haben, was Sie wünschen!" Ein Billet vom 17. März rief ihn sogar ins Lager. „Kommen Sie hierher, man erwartet Sie mit Ungeduld." Das Soldatenblut regte sich in dem ehemaligen Cavallerieofficier. Er reiste ab, aber in der Schlacht bei Mollwitz hatte er das Unglück, den österreichischen Husaren in die Hände zu fallen. Er wurde vollständig ausgeplündert. Aber die Dazwischenkunft der Officiere, zu denen bereits der Ruhm seines Namens gedrungen war, rettete ihn vor Schlimmerem. Sie sandten ihn nach Wien, wo er bei Maria Theresia sowohl wie bei anderen Mitgliedern des Hofes eine höchst schmeichelhafte Aufnahme fand, die er durch galante Schmeichelei geistreich zu erwidern wußte. Er kehrte über Berlin auf Urlaub nach Paris zurück, wo man ihn durch Aufnahme in die Académie française im Jahre 1743 dem Preußenkönig abspenstig zu machen hoffte. Aber er hielt diesem seine Zusage und kehrte im folgenden Jahre zu dauerndem Aufenthalte nach Berlin zurück. Die Briefe des Königs werden jetzt, wo er des Mannes Treue erprobt hatte, immer herzlicher. Er schüttet sein Herz aus über den Verlust seines über Alles geliebten Jugendfreundes Jordan, und es ist fast, als ob der neue Freund an dessen Stelle treten solle. Der Brief aus dem Lager von Rusec vom 10. Juli 1745, der den Verlust Jordan's beklagt, spricht den sehnsüchtigen Wunsch aus, Frieden schließen zu können. „Dann, mein lieber Maupertuis, ja dann können wir ganz nach Bequemlichkeit philosophiren und unsere Zeit zur Speculation benutzen, die ich jetzt leider nur zur Vernichtung des Menschengeschlechtes verwende." Das Schreiben klingt in einigen Versen, einer Umdichtung der Ode des Horaz an Virgil, aus, mit der er Maupertuis wehmüthig verabschiedet. Dieser elegische Ton herrscht auch in den weiteren Schreiben aus dem Feldlager, bis die Verlobung und Verheirathung Maupertuis' mit Eleonore von Borck, die von dem Hofe sehr begünstigt wurde, eine freundliche Abwechselung in die Correspondenz brachte. „Wenige Menschen," schrieb er jetzt dem Mathematiker, „verstehen die Sprache der Algebra, aber die Sprache des Herzens verstehen wir Alle." Mit rührender Delicatesse dachte der König

zwischen den blutigen Schlachten von Soor und Kesselsdorf an die Zukunft der jungen Frau, die er für alle Fälle sicherte. Maupertuis war unterdessen nicht unthätig für die Interessen der Akademie. Er suchte den Aufenthalt des Königs in Sachsen zur Erwerbung von Tschirnhausen'schen Brennspiegeln auszunützen, was freilich mißlang. Der Briefwechsel ist in dieser Zeit trotz der Umstände außerordentlich lebhaft. Wöchentlich ein- bis zweimal fliegt der Courrier zwischen Berlin und dem Lager hin und her, bis der Friede geschlossen und der König ruhmgekrönt und friedensdurstig nach der Residenz zurückkehrt. Nun beginnt die eigentliche Arbeit Maupertuis', die eine außerordentlich vielseitige ist. Außer der gelegentlichen Sorge für das Theater überträgt ihm der König die später von Voltaire besorgte Correctur seiner Aufsätze, er überläßt ihm auch gern die Wahl von lateinischen Devisen für Medaillen u. dergl. Denn der Geometer war zugleich ein geschmackvoller Lateiner, der Friedrich hierin besser bediente als später Quintus Icilius. Eine Einladung zu einer solchen Conferenz zeigt, wie liebenswürdig sich der König gegen seinen Präsidenten benimmt. „Sie können um so eher meiner Einladung folgen," schreibt er ihm aus Potsdam unter dem 5. März, „weil Sie hier eine bequeme Wohnung für sich hergerichtet und ein freundliches Gesicht des Wirthes finden, ferner weil es schönes Reisewetter ist, weil die Fische in Potsdam besser sind als in Berlin, und endlich — weil es dringend wünscht Ihr wohlgewogener Friedrich."

Die Hauptarbeit nahm natürlich die neue Organisation der Akademie in Anspruch, die es galt, aus der grenzenlosen Verwahrlosung und Entwürdigung, in die sie unter Friedrich's Vater gefallen war, herauszuheben. Es bedurfte heroischer Mittel, und Maupertuis zögerte nicht, sie zu beantragen. Die Leitung, die bisher einem Curatorium von alten Hofleuten und Generälen anvertraut war, erregte zuerst den Anstoß des neuen Präsidenten. In einem Schreiben, das er zu Beginn des Jahres 1746 an Friedrich richtete, spricht er sich, mit Rücksicht auf seine bisherigen Vorgänger in der Präsidentschaft, mit großem, aber nicht unberechtigtem Selbstgefühl so aus: „Diese Stellung, die Leibniz zu einer ehrenvollen, Gundling zu einer lächerlichen und Jablonski zu einer mittelmäßigen gestaltet hat, wird für mich das sein, was Ew. Majestät daraus zu machen geruhen. Ich für meine Person empfinde eine große Schwierigkeit, sie gut auszufüllen und Ehrgefühl bei Leuten zu erwecken, die sich von Staatsministern und Generälen commandirt sehen, deren bloßer Titel hinreicht, sie über alle Anderen zu erheben. Ich selbst habe schon oft in der Académie des Sciences über Herzöge und Minister den Vorsitz geführt; aber freilich, die Vorliebe jener Nation für die Wissenschaft und vielleicht ein gewisses Glück hatten mir ein Ansehen verschafft, das ich hier unmöglich haben kann, wenn Ew. Majestät mir es nicht verleihen wollen . . . Ich fühle, Sire, daß ich auch für meine Person zu reden scheine, während ich für die Wissenschaft spreche. Ja, ich will Ew. Majestät gar nicht den hohen Grad des Ehrgeizes verhehlen, den ich mit dem Wohle Ihres Dienstes zu vereinigen suche. So will ich also um alles Das Ew. Majestät gebeten haben, was mir das Ansehen und das Vertrauen gewährt, das zum Wohle der Akademie und

zur ehrenvollen Ausfüllung einer Stellung nöthig ist, die unter dem Scepter eines Augustus nicht ungeehrt bleiben darf." Friedrich fand das Ansuchen des neuen Präsidenten durchaus gerechtfertigt. Er bewilligte ihm Alles, was er wünschte, in reichem Maße und sorgte auch für seine persönliche Stellung in der freigebigsten Weise. Die gesammte wissenschaftliche und finanzielle Leitung ward in seine Hand gelegt, und dies unbegrenzte Vertrauen des Königs blieb nicht unbelohnt. Maupertuis, der durch seinen eigenen Glanz und durch seine vortrefflichen, im Wesentlichen bis jetzt festgehaltenen Einrichtungen die preußische Akademie sofort in die erste Reihe der gelehrten Gesellschaften Europa's hob, wetteiferte mit dem Könige, dem Protector und eifrigen Mitarbeiter der Akademie, darin, die vorzüglichsten Instrumente, die trefflichsten Einrichtungen, die besten Kräfte für das neue Institut zu gewinnen. Die französische Sprache, in der von nun an die Publicationen ohne Ausnahme erschienen, sicherten den Arbeiten der Berliner Akademie eine rasche Verbreitung über die ganze gebildete Welt und eine tiefgreifende Wirksamkeit, wie sie trotz des gesteigerten Verkehrs heutzutage unseren deutsch geschriebenen Schriften vielleicht nicht in gleichem Grade beschieden ist. Der König hielt so streng auf die einheitliche französische Abfassung der Abhandlungen, daß der Antrag, den Maupertuis selbst, freilich nicht ganz ernstlich, gestellt hatte, für einige Fächer auf Wunsch der betreffenden Akademiker die deutsche oder lateinische Sprache frei zu geben, abgelehnt wurde.

Der Eindruck, den Maupertuis' Schöpfung im Inland wie im Ausland machte, war außerordentlich. Daß der Eroberer Schlesiens im Stande war, ein solches Friedenswerk noch rascher fast als seine kriegerische Erwerbung zu Stande zu bringen, gewann ihm die allgemeine Sympathie der maßgebenden Classen. Der König fühlte das wohl und ließ seine Dankbarkeit in herzlichen, ja enthusiastischen Briefen ausströmen. In Versen und in Prosa verherrlicht er seinen lieben Maupertuis und versichert ihm, daß „er allein eine ganze Akademie aufwiege".

In allen Berufungssachen, die ihm Maupertuis gewissenhaft vorlegt, entscheidet der König fast immer nach seinem Vorschlage; man muß gestehen, daß jener hierin mit großer Unbefangenheit und glücklichem Spürtalente vorgegangen ist. Wenn einzelne ausgezeichnete Gelehrte, wie Haller, nicht gewonnen werden konnten, so lag die Schuld nicht an ihm, wie die umfangreiche kürzlich zu Tage gekommene Correspondenz zwischen beiden deutlich erweist. Nur in einem Punkte hat der König für nöthig gefunden, Correcturen eintreten zu lassen, wenn der in den Traditionen der französischen Etiquette befangene Edelmann allzu scharf vorging. So klagte er einmal über den Sieur Passavant, der eine Hauslehrerstelle bei einer vornehmen Dame angenommen habe; die sociale Stellung der Akademiker sei gefährdet, wenn sie unter sich Domestiquen zählten. Der König antwortete — es ist das einzige Mal — kurz abweisend, und als Maupertuis später noch einmal auf den Sieur Passavant zurückkommt, der nicht nur Hauslehrer sei, sondern auch unerhörte Proben von Faulheit geliefert habe, antwortet der König heiter: „Die Entscheidung hängt vom Gefallen und den höheren Einsichten des Herrn

Präsidenten ab. Was mich betrifft, seinen treuen Akademiker, so versichere ich, niemals den Namen meines Collegen Passavant gehört zu haben, und ich fühle mich persönlich tief gedemüthigt durch die Schande, die er Ihrer Akademie angethan hat. Um mir von Ihrer Seite nicht die gleiche Behandlung zuzuziehen, verspreche ich Ihnen hiermit, eine Arbeit für Ihre Maisitzung zu liefern und niemals Hauslehrer irgend eines jungen Mannes werden zu wollen." Etwas schärfer spricht er sich aus, als der Präsident einen polnischen Prinzen zum correspondirenden Mitgliede vorschlug, wozu er, wie der König argwöhnte, weniger durch die angeblichen literarischen Verdienste des Vorgeschlagenen als durch dessen hohen Rang veranlaßt wurde. „Ich hätte geglaubt," schreibt er Maupertuis am 20. März 1756, als dieser auf den Vorschlag zurückkam, „Sie dächten an die Verse:

Ein Fürst ist für sein Volk ein Gott, den man verehrt:
Für Maupertuis und mich ein Mensch wie andre werth.

Aber da nun einmal die gewöhnlichen Vorurtheile von Rang und Geburt auf Ihr philosophisches Haupt Eindruck gemacht haben, so erkläre ich mich mit Ihrem Vorschlag einverstanden." Er knüpft nur die scherzhafte Bedingung daran, Maupertuis solle eine Statistik der Narren bei den übrigen Akademien veranlassen, und wenn sich dann herausstellen sollte, daß die Berliner ein Minus dieser Menschenclasse gegen die anderen aufzuweisen habe, dann könne man sich den polnischen Prinzen gefallen lassen. Er schließt mit den Worten: „Denken Sie an Ihre Gesundheit, denn ohne sie gibt es kein Glück in der Welt; und wenn zwanzig polnische Prinzen in Ihre Akademie aufgenommen werden, so sind sie nicht so viel werth wie ein Viertheil Ihrer Lungenspitze. Vale."

Der König berührt hier am Schlusse die Krankheit des Präsidenten, die etwa zehn Jahre vorher, im Jahre 1746, zuerst in der Correspondenz auftaucht und nun nicht mehr aus diesen Blättern verschwindet. Der Pessimismus der beiden Correspondenten, zu dem sie schon von Hause aus neigen, verschärft sich seitdem zusehends, und die immer deutlicher hervortretende Auszehrung gibt gerechten Anlaß zu elegischen Erörterungen, zu nutzlosen Klagen des Kranken und nutzloseren Rathschlägen des Königs. Maupertuis hatte den Keim zu diesem Siechthum, wie Friedrich annimmt, schon von seiner Polarreise mitgebracht. Freilich, seine feste Constitution und sein eiserner Wille kämpfte lange und zeitweilig mit Glück gegen die markverzehrende Krankheit. Der König sah mit tiefer Wehmuth dies blühende und ihm so theure Leben hinschwinden. Zuweilen spricht sich sein Mitgefühl in warmer, fast ergreifender Weise aus. Aber meist versucht er, um die niedergedrückte, oft verzweifelte Stimmung des Kranken zu beleben, seine medicinischen Rathschläge im scherzhaften Gewande vorzuführen. So hatte Maupertuis, als er im Jahre 1747 die Friedrich's-Rede in der Akademie hielt, seine Lunge so angestrengt, daß er ernstlich krank wurde. Der König schreibt ein paar Tage darauf: „Es war nicht der Mühe werth, mein lieber Maupertuis, sich aus Liebe zu mir heiser zu schreien . . . Ich werde mich ernstlich mit der Akademie überwerfen, wenn sie Ihnen Krankheit verursacht." Maupertuis hatte wie der König selbst eine

ausgesprochene Abneigung gegen die ärztlichen Autoritäten. So ist es begreiflich, daß diese Scherze meist auf Kosten der medicinischen Facultät bestritten werden. „Rufen Sie doch", schreibt er ihm einmal, „Lieberkühn und Eller und alle Ihre Vergifter von der Akademie, sie sollen Ihnen ein Gegengift gegen Ihre Krankheit geben. Wenn es ihnen gelingt, Sie zu heilen, so werden sie mich dazu bringen, an den heiligen Aesculap zu glauben, und ich verspreche Apollo, das beste Gedicht, dessen ich fähig bin, zu verbrechen, wenn seine Kunst Sie herausreißt. Ich würde ihm sogar eine Hekatombe zarter Rinder opfern und Spenden ungrischen Nektars. Aber freilich, das gäbe den Theologen Veranlassung, mich auf den Scheiterhaufen zu bringen. So beschränke ich mich denn darauf, herzliche Wünsche für Ihre Genesung auszusprechen." Etwas später wird er dringender. Er benutze stets offene Wagen statt geschlossener. „In der That, Herr Präsident, Sie riskiren allen Baro- und Thermometern unserer Akademie zur Schande den Tod." Wenn der Patient durch solche und ähnliche Proben von Leichtsinn seinen Zustand verschlimmerte und alles andere als ein curgemäßes Leben führte, so kam doch der Hauptschlag, der sein Leben knickte und vernichtete, von ganz anderer Seite.

Voltaire war schon im Jahre 1743 auf kurze Zeit zum Besuche nach Berlin gekommen. Aber solange die Marquise du Châtelet lebte, wollte er sich nicht dauernd binden. Als sie nun plötzlich am 10. September 1749 starb, war er dieser Rosenketten, die er mit ungewöhnlicher Ausdauer getragen hatte, ledig. So erschien er im Sommer des nächsten Jahres auf Friedrich's Einladung in Berlin, wo er wie ein Fürst empfangen und behandelt wurde. Wer Voltaire kannte, wer seine Briefe an den alten Freund Maupertuis hatte lesen können, wer durch die stark aufgetragenen Versicherungen ewiger Dankbarkeit und Freundschaft hindurch eine leise Ironie gegen den großen Mann durchschimmern sah, der konnte mit Sicherheit voraussagen, daß bei ihrer Begegnung in Berlin eine Katastrophe eintreten würde. Und Voltaire wenigstens fühlte das. „Wissen Sie nicht," sagte er eines Tages zu dem Großkanzler Jarriges, „daß, wenn sich zwei Franzosen an einem fremden Hofe oder in fremdem Lande beisammen finden, einer von ihnen umkommen muß?" Wir sehen, wie Voltaire einer Katze gleich sein Opfer umschleicht, um die Gelegenheit zu erspähen. Aber jener kannte seinen Freund und war auf der Hut. Während der König nicht im Geringsten gewillt war, seinen mehr denn je erprobten Präsidenten fallen zu lassen und etwa den erledigten Posten Voltaire anzubieten, was dessen sehnlichster Wunsch war, zogen sich im Gegentheil schwere Wolken über ihm selbst zusammen. Er hatte geglaubt, die nicht immer noblen Finanzmanipulationen, die ihn in Frankreich zu einem reichen Manne gemacht hatten, in Preußen fortsetzen und unter dem Schutze des Königs verbotene Geldgeschäfte ungestraft treiben zu können. Das schlug fehl. Ein ärgerlicher Proceß brachte Alles ans Licht. Der König selbst war entrüstet. Voltaire sah, daß seine Stellung in Berlin erschüttert sei. Aber mit wahrhaft dämonischer Geschicklichkeit gelang es ihm, seinen schimpflichen Abgang durch einen Triumph zu maskiren, der ihn in den

Augen Europa's als Rächer der verfolgten Unschuld erscheinen ließ. Das Opfer aber, das statt seiner fiel, war Maupertuis, und der Dolch, der den ehemaligen Freund im Herzen traf, war der Akakia.

Dieser in den Annalen unserer Akademie glücklicher Weise einzig dastehende Streit war veranlaßt durch eine mathematische Entdeckung Maupertuis', deren Wurzeln in seine beste Zeit hinaufreichen. Schon im Jahre 1740 war es ihm gelungen, die Function, die wir jetzt die potentielle Energie des Körpersystems nennen, in einer höchst folgereichen Weise zu vereinfachen. Freilich war er hierbei wohl mehr von einem richtigen mathematischen Instincte als von wirklicher überlegener Einsicht geleitet worden, wie wenigstens Helmholtz urtheilte. „Dieser erste Erfolg", sagt er in der angeführten ungedruckten Abhandlung, die es mir gütigst gestattet worden ist, hier auszuziehen, „welcher es möglich machte, sämmtliche Gesetze der Statik auf das Aufsuchen eines Minimum zurückzuführen, hat Maupertuis offenbar angestachelt, ein Gesetz von ähnlicher Allgemeinheit auch für die Bewegungen zu suchen. Hier gerieth er aber auf eine falsche Spur. Die Darstellung einer Bewegung durch ein Minimum war schon vor ihm in Bezug auf die Lichtbewegung gelungen. Diese verfolgte er zunächst. Er übergab der Pariser Académie des Sciences 15. April 1744 eine Abhandlung unter dem Titel: ‚Uebereinstimmung verschiedener Naturgesetze mit einander, die bisher unverträglich erschienen.' Darin spricht er nur von Spiegelung und Brechung des Lichts." . . „Da das, was Leibniz in nicht näher erklärter Weise Widerstand nannte, nach der Emissionstheorie der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts proportional sein sollte, so konnte man statt des Products aus Weglänge und Widerstand rechnerisch ebenso gut auch das aus Weglänge und Geschwindigkeit setzen. Das that Maupertuis. Das genannte Product war schon aus anderer Veranlassung von Leibniz gebildet und Action genannt worden, welchen Namen nun auch Maupertuis anwendete. Dadurch bekommen die genannten Gesetze des Lichts nach seiner Ansicht alle die gleiche Fassung. Das Licht bewegt sich in allen Fällen auf einem solchen Wege, auf dem die Größe der Action ein Minimum ist. Er findet, daß dadurch die Forderung der Metaphysik befriedigt sei, wonach die Natur in der Hervorbringung ihrer Wirkungen immer die einfachsten Mittel brauche. Denselben Gedanken hat er später bestimmter so ausgesprochen: Man müsse zu ermitteln suchen, welche Größen bei den Naturvorgängen ein Minimum würden. Das seien die, welche die Natur zu ersparen strebe, und dadurch könne man die Absichten ermitteln, welche die Natur verfolge." . . .

„Aber wenn Maupertuis nun auch durch solche Betrachtungen angedeutet hat, daß er eine ausgedehnte Gültigkeit ähnlicher Principien erwarte, so hat er in Wirklichkeit seinen Satz von der kleinsten Action hier nur für Spiegelung und Brechung des Lichts ausgesprochen, und zwar in ungehöriger Weise." . . . „Wenn also diese Arbeit für die Entdeckung des großen Naturgesetzes durch Maupertuis citirt wird, so kann man höchstens zugeben, daß er den richtigen Instinct gehabt hat, an die Möglichkeit eines solchen Gesetzes zu glauben; aber er hat an einer ganz falschen Stelle eingesetzt, um es zu suchen. Ehe

aber Maupertuis diese Spuren verfolgen konnte, trat ein Anderer auf, der viel Größeres geleistet hat. Es war dies Leonhard Euler, der damals ebenfalls hier in Berlin lebte, Director der mathematischen Abtheilung dieser Akademie war und ein Freund seines Präsidenten. Er gab Ende desselben Jahres 1744 den Schluß seines berühmten Werkes heraus, welches die Variationsrechnung methodisch begründete. In einem Supplement dazu zeigt er, daß in den Bahnen, welche Körper unter dem Einflusse von Centralkräften beschreiben, die Action zwischen zwei gegebenen Punkten der Bahn ein Minimum sei." . . .

„Dies wurde für Maupertuis verhängnißvoll. Das Schicksal hatte ihm eine Schlinge gelegt, die berechnende Arglist für die Schwächen seines Charakters kaum verrätherischer hätte wählen können, und in die er sich kopfüber hineinstürzte. Er hatte, nachdem ihm der erste große Wurf für die Gesetze des Gleichgewichts gelungen war, aus falschen Prämissen eine Formel hergeleitet, die sich jetzt durch Euler mit richtigem Inhalt füllte." . . .

„Man kann sich denken, daß Maupertuis, der schon vorher kein bescheidener Mann gewesen war, durch diesen Zufall, den er als Genialität seines geistigen Schauens deuten durfte, in den höchsten Grad der Selbstbewunderung hinaufgetrieben wurde, und daß der Glauben an die Wahrheit des von ihm verkündeten Satzes eine Stärke erlangte, die über alle Mängel des Beweises hinwegsah. Er war inzwischen von Friedrich II. als Präsident dieser Akademie nach Berlin gerufen worden, und es mochte ihm nicht unerwünscht sein, daß er sich mit einer imponirenden Entdeckung hier einführen konnte."

„Es geschah dies 1746 durch einen Vortrag ‚Die Gesetze der Ruhe und der Bewegung aus einem metaphysischen Princip hergeleitet.' Darin verkündete er nichts Geringeres, als daß das von ihm entdeckte Princip der kleinsten Action den ersten bindenden und unwiderleglichen Beweis für das Dasein Gottes als eines intelligenten Weltlenkers gäbe. Nach ihm beweist hier die Existenz des Minimum die oben erwähnte Ersparungstheorie. Warum freilich gerade das Product aus Geschwindigkeit und Weglänge so ersparungswürdig sei, darauf bleibt er die Antwort schuldig. Am verwunderlichsten aber ist, daß er nach dieser emphatischen Ankündigung des neuen Princips nicht daran denkt, etwas zu geben, was einem allgemeinen Beweise seiner Richtigkeit auch nur ähnlich sehe." Helmholtz, dem ich bis hierher gefolgt, zeigt nun ausführlich, daß Maupertuis gar keine wirklichen Beweise für seinen Satz hatte und haben konnte, da weder er noch sein scharfsichtiger Gegner Chevalier d'Arcy, noch Samuel König, noch Euler, der allen Dreien weit überlegen war, den allgemeinen Beweis für das neue Princip liefern konnte. Dies ist erst Euler's Nachfolger, Joseph Louis Lagrange, 1760/61 gelungen, und im abschließenden Sinne hat nach den Entdeckungen Anderer erst Helmholtz selbst diesem Princip der kleinsten Action die höchste Weihe gegeben.

Der wilde Kampf, der sich um dieses Princip in Maupertuis' Zeit erhob, erhielt seinen bösartigen Charakter nicht so sehr durch die wissenschaftlichen Gegensätze, die hier aufeinanderplatzten, als dadurch, daß sich persönliche Antipathien einmischten, die den eigentlichen Streitpunkt immer mehr in den

Hintergrund drängten, und daß hervorragende Persönlichkeiten, die von der Sache selbst nichts verstanden, in der Reihe der Vorkämpfer auftauchten. Das Ganze verläuft wie eine alte äschyleische Trilogie. Zwei Schauspieler treten in jedem der drei Stücke auf, und den Chorus bilden unsere getreuen Akademiker, geführt von ihrem Koryphäus Euler. Das erste Stück spielt sich ab zwischen Samuel König und Maupertuis, ihm folgt das Duell zweier anonymer Akademiker, unter deren Maske alsbald Voltaire und Friedrich selbst zum Vorschein kommen. Das Schlußdrama bringt die Entscheidungsschlacht zwischen Maupertuis und Voltaire.

Die auftretenden Persönlichkeiten sind alle ehemalige intime Freunde, alle Émiliens. Der Umschlag der alten Freundschaft in Mißgunst und Haß gibt dem Streite den ganz besonderen Charakter leidenschaftlichster Erbitterung. Der Mathematiker Samuel König war der Marquise du Châtelet von Maupertuis selbst als Lehrer empfohlen worden. Er hatte bisher — sein Briefwechsel ist neuerdings bekannt geworden — eine dankbare Ergebenheit gegen seinen älteren Freund zur Schau getragen. Freilich könnte bei einem Schweizer von Geburt und Demokraten von Gesinnung der byzantinische Stil dieser Briefe etwas stutzig machen. Maupertuis ist ihm Alexander, der eine neue Welt erobert hat. „Er hat eine That vollführt, die seit Erschaffung der Welt Niemand je gewagt hat, noch jemals wieder wagen wird." Als er die Berufung nach Berlin hört, wagt er folgende Schmeichelei: „Die Welt ist sehr überrascht davon, wieder einmal einen gekrönten Philosophen auftauchen zu sehen, aber die hohe Meinung, die man sich von ihm bildet, kommt hauptsächlich daher, weil man weiß, daß er Sie in seiner Umgebung hat." Als ihm Maupertuis sein Diplom als Mitglied der Akademie zuschickt, „zittert" er, es anzunehmen. So wenig fühle er sich dieser Ehre würdig. „Er würde sich der Absicht widersetzt haben, hätte er vorher Kenntniß davon gehabt." Dieser bescheidene Mann also verfaßte im Jahre 1750, nachdem die Abhandlung Maupertuis' über sein neuentdecktes Princip erschienen war, eine ziemlich ausführliche Gegenschrift. Sie ist in der Form rücksichtsvoll, dem Inhalte nach im Wesentlichen richtig, aber unklar und ungeschickt geschrieben. Der wesentliche Einwurf König's läuft darauf hinaus, daß die Größen, die jener als Minima betrachte, zum Theil Maxima und Maximo-Minima seien. Dieser ganze Aufsatz würde Maupertuis vermuthlich nicht sonderlich gerührt haben, wenn König nicht am Schlusse das Bruchstück eines angeblichen Briefes von Leibniz zum Abdruck gebracht hätte, in welchem dieser in klaren Worten das Princip der Action ausspricht, aber mit dem Zusatze, daß dieselbe bald ein Maximum, bald ein Minimum sei.

An und für sich war auch diese Mittheilung König's durchaus nicht irgendwie ehrenrührig für Maupertuis. Sein Ruhm verlor dadurch nichts, daß er eine wichtige Entdeckung mit einem universalen Genie wie Leibniz gemein hatte. Es thut dem Rufe des größten Philologen wie Bentley keinen Abbruch, daß er am Ende des siebzehnten Jahrhunderts seine Entdeckung über die Phalarisbriefe vorträgt, ohne zu wissen, daß der sechzehnjährige Leibniz dieselbe Ansicht mit richtiger Begründung bereits ein Jahr nach Bentley's Ge-

burt veröffentlicht hatte, und das unsterbliche Verdienst unseres Helmholtz wird dadurch nicht geschmälert, daß sein Gesetz von der Erhaltung der Energie im Wesentlichen bereits von Leibniz aufgestellt worden ist.

Anders lag die Sache für Maupertuis. Man versetze sich nur recht lebhaft in seine damalige Lage. Der Zenith seiner Arbeitsfähigkeit war längst überschritten. Das fühlte er innerlich selbst. Die praktischen, organisatorischen Arbeiten des letzten Jahrzehnts hatten ihn der eigentlichen wissenschaftlichen Detailarbeit mehr und mehr entfremdet. Auf dies Gesetz der kleinsten Action aber hatte er seine ganze Zukunft begründet. Euler's übrigens ganz selbständige Entdeckung hatte die schöne Hoffnung erweckt, nun die ganze Welt unter jenes Centralgesetz beugen zu können. Er sah sich bereits als zweiten Newton gefeiert, von dem die Wissenschaft eine neue Aera beginnen würde. Nun kommt ein subalterner Mathematiker, dessen Leibniz'sche Philosophie ihm schon immer zuwider war, und raubt ihm die Priorität, beweist, daß Leibniz nicht nur seinen Gedanken vorgedacht, sondern richtiger und besser gedacht habe, ja, er bringt ihn in den Verdacht, an Leibniz Plagiat verübt zu haben. Diese übertriebene Auffassung nahm dem selbstverblendeten Manne alle Besinnung. Er denuncirte König bei der Akademie, und als auf ihre wiederholte Aufforderung dieser das Original nicht zur Stelle schaffen konnte, als auch polizeilich angeordnete Haussuchungen in der Schweiz, wo sich nach König's Angabe früher das Original befunden hatte, keine Resultate ergaben, erklärte die Akademie den angeblichen Brief Leibnizens für eine Fälschung. Der also Geächtete schickte der Akademie ihr Diplom zurück und rechtfertigte sich gegen den erhobenen Verdacht in einem Appel au public, der September 1752 erschien.

Es steht heute bei den competentesten Beurtheilern fest, daß der Leibniz'sche Brief echt ist (wenn auch die Adresse wahrscheinlich auf einer irrthümlichen Vermuthung beruht), es steht ferner fest, daß König sich vollständig gerechtfertigt hat, und daß sich Maupertuis und seine Akademie zu unrechtmäßigen Schritten hat hinreißen lassen. Das war auch damals bereits in unabhängigen Kreisen die herrschende Anschauung. Und Voltaire, der das Vertrauen seines Souveräns gerade eben zu verlieren im Begriff war, warf sich nun mit Eifer dem größeren Souverän in die Arme, den er selbst groß gezogen hatte, und dem er hinfort sein Leben weihte, der öffentlichen Meinung Europa's. Wie er später vor diesem höchsten Tribunal die gekränkte Unschuld der Calas und de la Barre gegen die tyrannische Justiz Frankreichs vertheidigte, so zog er jetzt das Schwert gegen Maupertuis und die Akademie, die er eines an König verübten moralischen Justizmordes vor Europa anklagte. Er schrieb anonym am 18. September 1752 seine „Antwort eines Berliner an einen Pariser Akademiker." Mit dieser Veröffentlichung beginnt der zweite Theil der Tragödie. Die Streitschrift ist mit lapidarer Kürze und Präcision geschrieben, wie damals nur Voltaire schreiben konnte. Das Ganze summirt scheinbar objectiv die Thatsachen. Nur der Schluß enthüllt die Tendenz. „So ist also", heißt es, „der Sieur Moreau Maupertuis im Angesichte des gelehrten Europa's nicht nur des Plagiats und des Irrthums, sondern auch des Mißbrauchs der Amtsgewalt überführt, sofern er die Gelehrten ihrer Freiheit beraubt und einen

ehrlichen Mann verfolgt, der kein anderes Verbrechen beging, als anderer Meinung zu sein als er. Mehrere Mitglieder der Akademie haben gegen ein so himmelschreiendes Vorgehen protestirt und würden die Akademie verlassen, die Hr. Maupertuis vergewaltigt und entehrt, wenn sie nicht das Mißfallen des Königs, ihres Protectors, fürchteten."

Man kann sich denken, wie dieser Angriff Voltaire's auf Maupertuis wirkte, der sich trotz der bestehenden Spannung eines solchen Attentates nicht versehen konnte, und der sich körperlich in einem besonders jammervollen Zustande befand. Ein Brief des Königs an ihn, der einige Wochen vorher geschrieben ist, enthält die Stelle: „Ich bin sehr betrübt, aus Ihrem Briefe zu entnehmen, daß Sie statt an eine Reise nach Frankreich vielmehr an die Reise denken, von wannen es keine Rückkehr gibt." Man begreift daher, daß der König den heimtückischen Schlag gegen seine Akademie und deren Präsidenten mit heller Entrüstung aufnahm. Ein langer, herzlicher Brief sucht den todtwunden Freund zu trösten, aber zugleich, wie es scheint, vor eigenem Vorgehen zu warnen. „Ach, mein lieber Maupertuis," so beginnt der König, „was haben die Schriftsteller für ein trauriges Loos, wenn sie nicht einmal ruhig in ihre Grube fahren dürfen, ohne das Geschrei der Neider und des Hasses über sich ergehen lassen zu müssen, sie mögen so krank sein, wie sie wollen." Das ritterliche Gefühl, einem schwer gekränkten Freunde zu Hülfe eilen zu müssen, das sich in Friedrich schon früher einmal für Voltaire regte, als dieser durch die Voltairomanie Desfontaines' schwer angegriffen war, brach nun mit aller Macht gegen ihn durch. Er schreibt Maupertuis etwas später: „Ich habe bis jetzt im Schweigen verharrt, um zu sehen, was Ihre Akademie begönne, und ob sich denn Niemand fände, der die gegen Sie gerichteten Pamphlete beantworten würde. Aber da alle Welt stumm blieb, so habe ich meine Stimme erhoben. Ich will nicht, daß es heiße, man habe einen Mann von Verdienst ungestraft beleidigt. Ich glaube, man hätte besser antworten können, als ich es thue, und man hätte Vieles sagen können, was mir entgangen ist. Aber ich habe geglaubt, die Gefühle, die ich für Sie an den Tag lege, würden Ihnen vielleicht unangenehm sein. Ich schicke Ihnen mein Manuscript, es ist augenblicklich im Druck. Wenn ich nicht im Stande bin, Ihnen Ihre Gesundheit wiederzugeben, so habe ich wenigstens so viel Verstand, um Ihr Verdienst würdigen und es mangels eines Tüchtigeren vertheidigen zu können." Die so angekündigte Apologie des Königs erschien anonym unter dem Titel „Brief eines Berliner an einen Pariser Akademiker". Die wissenschaftliche Streitfrage wird hier nur kurz berührt. Dagegen wird dem Präsidenten ein warmes und glänzendes Lob ertheilt. Dann wird mit aller Schärfe die Absurdität der gegen ihn vorgebrachten Lügen nachgewiesen und vor Allem die unritterliche Feigheit gebrandmarkt, einen Mann, der dem Tode näher ist als dem Leben, anzugreifen. „Das ist der Moment," ruft er entrüstet, „den sie gewählt haben, um ihm den Dolch ins Herz zu stoßen."

Der König glaubte ohne Frage, nicht nur seine Freundespflicht erfüllt, sondern den ganzen Streit niedergeschlagen zu haben, da er die Verfasserschaft nicht geheim hielt, vielmehr die zweite Auflage mit den königlichen Insignien erscheinen ließ.

Voltaire war erst etwas bestürzt, zumal der König boshaft genug sein Incognito ihm gegenüber noch aufrecht erhielt. Aber im Grunde nützte die offene Parteinahme des Monarchen mehr Voltaire's Sache als der der Akademie und ihres Präsidenten. Namentlich im Ausland, wo man das persönliche Eingreifen des Königs als eine Vergewaltigung der Gelehrtenrepublik, wie man damals sagte, bitter empfand. Es war vorauszusehen, daß Voltaire den Brief des Berliner Akademikers nicht ungerächt lassen würde. Aber schneller als er ahnen konnte, lieferte ihm Maupertuis selbst das Schwert, mit dem er die Execution an ihm vollzog.

Es beginnt der letzte Theil der Trilogie. Maupertuis hatte gemeint, durch eine imponirende Gesammtausgabe seiner Werke am besten sein Verdienst beweisen und den immer heftiger werdenden Angriffen begegnen zu können. Er fügte eine neue Schrift hinzu, die den anspruchslosen Titel Lettres trug. Die ohne wissenschaftlichen Zusammenhang lose aneinandergereihten Capitel enthalten u. A. eine Reihe von Vorschlägen zu wissenschaftlichen Forschungen und Expeditionen, die ein Gegenstück zu Bacon's berühmtem Buch de dignitate et augmentis scientiarum darstellen sollten. Es finden sich darin einige phantastische, paradoxe, ja geradezu absurde Ideen. Aber im Ganzen muß man doch sagen: hätte unsere Akademie den Willen und die Macht gehabt, das hier von Maupertuis entwickelte Programm großer wissenschaftlicher Aufgaben durchzuführen, so würde sie sich selbst und unser Vaterland mit dem größten Ruhm bedeckt, und das 18. Jahrhundert würde dem 19. eine große Zahl seiner folgenreichsten Entdeckungen vorweg genommen haben. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß er Expeditionen ausgerüstet haben will, um die unbekannten Länder Australiens zu erforschen, um das fabelhafte Riesengeschlecht der Patagonier genau zu untersuchen, um durch das, wie er glaubt, offene Polarmeer zum Nordpol selbst vorzudringen. Besonders reizt ihn Afrika. Es gilt, nicht nur das unbekannte Innere zu erschließen, sondern auch ein so leicht erreichbares Land wie Aegypten zu erforschen und seine Pyramiden zu öffnen. Nützlicher, meint er, wäre es gewesen, wenn die ägyptischen Könige ihre kolossalen Menschenmassen dazu benutzt hätten, ebenso tief in die Erde hinabzudringen, wie die Pyramiden sich über ihr erheben. Und er deutet an, wie wichtige Aufschlüsse solche Tiefbohrungen über die Beschaffenheit des Erdinnern ergeben müßten. Er würde sich gefreut haben zu hören, mit welchem Eifer und Erfolg unsere preußische Bergverwaltung diese praktisch und wissenschaftlich gleich wichtigen Bohrungen gerade in letzter Zeit in die Hand genommen hat. Das tiefste bis jetzt erbohrte Loch in Paruschowitz (Oberschlesien) reicht über 2000 Meter unter die Erdoberfläche der Umgebung, ist also beinahe vierzehnmal so tief als die höchste Pyramide Aegyptens hoch ist. Maupertuis schließt an seine geographischen Projecte den Wunsch, die fremden Länder, nicht nur Culturländer, wie Indien und China, sondern auch uncultivirte, durch Vertreter ihrer Bevölkerungen bei uns in einer Art von Museum oder Akademie vereinigt zu sehen, um diese fremden Culturen, ihre Wissenschaft und Kunstfertigkeit unmittelbar kennen zu lernen. Hier ist ein fruchtbarer Gedanke, der bis jetzt in den modernen Culturstaaten eine noch sehr un-

vollkommene Ausführung gefunden hat. Für astronomische Zwecke fordert er bessere Instrumente, und der neugefundene Briefwechsel mit Euler zeigt, wie sich Maupertuis auch aus der Ferne auf das Lebhafteste für die leider allzu langsamen Fortschritte auf diesem Gebiete interessirt. Ebenso fordert er für die Naturforschung vollkommenere Mikroskope. Die Vivisection muß mit größerer Kühnheit betrieben werden, namentlich auch um den Zusammenhang von Leib und Seele durch das Experiment erforschen zu können. Endlich müssen fremde Thiere in zoologischen Gärten gehalten und gezüchtet werden, womit Maupertuis selbst in seinem Hause einen Anfang gemacht hatte. Er betont auf das Schärfste, daß hier wie überall in den Naturwissenschaften das wissenschaftliche Experiment die Entscheidung bringen werde. Ja, er hofft sogar, metaphysische Probleme wie den Ursprung der Sprache und damit der Begriffe durch Erziehungsexperimente lösen zu können, die freilich etwas an die Herodotische Novelle vom Könige Psammetich erinnern. Das Räthsel der Sprache beschäftigte Maupertuis lange; ja er hatte es schon 1748 in einer eigenen Abhandlung zu ergründen unternommen. Er streift auch öfter das von Leibniz von seinem Knabenalter bis in die späteste Lebenszeit verfolgte Phantom einer Universalschrift und Universalsprache, das er mit Recht für unausführbar hält. Dagegen denkt er an die Erfindung einer vereinfachten, aller Verschiedenheit der Flexion, des Geschlechtes u. dergl. beraubten Sprache, deren Grammatik man in einer Stunde sich aneignen und deren Wörter man ohne Schwierigkeit aus einem Lexikon kennen lernen würde. Er berührt sich hier mit den Versuchen der neuesten Zeit, sogenannte Weltsprachen zu erfinden, die in der Kindlichkeit ihrer Idee und dem Ungeschick ihrer Ausführung heutzutage weniger Entschuldigung finden dürften als zur Zeit Maupertuis', wo der Rationalismus auch die Sprache meistern zu dürfen glaubte, wo z. B. Friedrich der Große selbst allen Ernstes die deutsche Sprache durch Aenderung der Endungen wohllautender zu gestalten vorschlug. Maupertuis selbst hat über die beste Universalsprache zu verschiedenen Zeiten verschieden gedacht. Seine Rede bei der Aufnahme in die Académie française verbreitet sich ausführlich darüber und klingt aus in das Lob der französischen Sprache, die zur wirklichen Weltsprache geworden sei. Aber er hat während seines ganzen Lebens eine gewisse Vorliebe für das Latein behalten, er hat sogar noch 1750 sein Système de la nature zuerst lateinisch unter einem Pseudonym herausgegeben und Friedrich dem Großen manche sinnvolle Devise und ein stilvolles Elogium in dieser Sprache verfaßt. Er erkannte daher wie Friedrich selbst die Nothwendigkeit der lateinischen als einer wissenschaftlichen Universalsprache an. Aber er wünschte ihre Erlernung erleichtert. Es soll, so schlägt er in diesen Briefen vor, eine lateinische Stadt gegründet werden, wo männiglich Latein spricht, und wo die Kinder ohne Mühe sich dieser Sprache bemächtigen können. Wäre Maupertuis etwas bewanderter in der pädagogischen Literatur gewesen, so würde er gefunden haben, daß sein Vorschlag nichts Neues brachte. Abgesehen von den mittelalterlichen Klöstern, die ja theilweise solche lateinische Colonieen waren, ist im sechzehnten Jahrhundert häufig der Versuch verlangt und gemacht worden, die Kinder durch die Conversation, nicht durch die

Grammatik in die Beherrschung des Lateins einzuführen. Schon Johannes Sturm, der berühmte Straßburger Pädagog, beklagte es, daß unsere Knaben nicht bereits an der Mutterbrust anfingen, lateinisch zu lallen, und sein Zeitgenosse Montaigne hat wirklich in früher Jugend durch Conversation sich dieser Sprache spielend bemächtigt. Ja, Trotzendorf hat es in seiner berühmten Goldberger Schule erreicht, daß Alles Latein sprach, daß, wie er sagt, es für schimpflich galt, ein deutsches Wort zu sprechen, ja daß sogar Knechte und Mägde sich in der Sprache Latiums unterhielten. Schon Eilhard Labin, Professor in Rostock († 1621), forderte genau wie Maupertuis die Gründung einer lateinischen Stadt in der sola conversatione usuque latinam linguam docerentur pueri. An den Plan der gelehrten Stadt, der unter dem großen Kurfürsten auftauchte — es ist der Vorgedanke unserer Akademie — sei hier nur im Vorbeigehen erinnert. Im 18. Jahrhundert freilich trat das Latein so zurück, daß von lateinischen Städten nicht mehr die Rede war, obgleich Basedow gerade in jenen Jahren, als Maupertuis' Lettres erschienen, seine Methode, Latein einem siebenjährigen Knaben spielend beizubringen, zuerst erprobt hatte.

Maupertuis hatte dies Buch dem Könige, der ihm kurz zuvor mitgetheilt hatte, er schreibe gerade sein politisches Testament, gleichsam als sein wissenschaftliches Testament übersandt. Der Begleitbrief, der verloren ist, muß traurige Todesgedanken enthalten haben. Denn der König antwortete: „Schicken Sie mir nur immer Ihre postumen Werke, und sterben Sie nie! Ich habe Ihre Briefe gelesen. Sie sind, mögen Ihre Kritiker sagen, was sie wollen, gut geschrieben und tief. Ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen gesagt habe: beruhigen Sie sich, mein lieber Maupertuis, und kümmern Sie sich nicht um das Summen der Insecten, die in der Luft herumfliegen." Aber dies Insect hatte unterdessen den unglücklichen Briefschreiber mit tödtlichem Stachel getroffen. Ich meine Voltaire's „Geschichte des Doctors Akakia", welche die Katastrophe herbeiführte.

Akakia war der Leibarzt Franz' I., der nach der Sitte der Zeit seinen Namen Martin-sans-malice gräcisirt hatte. Hier erscheint nun dieser Doctor Harmlos als Leibarzt des Papstes und führt zuerst den Nachweis, daß ein so berühmter Mann wie der Präsident der Berliner Akademie unmöglich der Verfasser der Briefe sein könne. Es sei vielmehr die Fälschung eines jungen naseweisen Studenten, der ein Drittel des Bandes aus Maupertuis' echten Schriften abgeschrieben und das Uebrige mit seinen eigenen unverzeihlichen Dummheiten angefüllt habe. In dem nun folgenden Inquisitionsverfahren werden alle Schrullen und halben Gedanken, die sich in den Lettres finden, ergötzlich zu ganzen Ungedanken entwickelt: die Nordpolexpedition, das Loch bis zum Mittelpunkte der Erde, die lateinische Stadt und Anderes der Art gab Anlaß zu einem göttlichen Gelächter, das über ganz Europa schallte. Die kleine, sofort in vielen Auflagen verbreitete Satyre ist in der That ein Meisterwerk auf dem Gebiet, wo Voltaire unbestrittener Meister ist. Obgleich der Hauptwitz, daß die Lettres dem großen Präsidenten nur untergeschoben seien, bereits ein halbes Jahrhundert vorher in dem Boyle-Bentley'schen Streit um

die gefälschten Phalarisbriefe wirksamer verwandt worden war, obgleich die verschiedenen Scherze sich überstürzen und kein Witz zu Ende gedacht ist, obgleich dem Humor Feinheit und Tiefe fehlt, so kann sich doch Niemand auch heute noch der Wirkung dieses Pamphletes entziehen. Und damals lachte Alles in Berlin und außerhalb über den eitlen Präsidenten, an dem das Sprichwort seiner Landsleute „Das Lächerliche tödtet" zur Wahrheit werden sollte.

Nur Einer lachte nicht. Das war der König. Voltaire hatte die Stirn gehabt, ihm das Manuscript des Pamphlets vorzulesen, um ihn durch Lachen vorher zu entwaffnen. Aber der König blieb seiner Würde und seiner Freundschaft für Maupertuis auch diesem Meisterstücke gegenüber eingedenk. Er warf die Bogen ins Feuer und untersagte Voltaire auf das Ernsteste die Veröffentlichung. Trotzdem ließ dieser eine Abschrift auf eine gefälschte Druckerlaubniß hin in Potsdam drucken. Dieser doppelte Treubruch machte Friedrich's Langmuth ein Ende. Auf seinen Befehl ward am Abend des 24. Dezember 1752 der Docteur Akakia von Henkershand auf dem Gensdarmenmarkt verbrannt.

Dieses Weihnachtsfeuer, das Voltaire aus den Fenstern seiner Privatwohnung in der Taubenstraße mitansah, gab ihm das Signal zur Flucht. Am Neujahrstage des folgenden Jahres schickte er dem Könige Kammerherrenschlüssel und Orden zurück, doch verzögerte sich die Abreise noch, da sowohl Friedrich wie Voltaire ein Interesse daran hatte, wenigstens die Form zu wahren. So reiste er denn nach manchem Hin und Her der Verhandlungen am 26. März 1753 mit Urlaub des Königs von Potsdam ab. Aber es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.

Maupertuis athmete auf. Aber umsonst; die Wunde saß zu tief. Er konnte sich nicht mehr erholen. Ja, er hatte die nur aus seinem gänzlich zerrütteten Zustande begreifliche Unklugheit, seinem fliehenden Feinde eine Duellforderung nach Leipzig nachzusenden, worauf Voltaire wieder in der allerwitzigsten Weise antwortete. Der König griff auch hier noch einmal ein, um seinem todtkranken Freunde lindernden Balsam in die Wunde zu gießen. Er schrieb einen sehr langen und scharfen Brief an Voltaire (19. April 1753), in dem er ihm sein ganzes Sündenregister vorhielt, und eine Abschrift davon legte er einem eigenhändigen Briefe an Maupertuis bei, der eine glänzende Anerkennung seiner Verdienste enthält. Er sagt darin unter Anderem: „Als ich Sie zum Präsidenten meiner Akademie ernannte, war es nicht bloß Ihre wissenschaftliche Befähigung, die mich dazu bestimmte; ich kannte außerdem Ihre Uneigennützigkeit, Ihre Unparteilichkeit, Ihren weitschauenden Blick, der es Ihnen ermöglichte, trotz Ihrer erhabenen Speculationen auch die für diese Stellung nöthigen Einzelheiten zu übersehen. Ich war stets befriedigt von Ihrer Haltung; Ihre Verdienste und Ihre erprobte Rechtschaffenheit lassen mich sehnlichst die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit wünschen."

Voltaire rächte sich an Friedrich, dessen Agenten ihn noch zuletzt ohne seinen Willen in Frankfurt schlecht behandelt hatten, durch Veröffentlichung niedriger Schmähschriften, deren schlimmste, schon 1752 entworfene, er später selbst für gerathen hielt, zu verleugnen. Da schrieb der König an Maupertuis

(Ende September 1753): „Das ficht mich gar nicht an. Denn wenn die Anschuldigungen, die er gegen mich vorbringt, begründet sind, nun, so ist's an mir, mich zu bessern; und wenn es Lügen sind, so wird die Wahrheit, wie immer, schließlich über den Trug triumphiren. Das ist meine Art, zu denken und mir die Ruhe meines Gemüthes trotz aller geplanten Erschütterungen zu bewahren. Es ist leider das Loos öffentlicher Persönlichkeiten, der Verleumdung als Zielscheibe zu dienen." . . . „Ich hatte ein durchgehendes Pferd, das alle Welt überrannte, im Lauf aufhalten wollen. Es nimmt mich gar nicht Wunder, daß ich dabei mit Koth bespritzt worden bin. Trösten wir uns mit einander, mein lieber Präsident, und denken Sie stets an das Wort Marc Aurel's, das mit goldenen Lettern über den Thüren aller Philosophen stehen müßte: ‚Den Beleidigern und Boshaften gegenüber mußt Du Gnade walten lassen, nicht aber gegenüber den braven Leuten, die Dich nicht kränken.' Leben Sie wohl, mein Lieber; wenn Marc Aurel spricht, ziemt es mir, zu schweigen."

Leider brachte auch der Aufenthalt im Süden, den Maupertuis in diesem Jahre aufgesucht hatte, keine Besserung der Gesundheit und der Stimmung. In Frankreich wie in Berlin, wohin er 1754 zurückkehrte, verschlimmerte sich sein Zustand. Er war seit dem Akakia ein gebrochener Mann, den man — das fühlte er wohl — höchstens mit sympathischem Mitleide behandelte. Nachdem er 1756 wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, wird sein Befinden, wie wir durch die zahlreichen Briefe verfolgen können, immer trostloser. Dazu kam noch die politische Entzweiung Preußens und Frankreichs im siebenjährigen Kriege, die sein Herz zerriß. So irrte er rastlos und trostlos in Frankreich umher; er wollte dann nach Italien gehen, aber über Basel gelangte er nicht hinaus. Dort ist er in den Armen des jüngeren Johann Bernouilli am 27. Juli 1759 gestorben, nachdem er in die Hand seines Freundes die Erklärung abgegeben, daß er Voltaire verziehen habe.

Friedrich bewahrte seinem Präsidenten die Treue über das Grab hinaus. Ja, gerade über dem Grabe erhob sich wiederum, wie vor sieben Jahren, ein lebhafter Kampf mit dem unversöhnlichen Voltaire. Der König hatte trotz Allem, was er durch ihn erlitten, auf die Dauer nicht ohne ihn auskommen können. So war wieder ein Briefwechsel in Gang gekommen, der aber bei Maupertuis' Tod einen sehr gereizten Ton annahm. Voltaire hatte das traurige Ereigniß allen seinen Freunden gegenüber zu elenden Wiederholungen seiner Akakiaspäße mißbraucht. Der König redete ihm heftig ins Gewissen. „Ich glaube," schrieb er ihm am 17. November 1759, „Sie wären im Stande, in die Unterwelt wie Orpheus hinab zu steigen, aber nicht um Pluto zu erweichen, nicht um die schöne Emilie zurückzuführen, sondern um an diesem Jammerorte einem Feinde nachzusetzen, den Ihre Rachsucht bereits auf dieser Erde nur allzu sehr verfolgt hat. Opfern Sie doch mir oder vielmehr Ihrem Ruhm Ihre Rache, auf daß das größte Genie Frankreichs auch der großmüthigste Mann seiner Nation heiße."

Aber dieser bewegliche Appell an das Ehrgefühl Voltaire's hatte nur den Erfolg, daß dieser mit unwahren Insinuationen die Treue des Verstorbenen gegen den König antastete. Da bricht nun aber Friedrich's heller Zorn los.

Aus Freiberg, 3. April 1760, antwortet er ihm: „Welche Wuth stachelt Sie denn immer noch gegen Maupertuis?“ Nachdem er die Verdächtigung kurz zurückgewiesen und die Ehre des Todten gewahrt, bricht er in die Verse aus:

„O laß sie endlich ruh'n in Frieden,
Die Manen unsres Maupertuis!
Die Wahrheit selbst hat sich entschieden
Und wappnet sich zum Kampf für sie.

Sein treu Gemüth, sein edles Streben
Mög' als ein Muster vor Dir schweben:
Maupertuis konnte Dir verzeih'n,
Was Du verleumdend einst gewitzelt,
Und niedrig schwärzend hingekritzelt,
Um ihn voll Bosheit zu verschrei'n.

Ziemt denn solch Rasen dem Poeten,
Der meinem Herzen nah' getreten?
Wie? Jener edle, hohe Geist
Besudelt sich mit Schandpamphleten,
Die selbst der Tod nicht schweigen heißt!

So schwärmen beutegier'ge Raben
Mit frohem Krächzen durch die Luft;
Sie kreisen um die frische Gruft,
Am Leichenschmause sich zu laben.

Nein! Dieser Freveltaten Zug
Zeigt nimmer mir den Geistesflug,
Der uns erschuf die Henriade:
All jener Tugenden Parade,
An die ich glaubte, war Betrug.

Ach! Wenn in Dir trotz aller Fehle
Nicht ganz verblich der Ehre Schein,
So stimm' in meine Seufzer ein
Um Deine reuvergess'ne Seele.“

Umgehend langte Voltaire's Antwort an (vom 21. April). Er entschuldigt sich erst ein wenig, um dann mit aller Macht zum Angriff gegen den König selbst vorzugehen und alles Unrecht aufzuzählen, das ihm dieser in seinem Leben angethan habe. Man erwartet, daß der König auf eine solche, ohne jede Feinheit und jeden Tact geschriebene Invective den Briefwechsel abgebrochen oder wenigstens seiner Entrüstung Ausdruck verliehen habe. Aber was geschieht? Er antwortet aus Meißen (12. Mai) mit philosophischer Ruhe und heiterer Ueberlegenheit. Die Angriffe weist er mit einem Worte ab, und dann fährt er, anknüpfend an ein trübes Wort Voltaire's, also fort: „Sprechen Sie mir nicht von Ihrem Sterben! Sie werden mich und die Hälfte der gegenwärtigen Generation zu Grabe tragen. Sie werden das Vergnügen haben, auf mein Grab ein boshaftes Couplet zu dichten, und ich will mich darüber nicht ärgern; im Gegentheil, ich gebe Ihnen schon jetzt Absolution dafür. Sie werden gut daran thun, diese Stoffe schon jetzt bereit zu halten. Vielleicht werden Sie eher, als Sie denken, davon Gebrauch machen können.

Was mich betrifft, so werde ich da unten Virgil erzählen, es gebe einen Franzosen, der ihn in seiner Kunst übertroffen habe. Ebenso werde ich zu Sophokles und Euripides reden; ich werde mit Thukydides von Ihrer Histoire sprechen, mit Curtius von Ihrem Charles XII., und ich werde vermuthlich von allen diesen Todten gesteinigt werden, weil sie neidisch darauf sind, daß ein einziger Mensch so viel verschiedene Verdienste in sich vereinigen konnte. Aber dann wird Maupertuis kommen und, um Jene zu trösten, den Zoilus in einem Winkel den Akakia vorlesen lassen."

Mit dieser Satire, der an Feinheit und Grazie Voltaire nichts Aehnliches zur Seite stellen könnte, hat Friedrich die Manen seines verstorbenen Freundes in edler Weise gerächt. Uns aber bleibt die Genugthuung, daß der unglückliche Mann, dem zwei hochberühmte Landsleute, Gesinnungsgenossen und Freunde treulos die Freundschaft gebrochen haben, anhängliche Liebe und dankbares Andenken über das Grab hinaus bei Denen gefunden hat, die immer noch wie zu Tacitus' Zeit „halsstarrige Treue" für die erste Mannestugend erachten. So betrachtet, wird die traurige Lebensgeschichte des Präsidenten Maupertuis zu einem unverwelklichen Blatte im Ruhmeskranze Friedrich's des Großen und seiner Akademie.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Februar.

Wie bereits aus Anlaß des mit der chinesischen Regierung über die Abtretung der Bucht von Kiaotschau abgeschlossenen Vertrages die staatsmännische und diplomatische Begabung des deutschen Staatssecretärs des Auswärtigen, Herrn von Bülow, sich in der günstigsten Beleuchtung zeigte, erwies dieser auch in der Reichstagssitzung vom 8. Februar seine glänzende Befähigung für die parlamentarische Vertretung seines Ressorts. In lichtvollen, von feinsinnigem Humor durchwehten Ausführungen gab Herr von Bülow eine mit wohlverdientem Beifalle aufgenommene Darstellung der deutschen auswärtigen Politik, wie sie sich in Ostasien bethätigt hat, sowie in der kretischen Frage weise zurückhält. Daß auch nicht im Leisesten die chauvinistische Note angeschlagen wurde, gereicht den zugleich als oratorische Leistungen bedeutsamen Parlamentsreden des Staatssecretärs zum weiteren Vorzuge. Da die Besitzergreifung der Bucht von Kiaotschau im Auslande hie und da als eine Verletzung russischer Interessen bezeichnet wurde, constatirte Herr von Bülow, daß die deutsche Politik sich vielmehr im Einklange mit derjenigen Rußlands befinde, dessen Interessen in Europa nirgends die deutschen durchkreuzen und in Asien mit diesen parallel laufen, wie denn auch die naturgemäße Entwicklung des benachbarten Kaiserreiches von Deutschland mit aufrichtiger Freude und neidloser Sympathie beobachtet werde.

In voller Uebereinstimmung mit früheren Ausführungen wies der deutsche Staatssecretär dann die Annahme ab, daß Ursache zu einem Conflicte mit Großbritannien vorliege. Er betonte vielmehr, daß man glücklicher Weise in London an allen maßgebenden Stellen nicht im Zweifel darüber sei, daß es nur im Interesse des Culturfortschrittes und des Weltfriedens liege, wenn Deutschland auch mit Großbritannien ein harmonisches Zusammengehen pflege. Da Herr von Bülow nicht unterließ, zugleich auf die guten Beziehungen zu China hinzuweisen, das die berechtigten Wünsche Deutschlands, ebenso wie andere Mächte einen territorialen Stützpunkt in den ostasiatischen Gewässern zu besitzen, erfüllt hat, befriedigten die Erklärungen des deutschen Staatssecretärs nach allen Richtungen. Die wirthschaftlichen Vortheile, die sich Deutschland in dem mit China abgeschlossenen „Pachtvertrage" gesichert hat, sind in der That wohl geeignet, mit Anerkennung hervorgehoben zu werden. Gebührt diese aber in hohem Maße dem activen Vorgehen Deutschlands in Ostasien, so darf nicht minder die Zurückhaltung gerühmt werden, die von der deutschen Politik in der kretischen Frage an den Tag gelegt wird. Daß Deutschland sich an einem positiven Drucke auf die Pforte weder betheiligte noch betheiligen wird, kann im Hinblick auf die guten Beziehungen zum Sultan nur gebilligt werden. Da in diesem Zusammenhange oft von dem „europäischen Concerte" gesprochen wurde, erwiderte Herr von Bülow in einem ebenso gefälligen wie treffenden Bilde: „Wenn Streit entsteht, treten wir ruhig bei Seite, wenn Disso-

nanzen laut werden, legen wir die Flöte still auf den Tisch und verlassen den Concertsaal."

Waren die Bemühungen der europäischen Großmächte während des türkisch-griechischen Krieges vor Allem darauf gerichtet, die Aufrollung der orientalischen Frage in großem Stile zu verhüten, so durften diese Bestrebungen nach dem glücklichen Abschlusse der Präliminar-Friedensverhandlungen in Constantinopel als erfolgreich gelten. Für die Vermeidung zukünftiger Verwicklungen bedeutsam war auch das entschiedene Eintreten der deutschen Regierung zu Gunsten einer internationalen Controle der griechischen Finanzen, die nicht nur die Befriedigung der Staatsgläubiger Griechenlands innerhalb gewisser Grenzen sichern, sondern auch die Gefahr neuer kriegerischer Anwandlungen in Athen abwehren sollte. Nachdem sich im jüngsten Kriege gezeigt hatte, daß die griechische Regierung keineswegs nur der Noth gehorchte, als sie die auswärtigen Gläubiger wesentlich in ihrem Zinsgenusse verkürzte, sondern sich die Sammlung eines Kriegsschatzes angelegen sein ließ, war es eine friedliche Aufgabe der Großmächte, der Wiederkehr solcher Zustände vorzubeugen. Der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen durfte daher bereits in der Budgetcommission des Reichstages betonen, daß die deutsche Regierung bei der Abschließung des Präliminar-Friedensvertrages und seither in Athen in jeder Weise sich der Rechte der deutschen Gläubiger Griechenlands angenommen, und dies um so lieber gethan habe, als sie sich bewußt gewesen sei, nicht nur für diese einzutreten, sondern zugleich für alle diejenigen Gläubiger anderer Länder, die in der Vergangenheit in ihren Ansprüchen verkümmert worden sind. Nicht minder lag die europäische Finanzcontrole im Interesse Griechenlands selbst, das ohne eine solche nicht diejenigen Summen erhalten würde, deren es für die Zahlung der Kriegsentschädigung an die Türkei und für die Heilung der erlittenen wirthschaftlichen Kriegsschäden bedarf. Daß Griechenland nur dann bessere Tage sehen kann, wenn es Ordnung in seine Finanzen bringt, darf als unleugbare Thatsache gelten. Auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, konnte der Plan, den Prinzen Georg von Griechenland zum Generalgouverneur der Insel Kreta zu ernennen, nicht als glücklich bezeichnet werden, da sich Griechenland in ein neues Abenteuer stürzen würde.

Die ottomanische Pforte verhehlte sich andererseits nicht, daß die Ernennung des griechischen Prinzen, der durch seine verfehlte „Argonautenfahrt" das Signal zum Ausbruche der Feindseligkeiten gab, schlecht im Einklange mit den Erfolgen der türkischen Waffen gestanden haben würde, da sie schließlich auf eine Angliederung Kreta's an Griechenland hinaus gekommen wäre. Mit Fug wurde auch in Constantinopel angenommen, daß die übrigen Balkanstaaten ihre Begehrlichkeiten gegenüber der Türkei kaum zurückgedrängt haben würden, falls sich gezeigt hätte, daß Griechenland trotz seines Friedensbruches und ungeachtet seiner kläglichen Niederlage Kreta als „Preis" erlangte. Bulgarien und Serbien würden sicherlich nicht ermangelt haben, ihr Glück ebenfalls zu versuchen, da nach dem Beispiele Griechenlands selbst im Falle des Unterliegens nichts verloren worden wäre, sondern nur ein Gewinn hätte erzielt werden können. Auffallend war daher, daß von russischer Seite der Vorschlag der Ernennung des Prinzen Georg unterstützt wurde, und Rußland in dieser Angelegenheit Hand in Hand mit Großbritannien zu gehen schien.

So konnte man eine Zeit lang an eine neue Gruppirung der europäischen Großmächte glauben; nur daß es durchaus verfehlt war, wenn der deutschen Regierung eine die friedliche Lösung der kretischen Frage störende Initiative zugeschrieben wurde. Ganz abgesehen zunächst davon, daß hierbei von einer friedlichen Lösung kaum die Rede sein konnte, hält die deutsche Regierung lediglich an ihrer neutralen Stellung fest; nur daß ihr nicht zugemuthet werden durfte, noch fernerhin ein deutsches Kriegsschiff in den kretischen Gewässern verweilen zu lassen, falls im Widerspruche mit dem Geiste des Präliminar-Friedensvertrages Prinz Georg von Griechenland als Gouverneur der Minosinsel die Opposition der

mohammedanischen Bevölkerung herausgefordert hätte. Erscheint aber die durch den Prinzen Georg zu erzielende „friedliche Lösung" schon von diesem Gesichtspunkte aus sehr problematisch, so kommen für die Türkei selbst noch andere Erwägungen in Betracht. Wäre doch ein Rückschlag innerhalb des gesammten ottomanischen Gebietes ganz unvermeidlich gewesen, dessen mohammedanische Bevölkerung nicht hätte verstehen können, daß ein Krieg siegreich durchgeführt werden muß, um dann dem Friedensstörer die von diesem von Anfang an begehrte Beute als unverdienten Lohn gewährt zu sehen. So hätte man sich auf einen neuen Ausbruch der Volksleidenschaften gefaßt machen müssen, und diejenigen Mächte, die den Prinzen Georg von Griechenland auf Kreta einzuführen gedachten, würden kaum in der Lage gewesen sein, die ganze Verantwortlichkeit für neue „armenische Greuel" abzulehnen. Für Deutschland lag also, gerade im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens, eine weitere Veranlassung zur Zurückhaltung vor, die auch für Oesterreich-Ungarn maßgebend war, zumal da diese Großmacht noch ein besonderes Interesse daran hat, daß die Begehrlichkeiten der Balkanstaaten zurückgedämmt, nicht aber geflissentlich erregt und geschürt werden.

Nicht überraschen konnte andererseits, daß die französische Regierung sich beeilte, ihre Sympathien für die Candidatur des Prinzen Georg kund zu geben. Ja, es durfte mit zutreffender Ironie darauf hingewiesen werden, daß die Pariser Blätter auch in diesem Falle russischer als der Zar sein zu müssen glaubten, wie denn auch in Rußland sich abweichende Stimmen in der Presse vernehmen ließen. Durchaus verfehlt war es überdies, in der Angelegenheit der Ernennung des kretischen Gouverneurs den durch England unterstützten Zweibund gegenüber dem Dreibunde ausspielen zu wollen, der als solcher in dieser Frage gar nicht in Betracht kommen konnte. Wie die durchaus abwartende Stellung Deutschlands von Anfang an klar vorgezeichnet war und Oesterreich-Ungarn sich nicht minder durch seine auf die Erhaltung des Friedens abzielenden Bestrebungen leiten ließ, konnte auch von einem Widerstande Italiens nicht die Rede sein. Wohl aber hielt die italienische Regierung daran fest, nur dann sich einem Vorschlage bei der ottomanischen Pforte anzuschließen, wenn alle Mächte zustimmten. In Frankreich wird man sich überdies kaum verhehlen, daß für Englands Verhalten andere Erwägungen maßgebend waren als für Rußland, so daß dieser neue Dreibund bis auf Weiteres nicht als Factor in die politischen Berechnungen eingestellt zu werden brauchte. In Bezug auf die unvermeidlichen Gegensätze zwischen Rußland und England konnte doch kein Zweifel darüber obwalten, daß England in dem Prinzen Georg als Gouverneur von Kreta ebenso einen Förderer britischer Interessen erblickte, wie Rußland von ihm Gefügigkeit und Dankbarkeit erwartet hätte, falls die Combination zu Stande gekommen wäre. Es fehlte sogar nicht an Anzeichen, nach denen der Vorschlag dieses Candidaten für den kretischen Gouverneurposten gerade auf ein unüberwindliches Mißtrauen zwischen den beiden Großmächten zurückgeführt werden mußte, da insbesondere England durch eine Reihe von Maßnahmn auf der Insel sich dem Verdachte aussetzte, eine dauernde Occupation vorzubereiten.

In England wiederum konnte es nicht wirkungslos bleiben, daß in diesen Tagen erst wieder der französische Admiral Besnard im Namen der Regierung das Mittelländische Meer als „französischen Golf" bezeichnete und eine Reihe von Projecten entwickelte, die ihre Spitze vor Allem gegen Großbritannien richteten, während für dieses die Offenhaltung des Seeweges nach Ostindien eine Lebensfrage ist. Unzweifelhaft sind denn auch die französischen Begehrlichkeiten darauf gerichtet, in dem westlichen Theile des Mittelmeerbeckens das Uebergewicht zu erhalten, wogegen Rußland im östlichen Theile eine maßgebende Stellung erlangen soll. So lange die Eröffnung der Meerengen für Rußland noch nicht erreicht ist, handelt es sich allerdings um ein Zukunftsproblem. In England erscheinen aber jedenfalls die Schaffung eines russischen Mittelmeergeschwaders, dem alle französischen Häfen bereitwilligst erschlossen sind, sowie die Nachrichten über die für den Hafen

von Bizerta geplanten Bauten, die auch für die unmittelbar gegenüber liegende sicilianische Küste bedrohlich werden könnten, als Symptome, die nicht übersehen werden dürfen.

Rußland hat inzwischen seine Friedensliebe in dankenswerther Weise von Neuem bethätigt, indem es den Vorschlag der Candidatur des Prinzen Georg allem Anscheine nach zurückzog. Irrig war jedoch im Hinblick auf die bereits bezeichneten Gründe für die Zurückhaltung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns die Darstellung des russischen „Regierungsboten", wonach die von Frankreich, England und Italien mit Sympathie aufgenommene Candidatur, abgesehen von der ottomanischen Pforte, auch dem Widerstande Deutschlands und Oesterreich-Ungarns begegnet wäre. Wie von einem „Widerstande" dieser beiden Großmächte nicht die Rede sein konnte, ließ andererseits die Sprache der unterrichteten italienischen Presse durchaus nicht auf ausgeprägte Sympathien für die nunmehr von Rußland aufgegebene Lösung der kretischen Angelegenheit schließen. Die russische Regierung hat sich aber jedenfalls ein neues Verdienst um den Weltfrieden erworben, und man durfte mit Sicherheit vorhersehen, daß ein Theil der französischen Presse die jüngste Phase der Orientpolitik wiederum gegen Deutschland verwerthen würde.

Zunächst waren sämmtliche französische Blätter allerdings durch die „Dreyfus-Frage" und den Zola-Proceß in Anspruch genommen. Je mehr die öffentliche Meinung in allen übrigen civilisirten Ländern die „Dreyfus-Frage" für unaufgeklärt erachtet, desto hartnäckiger sträuben sich die maßgebenden Factoren Frankreichs, die Nothwendigkeit der Revision des verhängnißvollen Processes zuzugestehen. Der französische Conseilpräsident Méline und der Kriegsminister General Billot mögen immerhin, zum Theil wenigstens, unter dem Drucke des Terrorismus stehen, der von Rochefort und dessen Gesinnungsgenossen ausgeübt wird; trotzdem muß der Götzendienst, der in allen officiellen Erklärungen mit dem Schlagworte res judicata getrieben wird, eine um so schärfere Kritik herausfordern, als die gegen den früheren Capitän Dreyfus in der Anklageschrift vorgebrachten materiellen und moralischen Verdachtsgründe seither keineswegs bestätigt worden sind. Die Erklärungen, die der Staatssecretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, am 24. Januar in der Budgetcommission des Reichstages abgegeben, sind nicht bloß in Deutschland, sondern auch, abgesehen von den jede Belehrung schroff zurückweisenden chauvinistischen französischen Kreisen, in der gesammten civilisirten Welt für durchaus beweiskräftig erachtet worden. So lange die Anklageschrift gegen Dreyfus nicht im vollen Wortlaut vorlag, war auch nicht bekannt, an welche Macht dieser frühere französische Officier militärische Geheimnisse verrathen haben sollte. Ist nun auch in diesem Actenstücke nicht in dürren Worten hervorgehoben, daß es sich um Deutschland handle, so wird ein solcher Rückschluß doch durch den Hinweis veranlaßt, Dreyfus sei ohne Paß und besondere Erlaubniß in der Lage gewesen, zu wiederholten Malen Elsaß-Lothringen zu besuchen, während sonst französischen Officieren in dieser Hinsicht von Seiten der deutschen Behörden die größten Schwierigkeiten bereitet werden.

Der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, brauchte sich also nicht dagegen zu verwahren, daß er sich in innere Angelegenheiten einmischte, wenn er alle Phantasien, nach denen Deutschland beim angeblichen Verrathe des Dreyfus eine Rolle gespielt haben sollte, zurückwies. So erklärte er aufs Allerbestimmteste, daß zwischen dem gegenwärtig auf der Teufelsinsel befindlichen früheren Capitän Dreyfus und deutschen Organen Beziehungen oder Verbindungen irgend welcher Art niemals bestanden haben. Da die Gegner der Revision in Frankreich heute noch daran festhalten, das Verzeichniß der einer fremden Macht verrathenen militärischen Geheimnisse sei in einem Papierkorbe einer auswärtigen diplomatischen Vertretung aufgefunden worden, führte Herr von Bülow mit Humor und nicht, ohne der französischen Leichtgläubigkeit ein Epigramm anzuheften, aus, diese Geschichte von dem angeblich in einem Papierkorbe gefundenen Briefe eines mysteriösen Agenten würde sich vielleicht in einem Hintertreppenromane hübsch aus-

nehmen, existire aber natürlich nur in der Phantasie und habe in Wirklichkeit nie stattgefunden. Bezeichnend ist, daß der Staatssecretär diese Erklärungen nicht aus eigener Initiative, sondern auf eine bezügliche Anfrage des Abgeordneten Richter abgab, so daß die Absicht, im Hinblick auf die gerade in Frankreich angestrengten Processe eine Einwirkung auszuüben, ausgeschlossen war. Es geschah dann auch lediglich in Beantwortung einer Anfrage des Abgeordneten Hammacher, daß der deutsche Staatssecretär hinzufügte, ihm sei von Reisen des Dreyfus nach Elsaß-Lothringen nichts bekannt und noch weniger davon, daß hierbei dem früheren französischen Officier besondere Erleichterungen von deutscher Seite zu Theil geworden wären. Herr von Bülow unterließ aber nicht, zu constatiren, daß die sogenannte Dreyfus-Affaire zwar viel Staub aufgewirbelt habe, jedoch die zwischen Deutschland und Frankreich bestehenden, gleichmäßig ruhigen Beziehungen nicht zu stören vermochte.

Für die psychologische oder vielmehr pathologische Beurtheilung gewisser Kreise der französischen Bevölkerung ist charakteristisch, daß die klaren und bündigen Ausführungen des Herrn von Bülow, die mit den gewundenen, zweideutigen Darstellungen der französischen Staatsmänner in einer für diese keineswegs vortheilhaften Weise contrastirten, von einem großen Theile der französischen Presse nicht ernsthaft genommen, sondern als diplomatische Ausflüchte bezeichnet wurden. Zu diesem Behufe wurde mit zwei Gegenargumenten operirt, die beide eine besondere Beleuchtung verdienen, zumal da die „Dreyfus-Frage" mit dem gegen Emile Zola angestrengten Schwurgerichtsprocesse noch lange nicht erschöpft ist. Einmal wurde nun behauptet, daß Dreyfus selbst nach seiner Verurtheilung einem französischen Officier das Geständniß seiner Schuld abgelegt habe, worüber auch eine Aufzeichnung sich bei den Acten befinde. Ferner hieß es, daß dem Kriegsgerichte noch eine geheime Pièce unterbreitet worden sei, aus der die Schuld des Angeklagten in unwiderlegbarer Weise hervorgegangen sein soll.

Beide Beweisgründe sind aber vielmehr geeignet, die Revision des Processes geboten erscheinen zu lassen, während durch sie zugleich erhärtet wird, welcher Kampfmittel sich Diejenigen bedienen, die unter dem Deckmantel der Rechtspflege aller Gesetzlichkeit Hohn sprechen. In den maßgebenden Kreisen Frankreichs kann allerdings nicht die Auffassung herrschen, daß der Leiter der deutschen auswärtigen Politik jede Beziehung oder Verbindung irgend welcher Art für alle deutschen Organe in bestimmtester Weise in Abrede stellen würde, falls ein Geständniß des Schuldigen vorliegen könnte. Die Möglichkeit, daß Dreyfus bei einer Revision seines Processes auch deutsche Organe belasten oder nur anschuldigen könnte, müßte selbst in Frankreich als vollgültiger Beweis für die absolute Glaubwürdigkeit der deutschen Erklärungen erscheinen. So drängt sich die Annahme auf, daß ein bindendes Geständniß des Dreyfus in Wirklichkeit nicht existirt, wodurch allerdings nicht ausgeschlossen wird, daß Aufzeichnungen anderer Officiere vorhanden sind. Wäre doch sonst unbegreiflich, daß der Conseilpräsident Méline, anstatt sich in unbestimmten Aeußerungen zu ergehen, nicht einfach authentische Mittheilungen über Form und Inhalt dieses angeblichen Schuldbekenntnisses machte, dessen Existenz von dem Vertheidiger des Dreyfus energisch bestritten wird. Da das Geständniß erst nach der Verurtheilung abgelegt worden sein soll, hätte die französische Regierung sicherlich alle Ursache, gerade im Wiederaufnahmeverfahren durch das Geständniß des Angeklagten Nichtigkeitsfehler des früheren Processes zu beseitigen.

In dieser Beziehung kommt insbesondere das „geheime Actenstück" in Betracht, das den Mitgliedern des Kriegsgerichtes erst im Berathungszimmer vorgelegt worden sein soll, ohne daß der Angeklagte und dessen Vertheidiger auch nur die geringste Kenntniß davon erhielten. Es wäre aber geradezu eine Ungeheuerlichkeit im juristischen Sinne, falls die Verurtheilung des Dreyfus in der That auf ein Schriftstück hin erfolgt wäre, über das sich zu äußern weder er, noch sein Rechtsbeistand in der Lage war. Um so bemerkenswerther ist daher, daß in voller Uebereinstimmung

mit dem deutschen Staatssecretär des Auswärtigen auch der italienische Unterstaatssecretär desselben Ressorts in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 31. Januar unter dem Beifalle der Abgeordneten erklärte, daß weder der Militärattaché noch andere Mitglieder der italienischen Botschaft in Paris directe oder indirecte Beziehungen zum früheren Capitän Dreyfus hatten.

Sind nun aber in dieser Weise Deutschland und Italien aus der Reihe der Mächte ausgeschieden, an die die in Betracht kommenden militärischen Geheimnisse verrathen worden sein könnten, so entsteht die Frage, um welche Macht es sich dann wohl handeln soll; eine Frage, die in der Presse aller Länder, die russische nicht ausgenommen, aufgeworfen worden ist. Sollten aber nach dem Beispiele der Vertreter des auswärtigen Ressorts in Deutschland und Italien auch in den übrigen Ländern alle Beziehungen zu Dreyfus in Abrede gestellt werden, so wäre thatsächlich eine Revision des Processes erfolgt, die, ganz unabhängig von französischen Kriegsgerichten, volle Klarheit in eine Angelegenheit gebracht hätte, deren Tragweite nicht auf den einzelnen Fall beschränkt bleibt. Vielmehr werden durch die Behandlung der Dreyfus-Frage von Seiten der französischen Regierung in allen Ländern Betrachtungen hervorgerufen, die selbst in einem so franzosenfreundlichen Blatte wie der „Indépendance belge“ die Form scharfer Kritik annehmen. Hieraus erklären sich auch die zahlreichen Zustimmungserklärungen, die aus allen Culturländern an Emile Zola wegen seines mannhaften Eintretens für Recht und Gesetzlichkeit gerichtet wurden. Nicht ein geringes Maß von Bürgermuth war erforderlich, um den bis zur Siedehitze gesteigerten Volksleidenschaften Trotz zu bieten.

Als Zola zuerst, in Uebereinstimmung mit dem früheren Vicepräsidenten des Senates, Scheurer-Kestner, für die Revision des Dreyfus-Processes eintrat, fehlte es jenseit der Vogesen nicht an Stimmen, die das Verhalten des Romandichters auf den Wunsch, von sich reden zu machen, zurückgeführt wissen wollten. Ihm habe wohl gar die Rolle Voltaire's in Bezug auf Jean Calas, das Opfer des Religionsfanatismus, vorgeschwebt, spotteten Andere, die sehr wohl begriffen, daß unter den Schriften Voltaire's diejenige: „Sur la tolérance à cause de la mort de Jean Calas“ nicht am wenigsten einen Ruhmestitel auf Unsterblichkeit darstellt. Zola konnte sich aber von Anfang an nicht verhehlen, daß er gerade seine Volksthümlichkeit in Frankreich und materielle Vortheile aller Art aufs Spiel setzte, als er, anstatt den aufgewühlten Volksleidenschaften zu schmeicheln, der überwältigenden Mehrzahl seiner Landsleute den Fehdehandschuh hinschleuderte. So gereicht es ihm sicherlich zur höchsten Ehre, daß Italiens größter jetzt lebender Dichter, Giosuè Carducci, die Adresse verfaßt hat, die ihm aus Anlaß seines Processes vor den Pariser Geschworenen übermittelt worden ist. „Ihnen, dessen Schriftstellerruhm von der Bürgertugend gekrönt wird, der Sie Ihr Leben jeder Verfolgung aussetzen, Ihr Haus jedem Angriffe öffnen und Ihre Volksthümlichkeit wie eine unnütze Last von sich werfen, um für die Gerechtigkeit einzutreten, für die Brüderlichkeit zu kämpfen und die Menschlichkeit zu vertheidigen, Ihnen, der Sie so die Kunst des Schriftstellers adeln, indem Sie beweisen, daß diese sich nicht mit Gewinnsucht und Egoismus umgürtet und nicht in der ästhetischen Betrachtung aufgeht, sondern mitten im Strome des Lebens steht und an das Wahre und Gute glaubt, Ihnen, dem Bruder und Meister, entbieten wir italienischen Pfleger der Künste und Wissenschaften Gruß und Dank und rufen Ihnen unsere Bewunderung zu.“ Diese Auffassung des mannhaften Vorgehens Zola's wird sicherlich in der ganzen civilisirten Welt von allen Unbefangenen getheilt, und durch die Verhandlungen vor den Pariser Geschworenen konnten die Sympathien zu Gunsten des Vorkämpfers für Recht und Gesetzlichkeit nur noch erhöht werden.

Literarische Rundschau.

Dr. Wilhelm Cahn's Pariser Gedenkblätter.

[Nachdruck untersagt.]

Pariser Gedenkblätter. Tagebuch-Aufzeichnungen aus der Zeit des großen Krieges, der Belagerung und der Commune. Von Dr. Wilhelm Cahn. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane & Co. 1898.

Von den vielfältigen Formen, das, was Einer selbst gesehen, der Mit- und Nachwelt zu bewahren, ist ein Tagebuch die beste. Denkwürdigkeiten, Erinnerungen, Erlebnisse, Autobiographieen — Alles recht schön, dankenswerth und oft viel anziehender; an Treue und Objectivität kommt doch nichts dem Instrumente gleich, welches eine Tag für Tag einregistrirte Fixirung des ganz neu und eben Wahrgenommenen und Empfundenen wiedergibt. Das ist die Dienstleistung der Photographie mit ihren großen Vorzügen, wenn auch mit ihren unvermeidlichen, aber secundären Unzulänglichkeiten. Zu literarischen Meisterwerken, wie so manche Memoiren, werden solche Tagebücher nur höchst selten sich erheben. Sie geben eben ein Abbild, aber kein Gemälde. Sie sind nicht zum Genuß präparirt, sondern fürs Gedächtniß festgelegt. Ja man könnte sagen: je kunstloser sie sich vorstellen, desto besser entsprechen sie ihrer Bestimmung.

Freilich darf man sich deshalb noch nicht darum blind ihnen anvertrauen, weil sie in diesem Gewand der täglichen Aufzeichnung einhergehen. Der Mensch bleibt immer Mensch. Was durch seinen Kopf hindurch von der Außenwelt aufs Papier übergeht, wird immer Transposition sein, von der Form und Substanz des Gehirns, durch welche es durchpassirt, mehr oder weniger annehmen. Auch die aufrichtigst gewollte Wiedergabe des Erlebten bleibt immer eine Uebersetzung aus der gegenständlichen Welt in die subjective Aufnahme und Wiedergabe, und auch hier heißt es Traduttore Traditore. Nichts Bedenklicheres als Zeugenaussagen, und nichts weniger richtig, als daß aus zweier Zeugen Mund alle Wahrheit kund wird. Den jungen Juristen sollte vor Allem eingeprägt werden, gegen Zeugenaussagen auf der Hut zu sein. Es klingt sonderbar, aber es ist doch wahr: nichts schwerer, als genau auszusagen, was man gesehen hat. Dazu gehört eine Selbstcontrole, die nur der gebildetste Mensch besitzt. Wenn die Richter immer gebildet genug gewesen wären, um dies zu wissen, wäre viel grausames Unrecht in der Welt vermieden worden.

Um die Glaubhaftigkeit eines Zeugen historischer Ereignisse zu würdigen, muß man sich ihn ansehen, wie es der Richter thun sollte. Weß Geistes Kind ist er? Sieht er und spricht er ohne Voreingenommenheit, und hat er gute Augen? War er auf einem Standpunkt der Beobachtung, von dem aus er gut sehen konnte? Hat ihm sein eignes Interesse oder seine Phantasie nichts unbewußter Weise eingegeben, das den Blick in schiefe Richtung führte? Die Ehrlichkeit gemeinen Schlages muß stillschweigend vorausgesetzt werden.

Alle diese Fragen können für das vorliegende Werk in günstiger Weise bejaht werden. Der Verfasser erscheint im Lichte seiner Darstellung als ein lebhafter

Mensch, der naiv drein schaut, denkt und berichtet. Wo er hie und da sich einem gewissen Kunstgenuß im Schreiben hingibt, zeigt sich eine muntere Gemüthlichkeit, die um so mehr einlädt, ihm zu vertrauen. Er meint es gut mit sich und mit keinem Anderen böse. Es gibt Tagebücher, denen man anmerkt, sie sind, obgleich Momentbilder, doch niedergeschrieben, um den Autor seiner Erlebnisse oder seiner schönen Seele wegen später der Welt interessant zu machen. Hier ist nichts davon; höchstens hie und da Freude daran, daß ihm so Merkwürdiges passiren konnte und daß er sagen kann: ich war auch dabei, ich, dem das nicht an der Wiege gesungen worden war. Der Mann war gut vorbereitet und gut gestellt, um zu sehen, und was er sah, war sehr der Mühe werth.

Gar viele Deutsche, die schreiben können, haben das furchtbar interessante Schauspiel des großen Krieges in Frankreich mitgemacht und darüber berichtet. Sie alle haben die Dinge vom deutschen Ufer aus, von Außen nach Innen verfolgen und beschreiben können. Dagegen solcher, welche die Dinge von Innen nach Außen, vom Herzen Frankreichs aus und inmitten des französischen Volkslebens mitmachen konnten, gibt es natürlich nur wenige. Einer allerdings hatte Gelegenheit dazu und hat sie wunderschön ausgenutzt. Es kann auf diesem Felde nichts Schöneres geben als Th. Fontane's Aufzeichnungen aus den Tagen seiner Kriegsgefangenschaft. Liebenswürdige Darstellung unlieber Schicksale, heitere Geistesfreiheit in widerwärtigen Zwangsnöthen, poetische Auffassung tragischer und komischer Erlebnisse, hier vereinigt sich Alles, um ein kleines Meisterstück, eine wahre Perle autobiographischer Literatur zu Stande zu bringen. Ein solcher Leckerbissen sind die zwei vorliegenden, im selben Verlag erschienenen Bände nicht. Aber für den Wißbegierigen und den zukünftigen Historiker sind sie Wichtiges, und dabei lesen sie sich um ihrer Lebhaftigkeit wie um ihres Inhaltes willen doch sehr leicht und angenehm. Und wenn Fontane, von Lothringen aus quer durch Frankreich bis ans Meer geschleppt, Gelegenheit hatte, den französischen Provinzialen an der Quelle zu studiren, so hatte Cahn dagegen den Vorzug, am Mittelpunkt der Schicksalsleitung, am Herde der Küche zu sitzen, in deren Hexenkessel die dämonischen Ingredienzen der aus dem Zerfall des Empire aufsteigenden Republik durcheinander brodelten.

Wie kam der Doctor philologiae Cahn auf dieses Observatorium, und wie hatte er sich dazu vorbereitet? Er ist ein Mainzer Kind, und das gab ihm einige Anlage, sich mit dem Durchschnitt der Pariser Bevölkerung leichter in Berührung zu bringen, als es den meisten seiner deutschen Landsleute gelingen mochte. Zur Zeit, da er ein Schulknabe war, sagen wir vor etwa fünfzig Jahren, ging durch die Bewohner seiner Vaterstadt noch etwas wie ein Nachklang jener Zeit, da sie der Sitz der deutschen Clubbisten und dann ein großes Heerlager für die Armee des großen französischen Eroberers gewesen war. Man verfolgte noch mit Vorliebe die politischen Ereignisse an der Seine und begeisterte sich gerne für das, was da Bewegliches vorzugehen schien. Ein leichtlebiger Sinn, nicht abgeneigt, auch ein wenig zu schwadroniren, gab dem deutschen Wohlgefallen an Weib, Wein und Gesang, das bis auf diesen Tag die Stadt noch mehr als die sonstige deutsche Welt regiert, einen besonderen Anstrich, der etwas Gallisches an sich hatte. Nachdem er auf deutschen Universitäten promovirt, kam unser Autor durch zufällige Fügung nach Paris, um da in einer Schule Unterricht zu ertheilen. Im Lauf der Zeit vertauschte er diese Stellung mit der eines Hülfsarbeiters auf der Kanzlei der badischen Gesandtschaft, an deren Spitze eine unter dem zweiten Kaiserreich wohlbekannte Figur stand, ein Herr von Schweizer, der in die Gegenwart wie ein Ueberbleibsel aus der Verschwägerung der Beauharnais mit den Zähringern herüberragte. Von der badischen Gesandtschaft ging er zur bayrischen und wurde allda nach einigen zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten abgesessenen Dienstjahren zum regelrechten Kanzler und königlich bayrischen Unterthanen befördert. In letzterer Eigenschaft steht er noch heute unter seinem gleichfalls bayrischen Oberhaupt,

dem Fürsten Hohenlohe, im Dienste des kaiserlichen Amtes des Auswärtigen in der Wilhelmsstraße, als Geheimer Legationsrath und College des großen Dramatikers Ernst v. Wildenbruch. Als es zum Ausbruch des Krieges kam, fiel unserm bayrischen Kanzler vom Zufall sofort eine besondere Mission in den Schoß, die ihn für immer in engste Verbindung mit der Weltgeschichte brachte. Auf Seite 66 des Tagebuchs steht Folgendes zu lesen:

„Sonntag, den 17. Juli. Vom Grafen Quadt (dem bayrischen Gesandten in Paris) bekam ich sofort einen eigenhändigen Brief Napoleon's an Seine Majestät (König Ludwig von Bayern), den ich mit dem nächsten Zuge nach München bringen soll. Aus den Andeutungen des Grafen entnehme ich, daß Napoleon im Falle der Neutralitätserklärung Bayerns dessen territoriale Integrität garantirt."

Cahn tritt, mit dieser Liebeswerbung beladen, der ersten von so vielen leichtsinnigen Selbsttäuschungen der Epoche, die Reise nach München an, wird Zeuge der großen Volksbewegung in Deutschland und der entscheidenden Stunde, da im Münchener Ständehause der Geist der deutschen Einheit über den ultramontan-particularistischen Separatismus den Sieg davonträgt, die bayrische Armee in die große deutsche eintritt. Dann fällt ihm eine zweite Mission zu, noch origineller und vornehmlich noch productiver als die erste. Sie führt ihn nämlich nach Paris zurück. Es wird ihm vom auswärtigen Ministerium in München der Auftrag, die Privatangelegenheiten der Bayern während des Krieges, also während des Aufhörens einer bayerischen Gesandtschaft, auf völkerrechtlichem Gebiete in die Hand zu nehmen. Solches pflegte in der Weise zu geschehen, daß der betreffende Beamte der Gesandtschaft einer dritten neutralen Macht beigeordnet wird, unter deren Schutz und Privileg er seine Functionen versieht. Im gegebenen Fall war dies die Schweizer Gesandtschaft. An ihrer Spitze stand seit Jahren Doctor Kern, ein biederer, robuster, menschenfreundlicher Herr, den sich Louis Napoleon als Gesandten von der Eidgenossenschaft ausgebeten hatte, weil er, im Canton Thurgau, in dem das Schloß der Königin Hortense, Arenenberg, stand, geboren, einst sein guter Kamerad und steter Begleiter in jugendlichen Streifzügen und Abenteuern gewesen war. Die Regierung, welche aus der Niederlage von Sedan emporstieg, war dem alten Freund des Kaisers daher nicht besonders ans Herz gewachsen, und der deutsche Beigeordnete blieb stets im besten Verhältniß zu dem Schweizer Diplomaten. Nebst den Bayern hatte Cahn auch die Badenser zu vertreten, die übrigen Deutschen waren dem Schutz des amerikanischen Gesandten Washburne unterstellt. Der Posten für Bayern und Baden war keine Sinecure. Nach den ersten entscheidenden Schlachten entschied sich die französische Regierung dafür, daß kein waffenfähiger Deutscher heimreisen dürfte, um nicht die Reihen der feindlichen Heere verstärken zu lassen. Dann schlug diese Weisheit in ihr Gegentheil um, alle Deutschen jeden Alters und Geschlechts mußten fort, weil jeder der Spionage verdächtig war. Unser Autor that redlich das Seine, um alle Noth und grausame Verlegenheit der Betroffenen zu mildern. Es kam ihm dabei zu statten, daß er, seit einem Jahrzehnt eingewohnt, in verschiedenen Stellungen, z. B. auch als beeidigter Uebersetzer bei den Gerichten, mit den verschiedensten Leuten der Verwaltung und der Presse zu jener jovialen Bekanntschaft gekommen war, die sich in der Begrüßung mit „Mon cher" und „Mon bon" gefällt, und zwar nicht zu großen Opfern, aber doch zu kleinen Gefälligkeiten bei passender Gelegenheit zu brauchen ist und das Leben erleichtert. In dem Tagebuch folgen sich natürlich die Erfahrungen und Eindrücke der ganzen Kette von Katastrophen, abwechselnd in den bekannten Ausbrüchen bald von Wuth über die Schändlichkeit der Sieger, bald von Selbstbewunderung über die Erhabenheit der Besiegten, Alles auf Schritt und Tritt begleitet von der fruchtbaren Erfindungsgabe und der ihr entsprechenden Leichtgläubigkeit, die auch den schlimmsten Nachrichten gegenüber immer von neuen Rettungswundern zu fabuliren wußten — ein Ausfluß von psychologischem Selbst-

erhaltungstalent, das auch vor den greifbarsten Thatsachen sich nie zu capituliren entschließt und in dem Wohlgefallen an hohem Wortgepränge einen nie versiegenden Lebenstrank besitzt. Cahn blieb auf seinem Posten bis zu den letzten Zusammenstößen der Commune mit der regulären Armee der Versailler Regierung. Persönliche Fährlichkeiten hatte er nur in diesem fünften Act des Dramas unter der Commune zu bestehen. Da ist ihm zweimal etwas Erschießliches nahe auf den Leib gerückt. Aber sein „Savoir faire“, der richtige Ton, den er mit den improvisirten Würdenträgern anzuschlagen verstand, die alten Bekanntschaften, welche aus den vormaligen Begegnungen in der Bierwirthschaft direct zum neugebackenen Minister die Brücke schlugen, führten im kritischen Moment immer die Rettung herbei. Ernstes, Komisches und auch Gutmüthiges wechseln unterhaltend miteinander ab — wenigstens für den Leser, der dies Alles im Lehnstuhl an sich vorüberziehen läßt mit dem ewig neuen Reiz, den diese so tief in die Zeitgeschichte eingreifenden und einschneidenden Begebenheiten immer von Neuem ausüben, in Sonderheit, wenn der Leser zur siegreichen Partei gehört. Für den in Paris eingesperrten Gesandtschaftskanzler selbst scheint die Sache nicht so amüsant gewesen zu sein, wie man das beim bequemen Umdrehen der Blätter meint. Er beklagt sich geradezu über die Langeweile der eintönigen Belagerung mit ihrem ewigen Bumbum der von den Forts hinausschießenden Kanonen. Sonst hat er persönliche Leiden nicht ausgestanden. Er hat weder gefroren, noch gehungert, und, nach seinen Schilderungen zu urtheilen, die hierin mit vielen anderen übereinstimmen, ist es den meisten derer, die auch sonst nicht mit des Lebens Nothdurft zu kämpfen haben, ähnlich gegangen. Er behauptet, auch Rattenfleisch gegessen zu haben, aber mehr aus Uebermuth als aus Verzweiflung, und, so unverdächtig auch im Uebrigen seine Wahrhaftigkeit dasteht, hier läßt sie sich anzweifeln; denn wer Rattenfleisch ißt — sollte man denken —, fühlt sich auch verpflichtet, zu sagen, wie es schmeckt, und man dürfte noch eher verzeihen, daß er hier etwas geflunkert, als daß er die Erfüllung jener Pflicht vernachlässigt hätte.

In allen Phasen seines welthistorischen Abenteuers, welches sich von Mitte Juli 1870 bis Mitte Mai 1871 erstreckte, hat den mitten ins Feindesland hineinversprengten deutschen Beamten sein Vertrauen an den glücklichen Ausgang des blutigen Ringens keinen Augenblick im Stich gelassen. Was er beim Ausbruch des Krieges in München erlebt hatte, gab ihm von vornherein den festen Glauben an die unüberwindliche Macht des einigen Vaterlandes. Am 17. Mai verließ er Paris. Von Noisy-le-Sec aus sah er noch den Widerschein des ersten großen Flammenmeeres, in welchem sich die Commune ihr feuriges Grab bereitete. Am Schluß des zweiten Bandes befindet sich eine Reihe besonders interessanter Actenstücke und auch Abdrücke von originellen Legitimationsstücken, wie Brot- und Fleischkarten, welche die Schicksale der Pariser Menschheit während der Belagerung und der Commune zu versinnlichen dienen.

Der in der Hauptstadt eingeschlossene und mit den Angelegenheiten seiner bald thöricht, bald grausam behandelten Landsleute befaßte deutsche Beamte hat nicht Beobachtungen anstellen können, wie Theodor Fontane, der edle Schlachtenbummler. Ihm sind die Leiden des Kriegsgefangenen erspart geblieben, aber auch die Freuden an vielen schönen Zügen, welche mitten im tiefen Unglück und in der Verzweiflung noch die guten Gaben des französischen Ingeniums aufleuchten ließen. Wer viel und vielerlei erfahren hat, wird immer mehr sich davor bewahren, zu behaupten, eine bestimmte Verirrung könne sich nur der bestimmte Mensch oder das bestimmte Volk zu Schulden kommen lassen. Diese generalisirenden Urtheile sündigen dadurch, daß sie nicht genug generalisiren: Welcher Mensch und welche Nation unter gewissen Voraussetzungen nicht in gewisse Fehler, Irrthümer, Leidenschaften verfallen können, soll man nicht verschwören. Es kommt so viel auf die Umstände an, und das beste Gebet bleibt immer: Herr, führe uns nicht in Versuchung!

L. Bamberger.

Das Jubiläum der „Allgemeinen Zeitung".

[Nachdruck untersagt.]

Die „Allgemeine Zeitung" 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse. Von Ed. Heyck. München, Verlag der „Allgemeinen Zeitung". 1898.

„Viel bewundert und viel gescholten", darf die „Allgemeine Zeitung" den Anspruch erheben, das für die Entwicklung deutschen Geisteslebens wichtigste publicistische Organ der letzten hundert Jahre gewesen zu sein. Je nach Zeiten und Umständen war dieser Einfluß ein verschiedener. Das eine Mal hat er sich auf literarischem, das andere Mal auf politischem Gebiete geltend gemacht, er ist abwechselnd stark und schwach, erfreulich und unerfreulich gewesen, — er hat sich zu den einen Zeiten vornehmlich in Süddeutschland und Oesterreich, zu den anderen Zeiten außerhalb der deutschen Grenzen am nachdrücklichsten bewährt und bemerkbar gemacht. Gefehlt hat der Einfluß des Cotta'schen Weltblattes niemals, er hat vielmehr immer unter die Factoren gezählt, mit denen gerechnet werden mußte. Und das aus mehreren Gründen.

Den vornehmlichsten Grund hat einer der Redacteure dieses Blattes (vielleicht Dr. Kolb) in den vor etwa vierzig Jahren geschriebenen Satz zusammengefaßt: „Wir schreiben nicht für die Crapule, sondern für Staatsmänner, Gelehrte und Kaufherren". Damals nahm dieses Bekenntniß sich minder herausfordernd aus als in unseren democratischen Tagen. Stolz und anspruchsvoll hat es aber schon damals geklungen; um so anspruchsvoller, als er einer wirklichen Thatsache entsprach, und als die „Allgemeine Zeitung" in Wahrheit von sich rühmen durfte, von Rücksichten auf die Durchschnittsmeinung des Tages unabhängiger gewesen zu sein als andere Blätter.

So lange es Zeitungen gibt, hat man darüber gestritten, ob sie die Aufgabe haben, die öffentliche Meinung zum Ausdruck zu bringen oder diese Meinung zu bestimmen, d. h. Partei zu ergreifen und im Sinne derselben zu wirken. Bei der Wende des Jahrhunderts und bis in seine Mitte war die erstere Meinung die in Deutschland vorherrschende. Ihr hatte sich der Begründer des Blattes angeschlossen, und an ihr hat dasselbe während der Zeit seiner Größe festgehalten. Und zwar in einem ganz bestimmten Sinne. Niemals war die Absicht der „Allgemeinen Zeitung", die Stimmungen des profanum vulgus, der „Crapule", widerzugeben und triviale Popularität anzustreben: sie wollte sagen, wie die Gebildetsten und Einflußreichsten der Nation — und soweit möglich der gesammten Culturwelt — über die Tagesereignisse des Staats- und Literaturlebens dachten — sie wollte angeben, was die an den Zinnen der Gesellschaft hängende Glocke geschlagen habe.

Sieht man näher zu, so wird man in dem Vorstehenden die Erklärung für die starken und die schwachen Seiten, die Erfolge und die Fehlschüsse des berühmten Blattes finden, dessen Namen wir auf jeder Seite der früheren Abschnitte deutscher und europäischer Geschichte begegnen. Wen könnte Wunder nehmen, daß während einer Periode ausgesprochenen Vorwaltens literarischer und wissenschaftlicher Interessen die führende deutsche Zeitung ihren Schwerpunkt in den nicht-politischen Theil verlegte, und daß die Gesichtspunkte allgemein-menschlicher Bildung nachdrücklicher zum Ausdruck gebracht wurden als die Forderungen deutschen Staats- und Nationalgefühls? Und nicht das allein. So ausgesprochen stand vor hundert Jahren die Mehrzahl geistiger Führer Deutschlands auf der Seite der „Neufranken" und ihres Heerführers, daß die damals zu Tage getretene franzosenfreundliche Haltung Cotta's und seiner Gehülfen der Erklärung ebenso wenig bedarf wie die Einseitigkeit, mit welcher diese Männer inmitten völkererschütternder Kämpfe um die Weltherrschaft denjenigen Problemen nachgingen, welche die Vertreter unseres classischen

Idealismus beschäftigten. Wenn nicht den Besten, so doch den Gebildetsten wollte die „Allgemeine Zeitung" genügen, und diese Gebildetsten standen damals zu dem „Helden des Jahrhunderts", während den geschmähten Epigonen der Aufklärungsschule, den Merkel, Kotzebue und Genossen, überlassen blieb, den Kampf gegen den großen Corsen zu führen. Ludwig Geiger's neuerdings getroffenen Feststellungen über die ausgesprochene und hartnäckige Franzosenfreundschaft Alt-Weimars haben nur bestätigt, was intime Kenner unserer classischen Periode über diesen Punkt früher angedeutet, was Goethe und dessen Freunde niemals verhehlt hatten. Als in dem folgenden Jahrzehnt die Herrschaft des corsischen Imperators gebrochen worden war, lagen die Dinge allerdings anders. Immerhin aber sorgten Ermüdung, Armuth und Ruhebedürfniß des Geschlechts der Freiheitskriege dafür, daß die nationalen Strebungen der Jugend auf einen verhältnißmäßig engen Kreis beschränkt blieben, und daß die große Mehrheit der in Staat und Gesellschaft maßgebenden Elemente den Tendenzen des Metternich'schen Stabilitätssystems näher stand als den Stürmern und Drängern, welche, „wie es einst Luther that", ruhige Bildung zurückzudrängen drohten. Stand einmal fest, daß die „Allg. Zeitung" ihre Aufgabe darin sah, das Leben der Deutschen zu begleiten und nicht zu leiten, und die Stimmungen ihrer Zeit so zum Ausdruck zu bringen, wie sie sich in der herrschenden Schicht spiegelten, so verstand das Uebrige sich von selbst und sind weitere Ausführungen ebenso von Ueberfluß wie Erklärungen für die großdeutsche Richtung, welche das deutsche Weltblatt bis in die Tage der großen nationalen Krisis und namentlich während der Kriege von 1859 und 1866 verfolgt hat. Specifisch süddeutsch war die „Allg. Zeitung" stets gewesen, soweit sie nicht kosmopolitisch war, und dieser süddeutsche Charakter mußte sich in demselben Maße accentuiren, in welchem das Cotta'sche Organ aufhörte, Weltblatt zugleich im europäischen und im deutschen Sinne des Wortes zu sein. Auf welcher Seite die Sympathien des deutschen Südens während des Kampfes zwischen den beiden Großmächten standen, wissen wir aber Alle, und wenn wir es nicht wüßten, würde die „Allg. Zeitung" es uns sagen.

Was sie dem nationalen Interesse dadurch schuldig blieb, hat unsere Jubilarin auf anderen Gebieten reichlich eingebracht. Als Spiegel der Meinungen und Stimmungen, welche Jahrzehnte lang einen großen — ja man kann sagen den größten Theil unserer Höchstgebildeten beherrschten, wird sie Geschichtsschreibern der Zukunft von bleibendem, kaum auszumessendem Nutzen sein und unter den Quellen deutscher Staats- und Bildungsgeschichte eine wichtige Stellung einnehmen. Vornehmlich freilich für die letztere. Niemals hätte ein ausgesprochenes Parteiblatt die bedeutenderen literarischen Kräfte der Nation so nachhaltig in ihren Bereich ziehen und so mannigfachen Interessen der Wissenschaft und Kunst zum Mittelpunkte dienen können wie eine Zeitung, die sich mit der Rolle der Weltberichterstatterin begnügte, und die Allen offen stand, die sich an ein anderes Publicum als dasjenige der „Crapule" wenden wollten. Mit dieser starken Seite der „Allg. Zeitung" stand die schwache Seite in so engem Zusammenhange, daß Betrachtungen über die letztere gegenstandslos werden, sobald man einmal darüber einig geworden ist, daß der Sache höherer deutscher Bildung die wesentlichsten Dienste durch das Vorhandensein eines publicistischen Organs erwiesen worden sind, das die harte und saure Arbeit für das nationale Tagesinteresse Anderen überließ.

Von dem, was die große und bleibende Bedeutung der „Allg. Zeitung" ausgemacht hat, entwirft die von Ed. Heyck veröffentlichte Festschrift ein nur unvollständiges Bild. Abgesehen davon, daß die immerhin wichtige neuere Geschichte des Blattes so gut wie vollständig übergangen worden ist, entbehrt das Buch der gehörigen Uebersichtlichkeit und der Charakteristik der einzelnen Redactions-Perioden. Mindestens so wichtige Abschnitte wie diejenigen des Processes mit Carl Vogt hätten es verdient, zusammenhängend erörtert zu werden; desgleichen hätten wir von den verdienten Männern, denen deutsche Leser der vierziger Jahre die einzigen in Be-

tracht kommenden Berichte über Rußland, Spanien u. s. w. zu danken gehabt, und über Dinge wie die Pariser publicistische Thätigkeit L. Stein's gern mehr und Ausführlicheres gehört. Weil sich annehmen läßt, daß für solche Zurückhaltung Gründe von Gewicht bestimmend gewesen, darf über die einzelnen Unvollständigkeiten indessen hinweggegangen und der Ausführlichkeit dankbar Erwähnung gethan werden, mit welcher der Verfasser die Entstehungsgeschichte des Blattes und dessen Beziehungen zu Goethe und Schiller berichtet hat.

Mit dem Wunsche, die Continuität deutscher Bildung und denjenigen Antheil an derselben der Presse erhalten zu sehen, welchen die „Allg. Zeitung" in höherem Maße gehabt hat als irgend ein anderes publicistisches Organ, beschließen wir unsern Glückwunsch an die Jubilarin. Möchte ihr noch lange beschieden sein, des Amtes mit Ehren zu walten, das ihr aus den Tagen höchster Blüthe deutschen Kunst- und Wissenschaftslebens überkommen ist.

Neuere deutsche Belletristik.

[Nachdruck untersagt.]

1. Tiefe Wasser. Fünf Erzählungen von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel. 1898.

Tiefe Wasser — es ist ein stilles Buch, das Wildenbruch uns diesmal gibt. In einer der Erzählungen heißt es gelegentlich: „Man braucht nicht in die große Welt hinaus zu gehen, um Tragödien zu finden, man kann ihnen begegnen auch da, wo der Wellenschlag des Lebens zu verebben scheint, in den Hinterhäusern einer kleinen Stadt." Das hat Wildenbruch gethan. Die fünf Tragödien, die er uns vorführt, spielen sich ab in unscheinbaren Situationen, und ihre „Helden" sind schlichte Alltagsmenschen. Wir könnten von ähnlichen Ereignissen in jeder Zeitung, bei jeder harmlosen Planderei erfahren, sie würden uns nicht fesseln. Wildenbruch weiß dieselben Dinge in einer Weise vorzutragen, daß wir meinen, unmittelbare Aeußerungen des großen Lebens zu hören, das doch scheinbar alle diese kleinlichen Menschen mit ihren kleinlichen Geschicken vergessen hat. Man fragt sich nach dem Grund dieser Wirkung. Die nächstliegende Antwort sind einige Complimente an das Erzählertalent Wildenbruch's. Aber das Buch besitzt mehr als nur einige hundert Seiten spannender Lectüre. In der Art, wie Wildenbruch in zweien der Erzählungen vor unseren Augen seinen Stoff aufnimmt und gestaltet, ist es ein Beitrag zur Psychologie der Dichtkunst überhaupt. Unter diesem Gesichtspunkt scheint mir die bedeutendste der hier gesammelten Erzählungen die letzte zu sein, zugleich die umfangärmste. In einer einleitenden Betrachtung gibt Wildenbruch da eine Skizze der Stimmungen, „wenn man Nachts nicht schlafen kann". Wie die Vernunft, die unseren Tag beherrscht, ihre Macht verliert und alle Gefühle colossale Gestalt annehmen. Wie unsere Phantasie mit unheimlicher Kraft Jahre und Jahrzehnte überspringt, unser ganzes Leben zusammenrafft und an uns vorüber schleppt. „Gesichter, die wir längst vergessen, sind plötzlich greifbar wieder da; Stimmen, die wir einmal, als wir Kinder waren, gehört und seitdem nie wieder, sprechen zu uns mit so bekanntem Klange, als hätten sie gestern zum letzten Male gesprochen." Ein solches Gesicht taucht eines Nachts vor ihm auf. Es gehört einem Jungen, mit dem er vor langen Jahrzehnten einmal ein Vierteljahr in der Schule zusammensaß. Den er seitdem nie wieder sah, von dem er nie wieder hörte — bis zu der räthselhaften Nacht. Da steht er plötzlich vor ihm, in gleich-

gültiger Umgebung, in einem alltäglichen Vorgang. Aber etwas in seiner Seele sagt dem Dichter, diese gleichgültige Alltäglichkeit harmonire auf eine wunderbare Weise mit dem, was dieses kleine Menschenkind bedeutet, was es repräsentirt, wofür es wurde. Und nun läßt es ihn nicht mehr los. Das Gesicht erscheint wieder und wieder, immer von Neuem zieht es seinen Blick auf sich, bis die letzten Fäden sich vor diesem Blick entwirren, und jenes verirrte, taubstumme Seelchen im Dichter nun ein Organ gefunden hat, der Welt zu sagen, was es litt. Es braucht keiner schlaflosen Nächte. Ein einsamer Abend, ein stiller Frühlingstag oder auch ein schwarzer Herbststurm können ähnliche Stimmungen auslösen. Wie ein Klang durchzieht es die Seele, und unvermittelt, in grellem Blitzlicht tritt das Bild dann vor den inneren Blick. Ich weiß nicht, ob es zutrifft, aber ich habe die Empfindung, als ob alle Erzählungen der „Tiefen Wasser" auf diese Art entstanden sein müßten. Hier und da, wie in der den Lesern dieser Zeitschrift bekannten „Waidfrau", mögen persönliche Erlebnisse hereinspielen. Erinnerungen längst versunkener Jahre, die auferstehen wie ruhelose Gespenster, im erlösenden Dichterwort die verlorene Ruhe wieder zu finden. Aber immer steht am Anfang das einfache Bild. Vielleicht nur eine Geste, ein Blick. Doch die Richtigkeit wird dem Dichter zu einer Zauberformel, die ihm das Mysterium eines Wesens erschließt und in der Enträthselung seines Lebens eine Ahnung gibt der ewigen Kräfte, die jenes Wesen schufen. Ein solcher Ausblick ist das letzte Ziel des Dichters. Wer es ihm erreichbar macht, der ist bedeutend, auch wenn er im Hinterhaus einer Kleinstadt ein Alltagsleben führte.

Willy Pastor.

2. Arachne. Historischer Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

Ueber eine Dichtung von Ebers zu urtheilen, ist heute wieder wesentlich leichter als vor einigen Jahren. Mode und Gegenmode haben sich erschöpft. In unseren Zeiten — und in anderen ist es schließlich wohl nie viel anders gewesen — gibt weder das lärmende Mitlaufen einer großen Masse noch die Reaction einer galligen Stimmungskritik einen wirklichen ästhetischen Werthmesser. Meist muß beides vorüber wogen, ehe das feste Bild der dichterischen Persönlichkeit den Zeitgenossen oder Nachkommen wirklich auftaucht. Ebers hat ganz besonders das Schicksal an sich durchgemacht, daß in so sehr viel allgemeinen Worten über ihn debattirt worden ist. Er galt als Vertreter einer Richtung, einer ästhetischen Tendenz. Der Streit, scheinbar um seine Person entbrannt, ging in Wahrheit über seine Person weg, bis sie beinahe unkenntlich wurde. Gerade das Individuelle seiner Kunst ist da, wo man so hitzig das Für und Wider im historischen Roman sich gegenseitig an die Köpfe warf, am wenigsten studirt und durchschaut worden. Inzwischen ist er selbst aber rastlos bei der Arbeit geblieben, und während sein Name alle möglichen Dinge decken, auch für manche unmöglichen Dinge und Vorwürfe herhalten mußte, hat er eben jenes Individuelle in schlichter Künstlereinsamkeit weiter gebaut. Wer ihm in dieser Linie gefolgt ist, der konnte unmöglich die billige Rede nachsprechen, daß diese Romane, einmal auf eine Schablone gegründet, nun ewig auf ähnlichen Motiven herumritten. Immer stärker und stärker ist der Brennpunkt bei Ebers fortgewandert von dem mehr äußerlichen Motiv des grellen Malens fremder Trachten, entlegener Gebräuche, bei denen der Dichter doch nur halb stand — hinüber in die psychologische Vertiefung hinein, wo der Dichter nur noch sich selbst verantwortlich ist und zeitlos über seinen Welten schwebt. Nur so war sein voriger Roman „Barbara Blomberg" möglich geworden, für meinen Geschmack das Bedeutendste, was er überhaupt geschaffen hat, ein Buch, das von einer jungen

Kraft, für die es noch keine traditionelle Kritikfärbung gab, zweifellos das nachhaltigste Aufsehen gemacht hätte, und dem bei uns nur im Wege stand, daß es aus einer älteren, längst einregistrirten Hand kam. Auch „Arachne“ jetzt steht durchaus auf der Innenwirkung. Das Gold und die Kunst von Alexandria unter Ptolemäus Philadelphus strahlen hinein. Aber die Herzwärme der Dichtung geht von ganz anderen, seelisch zeitlosen Motiven aus. Selbst äußerlich bilden das eigentlich Festeste, in dem die Handlung hängt, ein paar wundervolle Naturschilderungen, die der moderne Reisende, nicht der lesende Historiker, als unwandelbare Coulisse mit heim gebracht, — weit mehr als gewisse culturhistorische Details. Man fühlt auf Schritt und Tritt, daß der Dichter das auch vollkommen wußte. Psychologisch treten zwei Fäden hervor. Eine wilde Liebesgeschichte, die den Anfang und den Schluß beherrscht, gipfelnd in einer großen Scene, die außerordentlich stark und wirklich groß wirkt, weil sie aus aller Romantik heraus ins schlicht Menschliche vertieft ist. Und eine Entwicklung in einem Künstlerkopf, die Novelle eines Bildhauers, der auf naturalistisch extremer Wahrheitsforderung pocht, dann eine Zeit lang erblindet, und in der unfreiwilligen Muße, die den Blick ins innerlichste Phantasieleben bannt, eine Art Wiedergeburt für eine unbefangenere Kunstauffassung erlebt. Diese zweite Novelle ist ohne jede tendenziöse Härte behandelt trotz des Stoffes — freilich auch, wie mir scheint, mit einem gewissen Manco an Leidenschaft: die Probleme ziehen in so weichem Blau vorüber, daß man bisweilen ihre Tiefe verliert, wo der Dichter wohl nur die Härte mildern wollte. Verklärend liegt über dem ganzen Buche die moralische Höhe, von der aus die Dinge, hell wie dunkel, gewerthet sind. In ihr steckt nicht bloß Herzenswärme. Es steckt die wirkliche Freiheit eines im Leben geläuterten Charakters darin, eines groß über Vielen stehenden Menschen.

Wilhelm Bölsche.

πβ. **Vorträge und Abhandlungen.** Von Heinrich von Sybel. Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp. (Auch unter dem Titel „Historische Bibliothek herausgegeben von der Redaction der Historischen Zeitschrift". Dritter Band.) München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1897.

Die Redaction der „Historischen Zeitschrift", die seit dem Tode Sybel's Friedrich Meinecke im Sinne ihres Begründers fortführt, gibt seit Kurzem eine „Historische Bibliothek" heraus, in der die über den Rahmen einer Zeitschrift hinausgewachsenen historischen Arbeiten Aufnahme finden sollen. Drei Bände sind davon bereits erschienen, alle drei dem Andenken großer deutscher Historiker gewidmet. Der erste Band enthielt Theodor Schiemann's schöne Schilderungen aus Treitschke's Lehr- und Wanderjahren; im zweiten Bande veröffentlichte Gigas die Briefe des Geschichtschreibers des Großen Kurfürsten, Samuel Pufendorf, an Christian Thomasius; der dritte, eben vorliegende Band bringt eine Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen Heinrich von Sybel's nebst seiner Biographie aus der Feder Conrad Varrentrapp's, eines Schülers und Freundes des Verewigten. Bei einem Historiker wie Sybel, dessen Arbeiten gediegenen und geistvollen Inhalt mit eleganter Form allezeit verbinden, braucht man die Frage nach der Zweckmäßigkeit einer Sammlung schon anderweit gedruckter Veröffentlichungen nicht erst ausdrücklich zu bejahen, noch viel weniger zu erörtern. Es genügt zu sagen, daß unter den hier vereinigten zwölf Abhandlungen die Hälfte mit der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert sich beschäftigt, theils in der Form von warmherzigen und gehaltvollen Nachrufen für ihre großen Vertreter Ranke, Waitz, Weizsäcker, Giesebrecht und Döllinger (letztere beide Reden hier zum ersten Male veröffentlicht), theils in der Form von Erinnerungen an Sybel's eigene historische Studien in Paris und in einem Berichte über die Begründung und die Unternehmungen der Münchener historischen Commission, an deren Arbeiten Sybel als Secretär und Vorsitzender durch sein ungewöhnliches organisatorisches Talent einen hervorragenden Antheil hatte. Von den anderen Abhandlungen, die meist der preußischen Geschichte angehören, erwähnen wir hier nur die das Interesse des Augenblickes am nächsten berührende Untersuchung über „die Berliner Märztage", in der Sybel hauptsächlich die Urheberschaft des Befehls zum Abzug der Truppen mit kritischer Meisterschaft klar und überzeugend erörtert, und die grundlegende Darstellung der preußischen Heeresreform von 1860, die gegen Ansprüche von anderer Seite das entscheidende persönliche Verdienst des Prinzregenten und Königs Wilhelm I. siegreich vertheidigt. Diesen zwölf Abhandlungen und Vorträgen hat Conrad Varrentrapp eine „biographische Einleitung" — so nennt er bescheiden seine schöne Arbeit — vorausgeschickt, die, den kürzlich auch hier gezeichneten Grundlinien der Entwicklung Sybel's folgend, das Werden und Wachsen des großen Historikers, seine literarische und politische Wirksamkeit, auf Grund autobiographischer Aufzeichnungen und eines reichen Briefwechsels zur Darstellung bringt. Ein besonders werthvolles Stück dieser Einleitung ist eine Niederschrift Eduard Zeller's über seines Freundes und Collegen Sybel Marburger Jahre 1849 bis 1856, eine anmuthige Schilderung aus dem geselligen und wissenschaftlichen Leben einer kleinen deutschen Universitätsstadt vor fünfzig Jahren. Diese Einleitung und jene Aufsätze zusammen vergegenwärtigen uns noch einmal lebendig, was in unserem geistigen und nationalen Leben Sybel's Persönlichkeit und Sybel's Leistungen bedeutet haben.

γ. **Weltgeschichte in Umrissen.** Federzeichnungen eines Deutschen. Ein Rückblick am Ende des 19. Jahrhunderts. Berlin, Mittler & Sohn. 1897.

Dieses Werk ist auf den Wunsch der Verlagsbuchhandlung von dem bekannten Reichstagsabgeordneten Grafen zu Limburg-Stirum mit einem Einführungswort versehen worden, und dieser ist selbst offenherzig genug, um die Möglichkeit zuzulassen, daß Kreise, welche nicht seiner — conservativen — Parteistellung angehören, daraus eher ein Vorurtheil gegen das Werk schöpfen könnten. Aber er darf hinzufügen, daß auch solche Kreise das Buch mit Nutzen lesen werden, da es einen durchaus geistvollen und selbständigen Versuch darstellt, die Gesetze der historischen Entwicklung auf unsere deutsche Geschichte anzuwenden — denn diese bildet, obschon auch die übrigen Völker, von den Aegyptern an, in den Bereich der Betrachtung gezogen sind, doch den Mittelpunkt des Ganzen. Der leitende Gedanke des ungenannten Verfassers ist, daß die Leitsterne unseres Volkes eine aufrichtig deutsch-nationale und eine christliche Gesinnung sein müssen, wenn es über alle Gefahren obsiegen und das zukunftsreichste der Völker bleiben will. Es handelt sich nicht um eine, wenn auch noch so knappe, zusammenhängende Darstellung der Thatsachen, nur „Umrisse" und „Federzeichnungen" erhalten wir; die Thatsachen werden im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt und nur soweit erwähnt, als sie zur Veranschaulichung des Kerns der Dinge gehören. Mit dieser Beschränkung aber ist es dem Verfasser gelungen, auf 504 Seiten eine Uebersicht über die Weltgeschichte zu liefern, welche vom ersten bis zum letzten Satze fesselt und den Leser zu einer Reihe fruchtbarer Gedanken anregt. Ueberall ist die Historie die Lehrmeisterin der Gegenwart, die an der Vergangenheit erhellt wird, wie die Gegenwart wieder zur Beleuchtung der Vergangenheit dient. Trefflich ist das Verhängniß Deutschlands am Anfang des 16. Jahrhunderts gekennzeichnet dadurch, daß es einen Reformator hatte, der kein Politiker, und einen maßgebenden Politiker, der kein Reformator, und Karl V. heißt mit vollem Recht der erste Fremdherrscher in Deutschland, weil er selbst gänzlich undeutsch war. Diese zwei Stichproben mögen genügen, um von der treffenden Beobachtungsgabe des Verfassers einen Begriff zu geben.

γ. **Dr. Martin Luther und Ignaz von Loyola.** Eine geschichtliche Parallele von Arthur Böhtlingk. Heidelberg, Hörning. 1897.

Der durch seine Arbeiten über Napoleon Bonaparte bekannte Professor der Geschichte an der technischen Hochschule zu Karlsruhe bietet hier einen Vortrag dar, den er am 7. März 1897 im Rathhaussaal zu Karlsruhe auf Veranlassung des Protestantenvereins gehalten hat. Er führt dem Leser zunächst die Gestalt Luther's vor und stellt ihm dann die Loyola's gegenüber, um schließlich eine Vergleichung zwischen beiden zu ziehen und die Summe ihrer Wirksamkeit und ihrer Bedeutung für die Gegenwart zu geben. Neben sehr vielem Bekannten und oft Gesagten enthält die Schrift doch auch weniger Bekanntes und eine Anzahl vortrefflicher Bemerkungen, um deren willen man einige Irrthümer oder fragwürdige Behauptungen gerne übersieht. Zu jenem Werthvollen rechnen wir unter Anderm den Hinweis auf die Klarheit, mit der sich Luther der Culturschichten bewußt war, die man zum Zweck eines richtigen Bibelverständnisses erfassen und durchdringen müsse (hebräische, griechische, lateinische Schicht, S. 13); die Erinnerung daran, daß Luther's Bibelübersetzung eine selbstschöpferische Nachdichtung ist, die ihm kaum weniger eigen gehört, als Goethe sein „Faust", und mit der verglichen selbst die philologisch so mustergültige Uebertragung von Reuß „Wasser neben Wein ist" (S. 14); die Herleitung des Hamann'schen Genius aus demjenigen Luther's (S. 17); der Ausspruch, daß das von Luther gegründete evangelische Pfarrhaus nicht bloß für Kirche, kirchliches Leben und kirchliche Wissenschaft seine gewaltige Bedeutung hat, sondern auch der Vaterlandsliebe die heiligste und wärmste Pflegstatt geworden ist (S. 19). Auch der Warnungsruf, mit dem der Verfasser schließt, daß der Protestantismus sich gegen die Jesuitenkirche nur durch Erhaltung seines eigensten Wesens, der vollsten Gewissensfreiheit, zu behaupten vermag, ist ebenso tiefster Ueberzeugung entquollen, als der ernstesten Beachtung werth.

βλ. **Pierre le Grand.** Par K. Waliszewski. L'Éducation — L'Homme — L'Œuvre d'après des documents nouveaux. Paris, Librairie Plon 1897.

Der Verfasser dieser Geschichte Peter's des Großen hat vor einigen Jahren zwei Bände über Kaiserin Katharina II. veröffentlicht („Autour d'un trône" und „Le Roman d'une Impératrice"). Sie waren ebenso lehrreich als unterhaltend, zu unterhaltend vielleicht, um ganz ernst genommen zu werden, obwohl Waliszewski ein ernster Historiker ist. Das hat er in den sechshundert, dem Erfinder des heutigen Rußlands gewidmeten Seiten unwiderleglich bewiesen. Sein Vorwort, im besten Französisch, wie übrigens das ganze Buch geschrieben, könnte ebenso gut einem Roman vorausgesetzt sein, und entbehrt der etwas theatralischen Rhetorik nicht, welche die Franzosen lieben. Aber zur Erklärung seines Verfahrens kann er geltend machen, daß sein Held auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, in allen Rollen aufgetreten ist und in jeder derselben die Kränze gewonnen hat, die man den großen Künstlern und auch den besten Komödianten flicht, denn Peter der Große war Alles in einer Person, und er war Rußland dazu! „Ich habe," so schreibt Waliszewski, „das Wunder dieser mythischen Herrschaft mit der Hand gegriffen, die zur Wahrheit gewordene Fabel des indischen Yoghi mit Augen gesehen, in dessen Hand das Weizenkorn sich plötzlich zur Pflanze verwandelt. Und der Mann des Wunders, einzig vielleicht in seiner Art unter den Menschen, hat mit mir gesprochen. Napoleon ist nur der größte der Franzosen oder, wenn man will, der Italiener: er ist weder Italien noch Frankreich. Peter ist das ganze Rußland, sein Geist und sein Fleisch, sein Instinct und sein Genius, seine Tugenden und seine Laster. Mit der Verschiedenheit seiner Fähigkeiten, der Vielseitigkeit seines Wollens, dem Tumult seiner Leidenschaften scheint er ein Collectivwesen zu sein. Auf solche Weise erscheint er so groß, auf solche Weise tritt er aus den Reihen der bleichen Abgeschiedenen, die unsere schwachen geschichtlichen Auferweckungen dem Vergessen zu entreißen suchen. Er bedarf keiner solchen Wiedererweckung, er ist da. Er überlebt, er überdauert, er ist eine Thatsache von heute. Die Gestalt der Welt, die er aus dem Nichts hervorrief, mag sich in einzelnen Zügen geändert haben, im Princip ist sie die gleiche geblieben. Eine Kraft ist da, eine ungemessene Kraft, die in drei Jahrhunderten alle Berechnungen zu Schanden gemacht hat und das Patrimonium Ivan's, eine elende, dünn bevölkerte Steppe, zum Patrimonium der Alexander und Nikolaus, zu einem Reich von zwanzig Millionen Quadratkilometer und hundertundzwanzig Millionen Menschen verwandelte! Diese Kraft hieß einst Peter der Große .... Peter der Große ist nicht todt. Blicket auf! Vielleicht naht die Stunde. Der Anbruch eines ungekannten Tages bleicht das Firmament. Ueber dem breiten Strom steigt Gewölk auf, das Gespenster zu bergen scheint. Horcht! Ist das nicht ein Pferdehuf, der auf das lautlose Pflaster schlägt? ...." Die auf den gründlichsten Quellenstudien beruhende Darstellung selbst ist von so packender Lebendigkeit und dramatischer Wirkung, daß wir keine spannendere Lectüre zu empfehlen wüßten als diese Biographie.

πβ. **La France d'après les Cahiers de 1789.** Par Edme Champion. Paris, Colin et Cie. 1897.

Der deutsche ständische Staat, vom 15. bis in das 18. Jahrhundert hinein, hatte seine „gravamina"; Frankreich, vornehmlich das Frankreich von 1789, hat seine „cahiers de doléances", jene Protokolle, in denen, auf Einladung des Königs selbst, die Wähler aller drei Stände ihre Klagen und Beschwerden, ihre Wünsche und Vorschläge niedergelegt haben. Diese Cahiers, deren Zahl ursprünglich 50 000 überstiegen zu haben scheint, sind theilweise

schon früh veröffentlicht und als Quelle für die Kenntniß der Zustände und Stimmungen in Frankreich am Vorabend der Revolution verwerthet worden; eine wahrhaft wissenschaftliche Publication und Durchforschung dieser hochwichtigen Urkunden hat aber erst in den letzten Jahren begonnen durch den Kreis von Gelehrten, der sich in der société de la révolution française sammelt, und dem auch der Verfasser des vorliegenden Buches angehört. Ohne sich die Lückenhaftigkeit des zur Zeit verfügbaren Materials zu verhehlen, hat Champion doch geglaubt, die Cahiers nach ihrem thatsächlichen Inhalt wie nach ihrer leitenden Idee in knapper Zusammenfassung wiedergeben zu sollen, überzeugt, daß eine solche Studie das Urtheil über die Revolution beeinflussen und damit auch in das politische Denken der Gegenwart bestimmend eingreifen werde. Hiermit hängt es zusammen, wenn der Schrift eine leichte politische Färbung, um nicht zu sagen politische Tendenz, anhaftet, die jedoch nur in den Schlußfolgerungen des letzten Capitels schärfer hervortritt. Der Verfasser erörtert das Verfahren bei den Wahlen von 1789, die Abfassung der Cahiers, die Verfassungsfrage, das Verhältniß der drei Stände zu einander und zum Königthum, den Zustand der Rechtspflege, die Lage der Bauern und die Feudallasten, Handel, Gewerbe, Armee, Marine, öffentlichen Unterricht u. s. f. Aus der Fülle der einzelnen Angaben, die meist wörtlich den Cahiers entnommen sind und ein anziehendes Mosaikbild des vorrevolutionären Frankreich geben, folgert Champion, daß das französische Volk im Jahre 1789 in seiner weit überwiegenden Mehrheit eine maßvolle und friedliche Reform angestrebt habe, die erst durch das reactionäre Bündniß zwischen dem Königthum und dem vorher liberalen und oppositionellen Adel in eine Revolution ausgeartet sei. Es ist unmöglich, diese Ansicht, die von den republicanischen Historikern der Revolution, namentlich von Aulard, heute allgemein angenommen ist, hier näher zu erörtern, wir halten sie für einseitig und für unhistorisch, allein wir wollen gern anerkennen, daß sie von Champion mit vielem Wissen und großem Geschick vertreten wird, und daß sein Buch auch Diejenigen mit Interesse und Belehrung lesen werden, die jene Auffassung nicht theilen.

γ. **Geschichte der Weltliteratur.** Von Alexander Baumgartner, S. J. Erster und zweiter Band. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1897.

Der Jesuit Alexander Baumgartner hat seine Lebensaufgabe offenbar darin erkannt, eine Auseinandersetzung der jesuitischen Principien mit denen der gesammten modernen Cultur, wie sie durch die Reformation begründet und namentlich durch das 18. Jahrhundert weiter ausgebaut worden ist, vorzunehmen und so gut als möglich die Minderwerthigkeit dieser Cultur darzuthun. Man kennt den Angriff, den er zu diesem Zweck in einem zweibändigen Werke gegen Goethe gerichtet hat. Nunmehr hat Baumgartner ein noch viel umfassenderes, auf sechs Bände zu je etwa 560 Seiten berechnetes Werk begonnen, von dem zur Zeit zwei Bände abgeschlossen vorliegen: eine Geschichte der Weltliteratur, betrachtet unter dem nach Baumgartner's Ansicht christlichen, genauer ausgedrückt römisch-katholischen, noch genauer jesuitischen Gesichtspunkt. Gleich in der Einleitung betont er, daß im Mittelpunkt der Literaturbetrachtung die Bibel steht, die von Gott inspirirt ist, und das nicht etwa bloß wie die „Nachfolge Christi" des Thomas a Kempis, wie jedes andere Werk eines frommen Mannes, dem Gott Anregung und Hülfe gewährte, sondern in ganz eigenartiger Weise, so daß Gott die Verfasser eigens ausersah und vorbildete, sie zum Schreiben beauftragte, über ihre Thätigkeit wachte, ihnen Unbekanntes durch Erleuchtung oder Vision mittheilte und sie beim Schreiben leitete. Demgemäß reicht beispielsweise an das Buch Hiob weder Aeschylos noch Dante heran, und das Hohe Lied ist nicht etwa ein Kranz von Liebesliedern, auch nicht ein salomonischer Roman — das sind unwürdige Erklärungen —, sondern es schildert in allegorisch-mystischer Weise, wie das die größten Rabbiner schon lehrten, die Liebe des Erlösers zu seiner Braut, der Kirche. Wir begnügen uns, diesen Standpunkt hier zu bezeichnen, ihn an dieser Stelle widerlegen zu wollen, kann uns nicht beikommen; im Einklang mit ihm steht, daß Baumgartner da, wo er hergehörige Literatur citirt, sich ganz überwiegend auf die katholische beschränkt. Sieht man von seiner grundsätzlichen Stellung ab, so kann zugegeben werden, daß seine Darstellung warm, lebendig und anschaulich ist; man kann an ihr vornehmlich lernen, wie sich in einem jesuitischen Kopfe die Entwicklung der Weltliteratur spiegelt; manche Partieen, die den principiellen Fragen fern liegen, liest man mit reinem Genuß. Die zahlreich eingeflochtenen Uebersetzungen sind die neuesten und besten, welche die katholische und, wo sie versagt, die protestantische Wissenschaft hervorgebracht hat. Wird das Werk so, wie es begonnen ist, zu Ende geführt, so wird es gewiß eine bedeutsame Stelle in seinem Fache einnehmen.

γ. **Essai critique sur l'esthétique de Kant.** Par Victor Rasch. Paris, Félix Alcan. 1896.

Das vorliegende Werk ist eine Habilitationsschrift, welche der Verfasser, „chargé de cours à la faculté des lettres" in Rennes, der faculté des lettres in Paris vorgelegt hat. Es ist durch den großen Fleiß, den der Verfasser anwendet, und durch die Gründlichkeit, womit er die Wurzeln und die Consequenzen der Kantischen Aesthetik bloßlegt, auf alle Fälle ein erfreuliches Zeugniß von dem Eifer, mit welchem auch in Frankreich von den Fachgenossen der Altmeister von Königsberg studirt wird. Das Ergebniß der Studien Rasch's ist freilich ein verkennendes; wenn Kant ein ästhetisches Gefühl a priori aufstellt, das jedem Einzelnen sich als Gesetz auferlegt, so versicht Rasch die absolute Freiheit des Einzelnen in ästhetischen Dingen: „Schön ist für Jeden, was ihm gefällt, nicht, was ihm gefallen soll, und die Aufrichtung eines einförmigen Geschmackes, wie Kant ihn annimmt, wäre der Tod aller Kunst."

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bauer. — An Paul Schlenther. Ein offener Brief von Ludwig Bauer. Zweite Auflage. Wien, A. Bauer. 1898.

Béla-Lázár. — Über das Fortunatus-Märchen. Von Prof. Dr. Béla-Lázár. Leipzig, Gustav Fock. 1897.

Bertrand. — La fin du classicisme et le retour à l'antique dans la seconde moitié du XVIIIe siècle et les premières années du XIXe, en France. Par Louis Bertrand. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1897.

Biermer. — Die neueste Entwicklung der britischen Arbeiterbewegung. Vortrag von Prof. Dr. M. Biermer. Münster i. W., Verlag der Koppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung. 1898.

Brandes. — Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Dargestellt von Georg Brandes. Dritter Band. Die Reaktion in Frankreich. Leipzig, Veit & Co. 1898.

Cavaignac. — La formation de la Prusse contemporaine. Par Godefroy Cavaignac. Tome second. Paris, Librairie. Hachette et Cie. 1898.

Collection of British Authors. — Tauchnitz Edition. Vol. 3249. „Captains Courageous" by Rudyard Kipling. — Vols. 3352/3. More Tramps abroad by Mark Twain. — Vol. 3256. Many Cargoes by W. W. Jacobs. — Vols. 3257/8. St. Ives by Robert Louis Stevenson. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1898.

Deutsche Nationalfeste. — Mittheilungen und Schriften des Ausschusses. Erster Band. Heft 5. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Diotallevi. — La spiritual primavera di Giovanni Diotallevi. Roma Tipografia Sallustiana. 1898.

Engel. — Die Last. Roman von Georg Engel. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. (Abth. Romanwelt.)

Geyger Hopfen. — Armenwesen. Eine Anleitung zur Armenpflege. Von Lili Geyger Hopfen. Wien, Moritz Perles. 1898.

Glaser. — Diether von Isenburg-Büdingen. Erzbischof und Kurfürst von Mainz (1459—1463) und die kirchlichen und politischen Reformbestrebungen im fünfzehnten Jahrhundert. Eine historische Studie. Von Prof. Dr. R. Glaser. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1898.

Grundregeln, Die, des Anstandes oder das Warum und Weil der guten Sitte. — Eine Ergänzung zur Schul- und Haus-Erziehung für die reifere Jugend. Von einem Schulmanne. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Grupp. — Englische Wirthschaftsentwickelung im Mittelalter. Mit Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse. Dargestellt von Dr. Georg Grupp. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1898.

Haas. — Rügensche Skizzen. Herausgegeben von Dr. A. Haas. Greifswald, Julius Abel. 1898.

Hartmann. — Ethische Studien. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Hirth. — Energetische Epigenesis und epigenetische Energioformen, insbesondere Merksysteme und plastische Spiegelungen. Eine Programmschrift für Naturforscher und Aerzte. Von Georg Hirth. Mit acht Illustrationen. München und Leipzig, G. Hirth. 1898.

Hoffmann. — Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Von Hans Hoffmann. Dritte Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Hourst. — Sur le Niger et au pays des Touaregs. La mission Hourst par le lieutenant de vaisseaux Hourst. Ouvrage illustré de 190 gravures d'après les photographies de la mission et accompagné d'une carte. Paris, Librairie Plon. 1898.

Jodl. — Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland. Von Friedrich Jodl. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1898.

Junker. — Die Decimal-Classifikation. Gekürzte allgemeine Tafeln. Deutsche Ausgabe. Besorgt von Carl Junker. Wien, Alfred Hölder. 1897.

Junker. — Ueber den Stand der Bibliographie in Oesterreich. Bericht von Carl Junker. Wien, Alfred Hölder. 1897.

Kern. — Kleine Schriften von Franz Kern. Zweiter Band: Vermischte Abhandlungen. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung R. Stricker. 1898.

Knorr. — Das Deutschthum der Vereinigten Staaten. Von Prof. Karl Knorr. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1898.

Kraus. — Dante. Sein Leben und sein Werk. Sein Verhältniss zur Kunst und Politik. Von Franz Xaver Kraus. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, G. Grote. 1897.

Lebon. — Cent ans d'histoire intérieure 1789—1895. Par André Lebon. Paris, Armand Colin et Cie.

Lichtenberger. — La philosophie de Nietzsche. Par Henri Lichtenberger. Paris, Félix Alcan. 1898.

Lorenz. — Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Von Ottokar Lorenz. Berlin, Wilhelm Hertz. 1898.

Lotmar. — Die Freiheit der Berufswahl. Rektoratsrede von Philipp Lotmar. Leipzig, Duncker & Humblot. 1898.

Marguerite. — Une époque. I. Le désastre. Par Paul et Victor Marguerite. Dixième édition. Paris, Librairie Plon.

Meyer. — Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten u. s. w. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898.

Meyers Reisebücher. — Ober-Italien und die Riviera von Dr. Th. Gsell-Fels. Sechste Auflage. Mit 15 Karten, 36 Plänen und Grundrissen, 6 Ansichten in Stahlstich und 35 Ansichten in Holzschnitt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898.

Neujahrsblätter. — Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. Nr. 22. Die Universität Erfurt und Dalberg. Von Georg Liebe. Halle, Otto Hendel. 1898.

Nitschmann. — Perlen französischer Dichtung. Auswahl und Uebersetzung von Heinrich Nitschmann. Nebst kurzen Lebensskizzen der Dichter. Köthen, Paul Dünnhaupt. O. J.

Offermann. — Parlamentarismus contra Staat in unserer Zeit. Von Alfred Freiherr von Offermann. Wien, Wilhelm Braumüller. 1898.

Öttingen. — „National". Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1898 in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Künste, gehalten von Prof. Dr. Wolfgang von Öttingen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Rademacher. — In welcher Richtung und in welchem Umfange wird die Jugenderziehung durch gewerbliche und landwirthschaftliche Kinderarbeit geschädigt? Von C. Rademacher. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung.

Ramin. — Impressions d'Allemagne. Par Henri Ramin. Paris, Maison Didot. 1898.

Reinhard. — Künstler lieben. Erzählung von Marie Reinhard. Graz, Verlag „Leykam". 1898.

Renard. — Le régime socialiste. Principes de son organisation politique et économique. Par Georges Renard. Paris, Félix Alcan. 1898.

Ruskin. — Wege zur Kunst. Eine Gedankenlese aus den Werken von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Zwei Theile. Straßburg, J. H. Ed. Heitz.

Schillers Werke. — Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Dreizehnter und vierzehnter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Schubin. — „Unter uns". Roman in drei Büchern. Von Ossip Schubin. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Schulz. — Wallenstein und die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Dr. Hans Schulz. Mit 4 Kunstbeilagen und 150 authentischen Abbildungen. (Monographien zur Weltgeschichte III). Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1898.

Seeck. — Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Anhang zum ersten Bande. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Siemenroth & Troschel. 1898.

Spamer's illustrirte Weltgeschichte. — Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Zehnter Band. Geschichte der neuesten Zeit. III. Leipzig, Otto Spamer. 1898.

Stimmen aus Maria Laach. — Katholische Blätter. Jahrgang 1898. Erstes bis zehntes Heft. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagsbandlung. 1898.

Storck. — Deutsche Litteraturgeschichte. Für das deutsche Haus bearbeitet von Dr. Karl Storck. Stuttgart und Leipzig, Jos. Roth. 1898.

Strachwitz. — Gedichte von Martha Strachwitz. Breslau, G. P. Aderholz. 1898.

Straß. — Buch der Liebe. Sechs Novellen von Rudolph Straß. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Strindberg. — Inferno. Von August Strindberg. Autorisirte Uebersetzung von Christian Morgenstern. Berlin, Georg Bondi. 1898.

Stursberg. — Freund Vorwärts. Roman. Von P. Stursberg. Leipzig, Erfurt, Zürich, Eduard Moos. 1898.

Suttner. — Schach der Qual. Phantasiestück von Bertha von Suttner. Dresden, E. Pierson. 1898.

Tappolet. — Wustmann und die Sprachwissenschaft. Von Dr. E. Tappolet. Zürich, E. Speidel. 1898.

Tempeltey. — Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Vortrag gehalten am Geburtstage J. H. der Frau Herzogin-Wittwe 6. Dec. 1897 im Kunst- und Gewerbe-Verein zu Coburg. Von Ed. Tempeltey. Coburg, Hugo Bonsack. 1898.

Tennyson. — Alfred Lord Tennyson: a Memoir. By his Son Wilh. Photogravure Portraits etc. 2 vols. Macmillan & Co., London. 1897.

Tews. — Das Volksschulwesen in den grossen Städten Deutschlands. Von J. Tews. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1897.

Tews. — Kinderarbeit. Von J. Tews. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Tews. — Moderne Mädchenerziehung. Ein Vortrag von Johannes Tews. Zweite Auflage. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1897.

Tews. — Sociale Streiflichter. Von J. Tews, Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. I. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten. Erster Theil. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1897.

Theden. — Auf der Höhe. Lust und Leid im Liede. Herausgegeben von Dietrich Theden. Illustrirt von ersten deutschen Meistern. Breslau, S. Schottlaender.

Thomas. — Goethe's Faust. Edited by Calvin Thomas. Volume II. Boston, D. C. Heath and Co. 1897.

Tomé. — Geografia del presente e dell' avvenire ossia etnografia e geografia politica del mondo civile giusta i principii della etnicarchia. Di Giuseppe Tomé. Tre Parte. Porto Maurizio. Presso l'autore. 1880—1898.

Tönnies. — Ueber die Grundthatsachen des socialen Lebens. Von Dr. Ferdinand Tönnies. Bern, Steiger & Cie. 1897.

Trapp und Pinske. — Das Bewegungsspiel. Seine geschichtliche Entwicklung, sein Werk und seine methodische Behandlung nebst einer Sammlung von über 200 ausgewählten Spielen und 25 Abzählreimen. Bearbeitet von Eduard Trapp und Hermann Pinske. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1897.

Trog. — Jakob Burckhardt. Eine biographische Skizze. Von Hans Trog. Basel, R. Reich (vormals C. Detloff). 1898.

Trowitzsch's Damen-Kalender auf 1898. Einundfünfzigster Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trowitzsch's Volks-Kalender auf das Jahr 1898. Einundfünfzigster Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Turner. — Das Problem der Krystallisation. Von A. Turner. Mit sechsundzwanzig Tafeln. Leipzig, Theod. Thomas. 1897.

Turner. — Die Kraft und Materie im Raume Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie. Von A. Turner. Fünfte veränderte Auflage. Mit zwanzig Tafeln. Leipzig, Theod. Thomas. 1897.

Ufer. — Ueber Sinnestypen und verwandte Erscheinungen. Von Chr. Ufer. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Uhland's Tagebuch. — 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß. Herausgegeben von J. Hartmann. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Ulrich. — Hülfsbüchlein zur Erlernung der englischen Conversationssprache oder zweiunddreissig Gespräche mit den dazu gehörenden Vokabeln. Von Dr. Wilh. Ulrich. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1897.

Unsere Monarchie. — Die österreichischen Kronländer zur Zeit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner K. u. K. Apostolischen Majestät Franz Joseph I. Herausgegeben von Julius Laurentic. Wien, Georg Szelinski, K. u. K. Universitäts-Buchhandlung. (o. J.)

Veer. — Im Spiegel. Von J. H. de Veer. Vorschoten bei Leiden. Selbstverlag des Verfassers J. H. de Veer. 1898.

Villinger. — Aus dem Badener Land. Geschichten von Hermine Villinger. Illustrirt von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Vischer. — Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Aesthetik. Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Mit seinem Bildniß. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Vito la Mantia. — I privilegi di Messina (1129 bis 1816). Note storiche con documenti inediti del comm. Vito la Mantia. Palermo, Libreria Alberto Reber. 1897.

Wachler. — Ueber Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze. Eine philosophische Untersuchung von Ernst Wachler. Berlin, E. Ebering. 1897.

Walter. — Der Erzbischof von Toledo. Erzählung von Max Walter. Leipzig, Akademische Buchhandlung, Gebrüder Wenck.

Weddigen. — Theater. Dramatische Dichtungen von Otto Weddigen. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Robert Friese. Sep. Cto.

Werner. — Die deutsche Flotte. Von Contre-Admiral a. D. Reinhold Werner. Herausgegeben vom Alldeutschen Verband. München, J. F. Lehmann 1898.

Wertheimer. — Die Verbannten des ersten Kaiserreichs. Von Eduard Wertheimer. Leipzig, Duncker & Humblot. 1897.

Wessel. — Lorelei. Liedersammlung für gemüthliche Kreise. Herausgegeben von Wilhelm Wessel. Minden i. W., J. L. L. Bruns.

Wesselhöft. — Der Garten des Bürgers und Landmanns, insonderheit des Geistlichen und Lehrers auf dem Lande. Von Johannes Wesselhöft. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 129 in den Text gedruckten Abbildungen. Langensalza. Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Wilamowitz-Moellendorf. — Bakchylides. Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1898.

Wildenbruch. — Tiefe Wasser. Fünf Erzählungen von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel. 1898.

Wolff. — Olympia im Kattenlande. Eine Nationalfest-Schrift von Ludwig Wolff. Kassel, Ernst Hühn. 1897.

Wundt. — Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Von Wilhelm Wundt. Dritte umgearbeitete Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1897.

Zarncke. — Aufsätze und Reden zur Cultur- und Zeitgeschichte von Friedrich Zarncke. Leipzig. Ed. Avenarius. 1898.

Zart. — Chidher in Sage und Dichtung. Von Dr. G. Zart. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Zehender. — Die Welt-Religion auf dem Columbia-Congress von Chicago im September 1893. Mit einigen Zusätzen und Erläuterungen von Prof. Wilhelm von Zehender. München, Druck der Buchdruckerei der „Allgem. Zeitung". 1897.

Zeitschrift für Socialwissenschaft. — Herausgegeben von Dr. Julius Wolf. Erster Jahrgang, erstes Hett Berlin, Georg Reimer. 1898.

Zwiedineck-Südenhorst. — Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs. (1806—1871) von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Erster Band (1806—1815). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Zyromski. — Lamartine poète lyrique. Par Ernesti Zyromski. Paris, Armand Colin et Cie. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 13 1967

AP
30
D4
Bd.94

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY